DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE WOCHE

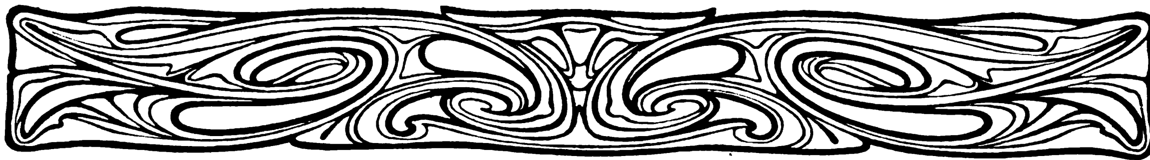
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 3 (Heft 27—40)

vom 1. Juli bis 30. September 1916.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 63.



Sachregister.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

M.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.



DIE·WOCHE

Nummer 27. Berlin, den 1. Juli 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

20. Juni.

Starke russische Angriffe gegen die Kanalstellung südwestlich von Logischin brechen unter schweren Verlusten im Sperrfeuer zusammen. Die fortgesetzten Bemühungen des Feindes gegen die Styr-Linie bei und westlich von Kolki bleiben im allgemeinen ohne Erfolg. Bei Gruziatyn ist der Kampf besonders heftig. Zwischen der Straße Kowel—Luck und der Turya brechen unsere Truppen an mehreren Stellen den zähen, bei Kisielin besonders hartnäckigen russischen Widerstand und dringen kämpfend weiter vor. Die Russen haben ihr Vorgehen in Richtung auf Gorochow nicht fortgesetzt. In der Bukowina hat der Feind unter Kämpfen den Sereth überschritten.

21. Juni.

Bei Gruziatyn (westlich von Kolki) werden über den Styr vorgegangene russische Kräfte durch Gegenstoß zurückgeworfen. Nordwestlich von Luck setzt der Gegner unserm Vordringen starken Widerstand entgegen; die Angriffe bleiben in Fluß. Auch südlich der Turya geht es vorwärts.

22. Juni.

Zwischen Sokal und Liniewka sind die russischen Stellungen von unseren Truppen genommen und gegen starke Gegenangriffe behauptet. Fortgesetzte Anstrengungen des Feindes, uns die Erfolge nordwestlich von Luck streitig zu machen, bleiben ergebnislos.

Bei der Armee des Generals Grafen v. Bothmer werden vielfache starke Angriffe des Gegners aus der Linie Hajworonka—Bobulince (nördlich von Przewloka) unter schwersten Verlusten für den Feind abgeschlagen.

Die Vertreter der Vierverbandsmächte überreichen der griechischen Regierung ein Ultimatum, in dem sie u. a. die Forderung der Demobilisierung und der Bildung eines neuen Kabinetts aufstellen. — Zaimis übernimmt infolge der Demission des Kabinetts Skuludis die Ministerpräsidentschaft und akzeptiert die Forderungen.

23. Juni.

Drei französische Angriffe gegen unsere westlich der Feste Vaux genommenen Gräben werden abgewiesen.

Karlsruhe und Müllheim i. B. sowie Trier werden durch feindliche Flieger angegriffen. Eine Reihe von Opfern aus der bürgerlichen Bevölkerung ist zu beklagen. Die Angreifer verloren vier Flugzeuge.

Trotz mehrfacher feindlicher Gegenstöße bleiben unsere Angriffe westlich und südwestlich von Luck im Fortschreiten. In der Front vorwärts der Linie Beresteczko—Brody werden russische Vorstöße glatt abgewiesen.

24. Juni.

Rechts der Maas brechen unsere Truppen, an der Spitze das 10. bayrische Infanterie-Regiment König und das bayrische Infanterie-Leib-Regiment, nach wirksamer Feuervorbereitung auf den Höhenrücken „Kalte Erde" und östlich davon zum Angriff vor, stürmen über das Panzerfort Thiaumont, das genommen wurde, hinaus, erobern den größten Teil des Dorfes Fleury und gewinnen auch südlich der Feste Vaux Gelände. Bisher sind in die Sammelstellen 2673 Gefangene, darunter 60 Offiziere, eingeliefert.

Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen wird der Angriff bis in und über die allgemeine Linie Zubilno—Watyn—Zwinianze vorgetragen. Heftige feindliche Gegenangriffe scheitern.

25. Juni.

Unserm fortschreitenden Angriff im Osten gegenüber bleiben weitere starke russische Gegenstöße besonders beiderseits von Zaturce völlig ergebnislos. Südlich des Plaszewka-Abschnitts (südöstlich von Beresteczko) werden mit nennenswerten Kräften geführte feindliche Angriffe restlos abgeschlagen.

In der Bukowina beziehen die österreichisch-ungarischen Truppen zwischen Kimpolung und Jakobeny neue Stellungen. Die Höhen südlich von Berhometh und Wisznitz werden ohne feindliche Einwirkung geräumt.

26. Juni.

Zur Wahrung der vollen Freiheit des Handelns wurde die österreichisch-ungarische Front im Angriffsraum zwischen Brenta und Etsch stellenweise verkürzt.

Von unserer Torpedowaffe im Kriege.

Von Prof. Dr. Hugo Dinger (Jena).

Genaue Einzelheiten aus der siegreichen Seeschlacht vor dem Skagerrak sind noch nicht bekannt, und aus leicht begreiflichen militärischen Gründen wird es wohl geraume Zeit dauern, bis solche übersichtlich vorliegen. Aber so viel ist doch durchgedrungen, daß sich unsere Torpedowaffe glänzend bewährt hat. Damit ist die blasse Theorie der Überlebtheit einer Waffe samt aller Einseitigkeit wieder einmal durch die lebendige, mutige Tat ad absurdum geführt worden.

Einst hatte man geglaubt, die Torpedoboote machten den Bau von größeren Schlachtschiffen überflüssig, da eine hinreichende Anzahl dieser kleinen, flinken Fahrzeuge, die mit einem einzigen Schuß ein mächtiges Linienschiff zu vernichten imstande sind, ausreichend sei, die deutsche Küste zu schützen. In der Neuzeit aber war mancher der Ansicht, auch das über dem Wasser dahinsausende Torpedoboot sei bereits „historisch" überwunden, und zwar durch das moderne Tauchboot. Da hat der ernste Kampf unterm Skagerrak den Wert auch dieser Seewaffe deutlich erwiesen und um das „alte Eisen" des Torpedobootes frischen Lorbeer gewunden als Lohn

für jahrzehntelange unablässige, mühevolle Friedensarbeit. In offener, großer Seeschlacht, bei höchster Geschwindigkeit von Freund und Feind, im Schaume der von Hunderttausenden von Pferdekräften und Tausenden von einschlagenden Geschossen aufgewühlten See ist für das U-Boot heutzutage noch kein Platz gewesen. Das pfeilschnell dahinjagende Hochsee-Torpedoboot hat sich auf der Höhe seines Lebens gezeigt und unter deutscher Flagge seine ganze Bedeutung offenbart.

Die Torpedowaffe ist in ihrer Entwicklung durchaus nicht stehengeblieben, sondern hat gerade in neuester Zeit unablässige Fortschritte gemacht. Zieht man die frühesten Versuche Fultons — auch des Erbauers des ersten Dampfschiffes — mit in Betracht, so ist sie heute rund einundeinviertel Jahrhundert alt. Aber zum wirklich beachtenswerten Kampfmittel im Seekriege wurde der Torpedo erst durch den „Fischtorpedo", den der österreichische Seeoffizier Lupis erfand, und den Whitehead zur Fabrikation ankaufte und verbesserte. Es ist der Typ des modernen, abzuschießenden und sich selbst regulierenden Torpedos. Im Deutsch-Französischen Kriege besaß die deutsche Marine nur kleine Boote mit „Spierentorpedos", Sprengkörper, die an langen Stangen an das feindliche Schiff herangebracht werden sollten. Sie sind gar nicht zur Verwendung gelangt. Als die Schichauwerft in Danzig einen vollendeten Typ für Torpedoboote brachte, baute Deutschland das Torpedowesen mit größtem Nachdruck aus.

Wie bekannt, ist die Torpedowaffe nicht auf besondere Fahrzeuge beschränkt, auch jedes größere Schlachtschiff und jeder Kreuzer führt sie an Bord und vermag sie durch Unterwasserrohre zu entsenden. Allein ihr eigentlicher Träger sind die Torpedoboote, die „Kavallerie des Wassers", die „schwarzen See-Husaren", sie bilden die Vorhut der Flotte, jagen voran, klären auf und beunruhigen den Feind. Sie sind die schnellsten Kriegsfahrzeuge, die es gibt.

Die Treffweite des Torpedoschusses ist wesentlich gewachsen; vor ungefähr zwanzig Jahren war die Grenze bei 800 Meter, sicher aber nur auf noch nicht die Hälfte. Jetzt, bei den neuesten Schiffen, zählt man nach Kilometern; die genaue Angabe muß militärisches Geheimnis bleiben, doch reicht ein Torpedo modernster Bauart beträchtlich weiter, als der Laie anzunehmen pflegt.

Es ist etwas Unheimliches um solch ein pechschwarzes kleines Schiff. Wenn es in Friedenzeiten plötzlich vor dem sonnigen Badestrand auftauchte oder gar auf eine kurze Weile an der Landungsbrücke festmachte, erweckte es uns gruselnde Neugier. Warum streicht man die Torpedoboote schwarz an? Nicht des „Kohlenrußes wegen", wie ein kluger Backfisch die Zuschauer rings belehrte, sondern aus Anpassung, aus „mimicry", wie der Naturforscher zu sagen pflegt. Die Torpedoboote sind vornehmlich für den Angriff zur Nacht bestimmt. Der Städter macht sich keinen rechten Begriff von der Finsternis einer Nacht auf See, zumal bei wolkenbedecktem Himmel. Als ich auf einer Kriegsberichterstatterfahrt aus der Messe an Deck steigen wollte, glaubte ich, die eiserne Tür des Niedergangs öffnen zu müssen, und tastete nach der Klinke. Aber die Pforte stand offen! Das Stockdunkel in dem fensterlosen Aufbau und das der Nacht waren eins; kein noch so matter Lichtschimmer zeichnete das Viereck der offenen Tür ab.

In solcher Nacht oder in dickem Nebel müssen sie heranjagen, den kreisenden Lichtblitzen der feindlichen Scheinwerfer behende ausweichend, um dem feindlichen Panzerkoloß ihr verderbenbringendes Geschoß auf den Leib zu schicken. So vernichtete z. B. „S 90" vor Tsingtau einen japanischen Kreuzer. Und sie wissen ihr Ziel zu erreichen. Wissen auch, wenn es im Küstenwachtdienst gilt, vor der Minensperre zu ankern, den Ruheplatz zu finden.

Man hat im Frieden mitunter gemurrt über die Manöver mit abgeblendeten Lichtern, über das kühne, haarscharfe Vorbeifahren am Bug von in voller Fahrt befindlichen Schlachtschiffen, aber jetzt zeigt es sich, was eiserne Disziplin und unablässige Schulung der Besatzung erreicht haben. Und in Anbetracht der zahllosen Übungen waren Unglücksfälle nur seltene Ausnahmen.

Torpedoboote gehen ohne Schonung der eigenen Kräfte gegen den Feind vor, bei ihnen gibt es keine Rücksicht auf Material oder Leben. Und noch mehr: die Mannschaft steht im Kampf ohne die geringste Deckung. Frei stehen Offiziere und Wachen auf der offenen Kommandobrücke, frei der Rudergänger vor ihnen, dessen beide Fäuste das Steuerrad unablässig drehen, in eiserner Ruhe und Klarheit, ob auch die Geschosse sausen und einschlagen und ringsum es kracht und splittert — so lange, wie er selbst noch drehen und stehen kann. Frei steht die Bedienung vorn und hinten neben den Deckgeschützen, frei und ungeschützt auch die, die kaltblütig die Torpedorohre zu schwenken, zu zielen, abzufeuern und zu laden haben, mit einer Präzision, bei der Bruchteile von Sekunden in Frage kommen. Nicht nur der feindliche Geschoßhagel droht, auch die Seen, die über das niedrige Deck hinwegrollen, reißen manchen wackeren Mann ins feuchte Grab. Es braucht noch lange nicht Sturm zu sein, wenn unter dem Brückenaufbau hindurch fußhoch das Wasser über das Schiff hinwegströmt wie ein geschwollener Gießbach auf dem Lande, den ein Gewitterwolkenbruch schäumend aus den Ufern treibt. Und dann zittert und bebt das Boot auf der „vollen Fahrt" an allen Ecken und Enden, schwingt ein leiser Rhythmus durch das ganze Gebäude in der Längsrichtung bei bestimmter Anzahl Umdrehungen der Maschine. Ein großes Schiff trotzt durch Umfang und Schwere dem Seegang, fast überlegen zermürbt es ihn, aber das leichte, kleine Torpedoboot muß sich ihm anpassen; in kraftvollem Drang windet es sich vorwärts, es neigt sein Haupt hinüber, herüber wie ein zielbewußter, kraftvoller Schwimmer, es schüttelt und bäumt sich — aber rastlos drängt es sich voraus. . . Von der Brücke nach rückwärts gesehen gleicht es einem ungeheuren Meerdrachen, der mit hocherhobenem Hals durch die Fluten rennt, seiner Beute zu, in grimmigem Kampfe einen hundertmal stärkeren Feind zu zerstören oder — selbst vernichtet zu werden.

Und nun ermesse man die knappe Kunde von der letzten Seeschlacht: Unsere Torpedoflotte hat auch bei Tage die Engländer angegriffen. Sie kamen dahergebraust, die schwarzen Gesellen, in ihrer dunklen Farbe Ziele für die unablässig feuernden Schlünde der großen Gegner, wie für die Kanonen der gleichartigen feindlichen Genossen. Wahrlich eine deutsche Tat, die unauslöschlich in der Kriegsgeschichte bestehen wird. Fünf haben ihren Heldenmut mit dem Untergange besiegelt. Bei aller Trauer um die Männer, die ihr Grab in der „deutschen See" fanden, dürfen wir sagen: nur fünf. Denn gewiß einer ungleich größeren Anzahl ist das tolle Heldenstück gelungen. Aber schon früher hat ein deutsches Torpedoboot ein gleiches Stück vollbracht: Im Seegefecht vor Helgoland am 24. Januar 1915, als

der „Blücher", von Übermacht umzingelt, sank, stürzte ein in seiner Nähe befindliches Torpedoboot auf einen der Feinde los und brachte ihn — nach Berichten den „Tiger" — durch zwei Schüsse auf den Grund des Meeres. Es ist glücklich wieder heimgekehrt. Nur ausgewählte Mannschaft ist an Bord eines Torpedobootes. Jeder Posten vom Kommandanten bis zum letzten Heizerdienst ist mit schwerer Verantwortung belastet. Der Matrose, der in Nacht und Nebel dicht vor dem Minenfelde auf den Anker zu passen hat, der Ausguck, der mit dem Prismenglase die Wellen nach dem Periskop feindlicher U-Boote absucht, hat nicht weniger das Schicksal des ganzen Schiffes, Leib und Leben seiner Kameraden auf sich als der wachthabende Offizier, der mit Blitzesschnelle den Befehl zum Seitensprung des Schiffes gibt, kraft dessen in wenigen Sekunden dem feindlichen Torpedo noch ausgewichen werden kann.

Der Dienst ist schwer und stellt an die Besatzung harte Anforderungen. Jedermann hat von Mitternacht zu Mitternacht mindestens eine Tag- und eine Nachtwache zu „gehen", die Seeleute oben an Deck, das Maschinen- und Heizerpersonal drunten im Raume. Aber auch in den Pausen ist noch mancherlei Arbeit zu verrichten. Und wenn es not tut, dann müssen alle Mann auf den Beinen sein. Droben pfeift der Wind um die Ohren, übergießen die hereinbrechenden Seen die Leute und spritzen über die Brücke bis hinauf zu den Signalgästen auf dem Scheinwerferstand, man schützt sich zwar, so gut es eben geht, aber man wird immer pudelnaß. Und wenn zur Winterzeit das ganze Schiff fußhoch mit Eis überkrustet ist, dann hängen die langen Eiszapfen nicht nur an Masten und Tauwerk, nein auch an Mützen, Kragen und Mantelschößen und — Bart, so jemand sich den Luxus eines solchen gestatten will. Da die Schiffe, um bei Verwundungen möglichst schwimmfähig zu bleiben, durch Schotten in einzelne Teile geschieden sind, zwischen denen es keine Türen geben darf, ist kein Weg unter Deck möglich; müssen so z. B. die Heizer aus dem heißen Kesselraum über Deck laufen, um nach der Ablösung in ihr Logis vorn in der Back zu gelangen. Auch die Unterkunft unter Deck ist nicht gerade gemütlich. Auf einem Torpedoboot ist der Raum erst recht spärlich. Zuerst kommen die Maschinen, alsdann die Kohlen, und was übrigbleibt, damit müssen sich die Menschen begnügen. Selbst die Offiziers-„Messe" ist nicht viel größer als die Kajüte auf einer mittelgroßen Segeljacht.

Volksspende für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen

Heraus, deutsche Gewissen!

Tausende ruhn in der Erde Schoß,
Fielen im Sieg und im Jubelsturm,
Tausende wandern blutend und bloß —
Glücklich auch sie! Denn das härteste Los:
Gefangen zu starrn hinter Mauer und Turm.
Gefangen, gefangen, verschleppt und bedroht
Unsere Brüder und Söhne, vom Schicksal verstört,
Und kämpften für euch, wie die Tapfern, die tot!
Wie die Braven, die wund! Und ein schimmelndes Brot
Ist der Glücklosen Teil, wenn die Heimat nicht hört.
Hört, hört denn daheim, die in Freiheit ihr lacht,
Weil die Stürmer euch schützten mit wütendem Schwert:
Für sie, die die Freiheit zum Opfer gebracht,
Gebt, gebt und sendet ein Licht in die Nacht
Und zeigt euch im Opfer — der Freiheit wert!

Großes Hauptquartier. Rudolf Herzog.

M. Z.

Unter dem Allerhöchsten Schutze



Ihrer Majestät der Kaiserin u. Königin

Und für jeden Mann eine Hängematte: das gibt es leider nicht. Eine mollige, warme und ungestörte Nachtruhe gibt's für niemand an Bord, am wenigsten für den Kommandanten. Der kommt während der Fahrt nie aus den Kleidern, denn immer muß er bereit sein, auf die Brücke zu eilen und im Augenblick auch die richtige Entscheidung treffen. Nur ein Stündchen Ruhe auf dem Kanapee oder in der Koje, zumeist am Tage, kann er sich leisten. Man muß das Versäumte dann im Hafen nachzuholen suchen, so gut es geht.

Der Dienst auf den Torpedobooten ist überdies recht verschieden, je nach der Aufgabe, die dem einzelnen Schiff bzw. seinem Verband gestellt ist. Und diese Aufgabe richtet sich zumeist nach dem Alter des Fahrzeuges. Es ist klar, daß zum Kampf der Schlachtflotte nur die neuesten und vollkommensten Boote ausfahren können. Nur diese haben die für das moderne Gefecht erforderliche höchste Geschwindigkeit, den größten Raumgehalt für Kohlen und somit auch den größten Aktionsradius, vor allem auch die größte Reichweite ihrer Torpedos. Sie vertreten in der deutschen Marine den Typ der englischen „Zerstörer" (destroyers), eine Bezeichnung, die bei uns nicht eingeführt worden ist. Mit ihnen sind seit Beginn des Krieges fast ununterbrochen Kundschafterfahrten und Vorstöße nach dem Kanal und gegen die englische Ostküste unternommen worden, ohne daß die Öffentlichkeit von den dabei geschehenen Leistungen im einzelnen Kenntnis erhielt.

Eine ältere Klasse dient zur Kontrolle der Schiffahrt an den Minensperren. Es ist ein eigenartiges Bild da draußen: rechts und links ein Verkehr von Dampfern und Seglern, deutsche und neutrale, fast wie in Friedenzeiten. Aber die Mitte ist leer — eine wüste, weite Fläche, auf der nur die Wogen tänzeln und huschen, unheimlich: das Minenfeld. Umsäumt ist es von deutschen Wachtschiffen: Fischdamper, Schlepper und — die Passagierdampfer, die uns ehedem als fröhliche Feriengäste an Bord hatten. Wie die Husaren zu Lande flitzen die Schwarzen hier auf und ab, mit Fixigkeit und Schneid jagen sie um das langsame Handelsschiff herum und veranlassen es zum Stoppen. Manch biederer „Neutraler" wird da, ungeachtet allen Schimpfens und Protestierens, in den deutschen Hafen eingebracht und ihm die für Rußland oder England bestimmte Bannware oder gar Kriegsmaterial abgenommen. So schützen die „blauen Jungens" zur See die Feldgrauen auf nasser, dunkler Flut Tag und Nacht mit Leib und Leben. Auch die Suche nach feindlichen U-Booten ist ihre Aufgabe. Da steht Mann an Mann an die Reeling der Brücke gedrängt, das Prismenglas vor den Augen, und schaut nach dem oft kaum erkennbaren Periskop aus. Wie wir aus den Zeitungen wissen, ist auch diese Jagd nicht vergeblich gewesen. Nur davon, daß manch ein Boot mit knapper Mühe und dank blitzschneller Exerzitien dem feindlichen Torpedo entgangen ist, verlautete nichts. Immer ist die Mannschaft bereit am Geschütz und an den Lancierrohren — auch ein feindlicher Kreuzer könnte einmal auftauchen — und dann geht es auf ihn los — du oder ich!

Andere Torpedoboote liegen weit in See vor den Flußsperren. Auch das ist ein schwerer Dienst, zumal im Winter, wenn die West- und Nordweststürme wehen, Schneegestöber wirbelt und die schweren Ankerketten zu zerspringen drohen. Seit zwei Jahren währt die harte Arbeit unserer Seeleute dort auf der Wacht. Kein Kriegsbericht kündet von dem täglichen stillen Heldentum, das dort geleistet wird von blutjungen Burschen und Freiwilligen, von älteren Reservisten, die Weib und Kind daheim haben und mit deren Bildern die nackte kalte Schiffswand zu schmücken suchen. Aber ihr Mut und ihre Begeisterung sind unvermindert, ein Geist erfüllt alle, Offiziere und Mannschaft: der Stolz auf ihre Waffe, die Treue zum Vaterland und die mutige Hoffnung auf dessen endlichen Sieg!

Kriegsarbeit und Frauenerziehung.

Von Gräfin Margarete Keyserlingk, Cammerau.

Groß sind die Leistungen des deutschen Volkes in der Gegenwart. Die Zukunft wird von Deutschlands Männern und Frauen nichts Geringes fordern. Darum erscheint uns jetzt die Frauenfrage erneut im Lichte des Staatsgedankens. Verschwindend klein nur ist noch die Gruppe derer, die sie ausschließlich unter dem Gesichtspunkte neidischen Wettbewerbs des weiblichen mit dem männlichen Geschlechte betrachtet. Im Gegensatz zu dieser Richtung tritt uns gegenwärtig rein und selbstlos die „Frauendienstpflicht" entgegen. Nicht graue Theorie ist's, mit der man sich befaßt. Der Krieg zeigt uns schon ihre praktische Betätigung. Jede deutsche Frau, gleichviel welchen Standes, schätzt sich glücklich, sie in irgendeiner Form zu üben. Man ist bereit, anzuerkennen, daß Besseres geleistet werden könnte, wenn die Frauenerziehung mehr auf diesen Punkt eingestellt würde. Selbstlose Lebensauffassung, volkswirtschaftliches Verständnis und praktische Tüchtigkeit müssen die Grundlage bilden.

Weite Kreise fordern zur Erreichung dieses Zieles ein Frauendienstjahr. Die Flut derartiger Anregungen ist überwältigend. Man müht sich allerseits, über die Theorie hinauszukommen und praktische, durchführbare Vorschläge zu machen. Dabei geht naturgemäß jeder bei Erörterung der Frauenfortbildung von seinen persönlichen Erfahrungen aus. Zwischen den Wünschen der Stadt und der Landbewohner, zwischen denen der Erwerbstätigen und der Berufsfreien bestehen große Unterschiede. Wir sind geneigt, solche Unstimmigkeiten zu beklagen; und doch liegt gerade in dem Widerstreit der Meinungen das Heilsame ihres sachlichen Ausgleichs. Jeder muß sich darüber klar sein, daß er in seinem Denken und Handeln mit verantwortlich ist für die Entwicklung der Zeitfragen. Je mehr praktisch Erfahrene mitdenken und als Träger ihrer Gedanken willkürlich oder unwillkürlich gestaltend einwirken, desto sicherer die zweckmäßige Ausgestaltung. Leider finden wir häufig, daß gerade recht lebenstüchtige Frauen es grundsätzlich ablehnen, sich mit den Fragen der Frauenfortbildung zu befassen. Neben denen, die tastend den rechten Weg suchen, ziehen sich viele ganz zurück, weil sie an eine Gesundung früherer unreifer Auffassungen nicht glauben wollen. Der Verdacht der unvermeidlichen Verquickung politischer Bestrebungen mit solchen rein volkswirtschaft-

licher und ethischer Natur schreckt weite Kreise ab. Und doch sollte man erkennen, daß nur die lebendige Anteilnahme aller Kreise zu einer segensreichen, alle Interessen berücksichtigenden Fortentwicklung führen kann. Die Fragen selbst sind durch Ablehnung einzelner nicht aus der Welt zu schaffen.

Es gilt nun, einen Weg zu finden, der einem jeden zur Gestaltung eines eigenen, umfassenden Urteils über die Frage der Frauenerziehung im Lichte des Staatsgedankens verhilft. Nach dieser Grundlage suchen diese Zeilen. Die Entwicklung der Frauendienstpflichtfrage hat etwas Verwandtes mit der Entstehung eines Gemäldes: Wer je einen Künstler schaffen sah, kennt die Anfangstadien; die harten Linien, krasse Farbflecke, Uebertreibungen der Charakteristik; — wir brauchen in der Frauenfrage nach diesen Erscheinungen nicht weit zu suchen! — der weiß, wie leicht der Zeitpunkt für den Maler kommt, in welchem er sich vergeblich müht, die Ursachen der Schwächen seines Werkes herauszufinden. Er setzt hier ein Licht auf, ändert dort eine Linie und erreicht dabei nichts als schlimmere Verzeichnungen, verfehlte Wirkung. Dann greift er, hilfesuchend, zum Spiegel. Den Fehler, den sein eigenes, an die Einzelheiten des Bildes gewohntes Auge nicht sah, erblickt er darin ohne Mühe. Das zurückgeworfene Gesamtbild zeigt ihm den Weg zur Vollendung.

Ein solches kurzes Bild zu geben, soll hier versucht werden. Die Kriegsgegenwart läßt das Frauenleben im Volksganzen klar hervortreten. Gleich wichtig erscheint Leben und Wirken aller Frauen heut, ob sie im bürgerlichen oder im Hausfrauenberuf stehen, ob sie sozial oder caritativ arbeiten. Um den gesuchten kritischen Ueberblick zu gewinnen, gilt es zu prüfen, wie die Anpassungsfähigkeit der verschiedenartig vorgebildeten Frauen in dieser Kriegzeit ihre Feuerprobe bestanden hat. Nicht anders wird im Durchschnitt ihre Leistungsfähigkeit in Friedenzeiten zu bewerten sein.

Nur für die caritative Betätigung der Frau lag ein fertiger Plan bei Kriegsbeginn vor. Sie stellt die positivste Form des Frauendienstes dar. Das System hat sich im ganzen bewährt. Wenn wir dabei hier und dort Enttäuschungen erlebt haben, so liegt die Schuld an der in erster Kriegshast übereilten Auswahl und in grundlegenden Erziehungsmängeln der deutschen Mädchen. Denen, die versagt haben, fehlte zumeist der sittliche Begriff der Frauenpflicht oder die praktische Tüchtigkeit. Wer seine Anregung zum Dienst in der Kriegskrankenpflege sentimentalen Romanen oder selbstsüchtigen Erwartungen entnahm, fand sich nur selten in der harten und doch so reichen Wirklichkeit zurecht. Die Unfähigkeit vieler Schwestern, auch nur die einfachste Krankensuppe zu kochen, ist ein anderer typischer Mangel. Daß noch jetzt, nach so langer Kriegsdauer, nicht weniger als 61 000 Frauen und Mädchen in der Kriegskrankenpflege tätig sind, zeigt immerhin, wie selbstlose Hingabe die deutschen Frauen auch jetzt großer Leistungen fähig macht. Leider hat ein Kreis wertvoller, innerlich reifer Persönlichkeiten aus dieser Arbeit ausscheiden müssen: fast alle die, welche einem bürgerlichen Berufe angehören — Lehrerinnen z. B. — mußten in denselben zurückkehren. Das Material für diese ausgesprochene Kriegsarbeit besteht also — eine bemerkenswerte Tatsache — im wesentlichen in berufslosen Frauen. Ziffernmäßig nicht anzugeben, aber wohl kaum weniger zahlreich sind die weiblichen Arbeits- und Hilfskräfte, welche in Soldatenheimen, Bahnhofserfrischungstellen, Lazarett- Küchen- Wäschekammern und Bibliotheken, Sanitätsdepots und Liebesgaberversandstellen vielfach recht angestrengt tätig sind. Auch dies sind zumeist freie Kräfte. Klagt man nicht selten über Nachlassen in der Beständigkeit ihrer Pflichterfüllung, so gibt das zu denken; neben begründeten Abhaltungen sieht man recht unwesentliche: Das eigene Ich mit seinen Neigungen und Gewohnheiten tritt nicht dauernd zurück hinter selbstgewählten Pflichten.

Es wäre unrecht, hier nicht mancher in der Stille des eigenen Heims geleisteten Liebesarbeit, manches von alten und jungen Händen genähten und gestrickten Gegenstandes zu gedenken. Der ideelle und praktische Wert dieser Gaben, welche sowohl als soziales Bindeglied wie als Ergänzung der militärischen Ausrüstung eine positive volkswirtschaftliche Leistung darstellen, darf nicht gering veranschlagt werden. Hier ist „Frauendienstpflicht“ oft in reinster Hingebung gelebt und empfunden worden. Im reinen, warmen Frauenherzen liegt unbewußt ihr Keim.

Groß sind die Anforderungen, die diese Kriegszeit an soziale Arbeit stellt. Besonders in den Städten. Kinderschutz- und Fürsorge sind zu keiner Zeit notwendiger gewesen als jetzt, da so viele Mütter an Stelle der Männer arbeiten. Familienfürsorge, Unterstützungen von Behörden und Kirchgemeinden in den schwierigen Fragen der Unterstützungserteilung beanspruchen umsichtige, erfahrene Arbeitskräfte. Volksküchen und Nähstuben haben eine große Rolle in unserm Kriegs- Volkswirtschaftsleben gespielt. Es ist erstaunlich, daß solche Aufgaben von überwiegend ungeschulten Kräften überhaupt geleistet werden. Freilich hören wir häufig, daß es noch an Hilfskräften fehlt, oder daß diese mangelhaft arbeiten. Auch für die Gebiete der Gesundheitsfürsorge können wir im Kriegsfall gar nicht genug freie Hilfskräfte finden, welche die einberufenen Gemeindeschwestern einigermaßen ersetzen. Gerade Tuberkulosefürsorge und die mit Rücksicht auf den Riesenverlust an Menschenleben so wichtige Säuglingsfürsorge dürfen in Kriegzeiten nicht vernachlässigt werden. Wie in Stadt- und Industriebezirken, so wird auf dem Lande die Wichtigkeit einer praktischen und verständnisvollen sozialen Fürsorge erneut erkannt; bildet unsere Landbevölkerung doch den Grundstock unseres Wehr- und Nährstandes, von dessen freudigem Schaffen und gesunder Entwicklung Deutschlands Kraft abhängig ist.

Bei Kriegsbeginn glaubte man, daß nur die beruflich ausgebildeten und studierten Frauen sowie die in der Kriegskrankenpflege tätigen für Lösung von Kriegsaufgaben ernstlich in Betracht kommen würden. Auf dieser Annahme bauen sich viele Vorschläge auf, welche ein „Frauendienstjahr“ in Angleichung an die Militärdienstpflicht der Männer behandeln.

Tatsächlich ist die ersatzweise Arbeitsleistung der Frau in diesem Kriege wohl wirtschaftlich nicht weniger wichtig als die vorgenannten Kriegsdienstleistungen. Sie hat eine Ausdehnung angenommen, welche alle Voraussicht weit übertrifft. Neben der industriellen und volkswirtschaftlichen Mobilisierung ist ganz ungewollt eine solche der deutschen Frau einhergegangen. Daß diese nicht systematisch organisiert war, sondern aus den Bedürfnissen des Augenblicks erwachsen ist, hat sich als ein großer Segen erwiesen. Durch Unerfahrenheit entschuldbare, aber empfindlich schädigende Irrtümer, wie sie uns auf anderen Gebieten der wirtschaftlichen Kriegsorganisation begegnen, haben sich hier in größerem Maße nicht gezeigt.

Die Einziehung bisher ungedienter Männer hinterließ unerwartete Lücken. Nicht nur der direkte Kampf gegen den Feind entzieht ungezählte der Heimat; das durch die Besetzung so großer feindlicher Gebiete ins riesenhafte gewachsene Etappenwesen, die Notwendigkeit nutzbringender Verwaltung und Bewirtschaftung fremden Landes hinter der Front forderten ihre Einberufung. So ist es gekommen, daß zur Aufrechterhaltung des Verkehrswesens, zur Fortführung kaufmännischer Bureauarbeit, ja selbst für schwere körperliche Arbeiten, wie Kohlenabladen und dergleichen, die Arbeitskraft der Angestellten und der Arbeiterin herangezogen werden mußte. Die dazu erforderliche Ausbildung hat wohl etwas Zeit und Mühe gekostet. Immerhin dürften die Leistungen dieser Frauen im großen Durchschnitt durchaus befriedigend sein. Gerade die Tatsache, daß jede dorthin gestellt werden konnte, wo Bedarf und ihre Anpassungsfähigkeit dafür sprachen, hat sich als eine Vereinfachung gegenüber einer vorbedachten, schwerfälligeren Organisation, wie sie von vielen als „Frauendienstjahr" gefordert, erwiesen. Arbeitsfreudigkeit und unsere im Durchschnitt gute, vielfach durch Fortbildungsschulen ergänzte Schulbildung haben das Ihre zu dieser ungewollten Kriegsbereitschaft getan. Wo der gute Wille fehlte, fehlte das Frauenpflichtgefühl gegen das Vaterland.

Ein Teil dieser Arbeiterinnen ist aus der leider noch großen Zahl der „Ungelernten" hervorgegangen. Diese, denen die Erziehung kein zweckmäßiges Rüstzeug mit auf den Lebensweg gegeben hat, erschienen bei Kriegsausbruch sowohl selbst am meisten wirtschaftlich gefährdet als eine Gefahr für den Staat. Es wäre für Deutschlands Widerstandsfähigkeit verhängnisvoll geworden, wenn dieser Teil der weiblichen Arbeitskraft wegen ihrer geringen Ausbildung hätte brachliegen müssen. Die heimische Bevölkerung darf im Kriegsfalle ohne Gegenleistung in Werterzeugung und Werterhaltung dem Staate nicht zur Last fallen. Im wesentlichen haben Kriegsindustrie und Heereslieferungen diese unentwickelten Kräfte auszunutzen vermocht. Bei der Arbeit für letztere machte sich allerdings vielfach ein ungenügendes Können in dem fühlbar, was von alters her Frauenarbeit war: im Nähen und Stricken. Hierin war und ist in den unteren Volksschichten viel nachzuholen, sowohl mit Rücksicht auf den Erwerb als auch auf die gesamte Materialersparnis, vor allem in den Städten.

Von der Landarbeiterin erwartete man den Ersatz der männlichen Arbeitskraft als etwas Selbstverständliches und hat sich darin nicht getäuscht, sofern sie nicht ohnehin schon in Friedenzeiten einen vollwertigen Arbeitskoeffizienten darstellte.

So hat sich die Einordnung der Frau in den Kriegswirtschaftsbetrieb als Arbeiterin oder Angestellte verhältnismäßig glatt vollzogen. Viel schwieriger stellt sich zumeist die Frauenarbeit dar, welche in leitenden Stellungen geleistet wird. Besonders im Handwerker- und Kaufmannstand sowie nicht zum mindesten in der Landwirtschaft stehen Frauen eigenen Betrieben vor und halten damit eine Stockung des deutschen Wirtschafts- und Produktionsbetriebs auf. Es liegt ein kleines Heldentum gerade in dieser so selbstverständlich scheinenden Tätigkeit: in den meisten Fällen ist die Frau nicht vorgebildet; mag sie auch als Gefährtin des Mannes manchen Einblick in die Geschäfts- oder Wirtschaftsführung getan haben, so ist es doch schwer für sie, die volle Verantwortung tragen zu müssen, und das unter den wesentlich erschwerten Umständen, welche die Verkehrs- und Verbrauchsregelung der Produkte mit sich bringt. Aber es geht! Der Wille der Frauen, das Ihre zu tun, um ihre eigene Existenz wie die des gesamten Landes aufrechtzuerhalten, hilft den tüchtigen unter ihnen über alle Schwierigkeiten hinweg. Freilich wären durch eine planmäßige praktische Erziehung manche Sorgen und Wertverluste vermieden worden.

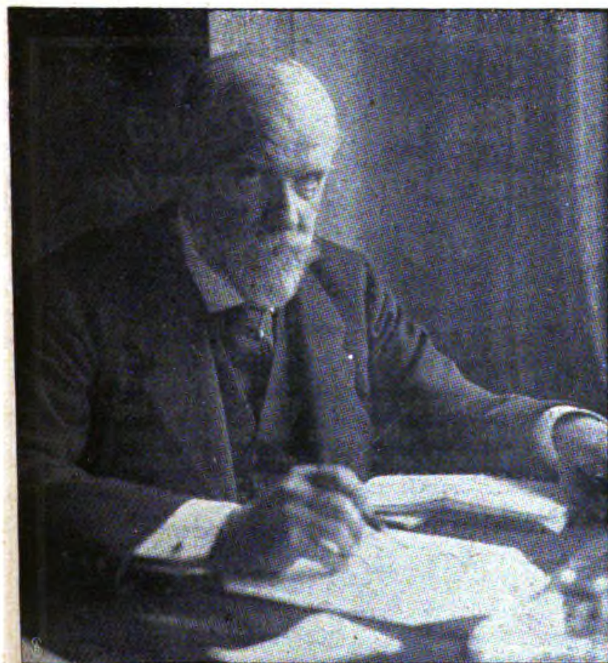
Am glücklichsten waren und sind naturgemäß die wissenschaftlich ausgebildeten und studierten Frauen mit ihren Kriegsdienstleistungen daran. Ihre vollwertige Arbeit kann jede Lücke in „Männerberufen" füllen, und wie die meisten der daheimgebliebenen Männer arbeiten sie jetzt mit größter Kraftanspannung „für zwei". Eine einseitige Berücksichtigung dieser Tatsache führt viele zur Forderung beschleunigter Verberuflichung der Frauen. Hie in in erster Linie Staatsinteresse zu sehen, ist ein Irrtum. Gerade der Staat braucht im Kriege wie im Frieden in erster Linie unerschöpfliche Frauenkraft. Eine Förderung des Frauenstudiums kann nur dort Staatsinteresse sein, wo es sich darum handelt, hervorragend beanlagten Persönlichkeiten zur Ausnutzung ihrer geistigen Fähigkeiten zu verhelfen. Immer aber wird man fordern müssen, daß auch diesen Frauen eine elementare Vorbildung mitzugeben sei, die sie befähigt, gegebenenfalls häusliche Pflichten zu erfüllen.

So hat sich der Frauendienst im Kriege an allen beruflichen Gebieten gestaltet. Neu und unerwartet ist die Erscheinung, daß auch die Hausfrau ihren Anteil an der Verantwortung für den Ausgang des Krieges mitzutragen hat. Wären alle Frauen aller Stände sich dessen noch mehr bewußt, hätte nicht erst die bittere Lehrzeit dieser letzten Monate diese Tatsache gewaltsam allen, auch den widerstrebendsten, aufgedrängt! Daß hier schwere Erziehungsmängel vorliegen, ist unverkennbar. Das Können der deutschen Frau in dem, was ihr am nächsten liegen sollte, in Wirtschaftsleitung und häuslicher Arbeit, hat die Feuerprobe nicht bestanden. Viele, deren Tüchtigkeit außer allem Zweifel stehen mag, konnten sich von selbstsüchtigen Gesichtspunkten nicht losreißen und wollten nicht einsehen, daß freiwillige Anpassung an die Gebote der Zeit Vaterlandspflicht sei. Wer nicht aus eigenem Antriebe daran gegangen ist, mit verwöhnenden Gewohnheiten zu brechen, der muß sich jetzt dem Zwange fügen. Eine harte Schule für die ältere Generation! Möchte die zukünftige eine aus den Lehren dieser Zeit geschöpfte Schulung von Jugend an mit auf den Lebensweg bekommen! Mehr als alles andere hat die Erfahrung, daß persönliche Tüchtigkeit und Einsicht der Frauen unserem Volke dringend not sind, die Frage der Mädchenfortbildung angeregt. Man wird diese Anforderungen nicht allein an unsere ordnungsmäßigen Schulen stellen können. Ihnen liegt es ob, ein für die Lehrzeit und Reife der Mädchen oft überreiches Maß an Wissen und Bildung zu übermitteln sowie pädagogisch einzuwirken. Als etwas Selbstverständliches erwartete man, daß den Mädchen alles Wünschenswerte in praktischer und ideeller Hinsicht aus der elterlichen Häuslichkeit mit auf den Weg gegeben werde. Die Erfahrung ist schmerzlich, daß Schule und Elternhaus sich bei den gesteigerten Anforderungen an Frauenerziehung nicht mehr hinreichend zu ergänzen vermögen, und das in allen Volksschichten! Die Lücke in der Erziehung unserer weiblichen Jugend ist unverkennbar. Es wird auch jetzt

schon ernst gearbeitet auf diesem Gebiet: Frauenschulen, Fortbildungschulen, Einzelkurse aller Art, soziale Frauenschulen, Hausfrauenvereine bieten, wenn auch leider noch in zu geringem Umfang, Gelegenheit, Fehlendes zu ergänzen. Unsere Jugend kommt dem zumeist mit Verständnis entgegen. Und doch übersieht sie noch nicht einmal die Tragweite unserer Frauenertüchtigung, wie die ältere Generation sie übersehen sollte. Sind doch alle brennenden Fragen des heutigen Volkslebens damit verknüpft: Die Gesundung des häuslichen Familienlebens, Erhaltung und gesunde Entwicklung der Kinder vom Säuglingsalter an, alle Sittlichkeitsfragen, Milderung sozialer und wirtschaftlicher Gegensätze, die befriedigende Betätigung vereinsamter Frauen und der zahlreichen Mädchen, denen das Glück eigener Familie versagt sein wird, die freudige und zweckmäßige Bereitschaft der Frau zur Hilfe in der Not in Kriegs- und Friedenzeiten — sie alle bedürfen der Förderung, welche in der Erziehung unserer gesamten weiblichen Jugend unter dem Gesichtspunkte der Frauendienstpflicht unschwer zu geben ist.

Das Gesamtbild unserer Frauenkriegsarbeit ist gewiß ein überwiegend erfreuliches. Wir dürfen hoffen, daß die deutsche Frau sich in den ernsten Friedenzeiten, die vor uns liegen, bei gesunder Ausnützung der gewonnenen Erfahrungen gleichfalls bewähren wird.

Wohl hat man die deutsche Frauenwelt vielfach als rückständig betrachtet, weil ihr Eintritt in das Berufsleben sich langsam vollzieht. Noch sind in Deutschland neben ungelernten, gelernten und studierten Be-



Gesandter a. D. Alfred v. Bülow †

rufsarbeiterinnen in Friedenzeiten viele in erster Linie Frauen, Mütter, fürsorgliche Haustöchter, kunst- und sportliebende, freie, fröhliche Jugend. Dies hat sich in der Kriegzeit als ein Glück erwiesen: Unerschöpfte, wenn auch ungeschulte, und ungebundene Kräfte waren in Fülle vorhanden, um in die Bresche zu springen, wo Männer fehlen. Sie bilden die Rückversicherung für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes während eines langen Krieges. Sie stellen das unentbehrliche Menschenmaterial, welches gebraucht wird, um, ohne im allgemeinen Wirtschaftsleben eine Lücke zu



Oberleutnant Immelmann †
erlitt den tödlichen Absturz im Verlaufe eines Luftgefechts am 18. Juni in der Nähe von Douai.

hinterlassen, die schwersten Nöte der Kriegzeit lindern und tragen zu helfen. Mit diesem Argument soll nicht der jetzt oft tadelnd erwähnten „weiblichen Drohne“ das Wort geredet werden. Sie muß, bis auf unerfreuliche Ausnahmen, verschwinden, wenn wir die Mädchen unter dem Gesichtspunkt ernster Frauenpflicht erziehen. Der künstlerisch tätigen Frau wird unter diesem Gesichtswinkel Raum bleiben; Schönheit und Erbauung braucht auch ein ernstes, reifes, arbeitsfreudiges, ja selbst ein kriegsgeprüftes Volk.

Der Krieg stellte der deutschen Frau große, schöne Aufgaben. Auch denen, die in selbsterhaltender Berufsarbeit stehen müssen, gibt diese Zeit das beglückende Bewußtsein, mit ihrer Arbeit am harten Kampf um Deutschlands Fortbestehen teilgenommen zu haben.

Was die Frau als Teil desselben für ihr Volk ist, darauf kommt es an. Sie genießt seinen Schutz durch Kraft und Willen des Mannes, welcher „dient“. Auch sie soll ertüchtigt werden, um zu „dienen“. Mag jeder seine eigenen Schlüsse ziehen, welche Mängel in der Frauenerziehung die größten, welche Mittel, sie zu beseitigen, die besten seien. Mag man den Ausbau bestehender Einzelkurse, wie man sie in ländlichen Bezirken schon hat, mag man die Vermehrung der Fortbildungschulen und Frauenschulen, ein zwangsweises oder ein freiwilliges Lernen für zweckmäßig und erreichbar halten; die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Erziehung der jungen Mädchen zur Frauendienstpflicht im praktischen wie im ideellen Sinn wird anerkannt werden müssen. Warmes Interesse daran, Entgegenkommen von Fall zu Fall fördert die Sache zum Besten des Vaterlandes!

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

War das Anfluten der russischen Menschenmassen, nachdem es seinen Höhepunkt bei Czernowitz erreicht hatte, zu Beginn der verflossenen Woche schon ins Stocken geraten, so konnte zu Ende der Woche bereits das Zurückweichen festgestellt werden. Der Generalstabsbericht unseres Großen Hauptquartiers meldete, daß bei der Heeresgruppe Linsingen der Angriff bis über die Linie Zubilno—Watyn—Zwiniacze vorgetragen wurde. Heftige feindliche Gegenangriffe seien gescheitert, die Zahl der russischen Gefangenen ständig im Wachsen. Nicht minder hat die Armee des Grafen Bothmer sich in schweren, mit großer Erbitterung geführten Kämpfen erfolgreich behauptet, die zuletzt sich zu kleineren Gefechten zwischen vorgeschobenen Abteilungen abgeschwächt zu haben schienen.

Die Kriegskarte zeigt, daß in dem bedrohten Abschnitt der Ostfront der russische Druck auf beide Flügel der diesseitigen Stellung aufgefangen und abgewehrt wurde, während unser Zentrum hier in der erwähnten ausgedehnten Linie wuchtig vorwärts dringt. Aus der durch die Einzelberichte gebotenen Übersicht geht hervor, daß das wüste Aufopfern russischer Menschenmassen dagegen nichts vermag. Auch die Schwierigkeiten, die durch die ausgedehnten Sümpfe unseren vordringenden Truppen bereitet werden, sind für die Russen ohne Nutzen. Vielmehr bietet die Veränderung der Front, auf welche die Feinde sich ruhmredig soviel zugute taten, als die neuformierten Trümmer des russischen Heeres anrückten, jetzt bereits ein Bild, das für die weitere Entwickelung der Ereignisse an der Ostfront nicht viel Günstiges für sie verspricht.

Währenddessen sind aus dem von Hindenburg beherrschten nördlichen Teile der Ostfront nur Meldungen von verhältnismäßig unbedeutenden Vorgängen eingelaufen. Wir sind ja aber gewöhnt, daß ein derartiges Schweigen niemals etwas Gutes für den Gegner bedeutete.

Hatten die Gegner gehofft — und sie hatten es wirklich — daß durch die russische Anstrengung unsere Kraftleistung bei Verdun beeinträchtigt würde, so sehen sie sich hierin enttäuscht. Die erstickende Einschnürung der französischen Streitkräfte nimmt unaufhaltsam zu. Nach wie vor reiben sich Frankreichs Kräfte täglich mehr bei Verdun auf. Die geschwätzige französische Presse hat sich gerade in diesen Tagen das Wort entschlüpfen lassen, daß ein jeder Tag vor Verdun die Nation um 5000 Männer ärmer mache. Eifrige Beobachter aus neutralem Gebiet geben an, daß man auf Grund von Unterlagen, die aus französischen Armeekreisen geliefert worden seien, die bisherigen Verluste der Franzosen in den Kämpfen um Verdun auf 400 000 Mann einschätzen könne.

Im Anschluß an die Eroberung von Vaux wurden von der französischen Verteidigung hartnäckig Kräfte um Kräfte eingesetzt, um unseren Fortschritten auf dem rechten Maasufer entgegenzuarbeiten. Es galt der französischen Leitung, neue Verluste aufzuhalten an Verteidigungswerken, die nach ihrer eigenen Bewertung wichtiger sind als Vaux und Douaumont. Vergeblich, das Panzerwerk Thiaumont, um das sich's handelte, ist ebenfalls gefallen. Dem bayrischen Leibregiment, neben dem zehnten bayrischen Regiment „König" war es beschieden, als die vordersten im Ansturm unserer Truppen den Höhenzug „Kalte Erde", das Panzerwerk Thiaumont, Fleury und weiteres Gelände zu erobern.

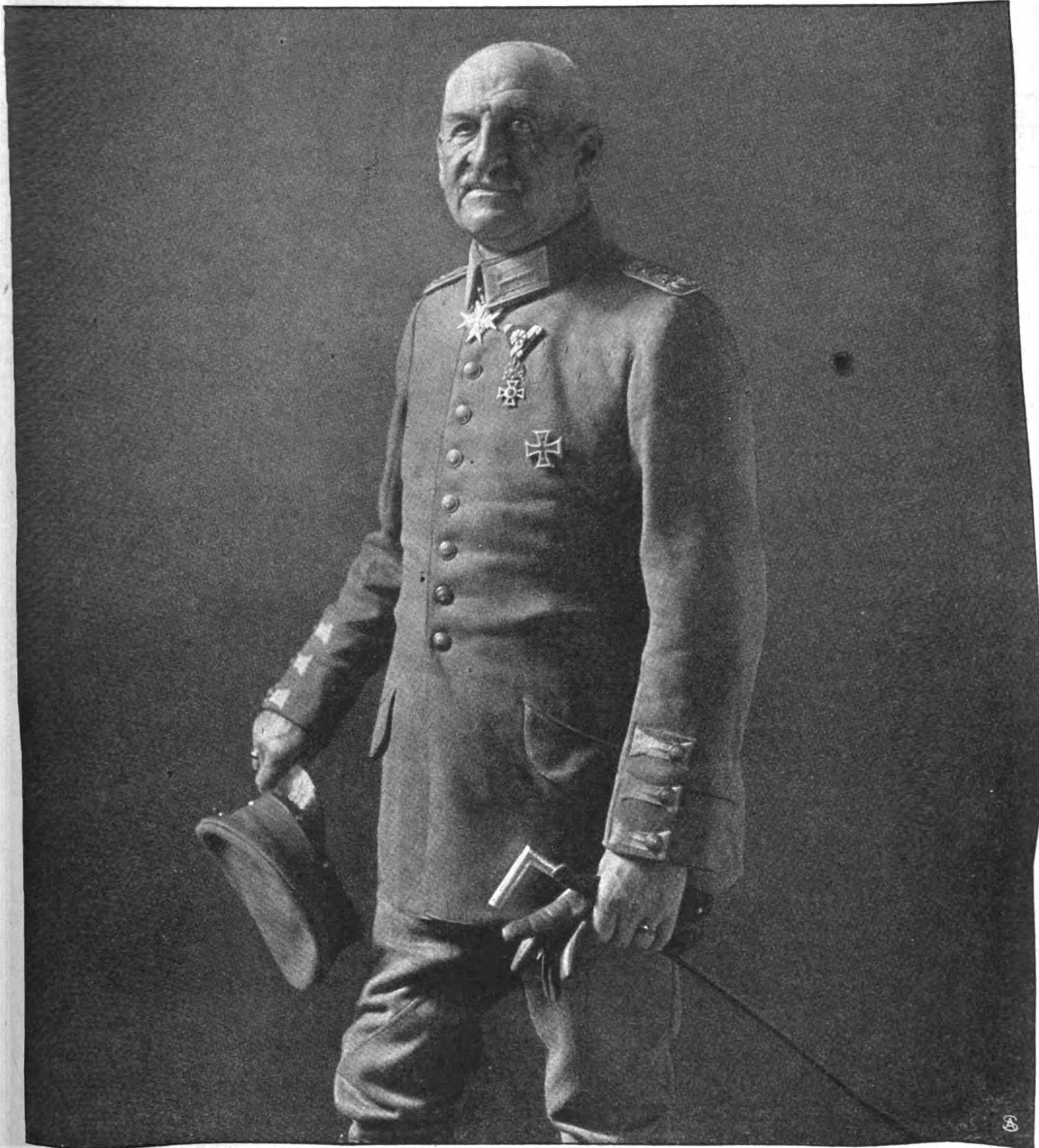
Wiederum werden hohe Ziffern erschöpfter französischer Mannschaften als Gefangene gemeldet, darunter wiederum verhältnismäßig viel Offiziere.

Von der italienischen Front hörte man auch in dieser Woche immer nur von abgeschlagenen feindlichen Versuchen. Für einen schlichten Verstand, dem die Gedankengänge der heutigen Abkömmlinge der alten Römer nicht ohne weiteres begreiflich sind, ist es sonderbar genug, daß sich Italien in seinem gegenwärtigen Zustande tatsächlich mit der Frage beschäftigt hat, ob es nicht an der Zeit wäre, Deutschland den Krieg zu erklären.

Im weisen Rat Englands scheinen gleichfalls verwickelte Fragen an der Tagesordnung zu sein. Unter diesen Fragen wird die irische neuerdings brennender, als der englischen Kaltblütigkeit zuträglich sein dürfte. Zur Schau getragen wird diese berüchtigte Kaltblütigkeit, die immer ein Rechenexempel im Hintergrunde hat, allerdings mit der alten, dreisten Stirn. Es ist schon der höchste Grad einer Fähigkeit, für die es einen parlamentarischen Ausdruck nicht mehr gibt, daß für die englische Marine eine Denkmünze geprägt wird zur Feier ihrer Niederlage durch die deutsche Flotte beim Skagerrak!

Die ohnmächtige Wut der Franzosen über die Minderwertigkeit ihrer Luftwaffe verging sich aufs neue an offenen deutschen Städten. Ohne den geringsten militärischen Zweck zu erreichen oder nur vorzuschützen, haben französische Flieger harmlose Opfer in den Straßen von Karlsruhe, Trier und Müllheim getötet.

Der Heldentod Immelmanns hat der glänzenden Siegerlaufbahn eines einzelnen ein Ziel gesetzt. Eines hoch Überragenden, gewiß, aber das deutsche Fliegerkorps bleibt in der Oberherrschaft. X.



Spezialaufnahme für die „Woche".

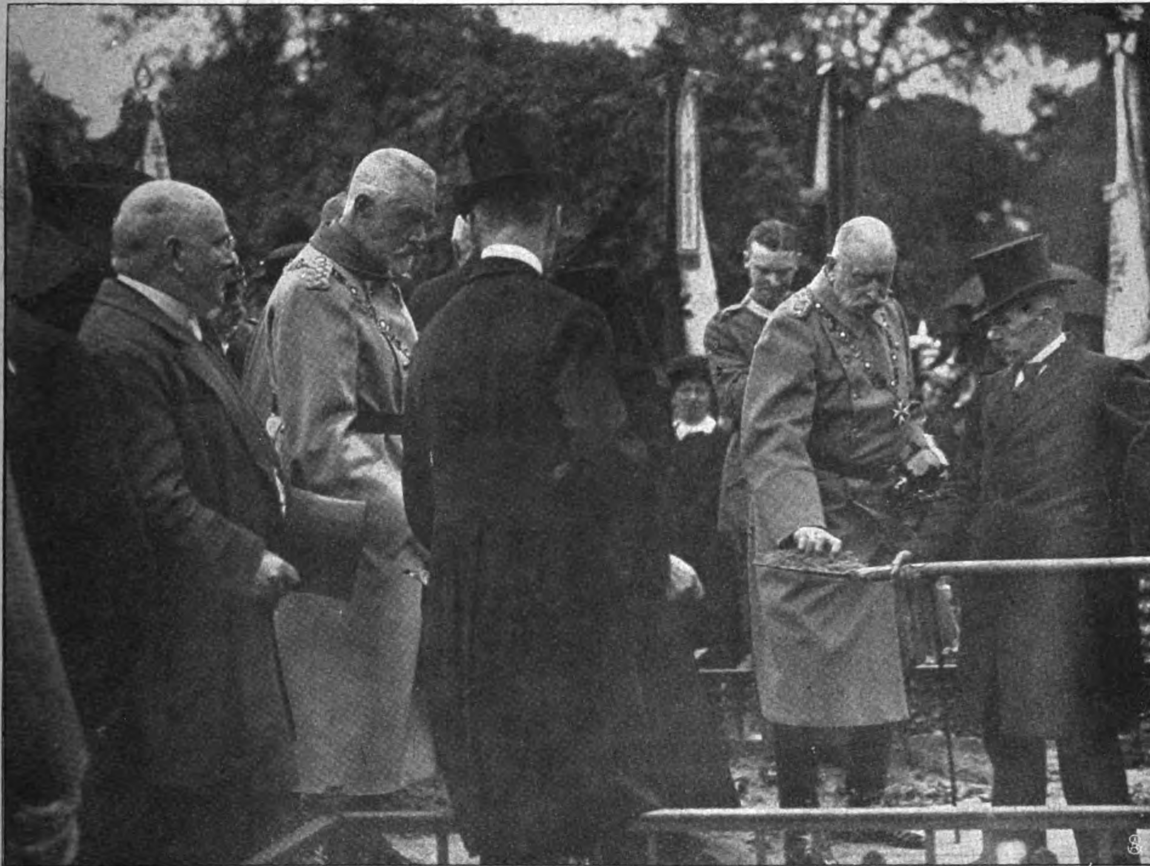
General v. Linsingen.

Zu der deutschen Gegenoffensive im Osten.



Spezialaufnahme.

Beisetzung des Generalobersten v. Moltke: Die Trauerfeier in der Kirche des Invalidenhauses.



Reichskanzler von Bethmann Hollweg und Generaloberst von Kessel.



Die Witwe mit den Söhnen.

Spezialaufnahmen für die „Woche."

Beisetzung des Generalobersten v. Moltke auf dem Invalidenkirchhof.



Der Kronprinz bei Truppenbesichtigungen an der Westfront.

Von links: Hauptmann Bölcke, Leutnant Rackow, Erstürmer von Vaux, der Kronprinz (×), Oberleutnant Brandis, Erstürmer von Douaumont

Der Armeeführer vor Verdun und drei seiner mit dem Orden Pour le Mérite geschmückten Offiziere.

Der Kronprinz an der Westfront.



Zitadelle und Graben des Forts.

Zur Eroberung des Forts Vaux bei Verdun. (Nach französischer Darstellung.)


Hofphot. Raab.
Hauptmann Ritter v. Voigtländer.


Hauptmann Heinrich Schüßler.


Hauptmann Leupold.


Hauptmann Wilh. Kretzer.


Oberleutnant Werner Kiewitz.


Oberleutnant Kirchenpauer v. Kirchdorff.


Hauptmann Fritz Pfaff.


Phot. Held.
Leutnant Rothe.


Phot. Maier.
Leutnant Karl Antoine.


Phot. Schmeck.
Leutnant Otto Richstein.


Oberleutnant Wirsing.


Leutnant Martin Feller.


Feldwebelleutnant Jagenzer.


Vizefeldwebel Kleiner.

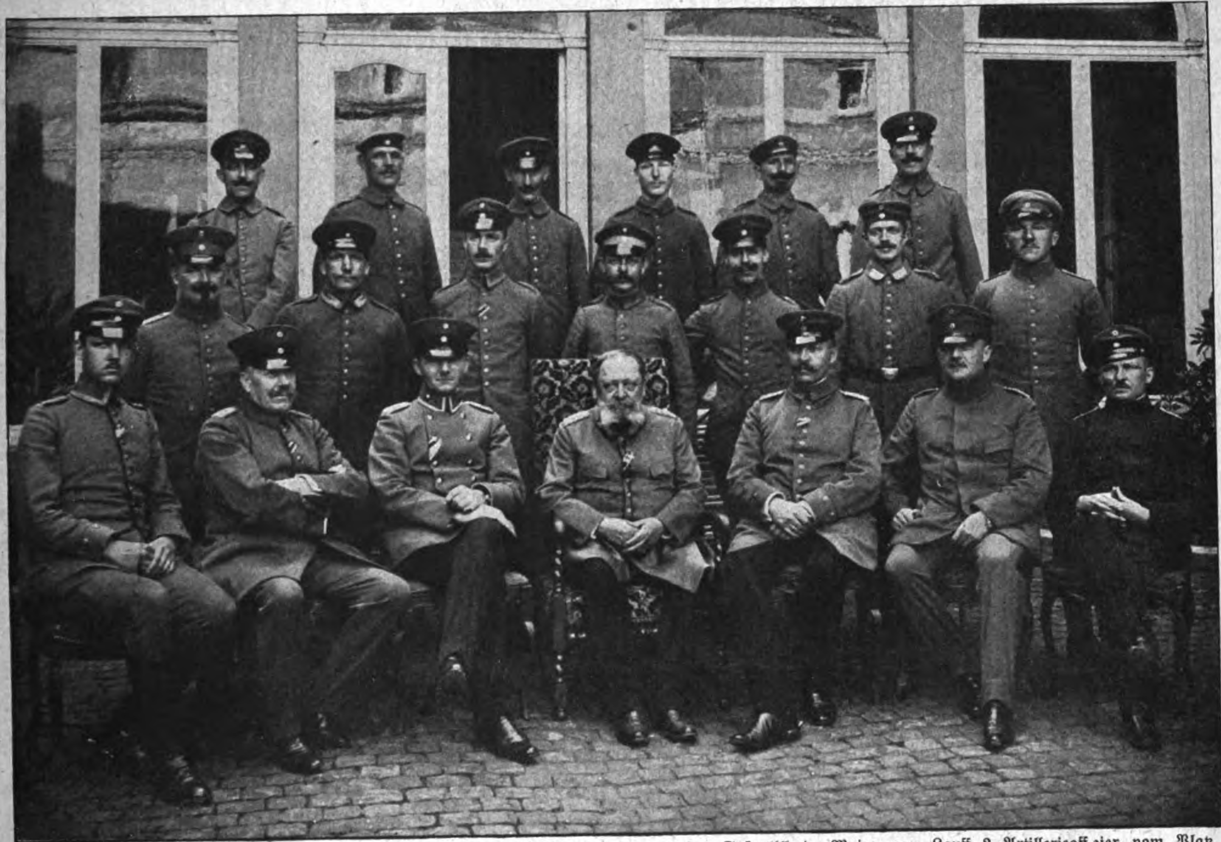

Offizierstellvertreter Max Tenzler.


Vizefeldwebel Karl Adler.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



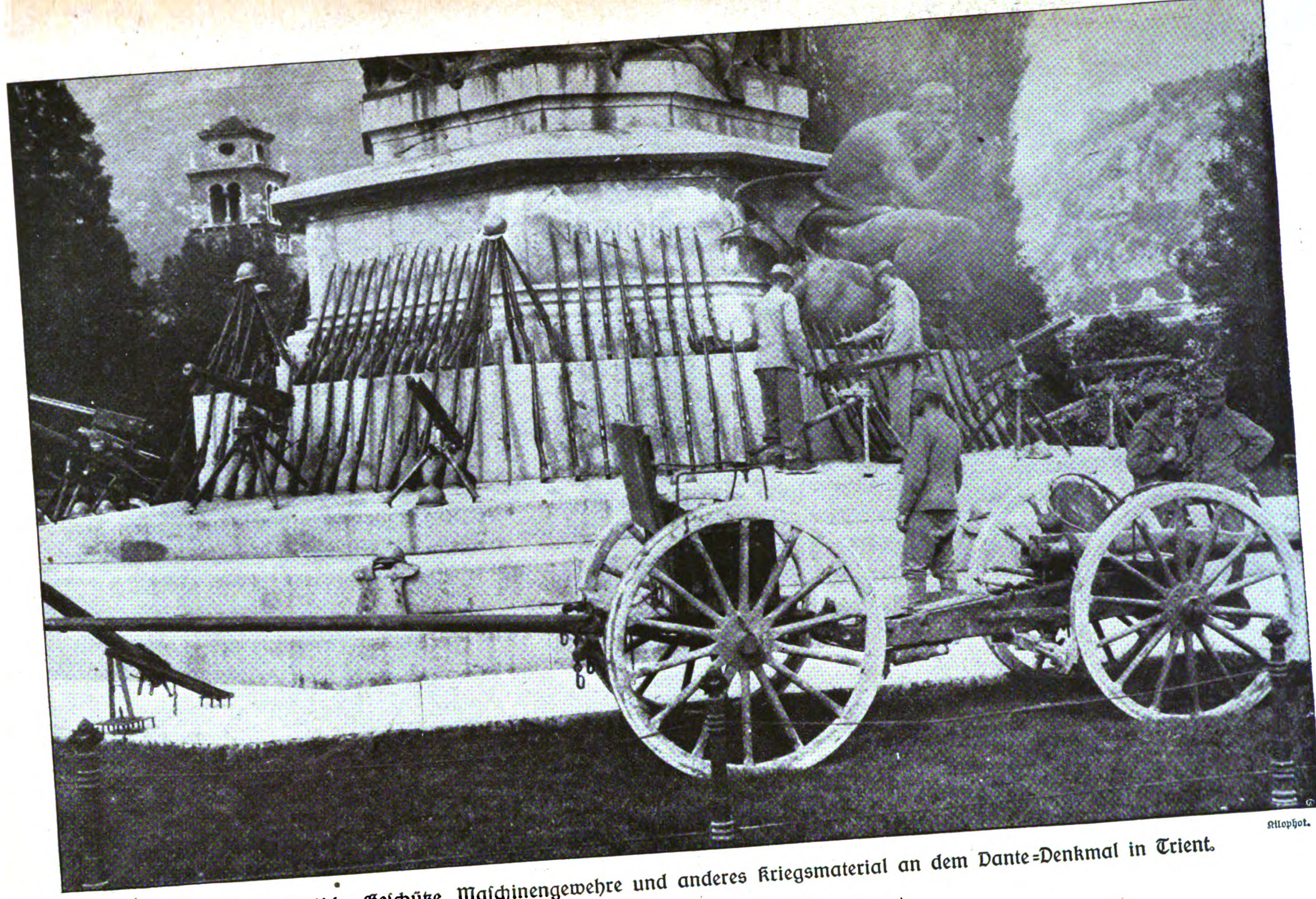


Erste Reihe von links: Oberfeuerwerker Siggelkow, Zeugoffizier beim General der Fußartiller'e, Major von Lauff, 2. Artillerieoff zier vom Platz, Oberstleutnant Stichter, Stabschef und 1 Artillerieoffizier vom Platz, Exzellenz Generalleutnant Rathgen, General der Fußartillerie Namur, Oberstleutnant Riedel, Kommandeur des Landsturm-Fußartillerie-Bataillons XIII K. W. A. K. Major im Generalstab Friederich, Chef des Gouvernementstabes, Oberleutnant und Adjutant Graff.

Der Stab des Generals der Fußartillerie in Namur.



Der König von Sachsen bei dem Offizierkorps des Kriegsgefangenenlagers Truppenübungsplatz Königsbrück.



Kilophot.

Eroberte italienische Geschütze, Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial an dem Dante=Denkmal in Trient.

Kriegstrophäen von der italienischen Front.

Und heut . . .

Eine Hütte, geduckt und mit Schilf gedeckt,
Von Bartmoos grün übersponnen,
In Erlen und Schlehen tief, tief versteckt,
Vom Sonnengoldglüh überronnen — —
Schilfkolben im Mühlbach wie Lanzen, braun,
— ich höre das Wehr noch tosen —
Der Hof, umhegt von vermorschtem Zaun,
Durchleuchtet von Sonnenrosen —
Im Gärtlein die Beete levkoienbunt,
Lavendel und Jungfer im Grünen . . .!
Zwölf Bäume stehn im „Apostelgrund“,
Zwölf Ulmen wie uralte Hünen . . . . .
Dort haben die Stürme der Schlacht gebraust,
Verheerend ob allen Beeten,
Dort haben vernichtend Kosaken gehaust,
Die Flur zerstampft und zertreten . . .
Blutdürstig wie Geier schlugen sie wild
Ins grüne Idyll die Krallen —
Verwüstet das erlenumrauschte Gefild,
Die träumende Hütte — zerfallen . . .

Und heut? — Heut kam mir ein Brief von dort:
Getilgt sind des Unheils Spuren,
Wir baun schon fleißig und flink am Ort,
Gesegnet sind Fließ und Fluren; —
Der alte Gott lebt noch und deutsche Kraft —
Die Wellen vom Mühlwehr sprühen —
Rüstig und reg wird gewirkt, geschafft —
Und die Apfelbäume blühen . . . .

Eugen Stangen

An das Meer!

Auf steinernen Stufen steh ich,
Den Blick ins nächtliche Dunkel versenket,
Von hohen Zypressen umstanden
Und Gebüschen ewig grünenden Lorbeers —
So horch ich!

Ich horche
Auf deine tiefe, ehrfurchtgebietende Stimme,
O Meer!

Mein Meer!
Wie kommst du grollend von fern her gezogen
Mit deinen tiefdunklen, gewaltigen Wogen,
Woher?

Weß' Sinn
Ist das Wort, das du brausend verkündest,
Wenn du wie heut dem Sturm dich verbündest,
Wohin?

Wohlan!
Was erkämpfen die Wogen in schäumender Schlacht?
Was ringt sich empor aus der Abgründe Nacht,
Himmelan?

Sag wohl!
Bist du des Lebens voll Kämpfen und Ringen,
Wo stets will das eine das andre bezwingen,
Symbol?

Hörst du der Menschen Geschlechter gehn?
Hast du sie stolzen Schritts kommen gesehn?
Sahst du die Zeiten wie Wolken verziehn,
Wie Abendrot, Kriegsbrand und Siege verglühn?
Bist du das Schicksal? Bist du die Macht,
Die Welten zum Rollen, zum Stehen gebracht?

Versteh!
Des Schöpfers erstes und letztes Wort,
Der Schöpfung erster und letzter Hort:
Die See!

Und hör!
Anfang und Ende und Tod wie Leben
Gebärt meines Schoßes rhythmisches Beben.
Ich allein bin das Urbild der Ewigkeit!

Bin allein vom Vergehen und Sterben befreit,
Weil ich durfte auf meinen Fluten tragen
Den großen Gott, eh es anfing zu tagen.
Das Meer!

Dora von Gröller

Leise . . . ganz leise . . .

Sprich leise . . . ganz leise
Von unserem Glück.
's ist so einsam im Haus und so spät schon die Nacht,
Nur eine plaudernde Flamme noch wacht
Im Kamin.

Sprich leise . . . ganz leise von unserem Glück.
Und nicht jubeln, Herzliebster, nicht lachen.
Sind so viele im Haus,
Die zur Ruhe gegangen,
Möchten erwachen. — — —

Will auch die Seele erzittern schier
Und lachen im Glück.
Halte ihr heißes Jauchzen
Zurück.
Nur die Hände betend gefaltet im Schoß
Und die Augen glänzend und gläubig groß
Zu mir hin — —.

Sprich leise — — ganz leise
Von unserem Glück.
Und nicht jubeln, Herzliebster, nicht lachen.
Ist so vieles in uns,
Viel Wehes — viel Bangen
Ist schlafen gegangen —
Und möchte erwachen . . . .

Leise . . . ganz leise . . .
Ist unser Glück — —

Irmgard Schmidtborn

Letzte Rosen.

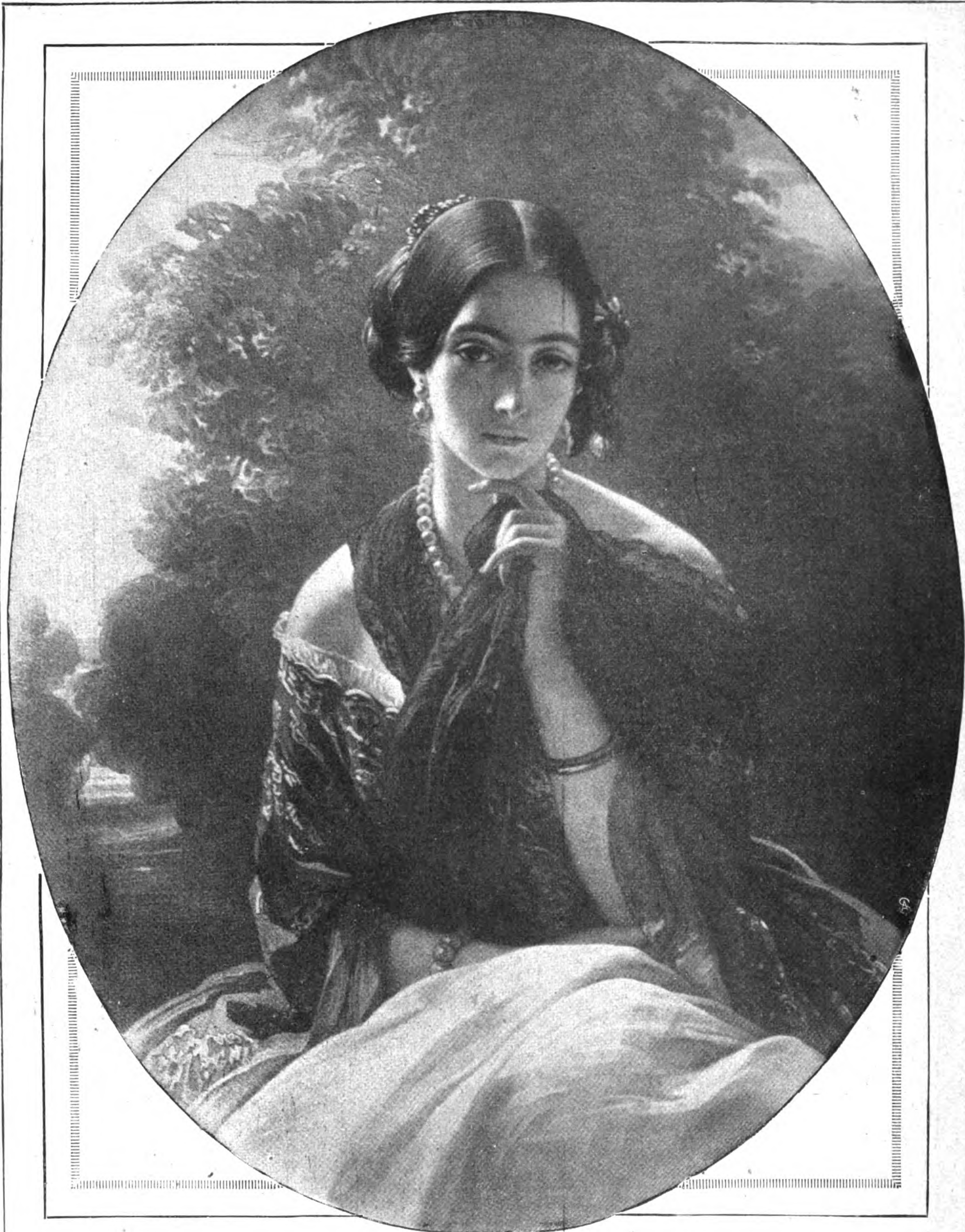
Der Roggen blüht . . . . um Pfad und Rain
Webt Sommerglanz und Schweigen,
Dazwischen haucht ein sirrender Ton
Von leisem Aehrenneigen.

Der Mohn verblutet tief im Halm
Auf grauer Ackerkrume,
Daneben leuchtet still und stolz
Die wunderblaue Blume.

Ein herber Duft streicht übers Feld.
Bald werden die Aehren sich bräunen,
Bald klingt die Sense hell im Korn,
Ein Ruf nach bergenden Scheunen!

Bald kommt ein herrlicher Erntetag
Mit Spiel und Tanz und Kosen — —
Dann flecht ich in dein blondes Haar
Des Sommers letzte Rosen.

Edmund Harst (z. Zt. Landsturmmann)



Jugendbildnis der Fürstin Leonilla Jwanowna zu Sayn-Wittgenstein,
geb. Fürstin Bariatinsky,
die ihr hundertstes Lebensjahr vollendete.



Schwester Klementine, Komtesse Tinette Wydenbruck-Esterhazy,

erhielt die schönste und ehrenvollste militärische Auszeichnung, die einer Frau verliehen werden kann: das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille.



Phot. Lill.

1. Frau von Hindenburg. 2. Frau von Emmich. 3. Frau von Pentz (Hindenburgs Tochter). 4 Oberstabsarzt Dr. Grete. 5. Oberpräsidialrat Dr. Kriege. 6. Frau Justizrat Bensey. 7. Baronin von Alten. 8. Frau Justizrat Colshorn 9 Gräfin Crayenburg. 10. Fräulein von Alten 11. Frau Oberstabsarzt Dr Grete.

Frau von Hindenburg und Frau von Emmich bei den Verwundeten am Bahnhof in Hannover. Von Prof. Otto Hamel.

Bild aus der Ausstellung von Prof. Otto Hamel zum Besten des Roten Kreuzes in Hannover.



Frau von Hindenburg.



Frau Oberpräsident von Windheim.



Frau Stadtdirektor Tramm.



Frau von Emmich.

Phot. Litt.

Die Bildnisse der Protektorinnen der Ausstellung zum Besten des Roten Kreuzes in Hannover.

Von Prof. Otto Hamel.



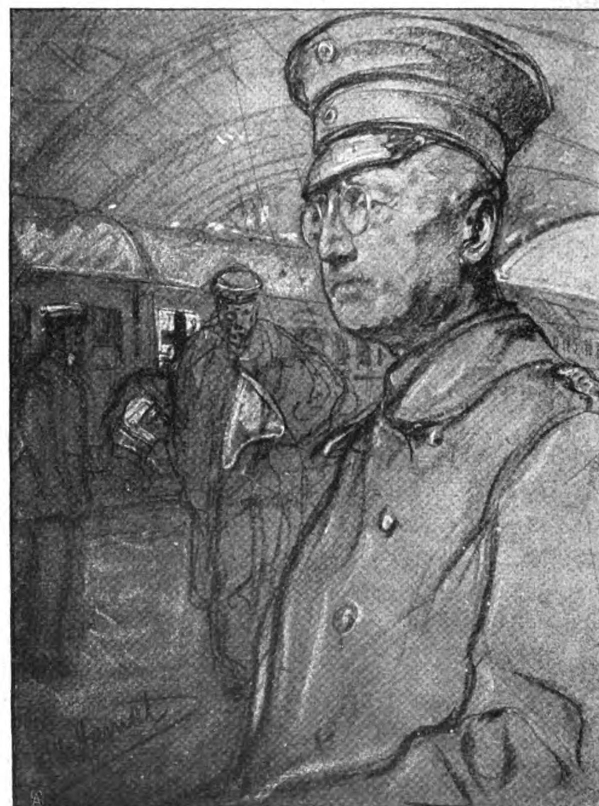
Oberpräsident von Windheim.



Stadtdirektor Tramm.



Oberpräsidialrat Dr. Kriege.



Oberstabsarzt Dr. Grefe.

Phot. Lill.

Ausstellung zum Besten des Roten Kreuzes in Hannover.

Bildnisse von Prof. Otto Hamel.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Nachdruck verboten.
7. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

„Niklas Wübbe?“ fragte Hinrich Wiek erstaunt. „Den hast du selbst ja gar nicht gewollt, und deswegen ist er ja doch nach Hamburg gegangen.“

„Was geht's dich an, wen ich will, oder wen ich nicht will“, rief Anke heftig. „Laß meine Hand los, Wiek.“

„Ich war ärgerlich, weil du so schnippisch ‚nein‘ sagtest und den Kopf in den Nacken warfst, als ich mit dir tanzen wollte, Anke. Meinetwegen, ich will schuld haben. Aber nun sei auch wieder gut.“

„Dir?“ sagte Anke kalt und wandte sich zum Gehen. „Ne, min Jung, de Kinnerfründschop twüschen uns beiden is von hüt af an vörbi.“

„Ach was, Kinderfreundschaft!“ rief Wiek. „Nein, Anke, so mußt du nicht mit mir sprechen. Ich war böse, weil du Gerd Wübbe freundliche Augen machtest und gar nicht wußtest, wie es hier in mir“ — Hinrich Wiek deutete auf sein Herz — „aussah. Glaubst du, der treibt etwas anderes als seinen Spaß mit dir? Weil ich nicht gern zu euch auf den Hof komme, deshalb kam ich auf Jan Steens Saal. Ich wußte, ich würde dich da treffen. Und beim Tanz wollte ich dich fragen, ob du meine Frau werden wolltest.“

„De Leew mutt di bannig deep sitten,“ versetzte Anke Groot bitter, „wenn du een, de du freen wullt, bi de annern Dörpdeerns in Schann bringst.“

„Nun hör aber endlich davon auf“, rief Wiek, der nun auch zornig wurde. „Wenn du nicht willst, gut, dann willst du nicht. Du weißt ganz gut, daß ich solche dummen Bauernbengel von Gerd Wübbe seiner Sorte dreimal in die Tasche stecke. Ich habe mit meinen Uhren und Nähmaschinen mein gutes Auskommen, und ich sage dir, Anke, ich bringe es noch weiter. Wer weiß, ob ich nicht in Wirklichkeit einmal Wübbes Hof kaufen kann, wie Doktor Gräfe damals zu meinem Vater sagte.“

„Jawoll, von achter rüm, wie vorhin mit dem Plünnentrintanz“, sagte Anke. „Wenn Niklas den Hof verfumfeit hat, dann wirst du auch wohl da sein. Aber da kennt ihr Trina Groot schlecht. Die bringt Leute von deiner Sorte mit der Mistforke über den Deich. Und ich helfe ihr dabei, darauf kannst du dich verlassen.“

„Schämst du dich nicht, mir so was ins Gesicht zu sagen“, rief Hinrich Wiek wütend. „Wenn du mir so was ins Gesicht schmeißt, dann kannst du bleiben, wo du bist — op dinen un Trina Groot ehren Meß — und ich geh nach England.“

„Das ist dann auch wohl für dich und uns das beste“, erwiderte Anke Groot kurz, ließ Hinrich Wiek stehen und setzte mit wuchtigen, stolzen Schritten ihren Weg fort.

Liebesweh, Zorn und Beschämung rangen in Hinrich Wieks Herzen. Nun hatte er Anke verloren, von den bramsigen Bauernjungen Prügel bekommen, und seine neue Sonntagsjacke war auch entzwei. Wie froh war er am Morgen gewesen, wie sonnig hatte die Zukunft vor ihm gelegen, wie hatte er mit Anke Groot zusammen das Leben anpacken und sich vorwärts bringen wollen, immer weiter und durch eigene Kraft, bis er dem angesehensten Moorwischer Bauern an Ehre und Vermögen gleich stand. Wie herrlich hatte er sich's ausgemalt, wenn er nach fünf oder zehn Jahren seine Maschinen, amerikanische Nähmaschinen und englische Landwirtschaftsmaschinen mit Wiekschen Verbesserungen und vielleicht sogar eigene Wieksche Maschinen — auf eigenem Wagen bei den alten Schulfreunden und — Feinden vors Haus fahren und mit großartiger Handbewegung, so wie er's bei Peter Wübbe gesehen hatte, gleichgültige Fragen stellen würde. „Was kostet Moorwisch?“ Oder so ähnlich.

Diese schöne Vorfreude war ihm auf Jan Steens Tanzsaal von seinen zukünftigen Kunden und auf dem Moorwischer Deich von seiner zukünftigen Frau gründlich entzweigeschlagen worden. Er kam sich auf einmal wieder so vor wie damals, als der alte Peter Wübbe ihn hochmütig gefragt hatte: „Willst du auf meinem Hof als Knecht unterkriechen?“

Alle seine Lebensgeister waren unter Null gesunken. Wenn ihm jetzt der alte Doktor Gräfe einen Steinhäger angeboten hätte, er würde ihn, all seinen Grundsätzen zum Trotz, getrunken haben.

Nein, diesen Tag würde er ebensowenig vergessen, wie Anke Groot ihn vergessen würde.

Auf der Elbe fuhren Kähne. Sie kamen vom jenseitigen Grünendeicher Ufer. Junge Burschen mit Sträußen an den Jacken und Bändern an den Mützen saßen darin, juchten und sangen. Es waren die Grünendeicher Rekruten, die auch ihren Abschied von der Heimat feierten, um für drei lange Jahre in den preußischen Rock zu kriechen. Dort wohnten nur wenige Bauern, das Land war noch nicht genügend entsumpft und ohne ackerwirtschaftliche Hochkultur wie auf der Hamburger Elbseite. Arme Teufel waren es, die wie er in erbärmlichen Katen wohnten, in der Elbe Lachs, Schnäpel, Zander und,

wenn das Glück gut war, alle Jubeljahre einen Stör fingen, auf Oberländern und Ewern nach Magdeburg oder Hamburg fuhren und, wenn ihnen die Elbschifferei zu langweilig wurde, beim Hamburger Heuerbas Matrosenheuern nach England, Amerika und allen Weltmeeren nahmen. Die schlugen sich das Leben um die Ohren, wie's kam. Von Grübeleien über Sterne, Elektrizität, Maschinen und andere Dinge wußten sie nichts. An die Zukunft dachten sie nicht. Ihnen war der Tag das Leben. Hinrich Wiek beneidete sie in diesem Augenblick.

Jetzt sangen sie wieder:

Kennt ji dat Leed von den oolen Koptain?
Schipp ahoi!
Lat den Wind weihn. Lat den Wind dreihn.
Schipp ahoi! Ahoi!
Is he to Süden? Is he to Noord?
Schipp ahoi!
Oder mit en See över Boord?
Schipp ahoi! Ahoi!

Wenn zwanzig betrunkene Schifferkehlen ein Lied von der See grölen, das hört man ein paar Deichmeilen weit. Auch in Jan Steens Tanzsaal hörte man es. Tänzer und Tänzerinnen kamen den Deich herauf gelaufen, schwenkten Hüte und Platen und sangen, gewissermaßen zum Zeichen, daß auf der Vierdörfer Seite der Sitz von Wohlstand und feiner Großstadtkultur war, das hochdeutsche Vierdörfer Ewer- und Grünwarenlied, hoben die Bierseidel und winkten: „Kommt ran, ji äwerelwschen Pidelpoggen!"

Und die sangen weiter, und die Moorwischer antworteten.

Beim Gesangswettstreit blieb es. Die Grünendeicher kamen nicht an Jan Steens Landungsteg, so sehr die Moorwischer auch die Seidel schwenkten und riefen. Die Moorwischer stiegen wieder in Jan Steens Tanzsaal hinunter, und die Grünendeicher fingen jetzt mit dem Lied von Störtebeker un Godeke Michels an und tranken Heidmärker dazu aus Weinflaschen.

Hinrich Wiek hatte sich an der Deichböschung niedergesetzt, hörte dem wilden Schiffersingsang zu und dachte bei sich: Ja, Hinnik Wiek, in Moorwisch hast du ausgebuttert, wie Doktor Gräfe sagen würde. Warum fährst du nicht auch nach England oder Amerika?

Plötzlich sprang er auf, schlug mit der Faust einen Lufthieb und rief: „Dammi, dat doo ick!"

„Was wolltest du tun, Hinrich Wiek?" fragte hinter ihm Trina Groots Stimme. Sie hatte mit Tüns Puttfarcken die Steensche Wirtschaft verlassen und war auf dem Nachhauseweg.

„Nach England will ich, Trina", antwortete Hinrich Wiek entschlossen. „Dahin, wo Kenntnisse und Verstand was gelten und nicht der Bauerngeldsack."

„Jung," rief Trina Groot, „warr nich unbescheiden. Wenn de Bur nich wör, wören ji annern all Snurrers."

„Er meint es nicht so but, wie er's sagt, Trina", warf Tüns Puttfarcken ein. „Laß ihn nur nach England reisen. Daß der hinterm Moorwischer Deich raus muß, wußte ich schon, als wir zusammen das — wie hieß es man noch, Hinnik?"

„Tellurium!" sagte Wiek buffig.

„Ja, als wir das Tellurium bauten. ‚Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen', sagt Matthias Claudius. Und noch mehr lernen. Das sagt Tüns Puttfarcken. Aber, Hinnik, wenn du erst mit deinem Fernrohr und den andern Sachen, die du dir selbst gebaut hast, nach dem englischen Mond und der englischen Sonne siehst, denn vergiß auch den Moorwischer Mond und die Moorwischer Sonne nicht. Den Moorwischer lieben Gott wirst du ja nicht vergessen, das weiß ich gewiß."

„Wer ist das, der da in dem Boot von der andern Seite sitzt", sagte Trina Groot. „Ist das nicht Christoffer Maak und Mine Behrens? Und der kleine Butt, den sie bei sich haben . . .?"

Trina Groot wurde blaß, und Puttfarcken sagte: „Du hast recht, das sind sie. Und der lütte Bengel ist Mine Behrens ihr Junge."

„Was mögen die hier wollen?" murmelte Trina Groot.

Das Boot legte an. Christoffer Maak, Mine Behrens und der kleine Junge kamen den Deich herauf.

„Gut, daß ich dich hier schon treffe, Trina Groot", sagte Maak. „Wir wollten dich besuchen. Nicht, daß es Mine Behrens so besonders stark nach Wübbes Hof hinzöge. Aber vorkucken wollten wir immer schon mal. Bloß um dir Harm Wübbes Jungen mal zu zeigen, und damit er mal den Hof zu sehen kriegt, auf den er von Rechts wegen als Anerbe hingehört und aufwachsen sollte. Hähähä. Ja ja. Das ist nicht abzulügen. Nein, Trina, wir wollen weiter nichts von dir, obgleich es nicht recht von dir ist, daß du dich niemals um Peter Wübbe sein Fleisch und Blut gekümmert hast. Aber 'nen Jungen, der keinen Vater hat, würdet ihr wohl alle drei, du, Niklas und Gerd, mit bösen Augen angesehn haben, wenn seine Augen zu euch gesprochen hätten: ‚Düt is von Rechts wegen min Hoff.'"

„Ich habe mit dir und deiner Freundschaft nichts zu kriegen, Maak", sagte Trina Groot barsch. Aber sie wechselte wieder die Farbe. Auch Mine Behrens wurde blaß und rot bei diesem Wortwechsel. Und der Kleine sah Trina Groot prüfend und mißtrauisch an, kroch dann hinter den Rock seiner Mutter und rief: „Die Frau mag ich nicht leiden."

„Ja, hähä," fuhr Christoffer Maak fort, „das habe ich ihm vorgebetet, als er noch in der Kinderpie auf meinem Hof rumlief. Und weil Mine Behrens, seit du sie über die Elbe geschickt hast, meinem Hof gerade

so gut vorgestanden hat wie du eurem Hof, darum will ich es jetzt mit ihr so machen wie Peter Wübbe mit dir. Ich will sie heiraten. Dann kriegt der lüttje Harm einen guten Hof und einen guten Namen, wenn es auch nicht der richtige Hof und Namen ist. Wir wollen nach dem Moorwischer Pastor, Mines Papiere wegen. Der wird ihr und ihrem Harm wohl die Hand geben, wie es sich gehört. Du solltest es auch ruhig tun. Der lütte Harm ist ja wie viele andere Leute auch ein bißchen von der Viehdiele her. Aber auf der hast du ja auch zu Lebzeiten deines Mannes immer geschlafen. Und wenn es richtig ist, was die Leute sagen: daß du damals an Beeke Wübbes Totenbett ihres Harm und der andern wegen einen Verspruch getan hast, weil . . ."

Kreideweiß stand Trina Groot da. Ihre Augen schlossen sich einen Augenblick. Sie öffneten sich wieder, und sie sagte: „Du brauchst nicht weiter zu sprechen, Maak. — Was ich Beeke Wübbe auf dem Totenbett gelobt habe, habe ich gehalten. Das halte ich noch und will es weiter halten, bis ich da liege, wo sie liegt. — Maak, Maak, wie kannst du mir solche Worte sagen. Weißt du nicht, daß ich Mine Behrens und ihrem kleinen Harm zu ihrem Recht verholfen hätte, wäre der Deichbruch und der Tod nicht dazwischengekommen? — Kumm, lütt Jung, givv mi de Hand. Du ook, Mine. Wat könnt ji un ick dorför, dat de Mannslüd so 'n Seeräubers sünd. — Hier, lütt Harm, hest du en Daler. — Aber auf den Hof sollt ihr mir nicht kommen."

„Ich will den Taler nicht!" rief der kleine Harm und warf ihn ins Deichgras. „Aber wenn ich groß bin, will ich den Hof haben."

„Wenn du an diese Stunde nur nicht einmal denken mußt", gnickerte der alte Maak, indem er mit seinen langen zitterigen Fingern den Taler aufhob. „Und an diesen Taler. Den behalt ich und leg ihn zu den übrigen, die Harm Behrens mit meinem Namen noch einmal kriegt. Ja, ja. hähä. Wer lebt, erlebt's. 'tjüs, Trina Groot."

„Tüns," sagte Trina Groot weitergehend zu dem alten Freund ihres Bruders, „so viel Ärger wie heute hab ich lange nicht geschluckt. Was ist es für 'ne Welt! Sei froh, daß du ein Mannsmensch bist und keine Kinder hast und keinen Hof. Wer die nicht hat, hat keine Gläubiger. Und die eigenen Kinder sind die schlimmsten."

„Wer weiß, Trina, ob du all den Ärger gehabt hättest, wenn du Niklas deine Anke gegeben und wenn du Anke zugesprochen hättest, daß sie ihn nehmen sollte. Die ist wie seine Mutter."

„Du hättest nicht Tischler, sondern Pastor werden sollen", erwiderte Trina Groot abwehrend. Sie wischte sich die Augen und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: „Tüns, ick wull, ick kunn de Welt so anseehn as du!"

* * *

Am Himmel stand der Mond, von der Elbe her gluckften die Wellen, in den Ellernwipfeln rauschte der Wind, an den Ufern der Bracks zischelte das Schilf, aus den Wiesen dampfte der Dak, in den Bauerngärten dufteten die letzten Rosen.

Anke Groot stand in ihrer Kammer, die heiße Stirn an die kalten Glasscheiben gelehnt. Ihre Seele war zerrissen, sie konnte nicht schlafen. Aus den weichen Wellen der Nacht stieg der vergangene böse Tag vor ihr auf, schwarz und hart wie die schwarzen Linien der Gräben, die als scharfe Messer durch das silbrige Land schnitten. Hinrich Wiek hatte sie die Freundschaft gekündigt. Und morgen früh ging auch Gerd Wübbe fort. Jetzt war sie ganz allein.

Ja, ihre Trinatante hatte sie noch. Aber was konnte ihr die sein? Trinatante war alt, und sie war jung. Trinatante kannte nichts als kommandieren, Knechte und Mägde ausschelten, über die beiden mißratenen Söhne schimpfen, hacken, graben, pflügen, melken, Futter geben, arbeiten und scharwerken. Sie war eine Magd gewesen ihr ganzes Leben lang, sie verlangte von allen Menschen um sie her, daß sie arbeiten und schaffen sollten wie sie selbst. Und von ihr, ihrer eigenen Schwestertochter, am meisten. War Trinatante in ihrem Dasein wohl einmal richtig jung gewesen? War das das Leben? Anke dachte an ihre Kinderzeit zurück. Ach, wie hatte man sich in dem kleinen Gemüsekeller behelfen müssen, wie ärmlich und kümmerlich war es bei ihnen zugegangen. Aber wie schön und freundlich war sie trotzdem gewesen. Kein hartes Wort war zwischen den Eltern gefallen. Wenn unter ihnen, den Geschwistern, Zank war, hatte die Mutter sie nur verweisend angesehen und wenige mahnende Worte gesagt. Und wenn Tränen flossen, war der Mutterschoß dagewesen, ein leises Streicheln der Mutterhände, die trotz der schwieligen Haut so weich waren, und ein Kuß, der alles gut machte. Trinatante hatte sie nur zweimal geküßt, als sie vom Bergstädt auf Wübbes Hof gekommen war, und nach der Konfirmation.

Aber das kam wohl daher, weil sie nie eigene Kinder gehabt hatte.

Anke Groot streckte die Arme durch das kleine geöffnete Fenster gegen den Nachthimmel und die Sterne aus. Ihr Blut pochte, ihre Wangen und Hände brannten. In ihrem Herzen schwoll eine starke, wilde Sehnsucht nach einem Dasein, das traumhaft und schön war wie die Nacht; nach einem Glück, das sie nicht kannte; nach einem Leben, das berauschend, wehmutsvoll und süß mit den Düften der Rosen und den Stimmen der Stille auf leisen Füßen

von weiter Ferne in ihre enge Kammer stieg und sie mit weichen, kosenden Armen umschlang.

Vom Deich her erklang es:

Schatz, mein Schatz, scheide nicht so fern von mir.
Schatz, mein Schatz, scheide nicht so fern von mir.
Im Rosengarten
Will ich deiner warten,
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

Das waren die Moorwischer Rekruten, die mit ihren Mädchen vom Tanz nach Hause zogen. Ach nein, nicht nach Hause. Die sangen und küßten sich, Arm in Arm, die ganze Nacht hindurch. Oh, wie sie sich nach solchem Wandern unter Scherzen und Lachen sehnte. Wie sie die andern Mädchen beneidete — und haßte!

Und die Moorwischer und Grünendeicher „Jungkeitels", wie sie auch die beneidete. Ja, morgen war für die das Singen und Juchen vorbei, dann packte auch die das Leben drei lange Jahre hindurch hart an. Gleichviel, sie kamen hinaus aus der Enge, der Gewohnheit, der schweren Luft, die in diesem schwarzen zähen Lande hinter den Deichen und fern von der Stadt das Blut dick machte und die Freude tötete, daß man in alles so schwarz hineinsehen mußte wie in den Grund der schwarzen Wassergräben.

Wie ein schmerzlicher Schrei rang es sich ihr durch die zusammengepreßten Zähne: „Weg von hier! Bloot weg von hier!"

Da klinkte die Kammertür.

„Deern, büst noch nicht to Puuch? Hebbt morgen vel Arbeit, wo Gerd nich mehr da is."

„Nein, Trinatante," antwortete Anke gereizt, „bin noch nicht drin und will auch noch nicht hinein. Laß nur die Knechte und Deerns morgen eine Hand mehr rühren. Haben ja auch heute das Vergnügen gehabt."

„Was ist dir, Anke?" fragte Trina Groot erstaunt. „Warum läufst du vom Tanzsaal nach Hause wie die Katze, wenn's regnet. Und nun ankst du nach der Gesellschaft, die dich weggegrault hat."

„Das würdest du auch wohl als Jungdeern getan haben, wenn sie dich mit dem Plünnentrintanz angesungen hätten. Ich will weg vom Hof und aus Moorwisch."

Die Tränen stürzten Anke aus den Augen.

„Du willst weg?" fragte Trina Groot entrüstet. „Hast du hier nicht alles, was du brauchst? Glaubst du, daß du's anderswo besser findest? Steck erst mal die Füße unter fremder Leute Tisch, dann wirst du gewahr, was Kummer ist."

„Nichts hab ich hier", erwiderte Anke grollend. „Nichts!"

„Zuviel hast du", erwiderte Trina Groot. „Liebesgeschichten hast du im Kopf."

„Das müßte ich selbst denn wohl am besten wissen", versetzte Anke trotzig.

„Aber es ist gut, daß du noch wach bist", fuhr Trina Groot fort. „Ich möchte etwas mit dir besprechen. Niklas soll wiederkommen. Er muß jetzt am Hof bleiben. Ich habe die Sache mit Tüns Puttfarcken besprochen. Ich habe meinen Sinn geändert. Deinetwegen ist er in Hamburg in die Swier gekommen. Es wird doch wohl am besten sein, er heiratet dich, damit er beim Hof bleibt."

„Beim Hof bleibt", höhnte Anke. „Ja, der Hof, der Hof! Der kommt bei dir siebenmal zuerst, und dann kommen die Menschen noch lange nicht."

„Deern, dich hat einer aufgehißt", fuhr Trina Groot ihre Nichte an.

„Nein," erwiderte Anke, „aber hier," sie deutete auf ihre Brust, „hier ist etwas in mir kaputt gegangen. Weißt du durch wen? Durch dich. Durch deine Natur. Wo du bist und sprichst, ist kein Lachen, kein Vergnügen, nichts, was nicht saure Gesichter macht. Bloß das Vieh sieht auf Wübbes Hof vergnügt aus. Warum? Weil es das einzige ist, was mit der Behandlung sein Recht kriegt. Darum laufen dir ja auch deine eigenen Jungen vom Hof, weil sie Menschen und weil sie jung sind."

„Du kommst aus der Stadt her, Anke," sagte Trina Groot ernst, „und ich merke es, dahin willst du wieder zurück. Wärest du von Kind an auf dem Lande groß geworden, so wolltest du es nicht. Denn du hast meine Natur. In uns Groots steckt altes Bauernblut, wenn wir auch hinter dem Schweineeimer und der Mistforke her sind, und das bleibt sich selbst treu. In Niklas und Gerd steckt es auch, aber es ist aus der Art geschlagen. Das muß wieder aufgefrischt werden, und Tüns Puttfarcken hat recht: das kann nur durch Frauen von unserm Schlag kommen. Die Bauern sind die besten, die vom Knechtschlag herkommen. Die treiben keinen Wildwuchs. Darum sollst du Niklas heiraten. Darum sollst du, wenn ich einmal nicht mehr bin, hier als Frau im Hause den Hof halten, weil er es nicht kann."

„Aber solange du da bist, willst du es tun?" forschte Anke.

„Das will ich. Ich habe es Peter und seiner ersten Frau zugelobt, als sie im Sarg lagen."

„Jetzt bin ich Kleinmagd im Hause," erwiderte Anke, „als Niklas' Frau würde ich Großmagd sein. Nein, Trinatante, Niklas Wübbe heirate ich nicht."

„Das wird sich finden!" rief Trina Groot wütend und schlug die Tür hinter sich zu. Auf der Diele murrte sie vor sich hin: „Dumme Deern, stött ehr Glück mit Fööten von sich. Du mit din alfschen söbenteihn Johr sallst von en Minsch as ick woll lehren, wat di tom Glück deent. Noch hevv ick de Hand baben."

Anke Groot aber wischte sich die Augen blank, riegelte die Kammertür zu, stieg aus dem Fenster und schlich durch den Garten den Deich hinauf.

Dort gingen noch die Paare Arm in Arm, lachten und scherzten.

Eine Gestalt löste sich aus der Gruppe los und näherte sich Anke. Gerd Wübbe war es.

„Bist du's Anke? Wo willst du hin?"

„Am liebsten über die Elbe oder nach Amerika."

„Nanu. Trinatante ist dir wohl an den Wagen gefahren."

„Wem fährt die nicht an den Wagen."

„Die regiert auch nicht ewig."

Er schlang die Arme um Anke.

„Du Smucke! Du Sööte! Wullt min Deern sin? Wullt min Brut sin?"

„Nein", sagte Anke. „Ich freie keinen Moorwischer. Ich bleibe, bleibe nicht in einem Kleidorf."

„So komm mir nach Hamburg nach!" flüsterte Gerd. „Kumm, lat uns dal gahn nah de Gorenlööw (Gartenlaube) un dat dor besnacken."

„Was sollte ich wohl in Hamburg anfangen?"

„Brauchst nur zuerst ein paar Tage bei Niklas Witt unterkriechen", riet Gerd. „Einer von unsern Aufkäufern besorgt dir bei einer feinen Hamburger Madam eine Stelle. Dann hast du alle vierzehn Tage freien Sonntag, und wir gehen zusammen nach Tivoli zum Tanz."

„Nach Niklas Witt geh ich nicht. Da sitzt dein Bruder Niklas und verjipst euren Hof. Weißt du, warum Trinatante und ich uns erzürnt haben? Ich soll Niklas heiraten. Jetzt auf einmal, damit er vernünftig wird und hier wieder Bauer spielt. Tüns Puttfarcken hat es ihr eingeredet."

„Aber du hast nein gesagt?"

Gerd drückte feurig Ankes Hand.

Einen Schwiemelbruder und Kartenklopper nehm ich nicht."

„Es ist für uns besser, er bleibt in Hamburg", sagte Gerd und legte seinen Arm fester um Ankes Taille. „Dann bekomme ich später den Hof. Und du wirst meine Frau. Bei mir sollst du's gut haben."

„Heute sagst du so," erwiderte Anke und machte sich von Gerd frei, „aber in drei Jahren? Ich traue dir nicht. Du bist nicht besser als Niklas."

„So sollst du mich besser machen, sööte Ank", sagte Gerd und drückte Anke wieder verliebt an sich. „Ein Bauer will ich werden wie mein Vater, der mit den Landherrn zu Tische sitzt, und du wirst die erste Bäuerin in Moorwisch. Komm, darauf wollen wir uns heute versprechen."

„Nein," sagte Anke, „nein." Sie entwand sich ihm wieder. „Du hast getrunken. Du bist nicht besser als dein Bruder. Wer weiß, welcher von den Deerns du vorhin dasselbe gesagt hast?"

„Keiner!" beteuerte Gerd. „Ich habe nicht mehr getanzt, als du wegwarst, nur getrunken, weil ich die Gedanken an morgen los werden wollte."

„Deern, Deern, kunn ick di doch mitnehmen. Wo schall ick dat dree lange Jahren utholln ohne di?"

„Un ick?" schnuckerte Anke. „Keenen Minschen hevv ick mehr, wenn du ook weg büst."

Sie legte jetzt freiwillig den Kopf an seine Schulter. Aber als Gerd sie küssen wollte, sträubte sie sich.

„Nicht mal das willst du? Niklas willst du nicht. Mich willst du nicht. Wen willst du denn? Wohl den Regenbogenmaker. Lauerst heute nacht wohl auf den. Er lief ja gleich hinter dir her."

„Wenn Hinrich Wiek mir heute den Schabernack mit dem Plünnentrintanz nicht angetan hätte — ja — dann hätte ich heute nachmittag, als er mich fragte, ob ich seine Frau werden wollte, wohl ja gesagt", sagte Anke schluchzend.

Gerd glaubte, Ankes Tränen flössen um den Schimpf. Sein Blut wallte heiß und eifersüchtig. Er mußte fort, der „Regenbogenmaker" blieb hier.

„Wenn du tust, was ich haben will," flüsterte er, „laure ich ich ihm morgen früh auf und schlage ihm alle Knochen im Leibe kaputt."

„Oder er dir", sagte Anke.

„Komm in die Laube!"

„Nein, ich will nicht."

„Dann hältst du's doch mit dem."

„Geht dich nichts an."

„Du! Zum Narren halten lasse ich mich nicht. Wullt min Brut sin un min Froo warrn? Ja oder ne."

„Wenn du so fragst: ne!"

„Butt kannst du sein wie Trinamudder. Dann will ich dich anders fragen."

Ehe Anke ihn abwehren konnte, umschlang er sie, preßte sie an sich und küßte sie so heiß und verlangend, daß sie nicht atmen konnte und ihr die Sinne vergingen. Es war das erstemal, daß ein Mann und mit ihm das schöne, wilde, brausende, glückverheißende Leben sie so umschlang und ihr Blut weckte. Sie wand sich, aber nur zum Schein, sie wollte sich frei machen, aber Sinne und Körper hatten nicht die Macht dazu. Sie blieb in Gerds Armen hängen und erwiderte seine Küsse

„Willst du, sööte Ank. Sag ja, Gerd, ich will."

„O laß mich — laß mich."

Anke lief. Gerd folgte. Aber sie war schneller, schwang sich in ihr Kammerfenster und schloß die Flügel.

Er pochte. Sie öffnete vorsichtig das Fenster zu einem kleinen Spalt.

„Wat wullt du nu noch?"

„Ja, oder ne, Ank?"

„Dat seg ick di morgen fröh."

„Ja oder ne?"

„Willst du still sein! Wenn Trinamudder uns hört."

Aber schon hatte Gerd seine Fäuste in die Spalte geklemmt und das Fenster wieder aufgerissen.

„Wir machen es am besten gleich drinnen ab, kleine Ank!"

„Dann mußt du dir eine von der Kuhstallseite aussuchen."

„Ja oder ne?"

„Morgen früh."

Gerd suchte sich den Eingang zu erzwingen. Sie stieß ihn zurück. Da riß der Fensterflügel aus dem morschen Rahmen und blieb in Gerds Hand. Wieder wollte er sich hineinschwingen.

Da blitzte ihm eine Sensenklinge entgegen.

„Ich stööt di de Seessel dör de Bost, wenn du nich afgeihst."

Nun ging Gerd.

Schwer atmend stand Anke Groot in ihrer Kammer. Sollte sie Gerd böse sein oder sich selbst, weil sie das süße, berauschende Glück, nach dem sie vor einer Stunde sehnsuchtsvoll die Arme ausgestreckt, mit einer Sense von sich abgewehrt hatte?

Liebte Gerd sie aufrichtig? Liebte sie ihn? Sie wußte es nicht.

Sie lauschte. Ging er ins Haus? Nein, den Deich hinauf. Wohin? Zu den Kameraden? Zu einer andern?

Sie stieg aus dem Fenster, hob den herausgerissenen Flügel auf, kletterte wieder zurück und schlug ihn, so gut es ging, mit leiser Hand wieder in den Rahmen hinein. Ein paar der kleinen Scheiben waren zerbrochen und aus den Bleifassungen herausgefallen.

Wenn das Trinatante bemerkte, und sie bemerkte ja alles, was würde sie sagen? Laß sie sagen, was sie will, dachte Anke trotzig.

Anke entkleidete sich, legte sich ins Bett und die Sensenklinge zu Häupten des Bettes auf ihren Koffer, so daß sie sie mit einem Griff erreichen konnte.

Eine Zeitlang lag sie noch wach und dachte über die Ereignisse des Tages und der Nacht nach. Dann schlief sie ein und schlief fest, bis Trina Groots Hand am Morgen an ihre Tür pochte.

Es war noch dunkel. Anke zündete Licht an.

Da lag auf den Steinfliesen vor ihrem Bett ein Rükelbusch mit roten Rosen. Ein Zettel war daran befestigt. Darauf stand: „Liebe Anke. Ich habe Dir gestern unrecht getan. Aber Du mir auch. Ich vergebe es Dir, vergib Du es mir auch. Mir ist Moorwisch leid geworden, ich geh nach England, um von der Welt und den Maschinen mehr zu lernen. Wenn ich zurückkomme, und Du hast bis dahin keinen andern, so komme ich zuerst zu Dir und frage Dich, Du weißt schon was, noch einmal. Ich habe Dich lieb, und ich bleibe Dir treu. Grüße Tüns Puttfarcken und vergiß nicht ganz Deinen alten Spielkameraden H. W."

Als Anke den Zettel gelesen hatte, mußte sie weinen und lachen zugleich. Sie streichelte den Zettel und las ihn wieder und wieder, küßte die Rosen und drückte sie ans Herz, streichelte die Sensenklinge und war unter dem Jauchzen ihres Herzens und der weinenden Seligkeit, mit der Hinrich Wieks Zeilen sie erfüllten, mit sich selbst und ihrer nächtlichen Standhaftigkeit sehr zufrieden. Ja, so mußte das Glück kommen: auf Rosendüften, nicht wie ein rauh zutäppischer Sturm.

Mit leuchtenden Augen und roten Backen ging sie in die Döns, wo Gerd, seinen Handkoffer neben sich, schon beim Frühstück saß.

Gerd nahm Ankes Aussehen für ein gutes Zeichen.

„Ja oder ne, Ank?" fragte er mit siegesgewissem Lächeln.

Aber Anke schüttelte lächelnd und zugleich mit Tränen in den Augen den Kopf: „Ne, Gerd!"

Dann schlug sie die Augen zu Boden, reichte ihm die Hand und sagte: „'t jüs, Gerd. Lat di't good gahn bi den Kommiß!"

Die Moorwischer Jungkerle marschierten unter Führung eines strammen preußischen Feldwebels mit ihren Bündeln und Koffern den Landweg nach Bergstädt zu, ihren drei Jahren entgegen. Einer — Gerd Wübbe war es — hob ein Lied an, und die andern stimmten ein:

„Was hab ich denn meinem Feinsliebchen getan?
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an;
Es schlägt seine Äuglein wohl unter sich
Und hat einen andern viel lieber als mich."

Der Sang schallte über die Felder. Trina Groot stand mit ihrer Nichte vor dem zerbrochenen Kammerfenster, sie hörte das Singen und sagte: „So'n Jungsvolk, so'n Unvolk. Nix as Leewsgeschichten hebbt s in'n Kopp, und andere Leute Fensterscheiben müssen dafür bezahlen!"

Dabei sah sie Anke an, ob sie wohl einen roten Kopf kriegte. Aber die lachte bloß und erwiderte: „Leewsgeschichten? Ja, de ward se woll in'n Kopp hebben."

Und sie dachte: Ob sie meiner Trinatante, als die noch jung war, wohl auch die Fenster aus der Wand gerissen haben? — Ich glaube nicht.

* * *

Trina Groot ging mit Bedenken, Sorgen, Ärger und Scheltworten im Hause und Hof umher. Aber sie hatte auch wirklichen Grund dazu.

Acht Tage waren seit Gerds Abmarsch zum Kommiß vergangen, und eine Arbeitshand, die gar nicht zu entbehren war, fehlte auf dem Hof. Und Niklas kam nicht. Zweimal hatte Trina Groot durch Jasper Knoop, der die Moorwischer Grünwaren als Aufkäufer nach Hamburg brachte, Order geschickt, daß er auf dem Hof höchst notwendig sei, und Niklas

hatte zurücksagen lassen: morgen oder übermorgen würde er da sein. — Aber er kam nicht.

Und mit Anke war rein gar nichts aufzustellen. Mochte der Teufel wissen, was seit dem Rekrutenabschiedsball in die Deern gefahren war. Sie war halsstarrig, sobald Trina von dem Heiratsplan anfing, und mußte damit rechnen, daß Anke einfach durchbrannte, wenn sie noch weiter mit ihr auseinanderkam.

Trina Groot erkannte ganz klar: die Deern hatte ihren eigenen Grootschen Kopf. Und zu entbehren war sie auf dem Hofe nicht. Wenn Niklas, wie es den Anschein hatte, nicht wiederkommen wollte, so mußte eine da sein, die im Hause die Aufsicht führte, wenn sie selbst in Männerstiefeln auf den Feldern herumstieg, um den Knechten auf die Arbeit zu passen.

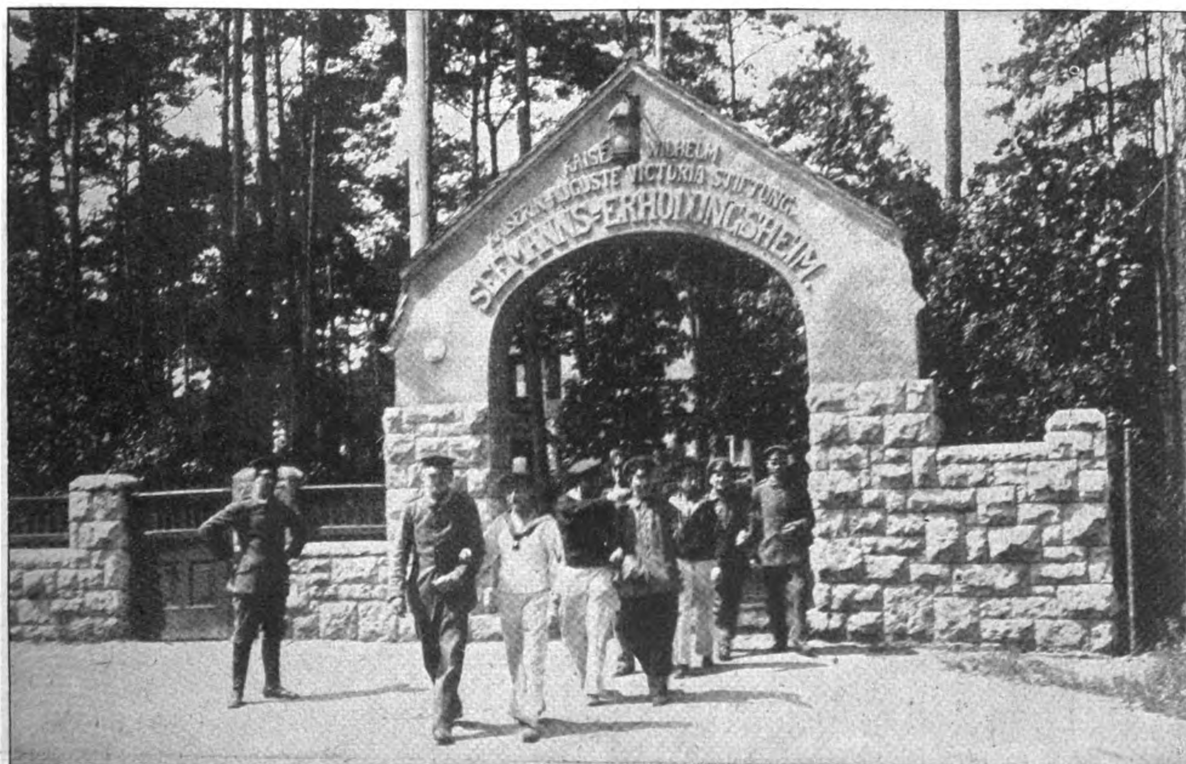
(Fortsetzung folgt.)

Das Seemannserholungsheim in Klein-Machnow.

Hierzu 8 Aufnahmen von Frankl.

Das schöne Erholungsheim, das, auf Grund einer Stiftung des Admirals von Hollmann für Seeleute erbaut, in gegenwärtiger Zeit aber erholungsbedürftigen Kriegern überhaupt geöffnet ist, liegt an der Machnower Straße in der Mitte des Wegs zwischen Berlin-Zehlendorf und der Schleuse. Wenn man vom Bahnhof Zehlendorf-Mitte die hübsche trauliche Villenstraße nach Südwesten geht, bleiben Häuser und Gärten bald hinter dem Wanderer zurück, und freies grünes Land erschließt sich dem Blick. Einzelne Seitenstraßen, die schon angelegt, aber noch nicht bebaut sind, zweigen bald zur Rechten, bald zur Linken ab und verlieren sich als Feldspaziergänge in der sanften, freundlichen Landschaft. Hie und da noch ein Sommerhaus an der Straße, zwei oder drei Gasthäuser, jetzt auch von Kriegern besetzt — dann tritt rechts der Wald heran, links drängen sich Birken und Föhren, und endlich tut sich zur Rechten das stattliche Tor eines kleinen Naturparks auf, aus dessen Grün die roten Dächer hübscher Baulichkeiten ragen.

Das Seemannserholungsheim ist, wie gesagt, jetzt Vereinslazarett und wird hauptsächlich von Angehörigen des Landheeres bezogen. In der Tiefe des Grundstücks steht das vornehm schlichte Offiziershaus, das augenblicklich leer ist, doch wohl in nächster Zeit Gäste von der See empfangen dürfte. Die Räume wirken überaus anheimelnd; die Erbauer haben überall Anklänge an die See und das Seewesen anzubringen verstanden. In der behaglichen Diele hat der Lüster die Gestalt eines Segelschiffs, die Leuchtkörper sind grün und rot, den Fahrtzeichen für Steuerbord und Backbord entsprechend. Ein gemütlicher Kachelkamin erinnert an friesische Pesel. Die Zimmer atmen Behagen und, wie die ganze Anlage überhaupt, die größte Sauberkeit. Prächtig ist auch der Baderaum, ruhevoll der Blick in den Föhrenwald

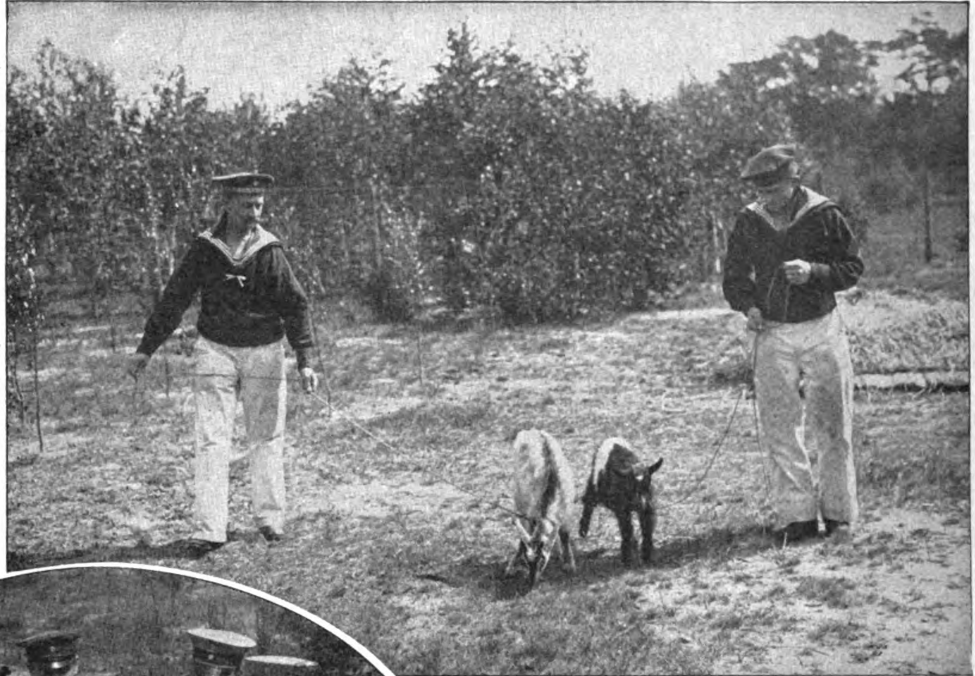


Urlauber verlassen das Heim.

oder nach rückwärts in den kleinen Offiziersgarten, wo weiße Bänke traulich über den Rasen herleuchten.

Im Hauptgebäude, das für die Mannschaft bestimmt ist, sind auch die Geselligkeitsräume für die Bewohner des eben geschilderten Hauses untergebracht. Der behagliche Schiffstil wiederholt sich auch hier.

Im Vorraum des ersten Stockes hängt ein Bildnis des Admirals Hollmann, dessen Schöpfung durch andere Wohltäter und Vaterlandsfreunde ausgebaut worden ist. Wir kommen in die Bücherei, an deren Wand gute Stiche hängen, dann in das Speisezimmer der Offiziere, das unter anderm einen Kachelschmuck aufweist, der ein Geschenk des Prinzen Heinrich ist. Dicht daran stößt der Mannschaftseßsaal, der sich auch zum Festsaal eignet, und von dessen Decke ein mächtiger Wikingerdrache herabdräut, von dem die Beleuchtung des Raumes auszugehen hat. Im Untergeschoß liegen große Baderäume mit allen erdenklichen Vorrichtungen und Bequemlichkeiten der Nzeueit versehen.



Die Ziegen werden auf die Weide geführt.



Beim Skatspiel.

Mit militärischer Genauigkeit ist der Tag eingeteilt, doch bleibt den Bewohnern des Erholungsheims reichlich Zeit für Ausgänge. Außerdem ist für Beschäftigungen aller Art gesorgt, Tätigkeit und Spiel wechseln miteinander ab. Soldaten halten die Gartenwege in Ordnung und sorgen auch dafür, daß die wundervolle Sauberkeit des Ganzen sich immer gleich bleibe. Nahe am Mannschaftspark liegt im Föhrenwald noch ein kleiner Wirtschaftshof; munteres Hahnenkrähen



Die großen Tierfreunde.



Die Genesenden bei der Landwirtschaft.

schallt uns von dort entgegen. Auch mit dieser wirtschaftlichen Abteilung beschäftigen sich die Krieger. Weiterhin schließen sich Spielplätze an, von hübschen Birkenpflanzungen umgeben.

Immer wieder muß man über die tiefe Ruhe erstaunen; es ist dem Besucher zumut, als läge Berlin hundert Meilen entfernt. Auf allen Seiten ist Wald, und um den eintönigen Charakter des Föhrenwaldes angenehm zu beleben, sorgt die Verwaltung für das Aufforsten von Laubbäumen. Eine herrliche würzige Luft weht von allen Seiten um das Haus. Bei gutem Wetter ist hier Gelegenheit zu allerhand Spaziergängen. Schreitet man nur ein Stückchen am Wald hin die Straße hinunter, so wird man durch einen romantischen



Die Unterhaltungsstunde.



Beim Füttern der Schweine.

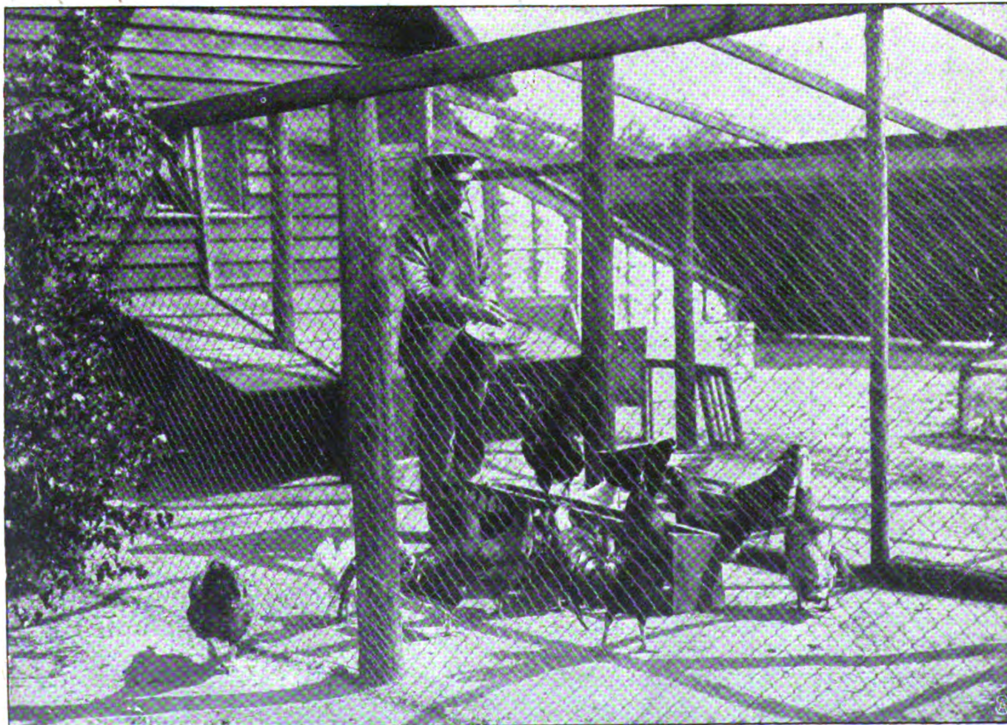
Ausblick überrascht. Zur Rechten wächst über breiten Feldern und einem Streifen Laubwald der mächtige Bergfried des Schlosses Machnow aus dem Föhrenkamm seines Höhenrückens.

An der Straße blühen Akazien, dann wird sie wieder von Eichen besäumt, an deren Rinde apfelgrüne Motten aufleuchten. Jetzt ist es nicht mehr weit zum Kanal und zu den herrlichen alten Baumgängen, den doppelt und dreifach hinschreitenden Alleen von Machnow, deren Linden- und Kastaniendome Dunkel und Kühlung spenden. Die Landschaft erinnert an Holstein, und so hat auch sie etwas vom Charakter der Wasserkante an sich. Die alte Backsteinkirche streckt einen efeuschweren Giebel nach Norden hin; nahe dem barocken Hoftor flammen gelbe Rosen in schönster Blüte an der Wand eines traulichen, behaglichen Häuschens.

Für jene aber, denen auch dieser Weg von einer halben Stunde noch zu schwer fallen dürfte, ist innerhalb des Heims Zerstreuung und Beschäftigung genug zu finden. Nicht nur, daß bei schönem Wetter die mannigfachsten Spiele im Freien möglich sind — es gibt auch bei Regenwetter allerhand Tätigkeit, die jeder nach Handfertigkeit, Uebung und Geschmack zu pflegen vermag.

Allerlei zierliche Schnitzereien entstehen unter den Händen der feldgrauen oder blauen Genesenden.

Es macht einem Freude, mitansehen zu dürfen, wie die erholungsbedürftigen Krieger sich recken und strecken in der kräftigen Kiefernluft, wie ihre Gesichter sich röten, wie die Ruhe ihnen wohl tut. Auch später werden sie gewiß immer gern an dies Erholungsheim in den märkischen Wäldern zurückdenken. Wg.



Das Geflügel wird gefüttert.

Urlaub.

Skizze von Lucie Fer.

Es war so schön, daß er es kaum glauben konnte. Vielleicht war es doch nur ein Traum, wie er ihn draußen so oft geträumt hatte, um dann jählings zur furchtbaren Wirklichkeit aufzuschrecken.

Er saß tief in seinem geliebten Klubsessel und ließ die Augen durch das Zimmer wandern, ruhelos und argwöhnisch. — Da — die schöne, warme Radierung über dem Schreibtisch, die ihm Ellinor als Braut geschenkt — sie war wirklich da, sie hing an derselben Stelle, an demselben Nagel, den er vor zwei Jahren selbst eingeschlagen hatte. Dort, der Holzschnitt zwischen den Fenstern, die Bronzeschale auf dem runden Tisch, der Leuchter in der Nische — alles — alles war da, unverrückt, unversehrt.

Da saß Ellinor im Ecksofa und lächelte auf Christian herab, der mit ihrer goldenen Halskette spielte. — War es möglich, war es wirklich? Und Bilder drängten sich davor. Prächtige Schlösser, denen wütende Geschosse die Leiber aufgerissen hatten. Zerfetzte Seidentapeten, geborstene Goldmöbel, buntes Kinderspielzeug zwischen grauen Wagentrümmern. Brennende Betten, die wie goldner Feuerregen in die Luft stoben. — Reichtum, den man vernichten m u ß t e, Kultur, die man zerstampfen m u ß t e, Not und Elend, das man ausstreuen m u ß t e wie ein Sämann mit vergiftetem Samen.

Und hier dieser Frieden, diese Ruhe.

Plötzlich wußte er wieder deutlich, was ihm in den zermürbenden Kämpfen draußen manchmal aus dem Gedächtnis geschwunden war — „für dieses alles — jenes alles."

Er atmete tief auf, daß Ellinor von dem Knaben abließ und ihr warmes, schönes Lächeln dem Gatten schenkte.

Eine ganze Weile saßen sie beide schweigend sich anschauend.

Er sah unendlich viel Liebe in ihrem Gesicht, mehr Liebe als in früheren Jahren. Und mehr Schönheit — aber das hing wohl beides zusammen.

„Wie reich ihr Frauen sein könnt", sagte er leise — wie für sich, und legte die Hand über die Augen.

„Und ihr — und ihr?" sagte sie und beugte sich vor. Dann verbarg sie ihr aufglühendes Gesicht in Christians goldnem Haar. „Ihr macht uns doch reich."

Wie müde sein Gesicht sein konnte und wie wechselvoll. Wenn er es zuweilen spannte und gleichsam mit Augen, Ohren, Mund und Nase alles ringsherum einsog, dachte sie, jung ist er geworden, erschreckend jung. Bis er dann alle Gegenstände wieder losließ und müde die Augen schloß — wohl auch lächelte.

Ein Kranker ist er, dachte sie dann.

Ihre Liebe war um ihn wie der Frühlingswind um knospende Bäume. Sie streichelte ihn, aber sie beraubte ihn nicht. Sie streichelte und wartete. Sie tat ihm unsagbar wohl.

Stundenlang konnten sie sitzen, das Kind zwischen sich — nichts tun, nichts sprechen, nur sich ansehen über dem Kind.

„Papa", sagte der Junge. „Mama." Und lief von einem zum andern, immer hin und her.

Sie hörte den Gatten nachts Kommandos rufen, hörte ihn auch fluchen — mit einer fremden harten Stimme.

„Sei mir nicht so fern", betete sie und legte ihm die Hand auf die Stirn.

Manchmal stieß er sie im Schlafe zurück. Und sie weinte still. Am Morgen aber wußte er nichts. Es war nur Liebe auf beiden Seiten, zarteste, rücksichtsvollste Liebe, die sich dem andern wie ein Teppich hinlegt.

Und je näher der Tag des Abschieds kam, desto blühender wurden die Blumen, desto weicher der Teppich. Es ist zu viel, dachte jedes von ihnen, zu viel.

Sie fühlte, wie er manchmal versuchte, hart zu werden, und es wieder aufgab — gleichsam auf später verschob. Er fühlte, wie sie zuweilen für ihre Kraft fürchtete, sich aufsparen wollte und sich dennoch verschwendete.

Ja, so sehr steigerten sie sich in ihrer Liebe, daß sie die Trennung beinahe herbeisehnten — aus Angst vor irgendeinem vorzeitigen Zusammenbruch. — —

Es war die letzte Nacht. Ellinor erwachte mit glühenden Wangen aus einem tiefen Schlaf. War es eine Vogelstimme, die sie geweckt hatte? Ein Lichtstreifen zwischen den wehenden Vorhängen?

Sie tastete lächelnd, noch mit geschlossenen Augen, auf das Kopfkissen neben sich. Es war kühl und leer. Da flogen ihre Augen auf. Sie war allein im Zimmer.

„Nein — nein — nicht so", sagte sie laut vor sich hin und zerrte die Vorhänge von den Fenstern.

Es mochte die vierte Morgenstunde sein. Eine Lerche sang nahe. Sie beugte sich aus dem Fenster.

In blassen Farben lag der Garten.

Eine Männergestalt lehnte weit hinten am großen Apfelbaum und hielt einen kleinen Holzwagen in der Hand. Es war Christians halbzerbrochenes Sandwägelchen. Und es war der Gatte, der sich jetzt niederbeugte und das Spielzeug vorsichtig in den weißen Sand zurückstellte. Zärtlich fuhr die braune Männerhand an der Deichsel entlang, die das Kind so oft am Tage aus den ungeschickten Händchen verlor.

Ellinor ließ die Vorhänge zusammenfallen und spähte durch einen Spalt hinaus.

Da ging der Gatte unten durch den Garten, blieb unter den Obstbäumen stehen, sah hinauf in ihre Kronen, ging von Rosenstrauch zu Rosenstrauch, ruhte ein Weilchen in der Laube, in der noch ein Buch vom gestrigen Tage lag, nahm es auf, blätterte darin und hielt es lange an die Augen. Sie sah, wie sein Körper zuckte. „Nicht doch — nicht doch —" bat sie. Dann schloß er es und strich wiederum so zärtlich über den Buchdeckel.

Sie hörte ihn auch noch lange um das Haus gehen. Der Kies verriet ihn. Sie fühlte jedes Zögern von ihm, jeden Blick. Sie stand, die Hände auf dem Herzen, und betete stumm: Daß du uns wiederkehrst — daß du uns wiederkehrst.

Als sie ihn die Treppe heraufkommen hörte, legte sie sich wieder zu Bett und tat, als ob sie schliefe. Er weckte sie, indem er ihre Augen küßte.

Sie lächelte ihn an. Er lächelte sie an.

Sie hielten sich bei den Händen, und während Aug in Auge blieb, zog er sie zu sich empor.

„Ich komme wieder", schwur er laut.

„Du kommst wieder", schwur sie noch lauter ....

Das seidene Kleid.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Unsere Zeit, die auf so manchem Gebiet die Werte umwertete, hat auch bei der Bekleidungsfrage manchen auf den ersten Blick erstaunlichen Wechsel hervorgebracht. Bisher verband sich mit dem Gedanken an ein seidenes Kleid der Begriff an etwas Elegantes, für Fest- oder feierliche Zwecke bestimmtes Kleidungstück. Mit dieser Ansicht ist es nun vorüber. Wollene Gewebe, die früher als selbstverständlich für ein tägliches Kleid angeschafft wurden, unterliegen heute häufig einer höheren Bestimmung. Man sucht sie, soweit sie für Frauenkleider zu verwenden sind, hauptsächlich für die kühleren Jahreszeiten zurückzustellen. Da nun aber auch ein großer Reichtum von Seiden im Lande vorhanden ist und die deutschen Webstühle diesen Reichtum täglich weiter vergrößern, so ist es nur ein natürliches Gebot, sich den seidenen Stoffen mit erhöhtem Interesse zuzuwenden. Sie gestatten in den meisten Fällen eine schlichtere Verarbeitung, als es bei wollenen Geweben möglich ist, da der Glanz, häufig auch die schöne Farbe zur Erzielung einer guten Wirkung allein genügen.



Phot. E. Schneider.

2. Silbergraues Taftkleid mit Tüll und Stickereien.

Einen Beweis hierfür liefert das dunkelblaue Taftkleid (Abb. 5) dessen mäßig weiter Rock eine originelle Verzierung aufweist. In dem Rock sind hoch- und niedergehende Streifen von in Falten gelegten bandähnlichen Einsätzen eingefügt. Das Leibchen ist vorn und rückwärts nur blusig gehalten, ein von hinten kommender Gürtel kreuzt sich vorn. Schnallen aus dem gleichen Material halten seine Zipfel in die Höhe. Ein kleiner Kragen und schmale Aufschläge bleiben dem schlichten Charakter dieses Kleides treu. In dem Ausschnitt liegt ein Einsatz aus rosenfarbigem Tüll, dessen Ränder von rosenfarbenen Taftlangetten eingefaßt sind.



Hofphot. Sandau

1. Schwarzes Taftkleid mit bunter Künstlerseide.

Die Verwendung von zweierlei Material führt sich teils aus praktischen, teils aus geschmacklichen Erwägungen immer mehr ein. Das Kleid aus schwarzweiß kariertem Taft in Gemeinschaft mit schwarzem Taft (Abb. 7) liefert für diese Geschmacksrichtung ein hübsches Modell. Der schwarzweiß karierte Taftrock hat einen bogenartig geschnittenen Ansatz aus schwarzem Taft, der mit der kleinen blusigen Jacke harmoniert. Die Jacke ist in einer sehr einfachen Blusenform mit einem losen Gürtel gearbeitet und hat einen dreiviertellangen Aermel. Zu den kleinen Aufschlägen der Aermel und zu dem Beleg des Kragens ist, um eine Übereinstimmung herzustellen, wiederum schwarzweiß karierte Seide verwandt.

Zu den beliebten Sommerseiden gehört in erster Linie Foulard in den bekannten schlichten und doch immer wieder ansprechenden Punkt- oder Streifenmustern. Aus weißem, mit einem hellblauen Streifen durchzogenem Foulard ist das jugendliche Straßenkleid mit dem weißen Ledergürtel (Abb. 3) gearbeitet. Durch den originellen Rock mit der hochstehenden Rüsche zieht sich ein weißes Band. Der Rock ist nicht mehr sehr weit, diese neue dekorative Rüsche wirkt jedoch verbreiternd. Das Leibchen gefällt durch seine große

Einfachheit und kleidet durch den breiten weißen Batistkragen und die flotte Batistschleife. Auch die in der Art der Blusenärmel gearbeiteten Ärmel haben einen Aufschlag aus weißem Batist.

Auch das Jackenkleid aus hellblauem Seidenkrepp (Abb. 4) hat als Rockverzierung eine schmale hochstehende Rüsche. Die blusige Jacke umschließt ein breiter, fest anliegender Gürtel. Außerordentlich kleidsam sind die Kutscherkragen, die in unserer augenblicklichen Mode eine große Rolle spielen. Die Jacke kann offen und geschlossen getragen werden; geschlossen wird sie



3. Weißblau gestreiftes Foulardkleid.

Phot. Becker & Maaß.



4. Hellblaues Jackenkleid.

durch ein schwarzes Samtband zusammengehalten.

Sehr originell ist die Zusammenstellung einfarbiger Seide mit bunt bedruckter Künstlerseide. Bis jetzt glaubte ein großer Teil des Publikums, die lebhaft getönten Seiden seien nur für Damen, die einen besonders extravaganten Geschmack besäßen. Dieses Urteil entsprang hauptsächlich einer falschen Anwendung des Materials, das sich gerade zur Belebung dunkler Stoffe ausgezeichnet eignet.

Einen Beweis hierfür liefert das schwarze Taftkleid mit dem nach außen umgeschlagenen Saum, der mit



Phot. Becker & Maaß.

5. Dunkelblaues Taftkleid
mit rosenfarbigem Tülleinsatz.



Hofphot. Sandau.

6. Dunkelrotes Taftkleid
mit seitlich gerafftem Rock.

apart gemusterter Werkstättenseide belegt ist (Abb. 1). Das Leibchen ist miederartig gearbeitet. Die Bluse besteht wieder aus bunt bedruckter Seide. Die Halsumrahmung macht den Eindruck einer doppelten Rüsche. Sie scheint in der Mitte von einer schwarzen Taftschleife abgebunden zu sein.

Eine neue wirksame Verzierung glatter Seidenstoffe besteht in der Hinzuziehung von Samtbändern in harmonierender Farbbestellung. So sieht man viele sandfarbene Taftkleider mit dunkelbraunen Samtbändern oder, wie es das dunkelrote Taftkleid (Abb. 6) zeigt, Samtband in einer tiefer gefärbten Schattierung. Um den Gürtel dieses Kleides sind zweimal breite Samtbänder geschlungen, und auch der dreiviertellange Ärmel ist von Samtband mit einer Schleife abgebunden. Das Kleid selbst zeigt einen neuen hübschen Ausschnitt, der rückwärts eine hochstehende Rüsche hat. Die Mode schwankt zwischen hochgeschlossenen und ausgeschnittenen Kleidern, so daß jeder wählen kann, was ihn kleidet und seinem Geschmack am besten zusagt. Ein sehr dekorativer Schmuck ist die tiefe Passe aus heller, von roter Seidengaze verschleierter Seide. Von dieser heben sich einfache Linien aus Chenillefäden wirkungsvoll ab. Die samtartig wirkende Chenille ergibt wieder einen Zusammenhang mit dem Samtband des Gürtels. Der wenig gezogene Rock ist an beiden Seiten hochgerafft.



Phot. Becker & Maaß.

7. Straßenkleid aus schwarzweiß kariertem Taft mit kleiner Taftjacke.

Der bisher gewohnten Gattung der Seidenkleider, dem eleganten Kleide, gehört das silbergraue Taftkleid an, dessen in spitzen Zipfeln ausfallender Rock auf einem Unterkleid aus gleichfarbigem Tüll liegt (Abbildung 2). In die Bahnen des Rockes sind wiederum spitz auslaufende bestickte Teile eingefügt. Auch der Gürtel und die Träger des Leibchens sind mit diesen Stickereien bedacht. Recht originell ist der kleine Ärmel, den zweimal abgebundene Tüllpuffen vervollständigen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. **Berlin, den 8. Juli 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

27. Juni.

Südwestlich von Sokul stürmen unsere Truppen russische Linien und machen mehrere hundert Gefangene. Feindliche Gegenangriffe haben nirgends Erfolg.

Bei Jakobeny, nördlich von Kuty und westlich von Nowo-Poczajew werden russische Angriffe abgeschlagen.

28. Juni.

Vom Kanal von La Bassée bis südlich der Somme macht der Gegner unter vielfach starkem Artillerieeinsatz sowie im Anschluß an Sprengungen und unter dem Schutze von Rauch- und Gaswolken Erkundungsvorstöße, die abgewiesen werden.

Rechts der Maas greifen die Franzosen nach etwa zwölfstündiger heftigster Feuervorbereitung mit starken zum Teil neu herangeführten Kräften die Stellungen auf dem Höhenrücken „Kalte Erde“, das Dorf Fleury und die östlich anschließenden Linien an. Unter ganz außerordentlichen Verlusten durch das Sperrfeuer unserer Artillerie und im Kampfe mit unserer tapferen Infanterie brechen alle Angriffe restlos zusammen.

Die Italiener greifen zwischen Etsch und Brenta an mehreren Stellen an; so im Val di Vozi, am Pasubio, gegen den Monte Rasta und im Vorterrain des Monte Zebio. Alle diese Angriffe werden blutig abgewiesen.

29. Juni.

An der englischen und am Nordflügel der französischen Front werden die Vorstöße feindlicher Patrouillen und stärkerer Infanterieabteilungen sowie auch die Gasangriffe zahlreicher. Ueberall wird der Gegner abgewiesen.

Im Raume östlich von Kolomea erneuert der Feind in einer Frontbreite von vierzig Kilometer seine Massenangriffe. Es kommt zu erbitterten, wechselvollen Kämpfen. An zahlreichen Punkten gelingt es dem aufopfernden Eingreifen herbeieilender Reserven, den überlegenen Gegner im Handgemenge zu werfen, doch muß schließlich in den Abendstunden ein Teil der österreichisch-ungarischen Front gegen Kolomea und südlich davon zurückgenommen werden.

Der Prozeß gegen Casement ist beendet. Casement wurde des Hochverrats schuldig befunden und zum Tode verurteilt.

30. Juni.

Südöstlich vor Liniewka bleiben Gegenangriffe der von unseren Truppen erneut aus ihren Stellungen geworfenen Russen ergebnislos.

1. Juli.

Bei Tlumacz werden österreichisch-ungarische Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer von einer 3 Kilometer breiten und sechs Glieder tiefen Reitermasse attackiert. Der Feind wird zersprengt und erleidet schwere Verluste.

2. Juli.

In einer Breite von etwa 40 Kilometer beginnt der seit vielen Monaten mit unbeschränkten Mitteln vorbereitete große englisch-französische Massenangriff nach siebentägiger stärkster Artillerie- und Gasvorwirkung auf beiden Ufern der Somme sowie des Ancrebaches. Von Gommecourt bis in die Gegend von La Boiselle errang der Feind keine nennenswerten Vorteile, erlitt aber sehr schwere Verluste. Dagegen gelang es ihm, in die vordersten Linien der beiden an die Somme stoßenden Divisionsabschnitte an einzelnen Stellen einzudringen, so daß vorgezogen wurde, diese Divisionen aus den völlig zerschossenen vordersten Gräben in die zwischen erster und zweiter Stellung liegende Riegelstellung zurückzunehmen.

Oestlich der Maas greift der Gegner unter erneutem starkem Kräfteeinsatz die deutschen Linien auf der Höhe „Kalte Erde“, besonders beim Panzerwerk Thiaumont, an und muß im Sperrfeuer unter größten Verlusten wieder umkehren.

In der Gegend der angegriffenen Front und im Maasgebiet werden 15 feindliche Flugzeuge abgeschossen, davon 8 englische und 3 französische in unseren Linien.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben die kürzlich von den Russen besetzte Höhe von Worobijowka (nordwestlich von Tarnopol) gestürmt.

3. Juli.

Die Fortsetzung der englisch-französischen Angriffe beiderseits der Somme erreicht nördlich des Flusses im allgemeinen keine Vorteile; der Feind erleidet hier außerordentlich hohe blutige Verluste. Südlich des Flusses biegen wir die in die Riegelstellung zurückgenommene Division in eine zweite Stellung zurück.

Eine Hundertjahrserinnerung der deutschen Eisenbahnen.

Von Ministerialdirektor Offenberg.

Unseren jüngeren Mitbürgern will es kaum in den Sinn, daß es einmal eine Zeit gab ohne Eisenbahnen. Sie gehören zu unserem täglichen Leben wie das liebe Brot. Und doch leben noch Leute unter uns, die sie noch gekannt haben, die alte, liebe, gute eisenbahnlose Zeit, als man die Postkutsche noch als eine staunenswerte Errungenschaft betrachtete. Ist doch die älteste deutsche Eisenbahn Nürnberg—Fürth erst 1835, die erste preußische Strecke Berlin—Potsdam 1838 eröffnet worden! Mit einer Hundertjahrsfeier der deutschen Eisenbahnen hat es also noch gute Wege. Gleichwohl können sie in diesem Jahre eine bedeutsame hundertjährige Erinnerung begehen. Denn das Jahr 1816 war es, in dem der Beschluß zur Errichtung der ersten deutschen Eisenbahn nicht nur gefaßt, sondern auch energisch in Ausführung genommen wurde, zwar nicht zur Errichtung einer Teilstrecke des künftigen Weltnetzes, aber doch einer Strecke, die ausdrücklich als eine Versuchsbahn größeren Umfanges bezeichnet wurde.

Als ich vor etwa 25 Jahren den Anfängen der ältesten preußischen Staatsbahn, der Saarbrücker Bahn,

nachging, fand ich bei der Königl. Bergwerksdirektion in Saarbrücken ein halbvergessenes Aktenstück, aus dem ich ersah, daß schon im Jahre 1816 bei der ersten Generalbefahrung der erst im Jahre zuvor von Frankreich an Preußen abgetretenen Saarkohlengruben, an welcher der Oberberghauptmann Gerhard aus Berlin, der Berghauptmann Graf Beust aus Bonn und der Bergamtsdirektor Sello aus Saarbrücken teilnahmen, beschlossen wurde, daß zur Verbindung der Grube Bauernwald (jetzt Louisenthal) mit der Saar „auf eine Entfernung von 8000 Fuß" gleich etwa 2½ Kilometer „ein Schienenweg mit gußeisernen Schienen" hergestellt und der Transport auf ihm durch einen „Dampfwagen" vermittelt werden sollte. Letzterer, von dem ein kleineres Modell bereits angefertigt und der Königsgrube in Oberschlesien zur Probe überwiesen war, sollte in der Königl. Gießerei in Berlin gebaut werden.

Dieser Beschluß muß mit seiner Kühnheit geradezu in Erstaunen setzen. Man denke: Deutschland hatte eben erst die 3 Jahre der Befreiungskriege 1813—1815, Preußen, das sich mit ganz Deutschland noch nicht von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges und für seinen Teil noch nicht von den weiteren Folgen des Siebenjährigen Krieges erholt hatte, die ganze noch weit längere Zeit der napoleonischen Bedrückung hinter sich. Verwüstet und ausgeplündert war es in tiefste Armut geraten, und da finden die Vertreter der Staatsregierung den Mut zu einem kostspieligen, technischen Unternehmen, das noch nirgendwo in der Welt ausgeprobt war, dessen künftige Bedeutung sie aber richtig empfunden hatten! Gleicht das dem Bild einer verzopften Bureaukratie, das man sich so gern von jenen Zeiten macht?

Über die Ausführung des Beschlusses habe ich in einem kleinen Aufsatze: „Die Anfänge der Saarbrücker Bahn", den ich im Jahrgang 1894 des Archivs für Eisenbahnwesen veröffentlichte, berichtet:

„In der Tat begann man alsbald mit der Herstellung der Bahn, die den stolzen Namen Friederikenschienenweg erhielt, und zwar zunächst aus hölzernen Schienen, auf die später die nach einem Berliner Modell in der Königl. Eisengießerei in Geislautern an der Saar anzufertigenden Eisenschienen befestigt werden sollten. Dagegen verzögerte sich die Herstellung des ‚Dampfwagens' noch ein wenig. Erst am 22. September 1818 gelangte er wohl verpackt in 8 Kisten und mit einem Gesamtgewicht von 17 480 Pfund in Berlin zur Absendung, und zwar — höchst bezeichnend für die damaligen Verkehrsverhältnisse — auf dem Wasserwege über Hamburg—Amsterdam—Köln—Koblenz—Trier—Geislautern, wo er am 4. Februar 1819, also nach 4 Monaten und 13 Tagen, glücklich ankam. Die Fracht stellte sich auf 586,60 Frank = etwa 436 Mark. Heutigestags hätte der Transport höchstens 8 Tage erfordert und nur etwa 340 Mark gekostet, obwohl die Tagelöhne inzwischen um etwa das fünffache gestiegen sind.

Unverzüglich ging man an die Zusammenstellung — eine schwierige Aufgabe für die damalige Zeit, zumal man in Berlin die Zeichnungen nicht beigelegt hatte! Welch ein Kopfzerbrechen das verursachte, mag aus einer in den Akten befindlichen Rechnung ersehen werden, laut welcher zum Dichten des Kessels und der Zylinder unter anderen nachstehende schöne Sachen verbraucht worden sind: 1 Pfund Hanf, 2 Stück Käse, 2½ Pfund Öl, 6 Ellen Leinwand, 15 Pfund Kitt, 1 Kübel Rindsblut, 10 Pfund Mehl, 2 Maß Essig usw.! Endlich war die Montage beendet, und nun sollte am 28. Juni 1819 der erste Fahrversuch beginnen. Man heizte nach allen Regeln der Kunst, bis daß den Beteiligten Kitt, Leinwand, Öl und Wassermengen um die Köpfe flogen; allein zu einer Bewegung war das edle Dampfroß nicht zu veranlassen, und erst unter Zuziehung von 8 Mann und einigen Winden gelang es, dasselbe überhaupt ein wenig vom Platze zu bringen.

Der leitende Ingenieur gab als Ursache dieses seltsamen Eigensinns an: Der Kolben stoße an die Radgestelle, die Zahnräder hätten ungleiche Zähne, und der Dampf stehe gleichzeitig an beiden Seiten des Kolbens! Übrigens dürfte der Verdacht nicht ungerechtfertigt sein, daß die Herren in Geislautern doch wohl bei der Montage etwas versehen hatten. Es beruht nämlich in den Akten ein Protokoll aus Berlin vom 4. August 1818, laut dessen der Dampfwagen vor seiner Absendung auf einer 100 Fuß langen Probestrecke auf dem Hofe der Königl. Eisengießerei sich tadellos vor- und rückwärts bewegt, dabei auch einen Wagen mit 8000 Pfund Bomben anstandslos gezogen habe.

Mit der Lokomotivbeförderung auf der neu hergestellten Strecke war es also einstweilen nichts. Das Ungetüm selbst wurde von den gelehrtesten Leuten in die Kur genommen. Es gelang auch allmählich, es zu einer bescheidenen Selbstbewegung zu veranlassen. Einen Wagen hat es nie gezogen. Im Jahre 1835 vollendete es seinen irdischen Lebenslauf, indem es für 334 Taler, 6 Silbergroschen und 7 Pfennig als altes Eisen verkauft wurde. 3176 Taler, 11 Silbergroschen, 9 Pfennig hatte es gekostet — nur die Hälfte von dem Preise einer englischen Maschine hatten die Verfertiger rühmend hervorgehoben. — Teuerer und besser wäre billiger gewesen. Außerdem waren nicht weniger als 1956 Taler, 17 Silbergroschen, 6 Pfennig an Reparatur- und Transportkosten entstanden."

So kam Deutschland um den Ruhm, die erste Lokomotivbahn des Kontinents gehabt zu haben. Man kann sich vorstellen, daß dieser fehlgeschlagene Versuch die Frage des Dampftransportes für längere Jahre zum Schweigen brachte. Immerhin hatte er einen großen Nutzen gehabt: der Friederikenschienenweg war wenigstens fertiggeworden, und in Ermangelung von Lokomotiven benutzte man ihn einstweilen zur Förderung mit Menschenhand. Aber schon hierbei ergab sich eine erhebliche Ersparnis gegenüber der bisherigen Beförderungsart; sanken doch die Beförderungskosten für eine Fuhre (30 Zentner) Kohlen von der Grube bis zur Saar von 20 Silbergroschen auf 6 Silbergroschen 3 Pfennig und später, bei Einführung des Pferdebetriebes, auf 3 Silbergroschen. Dabei war man, wie das Bergamt rühmend hervorhob, nicht mehr „vom Wetter und der Laune der Bauern abhängig". Infolge dieser günstigen Erfahrungen faßte bei der Bergbehörde der Gedanke der Herstellung von Eisenbahnverbindungen, sei es nach der Mosel, sei es durch das Nahetal zum Rhein oder nach Frankreich (Paris) und Straßburg, immer wieder von neuem Wurzel. Letzteres Projekt wurde z. B. schon im Jahre 1825 erörtert. Aber erst, nachdem Friedrich List nach jahrelangen Kämpfen für ein deutsches Eisenbahnnetz im Jahre 1835 bei der Aktienzeichnung für die Bahn Leipzig—Dresden einen außerordentlichen Erfolg erzielt hatte — die Aktien waren binnen 24 Stunden vergriffen — gewann im Jahre 1836 auch das Projekt der Verbindung der Saar mit dem Rhein festere Gestalt. Immerhin verging noch

ein Jahrzehnt, bis man der Ausführung näher treten konnte.

Als vor etwa 10 Jahren das Verkehrsmuseum in Berlin eröffnet werden sollte, wurden auf meine Veranlassung Nachforschungen nach den Zeichnungen zu jenem unglücklichen Dampfwagen der Saarbrücker Bergwerksdirektion angestellt, die ich seinerzeit nicht auffinden konnte, diesmal mit dem Erfolge, daß wenigstens ein Teil der Zeichnungen entdeckt wurde. Sie sind im Verkehrsmuseum ausgestellt. Reichen sie auch nicht hin, um danach den Dampfwagen nachzubilden, so kann man doch wenigstens so viel daraus ersehen, daß man sich wohl eines jener älteren englischen Modelle mit Zahnrädern und Zahnstange im Gleis zum Vorbilde genommen hatte, wie sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts in verschiedenen Formen in England ausprobiert wurden, ohne sich als erfolgreich zu erweisen. Erst 1829 trat Stephenson, der bereits 1815 mit einem neuen Modell Aufsehen erregt hatte, mit jener berühmten Lokomotive The Rocket hervor, der Urmutter aller unserer Lokomotiven, mit der 1830 der erste regelmäßige Lokomotivbetrieb auf einer öffentlichen Bahn — Liverpool—Manchester — aufgenommen werden konnte. 1816 war also die Zeit noch nicht reif, um dem bewundernswerten Beschluß der Bergbehörde vollen Erfolg zu sichern. Aber der Vorgang beweist, daß man auch in Deutschland sich damals an der Lösung jener weltbewegenden Fragen aktiv beteiligte. Wenn das nicht mit dem gleichen Erfolge wie in England geschah, so darf man nicht vergessen, daß zu derartigen Maschinen nicht nur ein Erfinder, sondern auch Kapital und eine kunstfertige Ausführung gehören, und daß vor hundert Jahren die Technik in dem von Kriegen zerwühlten und verarmten Deutschland naturgemäß noch sehr daniederlag.

Wir leben in manchen Beziehungen in ähnlichen Zeiten wie damals. Wiederum müssen wir in jahrelangem Ringen um unser Sein und unsere Freiheit kämpfen. Wenn wir auch fest vertrauen, daß wir gleich siegreich wie damals aus den Kämpfen hervorgehen, so erhebt sich doch in manchen Herzen die bange Sorge, ob nicht unser Wirtschaftsleben unter den Nachwehen des Krieges schwer leiden wird. Ihnen aber kann der Beschluß des Jahres 1816 zur Beruhigung gereichen. Wenn nach jener entsetzlichen Periode der Ausplünderung und Verarmung Deutschlands das Wirtschaftsleben dort alsbald wieder solche Blüten treiben konnte, wieviel mehr können wir dann jetzt auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands vertrauen, das in seinen technischen Einrichtungen bis jetzt fast unberührt dasteht und hoffentlich auch bis zum Schluß des Krieges unberührt bleiben wird! Ich glaube in dieser Beziehung bei der Auffassung verbleiben zu müssen, der ich in einer etwa 3 Monate vor dem Kriege erschienenen Schrift: „Konjunktur und Eisenbahnen" mit den Worten Ausdruck gab. „Daß sich die große Konjunkturwoge ungeachtet der kleineren Konjunkturwellen zunächst noch weiter nach aufwärts bewegen wird, kann als sicher angenommen werden. Dafür bürgen der Unternehmungsgeist und die Tatkraft der führenden Geister und der gesamten Bevölkerung bis zum letzten Arbeiter. Selbst ein Krieg, so schwere Wunden er allen Beteiligten, den Siegern wie den Besiegten schlagen würde, dürfte den Fortgang der großen Kulturwoge nicht ernstlich aufhalten."

Die Nachbarküste unseres ersten großen Seesieges.

Von Cajus Moeller.

Durch den glorreichen 31. Mai ist die sagenreiche Küste Hamlets von neuem in den Vordergrund des geschichtspolitischen Interesses gerückt worden.

Die Küste des geschichtlichen Hamlets und nicht des shakespeareschen. Für die gebildete Welt aller Nationen lebte und starb der melancholische Dänenprinz in dem seeländischen Roeskilde, aber in Wirklichkeit war er weder ein Inseldäne noch überhaupt ein Däne. Bis zu der Bildung eines dänischen Großstaates durch Gorm den Alten, in dem man Shakespeares jungen Fortinbras erkennen kann, wurden die Jüten sorgfältig von den Dänen unterschieden und galten bei sämtlichen frühmittelalterlichen Geschichtschreibern für einen besonderen Stamm. Da übrigens der geschichtliche Gorm als Herrscher das erste Drittel des 10. Jahrhunderts ausfüllt (900—935) und 90 Jahre gelebt haben soll, müßte er bei Hamlets Katastrophe nicht mehr jung gewesen sein, sondern das achtbare Alter von 55 Jahren gezählt haben. Seine Herrscherzeit trifft also in das Menschenalter des verfallenden Karolingerreiches, und eben damit ist auch gegeben, daß seine Schöpfung noch in seinen letzten Tagen mit dem neu erstandenen Sachsenreich in Kampf geriet und in ihm unterlag. Kaiser Heinrich I. überschritt 934 siegreich die Eider und stellte die schleswigsche Mark wieder her. Unter dem Titel Knytlinga Saga hat dann die Geschichtschreibung die Schicksale von Gorms Nachkommenschaft geschildert, die in dreimaliger Bluterneuerung durch einen Schwesteronkel Knuts des Großen, durch das kriegsberühmte Grafenhaus der Holstein-Schaumburger und durch das oldenburgische Herrscherhaus noch jetzt in Dänemark regiert, außerdem seit 1762 in Rußland, seit 1868 in Neuhellas, seit 1905 in Norwegen die Krone trägt, daneben zeitweise die schwedische Krone getragen hat. Sicher ein ebenso merkwürdiger wie glückbegünstigter Geschichtsgang.

Fast tragisch gegenüber dieser glänzenden Entwicklung seines neuen Herrschergeschlechtes wirken die seitherigen inneren Schicksale dieses umfangreichsten dänischen Gebietsteils. Die natürliche Interessenpolitik verwies das neue Herrscherhaus auf die Ausdehnung nach Osten und Südosten. Lübeck, Mecklenburg und Vorpommern gerieten zeitweilig unter seine Herrschaft, und damit fiel der politische Schwerpunkt nach Inseldänemark; Jütland wurde als nebensächlich betrachtet. Nicht, daß die kraftvolle jütische Bevölkerung das widerstandslos hingenommen hätte, die Bauernaufstände wollten nicht abreißen, und die inseldänischen Geschichtschreiber ermüden nicht in dem Schelten auf die jütische „Pertinatia", die Hartnäckigkeit dieser Bauern, die aber dann einer dieser meist deutschgebildeten Ritterkönige mit rücksichtsloser Härte brach. In diesem Zusammenhang interessieren mag hier, daß für das auf dem Höhepunkt stehende dänische Mittelalter, am Ausgang des 14. Jahrhunderts, der kurbrandenburgische Hof die mit Vorliebe besuchte Bildungstätte war, genau wir vier

Jahrhunderte darauf das Potsdam unseres Alten Fritz. Natürlich aber hatte deshalb das dänische Festland nicht weniger die Lasten und Leiden der Gesamtheit mitzutragen des rein zu Lande geführten Dreißigjährigen Krieges wie seiner schwedischen Nachfolger. Gerade wie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die deutschen Elbherzogtümer an den Kriegslasten der französischen Revolution und des napoleonischen ersten Kaiserreiches ihren reichgemessenen Anteil getragen haben. Daß dann auch die Deutsch-Dänischen Kriege von 1848-49 wie 1864 rein auf jütischem Gebiet geführt worden sind, bedarf kaum der Erinnerung.

Wie aber hat sich, in diesem Jahrtausend, der jütische Volkscharakter entwickelt. So überraschend es klingt trotz der völligen politischen Einebnung, scheint sich der Gegensatz des Volkscharakters gegen Inseldänemark eher noch verschärft zu haben. Freilich hatte man es danach in dem nordischen Athen am Oeresund einigermaßen getrieben. Für den Kopenhagener Volkswitz war keine Roheit und mehr noch Tölpelhaftigkeit so groß, daß sie nicht den Volksgenossen jenseit der Belte und des Kattegatt hätte zugeschrieben werden können. Das hat sich durch die Jahrhunderte hindurch fortgesetzt. Der mütterlicherseits aus Hamburg stammende Norweger Ludwig Holberg verspottete in dem komischen Epos „Peder Paars" die Jüten in der gröblichsten Weise. Sehr bemerkenswert aber ist dabei, daß der zeitlebens durchaus antideutsch gesinnte Poet den Bewohnern der damaligen jütischen Hauptstadt Aarhus deutsche Gesinnung andichtet. Sie rühmen sich bei ihm der Zugehörigkeit zum römisch deutschen Reich, da sie unweit der schleswigschen Grenze wohnen und Holstein ein Glied dieses Reiches ist. Und unser damaliges altes Reich konnte doch eigentlich kaum besondere Anziehungskraft für Ausländer besitzen. Dem dänischen Hauptstädter galt der Jüte schlechthin für ein Dummkopf, dem man aber daneben eine gewisse plumpe Handelsschlauheit nachsagte. Die Jüten trieben ihr Mastvieh in die wohlhabenderen schleswigschen Ostseestädte und wurden dabei wohlhabend. Daneben handelten sie vorzugsweise mit dem daheim hergestellten Steingut, und zwar bis tief nach Holstein hinein. Spottend riefen wir Knaben „Jütepott", wo sich ein solcher Verkäufer blicken ließ. Die Geringschätzung ging bis in sehr ernsthafte Kreise hinauf. In der Städteversammlung des Herzogtums Schleswig rief kurz vor 1846 ein geistliches Mitglied:

„Gott wolle uns behüten, daß wir nicht werden Jüten.

Charakteristisch war auch, daß die ein rundes Dutzend Kilometer westlich der schleswigschen Ostseestädte sich hinziehende große Heerstraße im Volksmunde allgemein der Ochsenweg hieß nach den, wie vorerwähnt, dort vorübergetriebenen Ochsenherden, womit denn auch auf die Treiber dieser Herden leicht ein satirisches Streiflicht fiel. Tempi passati. Der Eisenbahnverkehr hat das alles in der gründlichsten Weise beseitigt.

Vor allem hat Jütland an Kopenhagen seitdem eine ausgiebige literarische Revanche genommen und es in gewissem Sinne verdunkelt. Der wechselreiche Charakter der dänischen Nationalentwicklung ist auch darin zutage getreten, daß von den drei größten literarischen Namen Dänemarks nur einer rein dänischer Nationalität ist. Die halbdeutsche Abstammung des Norwegers Holberg wurde bereits erwähnt. Halbdeutsch muß auch Adam Öhlenschläger genannt werden, der Sohn eines mit dem Landgrafen Karl von Hessen aus der Stadt Schleswig nach Kopenhagen gekommenen und dort aus bescheidener Lebenstellung emporgestiegenen Südschleswigers. Selber aber während seiner kräftigsten Lebensjahre weit lieber als dichterische Zierde deutscher Kleinhöfe lebend als in der kritischen Stadt am Öresund. Rein dänischer Herkunft rühmen konnte sich nur der drittgrößte Namensträger dieser Literatur: der fünensche Großbauernenkel und Handwerkersohn H. C. Andersen. Aber dank einer ironischen Schicksalslaune bevorzugte gerade er noch weit mehr die deutschen Kleinhöfe als der vorgenannte und mied nach bester Möglichkeit die Heimat, deren hauptstädtische Kritik die bewunderte Kindlichkeit seiner Märchen gemacht und unwahr fand. Auch der historische Romancier B. S. Jagemann gehört in gewissem Sinne hierher. Dieser Verherrlicher der waldemarischen Siege über Holstein und die Ostseeküsten führte einen rein deutschen Namen, dänisch korrekt hätte er sich „Jagemand" nennen müssen. Im Sinn einer schwächlichen Abart von deutscher Romantik gehalten ist auch die unwahrhaftige Sentimentalität seiner Schilderungen. Wie kraftvoll und echt dänisch demgegenüber nimmt sich der Jüte J. P. Jacobsen aus, der Sohn der von der Nordsee bespülten Hamletküste. In den ihm vergönnten 38 Lebensjahren (7. April 1847 bis 30. April 1885) hat er die weitaus besten Erzählungen der dänischen Nachromantik geschaffen, sein Hauptwerk „Frau Marie Grubbe" wählt jene üppige Zeit nach den Leiden des Dreißigjährigen Krieges zur Darstellung, die dann dem Nachfolger des aus jenem Krieg bekannten Christian IV., dem Halboheim unseres Großen Kurfürsten, König Friedrich III., die Möglichkeit zur Niederwerfung des halb souverän gewordenen jütischen Landadels und zur Einführung des landesherrlichen Absolutismus gewähren sollte (1660). In ihren Eheschicksalen mit einem außerehelichen Sohn des letztgenannten Königs ist Jacobsens Heldin ein Opfer jener Zeit. Dichterisch eher noch kraftvoller wirkt der jütische Heidepastor Sten Stensen Blicher (11. Oktober 1782 bis 26. März 1848), der als Theologiestudent die berühmte Seeschlacht auf der Kopenhagener Reede Gründonnerstag, 2. April 1801, als Fähnrich der Infanteriebesatzung mitgemacht hatte — wie man sieht, betrieb schon damals England den Schutz der kleineren Nationen in selbstloser Menschenliebe. Lord Nelson wurde übrigens dort so zugerichtet, daß er erklärte, in seiner langen maritimen Laufbahn nie auch nur annähernd einem solchen Widerstand begegnet zu sein wie nun von seiten der verhältnismäßig kleinen dänischen Flotte. Von Kopenhagen in die jütische Heimat zurückgekehrt, übernahm Blicher dort ein Pfarrvikariat für den greisen Vater, dem er bald im Amt folgte. Seine Heidenovellen sind in ihrer Art fast einzig in der gesamten Weltliteratur. Ohne die geringste Spur von falscher Romantik und künstlicher Mache. Freilich hatte der Dichter die echte Romantik unmittelbar zur Hand. Vor der Eisenbahnzeit gab es auf der jütischen Heide noch ganze Zigeunerbanden, und ihre Häupter betrieben mit Vorliebe die reichbelohnte Hilfe bei der Entführung von jungen Edeldamen durch einen den Eltern nicht genehmen Freier. Eventuell übte dann freilich der erzürnte Gutsherr an ihnen Selbstjustiz. Jütland, nördlich vom Limfjord, hieß damals im Volksmund das Land nördlich von Gesetz und Recht. Und Blichers Pfarrhaus lag unmittelbar südlich von diesem flußartigen Meeresarm. Zeitlebens, trotz der literarischen Tätigkeit, arm geblieben, hielt sich der Heidepastor merkwürdigerweise für einen Nachkommen Martin Luthers. Die Söhne und Enkel des im Mannes-

stamm 1759 erloschenen Lutherschen Geschlechtes konnten als hochgestellte landesfürstliche Beamte ihre Töchter leicht in den Landadel verheiraten, und der einen ursprünglich deutschen Namen führende jütische Heidepastor besaß selbst eine adlige Mutter. Auch heutige dänische Adelsgeschlechter sollen sich der Herkunft von dem deutschen Reformator rühmen. Um zu dem jütisch inseldänischen Verhältnis zurückzukehren: Die Kopenhagener Kritik wollte die Jüten sogar für unkriegerisch ausgeben, aber in den Feldzügen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der schwere jütische „Dragoner“ gefürchtet. Der Hinterladertaktik allerdings erwies sich 1864 der festländische Däne durchaus nicht gewachsen.

Soviel von der Bevölkerung des unserm ersten großen Seesiege nächstbenachbarten Uferlandes damals und heut. Die Küste, von deren südlicher Fortsetzung vor bald anderthalb Jahrtausenden die angelsächsische Eroberung Englands ausging, ist seitdem von der Seekriegsgeschichte sorgfältig gemieden worden. Den Nordseestürmen blieben die mittelalterlichen Flotten meist aus dem Wege und bevorzugten dafür, außer der Ostsee, auch das östlich von Jütland sich ausbreitende Kattegatt (Schiffermeer), das östliche gegenüber dem Skagerrak mit dessen an Schiffbrüchen und ertrunkenen Seeleuten so überreichen Küste. Mit diesem Fernbleiben hat jetzt der Triumph unserer Flotte gebrochen.

Rohling, Preßling & Co.

Plauderei von Hans Dominik.

„Das Studium“, spricht Cicero, „schafft Tröstung in allen Lebenslagen.“ In der gegenwärtigen außergewöhnlichen Lage des Weltkrieges hat diese Lebensweisheit des alten Römers sogar für den Inseratenteil der großen Tageszeitungen Geltung gewonnen, denn das Studium dieses Teiles bringt gegenwärtig mancherlei Neuigkeiten und Mitteilungen, von denen sich unsere Schulweisheit im Frieden nichts träumen ließ. Es werden Dinge angeboten und verlangt, die man früher, wenn überhaupt, nur im Anzeigenteil von Fachzeitschriften finden konnte.

Flüssigkeiten zum Beispiel! Was für Flüssigkeiten wird der Mensch normalerweise im Inseratenteil einer Tageszeitung erwarten? Mundwasser, Kognak und allenfalls noch Wein. Heute dagegen hat sich der Speisezettel wesentlich verlängert, und auf einer einzigen Seite unserer deutschen Tageszeitungen finden sich hintereinander in der hier aufgezählten Reihenfolge: Heißdampfzylinderöl, Naturwein, Leinölfirniserſatz, Himbeersirup, Paraffinöl, Essigsprit, weißes Vaselineöl, alter Rotwein und schießlich Tropföl. Welcher Durchschnittsleser einer Tageszeitung kümmerte sich wohl früher um Heißdampfzylinderöl, d. h. um ein Maschinenschmieröl, welches auch bei Temperaturen bis zu 350 Grad noch unzersetzt bleibt. Das interessierte kaum den Besitzer einer Heißdampfmaschine, sondern nur dessen Maschinenmeister, der die nötigen Bezugsquellen schon an der Hand hatte.

Alter Rotwein! Gut. Darüber ließ sich reden. Aber Tropföl, Maschinenöl also, welches schon mal durch die Maschine gegangen ist und nach Gebrauch tropfenweise wieder aufgefangen wurde. So sparsam brauchten wir vor dem Kriege mit den Petroleumdestillaten nicht zu sein, daß dem Tropföl ein besonderer Platz im Inseratenteil eingeräumt wurde. Erst der Krieg hat den Wert aller der hier bisher genannten und noch zu nennenden Gegenstände derartig gesteigert, daß sie der Insertion in den Tageszeitungen für würdig befunden werden. Und dadurch ist die Inseratenseite wirklich erst recht bunt und mannigfaltig geworden; denn die Friedenskunden wollen sich nicht so leicht verdrängen lassen, sie behaupten ebenfalls ihren Platz an der Sonne, und so kommt eine wahrhaft herzerfrischende Abwechslung zustande.

In einer Zeitung folgen aufeinander: Drehstrommotoren, Sardellen und Stahlbleche. Man darf diese Mischung wohl als heterogen bezeichnen, ebenso wie die in einer anderen Zeitung gebotene Folge: Kieferne Schwellen, ein Pferd, ein Gewindefräsapparat. Aber ein Studium erfordert es auch, denn zwischen bekannten Dingen, wie Perser Teppichen, Neigungsheiraten, Schmelztiegeln und getragenen Sachen, bringt es doch auch Dinge, die uns fremd und neu anmuten.

Mundlochbüchsen zum Beispiel. Eine Firma möchte gern täglich hundertfünfzig bis zweihundert Mundlochbüchsen liefern, und der Laie staunt, bis ein kleiner Zusatz ihn belehrt, daß diese Büchsen für Granaten bestimmt, also gewiß ein Teil der Granate sind. Drei Waggons Rippelrinde, 2 000 Kilogramm Kumaronharz und ein großer Posten Rohnessel machen den Leser mit anderen bisher kaum gehörten Fachausdrücken aus der Textilindustrie, Gerberei und Chemie bekannt. Bösartigerweise sind 200 Waggons Scheidungskalk gerade neben die Heiratsannoncen geraten, aber es mag zur Beruhigung der Leser gesagt werden, daß dieser Kalk nur zum Scheiden des Zuckersaftes von allerlei Unreinigkeiten in der Zuckerfabrik benutzt wurde und danach, zu einem friedlichen, kohlensauren Dasein zurückgekehrt, berufen ist, noch in der Landwirtschaft als Düngemittel eine Rolle zu spielen.

Und nun schließlich die Dinge, welche dieser Plauderei den Namen gegeben haben, der Rohling und der Preßling. Sie treiben bereits seit Kriegsanfang ihr neckisches Spiel in den Inseratenspalten, da sie auf das engste mit der Munitionserzeugung zusammenhängen. In der Technik ist das Wort Rohling schon seit langem heimatberechtigt. Ganz allgemein versteht man unter einem Rohling irgendein Fabrikat, welches durch einen gröberen Arbeitsprozeß, wie Gießen, Stanzen, Pressen oder dergleichen, seine Hauptform bereits erhalten hat, aber nun noch der Feinbearbeitung durch Drehen oder Schleifen oder auch, um dem Leser noch ein anderes hübsches technisches Wort zu geben, durch Abschwabbeln harrt. Nach dieser Definition ergibt sich der Preßling als eine Unterart des Rohlings, ein Zwischenfabrikat, welches durch Pressen erzeugt wurde. Es ist aus begreiflichen Gründen nicht angängig, näher auf die Technik der Munitionserzeugung einzugehen, und so mag es an dieser Stelle mit dem Rohling und Preßling sein Bewenden haben.

Unsere Liste ist ja so reich und bietet uns noch so manches andere Verlockende, vorausgesetzt, daß wir über das nötige Bargeld verfügen, denn ganz billig sind

die Sachen nicht. Da hat jemand einen normalspurigen Eisenbahnwagen zu verkaufen, der in den Inseratenspalten zwischen 20 000 Kilogramm Soda und 1000 Kilogramm Quittenkernen sein Wesen treibt. Den Preis kann man natürlich nur annähernd schätzen, da nichts über die Größe des Wagens gesagt ist, doch im allgemeinen pflegt der Preis eines normalspurigen Wagens um 15 000 Mark herum zu liegen. Wenn man sich aber schon einen Eisenbahnwagen kauft, so muß man doch auch eine Eisenbahn dazu besitzen, und auch dafür bringt der Inseratenteil Rat. An einer Stelle bietet jemand Feldbahngleise an, und zwar gar nicht so knapp. Gleich ein hochachtbares Ende von 150 Kilometer, also ein Bähnchen, das immerhin von Berlin bis Magdeburg reichen würde. In Friedenzeiten hätte man Derartiges ziemlich bestimmt nicht nach dem Inserat der Tageszeitung gekauft, um so mehr, als das laufende Kilometer doch schätzungsweise 10 000 Mark kosten dürfte, so daß sich der ganze Posten auf anderthalb Millionen beläuft. Aber die Tatsache allein, daß diese Dinge überhaupt inseriert werden, und daß sie ständig inseriert werden, beweist am besten, daß sich hier ein großer neuer Markt entwickelt hat. Ein Markt, der nicht nur die mannigfachsten und heterogensten Dinge umfaßt, sondern der auch recht bedeutende Summen umsetzt.

Natürlich gibt es auch Kleinkram darunter. Zwanzig Chlormagnesiumfässer oder zehn Teerfässer oder 15 000 Ringhalsflaschen, das sind Pöstchen, bei denen die Vertriebskosten schon eine Rolle spielen. Aber 300 Tonnen S. M. Knüppel, das hört sich schon anders an. S. M. ist Siemens-Martin-Stahl, und die 300 Tonnen oder 300 000 Kilogramm dürften sich auf eine erkleckliche Zahl brauner Scheine stellen. Auch jener Mann, der 16 Zisternen Spindelöl und 300 Faß rötliches Schmieröl auf den Markt bringt, ist offenbar kein Freund von Kleinigkeiten. In diesen Zeiten, da Petroleum und Petroleumdestillate rar sind, bedeutet sein Angebot ebenfalls ein in die hohen Tausende gehendes Objekt. Zum besseren Mittelstand gehört der Mann mit zwei Waggons Akazienhonig. Nehmen wir die Ladefähigkeit eines Waggons mit 10 000 Kilo an, ergibt sich eine ganz angenehme Summe. Ungefähr in dieselbe Kategorie gehört der Mann mit 2000 Seehundsfellen und ein anderer mit einem großen Dampfkran. Alle diese Dinge haben ihren Wert und sind für längere Zeit gegen Verderben gesichert. Erwähnt sei noch ein Angebot von mehreren Ladungen eines Gemisches von Leinöl und Kreide als Ersatz von Glaserkitt. Beim weiteren Studium kommen wir an eine Stelle, wo dieser ganze Handel bedenklich sein kann. Dann nämlich, wenn er nicht einen schnellen Verkehr zwischen Erzeugern und Verbrauchern besorgt, sondern zum Kettenhandel wird, bei dem die einzelne Ware in unnötiger und schädlicher Weise mit Spesen beschwert wird. Mit Recht ist dieser Kettenhandel gegeißelt und, soweit es irgend möglich war, lahmgelegt worden. Es muß aber gesagt werden, daß gerade diese merkwürdigen, dem Laien vielfach unbekannten Dinge mit allerlei verwunderlichen Namen nicht den Kettenhandel interessieren, sondern Objekte eines reellen Ausgleichs zwischen Besitzern und Verbrauchern sind.

Eine Zementmischvorrichtung und eine Rohrstampfmaschine, die wir beispielsweise unter den Anzeigen finden, lassen darauf schließen, daß eine Zementfabrik einen Teil ihres Betriebes aufgibt und nun die genannten beiden großen maschinellen Anlagen einfach mit Hilfe des Zeitungsinserates an den Mann zu bringen sucht. In Friedenzeiten wäre die Aussicht auf Erfolg nicht gerade besonders gewesen, denn für Neuanlagen liebte man auch neue Maschinen. Heute dagegen hat sich das Bild gründlich geändert. Wer heute eine neue Rohrstampfmaschine kaufen will, muß zum mindesten sehr beträchtliche Lieferzeiten mit in Kauf nehmen, und das ist bei der Dringlichkeit etwaiger Kriegslieferungen in Zementröhren doppelt und dreifach unangenehm. Deshalb wird zweifellos auch jene Stampfmaschine sehr schnell ihren Liebhaber finden, und zwar zu Preisen, die man im Frieden unter keinen Umständen für gebrauchte Maschinen gezahlt hätte.

Dies eine Beispiel zeigt wohl deutlich die wirtschaftlichen Gründe, welche diesen eigenartigen Inseratenmarkt in den ausgefallensten Dingen verursacht haben. Irgendwo an einer einzigen Stelle des großen Deutschen Reiches wird eine ganz bestimmte Spezialmaschine frei. An einer anderen Stelle, aber auch nur an einer einzigen wird gerade diese Maschine gebraucht.

Eine Fabrik hat beispielsweise die tägliche Fertigmachung von 200 Granaten übernommen. Auf alles



Das Kampfgelände des englisch-französischen Angriffs.

ist sie eingerichtet, nur auf die Mundlochbüchsen nicht. Sich darauf nachträglich einzurichten, ist bei der kurzen Lieferfrist ganz ausgeschlossen. Also muß das Inserat helfen und hilft erstaunlich schnell, denn schon findet sich die andere Fabrik, welche Mundlochbüchsen anbietet. Eine andere Fabrik ist auf das Abdrehen von Granaten eingerichtet, aber nicht auf das Gießen des rohen Granatenkörpers, und schon taucht der brave Rohling in den Spalten auf. Ein dritter hat Gleislieferungen übernommen. Die Schienen besitzt er, die Schwellen fehlen ihm, und schon wirkt ein Inserat befreiend, in dem ein vierter 15000 Gleisschwellen anbietet.

Man könnte einwenden, daß es für alle diese Dinge doch den alten wohlbekannten Weg zwischen Produzenten und Verbrauchern geben müßte. Das klingt in der Theorie sehr schön, aber in der Praxis darf man nicht vergessen, daß der größte Teil unserer Industrie und namentlich jener sehr gewaltige Teil, der vor dem Kriege ausschließlich für den Export arbeitete, sich inzwischen vollkommen neu organisiert und auf den Bedarf von Heer und Inland eingestellt hat. Die Größe dieser Leistung wird



Karte zu den Kämpfen an der Ostfront.

vollkommen wohl erst nach dem Kriege gewürdigt werden können. Die Neueinstellung brachte es jedenfalls mit sich, daß Tausende von Betrieben auf ganz neuen Gebieten arbeiten und möglichst rasch neue Bezugsquellen und Verbindungen suchen mußten. Wir dürfen uns daher wohl über das hier geschilderte bunte Durcheinander amüsieren, dürfen uns an fremden Namen, wie Rohling und Preßling, ergötzen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß letzten Endes auch diese Dinge einen Teil von Deutschlands industrieller Kriegsorganisation bilden.

◇ ◇ ◇

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Hundert Kriegswochen sind über die alte Welt dahingerollt, haben die Fundamente der europäischen Staaten erbeben lassen. Viel ist unter den Erschütterungen der ersten beiden Kriegsjahre zusammengerüttelt, abgebröckelt, ins Wanken geraten, eingestürzt und zertrümmert.

Der Zeitpunkt ist da, an dem die ringsum abgeschlagenen und niedergekämpften Feinde Deutschlands und seiner Bundesgenossen sich zum äußersten Verzweiflungskampf aufraffen.

Große, allgemeine Offensive in gleichzeitigem konzentrischem Ansturm, so lautete das von ihnen angekündigte Programm auch jetzt noch, wie es vor zwei Jahren schon verkündet wurde. Ausposaunt ist dieses Programm als die unwiderruflich letzte Riesenaktion auf dem Welttheater.

Alles wartete nur noch auf England. England, das nach weiser Kaufmannsregel sich aufgespart und geschont hat, um jetzt endlich aus dem Hintergrunde hervor in die vordersten Reihen zu treten.

Nun ist es so weit. Achtung: England macht seine große Offensive in Flandern.

In einer Breite von etwa 40 Kilometern, so berichtet mit Ablauf der hundertsten Kriegswoche unsere Oberste Heeresleitung, begann am 1. Juli der seit vielen Monaten mit unbeschränkten Mitteln vorbereitete englisch-französische Massenangriff nach siebentägiger stärkster Artillerie- und Gaswirkung auf beiden Ufern der Somme sowie des Ancrebaches.

Es war eine heiße Woche an der Westfront in der aufs äußerste gesteigerten Anspannung bis zum Eintritt der eigentlichen Aktion. So hörte man wenigstens in allen Tonarten aus den feindlichen Lagern. Mit einer umfassenden Stimmungspropaganda, die überall in der Außenwelt ihre sensationellen Ankündigungen, Abschätzungen, Prahlereien ausstreute, geben sich die Feinde offenkundige Mühe.

Wir nicht. Gesammelt stehen wir fest auf unserm Fundament, dem die Erschütterungen nichts anhaben konnten. Wir wissen heute so gut wie zu Beginn des uns aufgedrungenen Krieges, daß es um Sein oder Nichtsein geht. Mit der Ruhe des Siegers, der seinen Sieg durchsicht, bis er dem Feinde seinen Willen aufgezwungen hat, kämpfen wir weiter, verrichten wir die Kriegsarbeit in alter Ordnung und Ruhe weiter, wie wir sie bisher verrichtet haben. Wir handeln, ohne zu prahlen, ohne laut abzuschätzen oder gar anzukünden.

Für wen kämpft man denn in diesem ungeheuren Ringen? Doch nicht für die Zuschauer! Doch nicht, um die Instinkte der Galerie zu gewinnen, um schließlich gnädiger beurteilt zu werden, wenn es schief abläuft.

Wer den längsten Atem hat, siegt. Das wußte man von vornherein. Unser Atem geht sehr ruhig. Ehe die Gegner nicht zugeben, daß wir uns siegreich behaupten, und daß sie die Geschlagenen sind, werden wir nicht aufhören. Und wenn es ihnen nicht genügt, was wir ihnen an Schlägen verabreichen, dann fahren wir fort zu schlagen. Dann wird, um ein deutsches Soldatenwort allen diplomatischen Vertuschungskünsten entgegenzusetzen, dann wird eben mit Überstunden gearbeitet.

Zunächst ist festzustellen, daß die neue, allgemeine, große Entscheidungsoffensive doch schon von vornherein nicht so eingesetzt hat, wie die Gegner wollten. Denn mit einem Male, von allen Seiten zugleich, hat sie tatsächlich nicht eingesetzt. Falscher Start, sagt man auf der Galerie.

Über die Ereignisse an der russischen Front kann man, ohne weiteren Entwicklungen vorgreifen zu wollen, fast schon einen zusammenfassenden Rückblick werfen. Wenigstens kam von der Heeresgruppe Linsingen in verflossener Woche die Nachricht, daß eine Zählung der russischen Gefangenen innerhalb des Zeitraumes vom 16. bis zum 26. Juni mehr als 11 000 allein an diesem Teile der Front ergeben hat. Selbstverständlich werden unsererseits nur die Soldaten gezählt und bekanntlich ohne Rechenfehler, während in den Angaben der Russen, deren verdächtige Ziffern zu allerlei Nachprüfungen herausforderten, u. a. auch die Seelenzahl der Einwohner der Ortschaften mitgerechnet zu sein scheinen, die von ihnen besetzt worden sind. Gegenüber den Meldungen neuen Geländegewinnes der Russen an der österreichischen Front in der Bukowina verweisen wir erneut auf das Bild der Kriegskarte. Nach wie vor ist das Zentrum der diesseitigen Front in dem fraglichen Abschnitt im vollen Besitz der Situation. Von einer Erschütterung der Heeresgruppen Bothmer und Boehm-Ermolli ist nicht die Rede. Das Vordringen der Armee Linsingen hat neue Fortschritte gemacht. Von der Hindenburgfront liefen nur knappe Meldungen von erhöhter Gefechtstätigkeit und kleineren, glücklichen deutschen Unternehmungen ein.

Vor Verdun sind neue Kämpfe ausgefochten. Die Franzosen haben dort mit äußerster Hartnäckigkeit und höchstem Kraftaufwand gegen unsere Stellungen, besonders auf dem rechten Maasufer, Vorstöße unternommen. Ihr Opfermut hat sie wieder viel gekostet und ihnen nichts als Verluste eingebracht. Zwar wird in die Welt hinausgemeldet von französischen Organen, es seien wiederum französische Truppen in Thiaumont eingerückt. Aber die diesseitigen Berichte erwähnen ausdrücklich, daß außer französischen Gefangenen kein Angehöriger der feindlichen Armee nach Thiaumont gekommen sei. Und wir wissen nun aus zweijähriger Erfahrung, daß, wenn die diesseitigen Berichte etwas angeben, diese Angabe stimmt. Es ist auch nicht zu vergessen, daß die deutschen Truppen bis auf fünf Kilometer Luftlinie an den Kern Verduns herangekommen sind.

Was schließlich die Lage an der italienischen Front betrifft, so wissen wir, was von Cadornaschen Berichten zu halten ist, wenn darin von Erfolgen die Rede ist. Festzustellen ist, daß hier von der österreichischen Heeresleitung, frei von jedem Druck durch feindlichen Zwang, eine Frontverkürzung vorgenommen wurde. Unsere Verbündeten haben sich fest auf ihre Füße gestellt, um desto nachdrücklicher zuschlagen zu können.

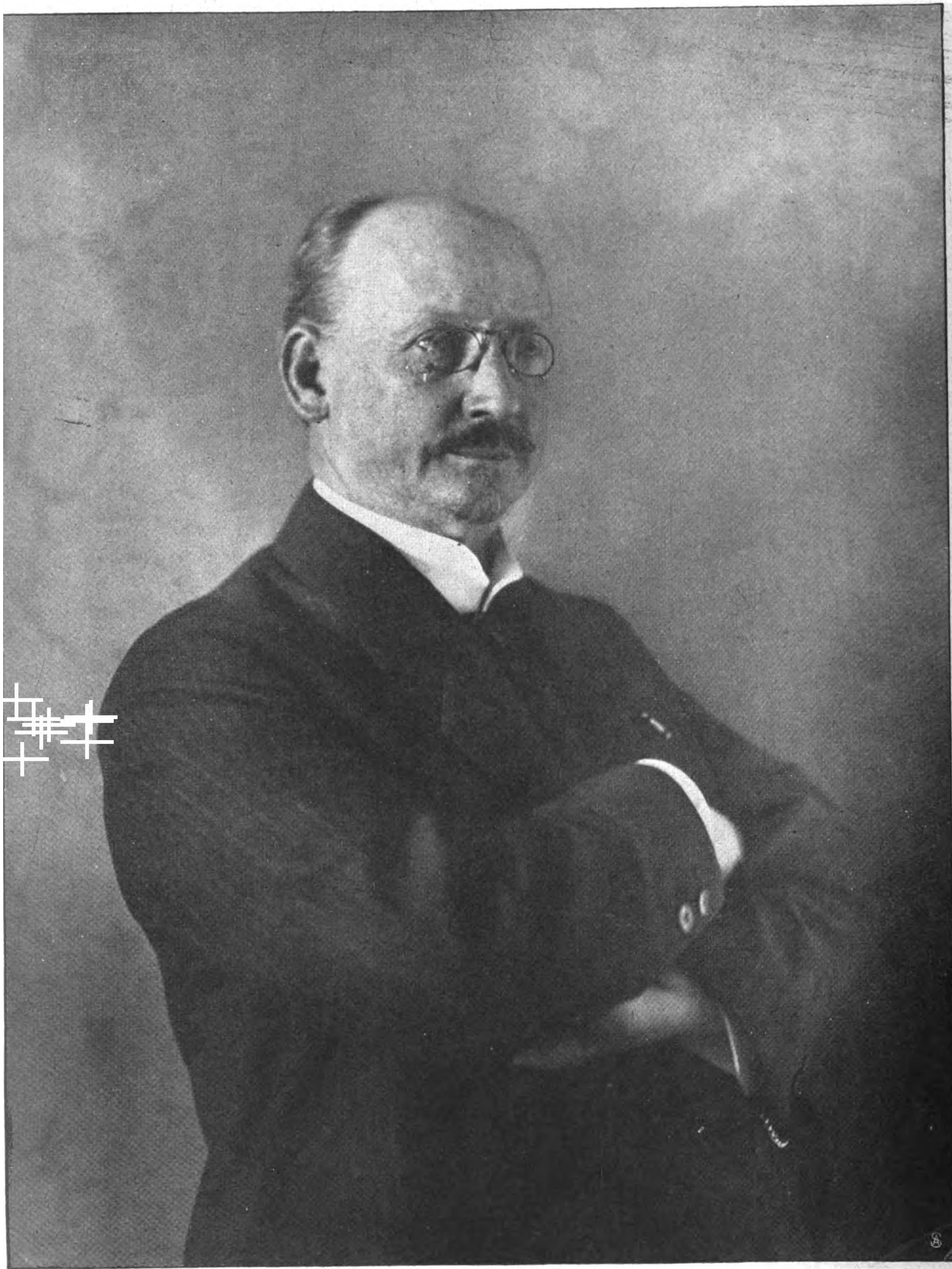
So sehen wir ringsum dem Feinde ins Auge. X.



Phot. Wertheim.

Kapitänleutnant Lothar von Arnauld de la Perière,

Kommandant des U-Bootes, das Arzeneimittel für die in Spanien internierten Kamerun-Deutschen in Cartagena ausschiffte.



Spezialaufnahme für die „Woche".

Geh. Oberbaurat Bürkner,

Abteilungschef im Reichsmarineamt, der Konstrukteur unserer modernen Kampfschiffe,
wurde von der Technischen Hochschule, Charlottenburg, zum Ehrendoktor ernannt.



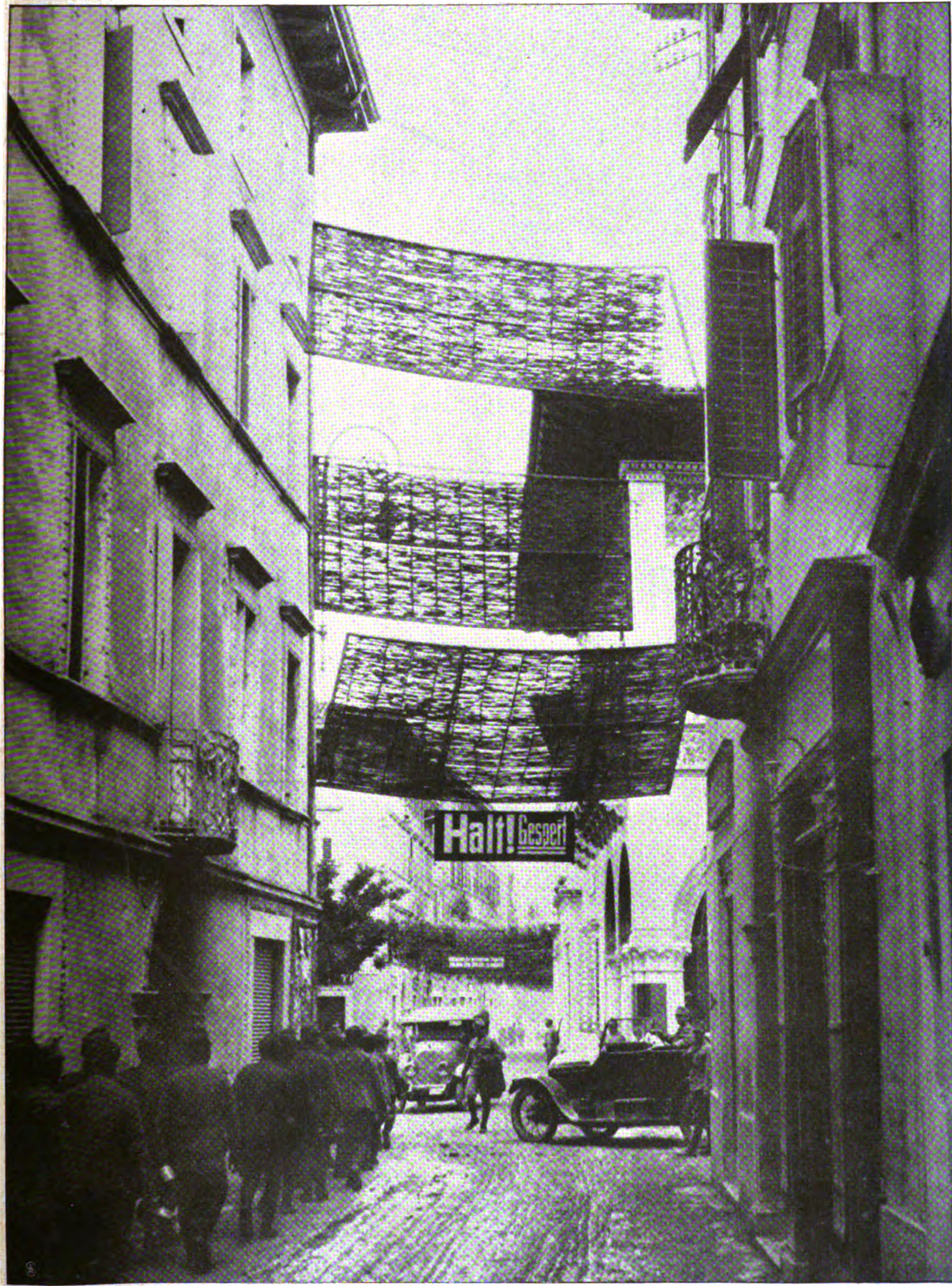
Von links: Rittmeister Weidemann; Hauptmann Dobschitzky; Generalmajor Ohm; Leutnant von Löper; Major Kettner; Generalleutnant von Harbou; Hauptmann Gutschmidt; Exzellenz Kaempf, Reichstagspräsident; Oberstleutnant Buchfink; Generalleutnant von Schwerin, Gouverneur; Hauptmann Wolf; Geheimer Rat Dove, 2. Vizepräsident des Reichstags; Professor Freybe; Geheimrat Jungheim, Direktor des Reichstags; Rittmeister Thiele; Leutnant Schindke; Kriegsgerichtsrat Ewarth.

Besuch des Deutschen Reichstagspräsidiums beim Kaiserlichen Gouvernement Libau am 25. Juni 1916. (Aufgenommen im Park des Gouvernements.)



Verkehrsbild auf einer Straße an der Südwestfront.

Atlophot.



Kl Iophot.

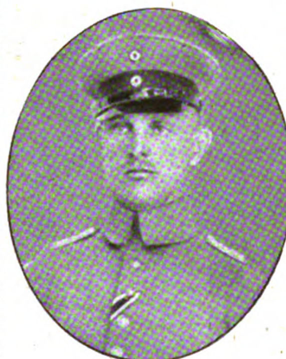
Gegen Feindessicht gedeckte Straße auf dem südwestlichen Kriegschauplatz.


Oberst von Lossow.


Phot. O. Tellgmann.
Major Marquardsen.


Leutnant Bartels.


Hauptmann Heitsch.


Hauptmann Scheffler.


Oberstleutnant Hans Hemmer.


Hauptmann Bock.


Oberleutnant Paul Gassel.


Oberleutnant Heinz Anz.


Leutnant Heinr. Schneider.


Leutnant Heinr. Thomas.


Leutnant Adalb. Linsmayer.


Hauptmann Lattke


Vizefeldwebel Kahlen.


Leutnant Mauerhoff.


Offizierstellvertreter Wichmann.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Phot. Köhler-Tietze.

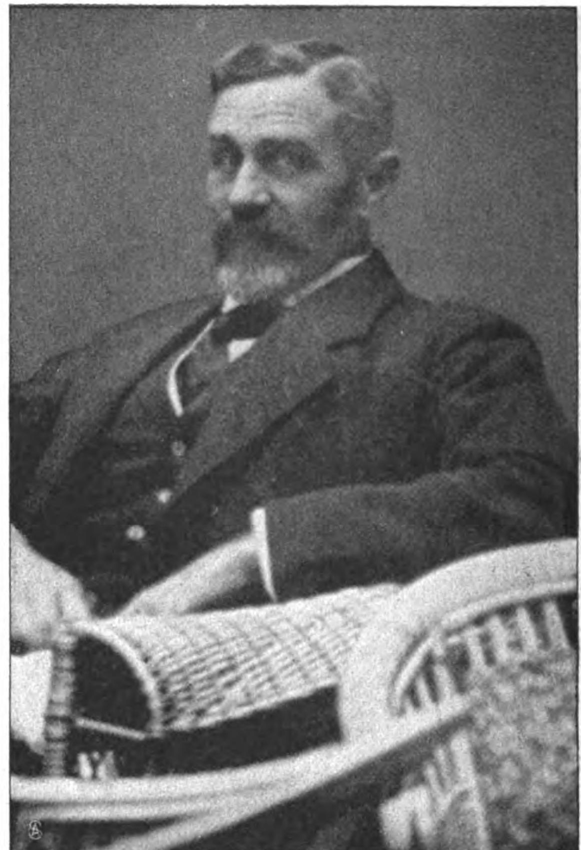
Von links: Hofrat Enders. Professor Klengel. Komtesse Zedtwitz. — Gemeindevorsteher Heldner. Direktor Lange. Prinzessin Johann Georg von Sachsen. Regierungsrat von Alberti. Hofdame Exzellenz von Fink. Hoftheaterintendant Berg-Ehlert. Hofopernsängerin Alfermann. Oberregierungsrat Dr. Barnewitz. Kammersängerin Denera. Kammersänger Soomer. Direktor Bretholz.

Wohltätigkeitskonzert unter dem Protektorat der Prinzessin Johann Georg von Sachsen zum Besten des zu erbauenden Offiziergenesungsheims in Bad Elster.

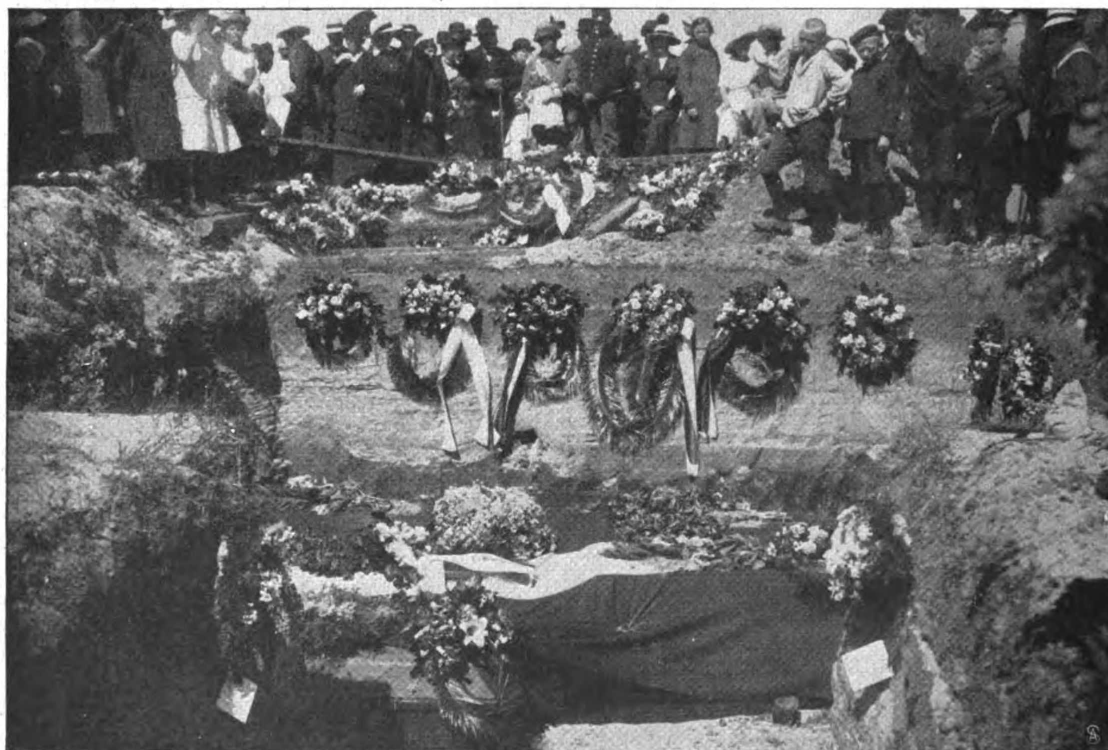
Die Prinzessin im Kreis der Mitwirkenden und des Ehrenausschusses.



Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Paul Kaufmann,
Präsident des Reichsversicherungsamts. Zu seinem 60. Geburtstag.
Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



Sir Roger Casement,
der bekannte Vorkämpfer des Irentums,
wurde wegen Hochverrats zum Tode verurteilt.



Phot. Jessen.

Begräbnis eines deutschen Offiziers und fünf deutscher Matrosen aus der Nordseeschlacht in Skagen.

Einmal wieder.

Einmal wieder werden Glocken tönen,
Einmal wieder wird ein Friedenstag
Sonnenhaft das ganze Land verschönen,
Daß er Not und Tränen trocknen mag.

Einmal wieder wird der Segen tauen,
Wo jetzt Wolken lasten, heiß und schwer,
Wenn die Schar der Kinder und der Frauen
Jubelnd grüßt das heimgekehrte Heer.

Einmal werden nach dem Lärm der Schlachten
Friedenslieder durch die Lande ziehn.
Und kein Haß mehr soll die Welt umnachten
Und der Zorn aus unsern Herzen fliehn.

Einmal werden wir zum Ende dringen,
Ob auch alles uns Verderben spinnt.
Einmal wird sich uns ein Jubel ringen
Von den Lippen, weil wir Sieger sind.

Einmal wieder werden glückerhoben
Unsre Augen zu den Sternen gehn.
Einmal werden alle wir da droben
Unsre Toten wiedersehn.

Thassilo von Scheffer.

Von einem unterirdischen Verbandplatz im Westen.

Von Oberstabsarzt Dr. Junius, Chefarzt einer Sanitätskompagnie. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Irgendwo an der Westfront liegt die „Wolfsschlucht". Bisher war sie namenlos. Keine Karte verzeichnet sie. Sie ist auch nur geologisch merkwürdig.

Einst muß das Meer sich bis nach Nordfrankreich hinein erstreckt haben. Muscheln von Schaltieren im verwitternden, oft frei zutage liegenden Gestein zeugen noch jetzt davon, daß vor langer Zeit hier einmal die Salzflut rauschte.

Das Wasser ist verschwunden, Erde ist über dem ehemaligen Meeresboden gewachsen, und in friedlichen Zeiten ging der Pflug darüber hin. Aber der Steingrund und seltsame Höhlenbildungen in dem aus Meeresablagerungen gebildeten Gestein unter der Erde sind erhalten geblieben.

In eine solche Höhle führt auch die „Wolfsschlucht". Sie war den Landeseinwohnern wohl früher gelegentlich eine Fundgrube für ihre Bausteine und ein Asyl für Fledermäuse und anderes Getier. Es sah arg wild aus da drinnen.

Aber jetzt hat die Höhle als Verbandplatz für unsere Verwundeten eine gewiß unerwartete, neue Bestimmung erhalten.

Ein unterirdischer Verband- und Operationsplatz? — Der Gedanke wäre vor dem Kriege unmöglich erschienen. Im Kriege war seine Ausführung im gegebenen Augenblick selbstverständlich.

Wir haben es schon lange erfahren, daß auch die ärztliche Arbeit nahe der Kampfstellung zuweilen nur unter der Erde verrichtet werden kann, wenn nämlich Unterkünfte und Orte hinter unserer Front vom Feinde planmäßig stärker beschossen werden. Nicht immer kann jeder Verwundete sogleich von der Front in ein weiter zurückliegendes Feldlazarett geschafft werden. Die besonderen Umstände des Krieges und oft auch die Art der Verwundung verbieten es häufig. Aber an ärztlicher Fürsorge und Pflege fehlt es dann trotzdem nicht. In irgendeiner Weise wird immer Vorsorge getroffen.

In der „Wolfsschlucht" haben geschickte Hände des Personals einer Sanitätskompagnie durch Ausräumen und durch Bearbeitung des nicht sehr harten Steins in kurzer Zeit eine Empfangshalle, einen sauberen Operationssaal, Ruheräume für Schwerverwundete, ferner einen behaglichen Aufenthaltsraum für Leichtverwundete, Kochstelle, Vorratskammer und alles nötige Zubehör geschaffen. Es ist der weit vorgeschobene schußsichere Hauptverbandplatz einer Division, auf dem jeder Verwundete, der dorthin gelangt, vorläufig vor weiterer Kriegsgefahr geborgen ist. Dort kann er sich erholen, wird in Ruhe und mit allen Mitteln ärztlicher Kunst versorgt und selbstverständlich baldmöglichst in ein Lazarett weitergeschafft.

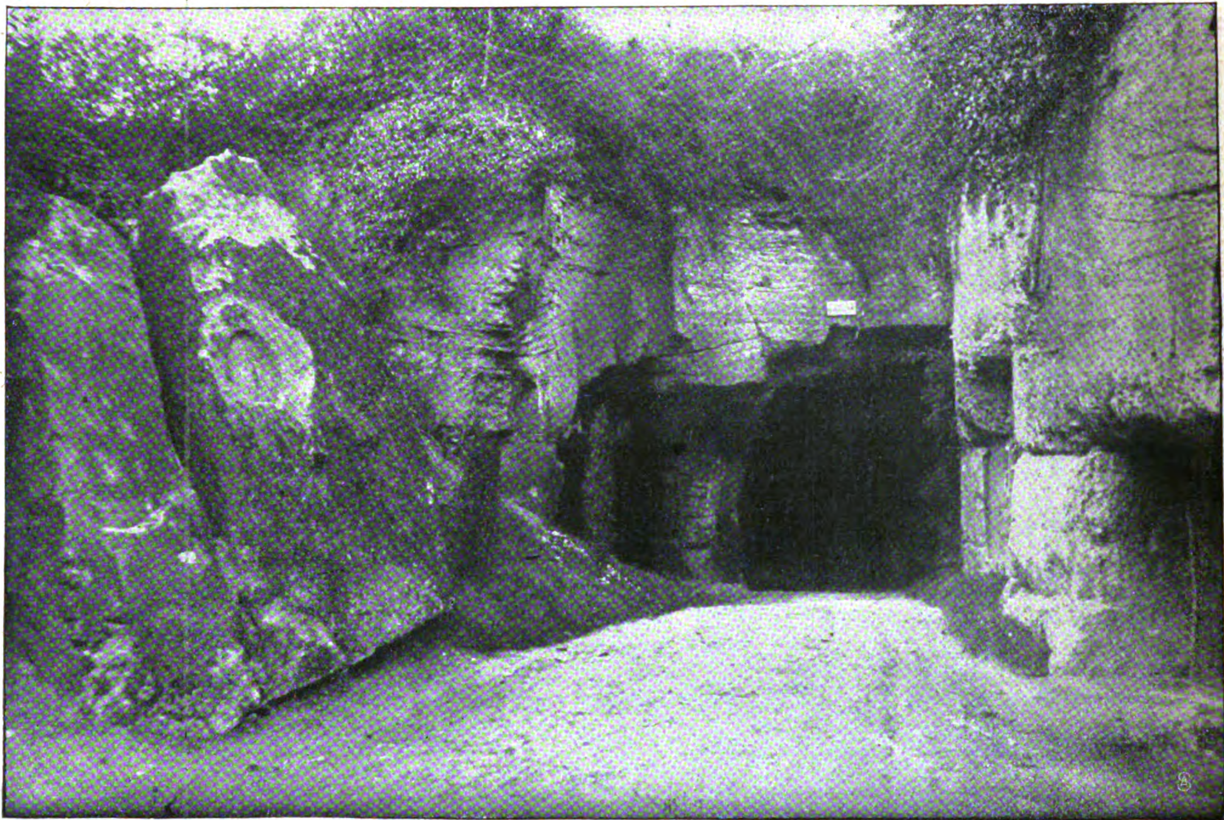
Durch die Gunst der örtlichen Verhältnisse ist die Anlage in der „Wolfsschlucht" besonders anschaulich geworden. Nach deutscher Art konnte bei der Herrichtung dieser modernsten aller behelfsmäßigen Lazarettanlagen neben der Zweckmäßigkeit und Sauberkeit sogar die Schönheit ein wenig zu ihrem Recht kommen.

Die Bilder deuten es wohl an, mit welcher Liebe das Sanitätspersonal alles für die erste Verwundetenfürsorge ausgestaltet hat.

So konnte vor kurzem die Anlage auch einer Mission türkischer Sanitätsoffiziere gezeigt werden, welche gekommen waren, um bei der verbündeten Armee bemerkenswerte ärztliche Einrichtungen zu studieren.

Nicht immer ist es nötig, derartige unterirdische Verbandplätze zu schaffen.

Nicht immer ist es angängig, Zweckmäßigkeit und



Eingang zur Höhle.



Bei den Leichtverwundeten.



Türkische Sanitätsoffiziere besuchen den Hauptverbandplatz in der Felsenhöhle: Im unterirdischen Operationssaal.

Gefälligkeit der Ausstattung zu vereinigen, die dem Verwundeten allerdings sofort das wohltuende Gefühl des sichern Geborgenseins vermittelt und dazu beiträgt, neue Lebenshoffnungen in ihm zu wecken.

Aber überall, wo sonst noch an der Front deutsche Feldärzte auf Sanitätsposten bereitstehen, wird der Verwundete liebevoll empfangen und von geschickten ärztlichen Händen kameradschaftlich versorgt.



Ruheraum für Schwerverwundete.



Landsturmbataillon in Flandern: Ein verödeter Park wird zum Gemüsebau hergerichtet.



Der Landsturm in Flandern beim Pflanzen.



Phot. Lichte & Cie.

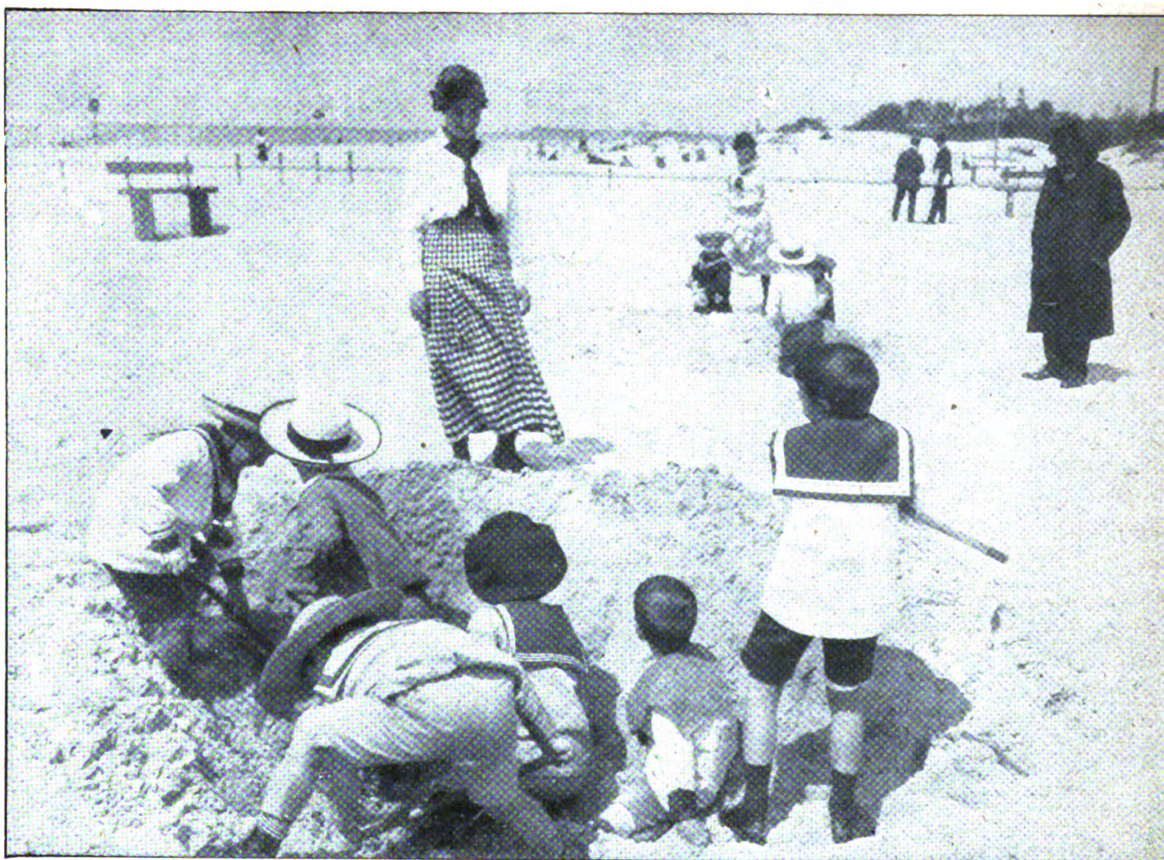
Ein Laufsteg am Yserkanal.

Bilder aus Flandern.



Hofphot. Th. Andersen, Stuttgart.

Vermählung des Oberlt. Grafen Eitel-Leopold von Schlitz gen. von Görtz und von Wrisberg mit Ina
geb. Freiin von Goeben: Das junge Paar.



Am Strande von Libau.



Strandpromenade in Libau. Phot. Boedecker.

Strandleben im besetzten Gebiet.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

8. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Von Wilhelm Poeck.

Aber Niklas sollte wiederkommen. Wollte er nicht als Bauer auf seinem eigenen Hof wirtschaften, so mußte er doch seines leichten Charakters und der Verführung wegen aus Hamburg heraus und unter ein strenges Regiment, damit der Hof nicht an Hamburger Juden und Halsabschneider kam. Die Gedanken über Niklas machten Trina Groot viele schlaflose Nächte. Schließlich fand sie einen Weg. Es kostete sie einen schweren Entschluß, ihn zu gehen. Es war eine der größten Demütigungen ihres Lebens. Aber es mußte sein.

Sie schickte die Lüttmaid nach Langendeich zu Mett Meiersch der Ersten, mit der Aufforderung, sie am Nachmittag zu Kaffee und Stuten zu besuchen.

Mett Meiersch kam angestackert. Trina Groot empfing sie mit einer Freundlichkeit, die sonst nicht in ihrer Natur lag, und Mett Meiersch wußte sogleich: hier war eine große Sache im Anmarsch, bei der Trina Groot ihrer Hilfe bedurfte.

„Der Herr segne deinen Eintritt und deinen Austritt, Trina", sagte sie, die Hände fromm aneinanderreibend. „Es steht geschrieben, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und darum hast du mich ja auch wohl zu Kaffee und Stuten eingeladen. Und sogar Zuckerkringel und Maulschellen stehen auf dem Tisch. Deine Maulschellen sind immer die größten, Trina. Dabei muß ich wieder an den Spruch denken: Wer seinem Nächsten auf die linke Seite einen Bax gibt, dem soll er auch die rechte darhalten. — Ich bin lange nicht hier gewesen, Trina, ich dränge mich bei Leuten nicht an, weißt du wohl. Aber schade war es doch, daß damals aus der Frigeratschon zwischen Harm und Wobke nichts geworden ist. Ja, ja, rasch tritt der Tod den Menschen an. Wobke hat ihn immer noch nicht vergessen, das kann ich dir versichern, Trina, und das ist auch der Grund, warum sie sich anderweitig nicht befreit hat."

„Lat man din frommen Sprüch, Meiersch," sagte Trina Groot, „stipp din Kringeln in Kaffee und denn hör to. Ja, mit Wobke hast du allerdings gleich das Richtige getroffen, darum hab ich Order nach dir geschickt. Und darin hast du auch recht, es ist 'ne fixe Deern. Aber sie ist noch mehr: sie hat Charakter."

Trina Groot schwieg und überlegte, wie sie ihr Vorhaben Meiersch in diplomatischer Weise weiter entwickeln solle. Mett Meiersch dachte: jetzt kommt's. Sie kniff die Augen zusammen, daß sie aussah wie ein Apfel, der vierundzwanzig Stunden lang auf der Ofenpfanne gelegen hat, spitzte die Ohren und vertrieb sich die Zeit mit Trinken und Stippen, bis Trina Groot mit Nachdenken fertig sei.

„Mett Meiersch," begann Trina Groot endlich nach langer Pause, „ich hab da unter der Hand so allerlei gehört: mit dem Wübbes Hof in Langendeich soll es ja wohl nicht besonders stehen."

„Gott, Trina," antwortete Mett Meiersch, „die Leute reden viel, da muß man nicht immer so hin hören. Langendeich ist groß, ich komme ja bei manchen Kaffee, guten und schlechten — so guten Kaffee wie deinen kochen sie ja allerdings in Langendeich nicht — und du weißt selbst: as de Kaffee, so dat Geklön. Das, was der Hof zu Peter und deiner Zeit war, ist er allerdings längst nicht mehr."

„Das weiß ich, Meiersch," erwiderte Trina Groot, „und ich weiß auch, daß Jürn Wübbe nach wie vor viel Geld nach Bergstädt hinträgt. Möchte bloß wissen, wo er's herkriegt?"

„Leider, leider hast du recht, Trina", sagte Mett Meiersch. „Wo der Herr nicht das Haus bauet, wachen die Wächter umsonst. Mariekenwäschen macht es auch nicht, die hat es in den Beinen, und du weißt ja noch von deiner Zeit her, das ist bei den Wübbes Frauen in Langendeich so vermacht. Aber die beiden Deerns wirken und schaffen und scharwerken den ganzen Tag, besonders Wobke. Wenn der Hof noch das wäre, was er früher war, dann hätten sie sich gewiß alle beide längst befreit. Aber Jungfeitels heutzutage sind ja zu schluschrig, die lüstern hierhin und dahin und freien am liebsten bloß auf einen Hof, der gar keine Lasten hat."

Trina Groot seufzte.

„Gar keine Lasten? Ja, solch 'nen Bauernhof kannst du in den Vierdörfern mit der Laterne suchen. Die jungen Leute von heutzutage sind nicht mehr wie wir Alten. Jeden Schilling drehten wir dreimal in der Hand um, ehe wir ihn ausgaben. Und arbeiten wollen sie auch nicht mehr so."

„Ja, Trina," bestätigte Meiersch, „da hast du wieder mal recht mit. Aber woher kommt es: es fehlt an der Zucht und Vermahnung zum Herrn."

„Lat man die Bibel weg, Meiersch", unterbrach Trina Groot den bevorstehenden Redeschwall. „Aber die Leute sagen ja sogar, Jürn Wübbe kann den Hof nicht lange mehr halten. Weißt du darüber etwas?"

„Das ist gestunken und gelogen, Trina", erwiderte Mett Meiersch. „Der Hof ist bei den jetzigen Preisen sechzig- bis siebzigtausend Hamburger Kurantmark wert, das weißt du selbst. Da gehören viel Schulden,

Hypotheken und viel Leichtsinn zu — viel mehr, als Jürn Wübbe hat, wenn er es mit dem Schilling auch nicht genau nimmt — ehe ein solcher Hof zu Konkurs geht."

„Das weiß ich selbst, Meiersch", erwiderte Trina Groot. Sie hörte Mett Meiersch' Bericht über die Zustände auf dem Langendeicher Hof mit einer gewissen Beruhigung an und ging auf diese Frage nicht weiter ein. Auch ein erheblich ungünstigeres Urteil würde sie in ihrem Vorhaben wahrscheinlich nicht wankend gemacht haben. Die Sachlage war die: die letzte Hypothek auf dem Langendeicher Hof, die beim Tausch der beiden Höfe aufgenommen war, befand sich in den Händen der Moorwischer Wübbes, und die Zinsen hatte Jürn Wübbe bislang immer pünktlich bezahlt. Ging der Hof wirklich zum Konkurs, so mußte Niklas ihn übernehmen und wieder zu verkaufen suchen. Denn die beiden Höfe aus einer Hand zu bewirtschaften, war überhaupt eine Unmöglichkeit, vor allem jetzt, wo Gerd für drei Jahre von Hause weg war. Niklas mußte unter eine feste Hand, und daher war es am besten, wenn er bei diesen unsicheren Verhältnissen durch Wobke in den Hof hineinheiratete. Dann behielt sie selbst die Leitung und Bewirtschaftung des Moorwischer Hofes und konnte mit ihrem Willen und ihrer Kraft einspringen, wenn es auf dem Langendeicher Hof einmal schief ging. Es handelte sich nun darum, eine äußerliche Versöhnung mit Mariekenwäschen herbeizuführen, damit dieser Plan Wirklichkeit werden könne. Dies sollte Meiersch zurechtschnacken und dann die Freierei selbst einleiten. Dazu hatte Trina Groot sie kommen lassen.

„Ich will dir reinen Wein einschenken, Meiersch", fuhr sie nach einer Nachdenkenspause fort. „Du weißt wohl, mein Niklas ist jetzt in Hamburg. Hier auf dem Hof mag er nicht wirtschaften. Wir beide stimmen nicht so recht überein, und auf den Kaffstall kann ich mich noch nicht ziehen lassen. Was der Hof ist, habe ich aus ihm gemacht, und darum will ich nicht ausspannen. Denn Niklas hat ja leider auch eine Ader von dem leichten Wübbeschen Blut, was nun in den Wübbeschen Mannsleuten einmal drinsteckt. Ich glaube, Wobke ist handfest, und wenn er sie als Frau kriegte, könnte er ja in Langendeich die Wirtschaft übernehmen. Ich weiß nur nicht, wie Jürn und Mariekenwäschen darüber denken. Ich selbst kann mit den Langendeichern darüber nicht sprechen, du weißt wohl warum, Meiersch. Aber wenn du einmal von hinten herum zufühlen willst, und wenn aus der Frigeratschon was wird, soll es dein Schade nicht sein."

In Mett Meiersch' Brust ging die Sonne auf, aber ihr Gesicht wurde noch viel schrumpeliger. Ja, das war etwas für sie. Bei der Geschichte war etwas herauszuholen. In großen Sachen knickerte Trina Groot nicht, das wußte sie. Und zurechtdrehen wollte sie dies Garn schon.

„Des Menschen Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre", erwiderte sie feierlich. „Ich habe in den Vierdörfern durch glückliche Ehen manchen Segen gestiftet, gerade diese Woche wollte ich mich zur Ruhe setzen und die Freiwerbereigeschäfte an meine Tochter abgeben. Aber dir zuliebe, Trina, will ich den Deichweg zwischen dem Langendeicherhof und dem Moorwischer noch einmal unter die Hacken nehmen. Es wird viel Trübsal, viel Mühe und Arbeit für mich dabei herauskommen, aber du weißt ja so gut wie ich, wenn ein Menschenleben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Aber ganz für umsonst kann ich es natürlich nicht tun. Mir fehlen an dem letzten Tausend in meinem Sparkassenbuch noch dreihundert Mark Kurant; wenn dir die Versöhnung mit Mariekenwäschen und die Vermakkelung zwischen Niklas und Wobke das wert ist, dann will ich mich die schwere Sache mit Hilfe des Herrn der Heerscharen unterfangen. Denn an Gottes Segen ist alles gelegen."

Mett Meiersch hätte die dreihundert Mark Hamburger Kurant wohl bekommen, wenn Trina Groot wegen ihres liederlichen Niklas an dem Rekrutenabschiedsball nicht so tief in den Beutel hätte greifen müssen. Sie wußte, Mett hatte schon für fünfzig Mark und eine schöne Speckseite die schwersten Vermakkelungen besorgt. Sie sagte: „Meiersch, du büst jawoll püttscherig worden. Hundert Mark Kurant, wenn ut de Sak wat ward, un en paar Mettwürst dabi. Wenn du dat wullt, is't good. Anners maak ick mi sülbst nah Langendik op den Patt."

Mett Meiersch hätte sich eher eins von ihren Beinen — die ja doch nicht mehr viel wert waren — abschneiden lassen, als dieses fette Friewebergeschäft aus der Hand gegeben. Und Meiersch sah über den Zaun: wenn die Freierei durch sie zustande kam, durfte sie wieder wie in alten Zeiten alle paar Wochen bei Trina Groot vorsprechen und würde an den ihr bisher nicht zugänglichen Schinken-, Wurst- und Speckseitenschätzen des Wiemens im Moorwischer Wübbeshof für ihre alten Tage eine gute Pflege haben.

„Ich will es auch für hundert Mark und sechs Mettwürste aus Freundschaft für dich und Niklas tun, aber im voraus bezahlst du mir fünfzig. Denn es ist ein hartes Werk, und es soll mich noch viele Nackenschläge kosten, und Mariekenwäschens Worte geißeln wie mit Skorpionen."

Trina Groot zahlte Mett Meiersch die fünfzig Mark Kurant auf Gewinn und Verlust auf den Tisch. Mett strich sie ein, und da noch eine Menge Kaffee

in der Kanne und der Teller mit Maulschellen und Kringeln noch halb voll war, blieb sie bis Dunkelwerden sitzen und erzählte ihrer Auftraggeberin Geschichten von der Schlechtigkeit der Langendeicher Welt. —

Niklas kam nicht. Aber Tüns Puttfarcken kam und sagte: „Trina, er sitzt des Nachts wieder bei Niklas Witt und sipst.“ Und er berichtete weiter, er habe in seinem Garten ein Gespräch im Wübbeschen Nachbargarten zwischen Mariekenwäschen und Mett Meiersch mitangehört. Mariekenwäschen habe gesagt: „Meiersch, diesmal sage ich nein. An einem Stadtläufer und Geldvertuer auf dem Hof habe ich genug.“

Da schlug Trina Groot mit ihrer harten Faust auf den Tisch und sagte: „Dann hole ich ihn! Aber du mußt mit, Tüns.“

„Ich will es wohl tun, Trina,“ erwiderte Tüns, „aber in Niklas Witts Wirtschaft, wo Spötter und Kartenklopper sitzen, geh ich nicht mit hinein.“

„Ist auch gar nicht nötig“, sagte Trina Groot. „Mit der Gesellschaft in Witt seinem Keller will ich schon allein fertig werden. Da krieg ich ihn allein heraus, verlaß dich drauf. Ich muß nur einen zu Hilfe haben, damit er mir nachher nicht wieder auskneift. Einer, der ihm freundlich und vernünftig zuspricht, wie du es kannst. In meiner Natur liegt das nicht. Das habe ich an Anke gemerkt. Die wäre mir beinah aus dem Haus gelaufen, als ich ihr sagte, sie sollte Niklas jetzt heiraten. Ich hätte dich darum bitten sollen, auf dich hätte sie wohl eher gehört.“

Tüns Puttfarcken wiegte den grauen Kopf hin und her.

„Ich glaube doch nicht, Trina. In solchen Sachen, Liebe, Frigeratschon und Heirat, soll kein Mensch einem andern zureden und abreden. Das Menschenherz ist ein wunderliches Ding, Trina. Der Charakter bleibt, aber das menschliche Herz ändert sich, es schlägt und denkt mit zwanzig Jahren anders als mit fünfzig. Wie sagt Mathias Claudius: ‚Es hat Natur, nach ihrer Art — gar eignen Gang zu gehn‘.“

„Du magst recht haben, Tüns“, sagte Trina Groot sinnend. „Ich hab wohl keine rechte Hand, Kinder anzufassen und zu leiten. Hab ja auch nie selbst welche gehabt. Und gesorgt hab ich in meiner Weise doch für sie. Tüns, oh, du kannst mir glauben, das ging mir durch und durch, als Anke zu mir sagte: ‚Was hab ich denn auf deinem Hof? Nichts.‘“

„Das hast du, Trina“, erwiderte Puttfarcken. „Und eins hätten sie von dir lernen können: arbeiten. Ja, hätte Peter dir nur darin so beigestanden, wie er es hätte tun müssen. Anke, die hat es gelernt. Aber der Mensch will nicht immer arbeiten. Ein junges Herz muß auch einmal eine Freude haben. Am nächsten Sonntag ist Altonaer Markt. Laß uns dann nach Hamburg fahren und Anke mitnehmen. Und in der Sonntagnacht wirst du deinen Niklas sicher bei Niklas Witt finden. Dahin brauchst du Anke nicht mitzunehmen, du kannst sie mit dem Abenddampfer wieder nach Haus schicken. Und für dich, Trina, ist es auch ganz gut, wenn du einmal aus deinem Hof, deinen Sorgen und dem ganzen Marach herausgehst und dir den Kopf da wieder frisch läufst, wo die Menschen lustig sind.“

„Gut,“ sagte Trina Groot, „so soll's sein.“ —

Der Dampfer kam von Lauenburg herunter und legte an Jan Steens Brücke. Tüns Puttfarcken war schon in Langendeich aufgestiegen, er stand da in seiner braunen Jacke, schwarzen Büxen und Strümpfen, Schnallenschuhen und himmelhohem Zylinder und wartete auf Trina und Anke Groot. Die standen schon da, gleichfalls festlich mit ihrem allerbesten Staat angetan. Trina dunkel und grau, wie ein in Ernst, Pflicht und Ehren ergrautes gutes Gewissen, und Anke leuchtend und schmuck mit roten Backen, blanken Augen und langen, gelben Flechten wie ein blühender junger Baum.

Während der Dampfer langsam heranpaddelte und die grauen Elbwellen vorn und achtern zu weißem Schaum zerschlug, ließ Anke ihre Augen über das Schiff schweifen. Oft hatte sie, wenn sie der Arbeit eine Minute abstehlen konnte, vom Deich aus dem Dampfer nachgesehen, der Menschen, Vieh und Waren nach dem großen Hamburg hinuntertrug. Mit dem Gedanken: könntest du doch auch einmal in die Welt hinaus, wo das Leben so bunt und das Treiben so laut ist, hatte sie sie begleitet; ach, sie mußte hinter ihrer Arbeit gehen wie das Pferd hinter der Dreschmaschine. Trinatante hatte für Dinge, die hinter dem Deich und in der Ferne liegen, keinen Sinn außer für das Geld, das sie einbrachten. Und heute, heute, endlich, endlich sollte sie wirklich hinaus. Nicht im schmutzigen Arbeitskleid wie die Frauen und Mädchen, die an Alltagen den Meßberg und Hopfenmarkt mit Grünware und Blumen versorgten. Nein, auf einer wirklichen, rechten Sonntagsfahrt. Heute plärrten keine Kälber auf dem Schiff, trudelten die Matrosen keine Fässer auf dem Deck herum, standen die Körbe nicht in so himmelhohen Stapeln, daß man die Menschen davor nicht sehen konnte. Nur Leben und Jubel waren an Bord, farbige Kleider, lustige Mienen, fröhliches Lachen. Und ihr junges Herz lachte mit. Es hätte wohl sogar gejauchzt, wenn Hinrich Wiek, der nun ihr Liebster geworden war, an ihrer Seite gestanden und mit ihr die schöne, lustige Elbe hinuntergefahren wäre, oder wenn er wegen seiner Maschinen nicht bis nach dem fernen Land, sondern nur bis Hamburg gereist wäre. Dann hätte sie ihn dort treffen und mit ihm zusammen Marktfreuden genießen können. Aber schön war es auch ohne ihn, sie würde heute abend um acht Uhr, wenn sie mit dem Dampfer zurückfuhr, auf der Elbe nach dem Polarstern sehen und an ihn denken. Vielleicht tat er's ja auch, wenn der Himmel klar war und er es nicht vergaß.

Der Dampfer wimmelte von Menschen, alle wollten sie zu Markt. Winke und Scherze flogen vom Schiff nach der Brücke herüber und zurück. „Anke," rief eine helle Stimme, „Anke Groot." Anke rief zurück, stieß ihre Tante an und sagte: „Trinatante, da ist Wobke Wübbe auch auf dem Schiff."

Trina Groot sah hin. Ja, da standen Wobke und Liese Wübbe, und neben ihnen auf einer Bank saß Marieken Wübbe. Das ist gut, dachte Trina Groot, vielleicht macht es sich, daß ich sie ansprechen kann. Und Anke dachte auch, es sei gut, daß die lustige Wobke und die freundliche Liese an Bord seien. Wenn man sich auch feind war, das machte nichts. Die Alten mochten es unter sich sein solange sie wollten. Sie würde sich zu Wobke und Liese halten. Ihre Moorwischer Freundinnen wollte sie gar nicht ansprechen, sie grollte ihnen noch vom Rekrutenabschiedsball her — ja, nun würde es eine lustige Fahrt.

„Bist du mit deinem Drachen auch mal rausgekrochen aus eurem alten Kabuff", lachte Wobke und kniff Anke in beide Arme. „Deern, wo smuck sühst du ut, as wust du di nen Brögam ut Hamborg halen."

„Die wird wohl schon einen haben, von dem wir beide nichts wissen", lachte Liese.

„Wenn ich einen hätte," sagte Anke lustig, „das würde ich euch auch gerade auf die Nase backen. Was frag ich nach Jungkerlen, ich bin von allein lustig."

Die Mädchen schwatzten und lachten. Die Sonne schien, die Wellen sprangen, die Wolken segelten, die Brise blies, die Räder drehten sich, und der Schaum spritzte über den Bug. Der kleine Dampfer schoß wie ein Hecht in Zickzacklinien über die Elbe hin und her, von der Hamburger nach der hannöverschen Seite hinüber und wieder zurück; man glaubte es gar nicht, wie viele Leute heute nach dem Altonaer Markt wollten. Die Lauenburger Höhen versanken, die Deiche mit den blanken Häusern und den bunten Bäumen flohen zurück, als hätten sie Beine zum Laufen, und als man um die nächste Ecke bog, reckten sich schon die stolzen grünen Hamburger Türme mit den blanken Spitzen in die blaue Luft.

Nun machte der Dampfer fest, und man stand auf dem Meßberg.

Ja, es war wirklich eine schöne Fahrt gewesen, nicht bloß für das junge Volk. Auch Trina Groot war fröhlich gestimmt wie lange nicht. Sie hatte auf dem Verdeck des Dampfers einen großen Sorgenstein zurückgelassen, und den hatte ihr die Auseinandersetzung mit der verhaßten Marieken Wübbe von der Seele gewälzt. Es war doch gut, daß sie vor einer Woche nach Mett Meiersch geschickt hatte. Es war doch gut, daß sie sich beim Zusammentreffen auf dem Dampfer überwunden und Mariekenwäschen das erste Wort gegeben hatte. Trina Groot hatte offen und ehrlich alles, was vor und hinter den Schicksalen der beiden Höfe lag, mit Mariekenwäschen durchgesprochen und ein versöhnliches Ohr gefunden. Allerdings nicht auf das erste Wort hin. Marieken Wübbe hatte derb dieselben Worte zu ihr gesagt, die Tüns in seinem Garten erlauscht hatte: „Dein Niklas und meine Wobke? Nein, Trina Groot, an e i n e m Stadtläufer und Geldvertuer hab ich genug." „Daß das aufhören soll, deshalb fahre ich heute nach Hamburg", hatte sie erwidert. Tüns Puttfarcken hatte in seiner versöhnlichen Weise zum Vertrauen und Guten geredet, und Mariekenwäschen hatte sie, Trina Groot, eingeladen, nach Langendeich zu kommen, um dort die Sache mit ihr und ihrem Mann weiter zu besprechen.

Aber ein schmerzhafter Stachel lag doch in dem Erfolg. Sie würde es nicht getan haben, dachte Trina Groot, wenn sie nicht wüßte, was der Moorwischer Hof ist, und was ihr eigener Hof ist. Beeke, Beeke, dachte sie weiter, das wird noch ein Weg voller

Disteln und Dornen für mich. Aber wenn ich ihn gegangen bin, ist wieder ein Stück von der alten Schuld abbezahlt.

Der Dampfer war wegen wachsenden Windes und Strömung mit Verspätung in Hamburg angekommen, und die Matrosen hatten für den Nachmittag Sturm und für die Nacht Hochwasser prophezeit. Es war schon beinah Mittag, und Trina Groot ging mit ihrem Anhang gleich in einen Wirtschaftskeller, um zu essen. Dann machten die drei sich auf nach St.-Pauli. Anke staunte über alles, was sie sah. Sie gingen am Hafen entlang, an den Schaufenstern der Händler mit allerhand Matrosensachen vorbei; ja, hier sah man wirklich Dinge, die es in Moorwisch nicht gab, von denen sie aber von Lehrer Detjen in der Naturgeschichts- und Geographiestunde gehört hatte. Da waren graue und grüne Papageien in blanken Messingkäfigen. Da hingen und standen Männer aus Kokosnüssen in den Fenstern, Haifischrachen und Zähne von Sägefischen, Schiffsmodelle und ausgestopfte Krokodile, lebendige Affen und tote Brillenschlangen, chinesische Regenschirme und hölzerne indische Götzen. Ja, wenn man dies alles sah, dann erst wußte man, wie groß die Welt in Wirklichkeit war.

Anke konnte es Hinrich Wiek nicht mehr verdenken, daß er in die Ferne gegangen war. Aber mehr noch verwunderte und entsetzte sie sich über die Menschen, an denen man hier vorbei mußte. Da saßen Seeleute um einen Tisch, tranken und sangen Lieder in einer Sprache, die Anke nicht verstand. Auf dem Treppenbeischlag saßen und standen gleichfalls Matrosen umher, weiße, gelbe, braune und schwarze, es war unheimlich, sie anzusehen.

Nun bogen sie den Rödingsmarkt hinauf und gingen durch den Graskeller und die Steinwege nach dem Millerntor zu. Anke staunte über die Läden mit den wunderschönen Sachen, von denen sie die meisten nicht kannte, und bewunderte die Stadtleute wegen ihres sicheren ungenierten Wesens und vor allem die Damen wegen ihrer prachtvollen Kleider mit den glockenförmigen riesigen Krinolinen. Sie bemerkte, daß fast alle Menschen sie ansahen, und schämte sich ihrer Bauerntracht; sie kam sich entsetzlich altmodisch vor und glaubte zu bemerken, daß alle Leute über sie lachten. Was war selbst eine so angesehene Frau wie ihre Trinatante in einer so großen Stadt wie Hamburg? Gar nichts. Anke begriff jetzt, warum Trinatante so selten nach Hamburg ging, und dachte, ob sie später mit Hinrich zusammen auch wohl in Hamburg wohnen und solche städtischen Kleider tragen würde. Aber sie hatte nicht viel Zeit für solche Gedanken, denn nun war man auf dem Spielbudenplatz angekommen, und hier drängten sich die Leute wie Schafe in einem Stall. Wie war es nur möglich, daß es so viele Menschen in Hamburg gab und alle auf einem Haufen zusammen?

Anke ging hinter Tüns und Trinatante, sie ließ ihre Augen nach links und rechts schweifen. Plötzlich zog sich ihr Herz zusammen, ihr war, als müsse sie umsinken.

Da stand vor einem Schaufenster, den Rücken gegen den Spielbudenplatz gewandt — Hinrich Wiek. Anke drängte sich durch die Menschheit, umschlang ihn, unbekümmert, ob es Leute sahen, mit beiden Armen und rief: „Hinrich! Du büst in Hamborg? Ick meen, du wörst all lang weg?"

„Gottverdori, Anke!" rief Hinrich Wiek verdutzt und entzückt. „Deern, wo kommst du her? — Hast du meinen Rükelbusch und den Zettel gefunden? Ach, wat bruk ick dana to fragen, ick Dösbartel."

Er sah Anke verliebt an und faßte sie an beide Hände.

„Hinnerk, min Hinnerk!" sagte Anke. Ihre Augen leuchteten, dicke Tränen trudelten über ihre Backen und blieben in dem Filigran des Tinkengeschnürs hängen.

„Bist mir noch böse, Anke?" fragte Hinrich Wiek. Anke schüttelte den Kopf.

„Böse? Dir? Hinrich, wie kannst du so fragen." Und mit leiser Stimme setzte sie hinzu: „Ich habe jeden Abend, wenn es klar war, nach dem Polarstern gesehen."

„Anke!" flüsterte Hinrich Wiek. „Min Deern, min lüttje sööte Brut!"

Plötzlich schoß ein neuer heißer Schreck durch Ankes Herz.

„Hinrich, wie kommt es, daß du hier in Hamburg bist?" fragte sie mit verhaltener Angst.

„Djä, min Deern," sagte Hinrich, „das kam auf die natürlichste Weise von der Welt. Was soll ich bloß in aller Welt anfangen, wenn ich keine fremde Sprache sprechen kann? Das geht doch nicht! Das ist mir jetzt erst eingefallen, was für ein dummerhafter Döskopp ich war. Zuerst wollt ich nach Moorwisch zurück. Ich setzte mich in einer Hafenwirtschaft an einen Tisch, an dem ein Seemann saß, und dachte über meine Dummheit nach. Der merkte an meinem bereuten Gesicht, daß mir fünfunddreißig Schilling an 'nem Taler fehlten, und sprach mich an. Und darum willst du wieder nach deinem Klei z'rück? sagte er, als ich ihm alles erzählt hatte. ‚Wenn du keine fremde Sprache kannst, Dösbartel, so lern sie doch. So viel, wie du gebrauchst, um weiter zu kommen, lernst du in vierzehn Tagen.' Sieh, von dem lern ich sie jetzt, und weil er sich aus den nautischen Büchern und der Himmelsgeographie nicht so recht vernehmen kann, lernt er jetzt bei mir Sternenkunde und Gradberechnung. In den Kram konnte ich mich nach seinen Büchern gleich hineinfinden. Ich wohne in der

Davidgasse, Geld verdiene ich obenzu. Ich mach all den Matrosen ihre Taschenuhren zurecht — so 'ne Zwiebel, die sechs Monate auf Salzwasser spazierengefahren ist, die müßtest du inwendig mal sehen — und den Steuerleuten mach ich ihre Sextanten und den anderen nautischen Kram wieder in Ordnung. Jetzt kann ich schon einen ganzen Berg Englisch.

„Oh!" sagte Anke. „Wie schön ist es, Hinrich, daß ich dich vor deiner Abreise noch einmal getroffen habe. — Aber warum hast du es nicht geschrieben, daß du noch hier bist? Deine Mutter sagte, du wärest längst fort."

„Ja, weißt du," erwiderte Hinrich, „vor Briefen hat die Altsche so 'ne gräsige Angst. Darum hab ich ihr lieber gar nicht geschrieben, das kann ihr ja auch ganz egal sein, ob ich in Hamburg oder wo anders bin. — Und dir, hätte ich wohl geschrieben, aber ich wußte nicht, wie es mit dem Rükelbusch abgelaufen war. — Nun will ich dich aber auch mal was fragen. Sag mal, wie geht es zu, daß an deinem Kammerfenster die Scheiben kaputt geschlagen waren?"

„Das hat — — — das hat — — —" stotterte Anke und kriegte einen roten Kopf, „das hat — — — der Wind getan. Der hat das Fenster aus der Wand gerissen."

„Deern, Deern", sagte Hinrich mißtrauisch. „Wenn dieser Wind nur nicht zwei Beine gehabt und Gerd Wübbe geheißen hat."

In Ankes Herzen wogte die Scham. Sie errötete noch tiefer und sagte leise: „Ich will dir nichts vorlügen. Ja, Gerd Wübbe war es. Aber ich habe ihn mit der Sensenklinge nach Haus geschickt."

Da sah Hinrich Wiek Anke Groot mit strahlenden Augen an und rief: „Dunnerkiel! Deern, dat will ick di nich vergeten."

„An die dacht ick in düssen Oogenblick gar nich", erwiderte Anke lächelnd.

„So bleibt's denn bei der Verabredung wegen des Polarsterns?" fragte Hinrich Wiek mit freudigem Gesicht.

„Ja, Hinrich, es bleibt dabei. — O Gott," rief sie plötzlich voll Schrecken aus, „wo sind Trinatante und Tüns Puttfarcken geblieben? Wie soll ich sie in Hamburg wiederfinden?"

„Das ist nicht so gefährlich," lachte Hinrich Wiek, „da zwischen den Buden sehe ich schon Tüns mit seinem himmelhohen Zylinder."

„Sie werden mich gewiß suchen, und Trinatante wird schelten", sagte Anke ängstlich. „Laß uns nur gleich hingehen."

„Mein Gott, Anke, was machst du?" sagte Trinatante. „Wen hast dir denn da aufgestakt? Hinrich Wiek? O du Schlingel, wo kommst du her? Deine Mutter erzählt, du wärest Knall und Fall abgereist, und ich schelte sie noch tüchtig aus, weil sie dich nicht herübergeschickt hat, um Adjüs zu sagen; nun strömerst du hier in Hamburg rum? Jung, dat sull din Mudder weeten! Von dir hab ich immer große Stücke gehalten. Aber du bist ja nicht besser als die andere Gesellschaft."

Hinrich berichtete, und Trina Groot sagte: „Das ist 'ne andre Sache. Dann kannst du heute nachmittag nur bei uns bleiben und uns ein bißchen rumführen. Ich find mich in diesem verdrehten Hamburg wahrhaftig nicht mehr zurecht, und Tüns Puttfarcken geht es meist ebenso."

Wenn Trinatante eine bedürftige alte Katenmutter und nicht eine wohlhabende Moorwischer Bauersfrau gewesen wäre, hätte Hinrich Wiek ihr jetzt einen Taler geschenkt. So sehr freute er sich über die Einladung. Nun fragte er, was man vorhabe. Und Trina Groot erwiderte, sie wollten nach Altona zum Markt. Hinrich schüttelte den Kopf und sagte: „Was wollt ihr da? So ein Krammarkt ist dummes Zeug, das ist was für Kinder. Bleibt nur auf St.-Pauli. Hier könnt ihr allerlei sehen, was es auf dem Markt nicht gibt, und besonders Anke, die ja hinterm Deich überhaupt noch nicht herausgekommen ist: Umlauffs Naturalienkabinett mit ausgestopften wilden Tieren, mechanische Wachsfiguren, hinter der Zentralhalle Seiltänzer und Schlangendamen und auf dem Spielbudenplatz Kasper Puttschenelle und das Elysiumtheater."

„O ja," rief Anke entzückt, „Theater! Das möcht ich zu gern sehen. Weißt du noch, Hinrich, wenn die Puppenspieler im Winter nach Moorwisch heraufkamen und spielten das Stück von der heiligen Genoveva?"

„Ja," lachte Hinrich Wiek, „wo ich und Tüns zusammen nachher die Figuren nachmachten und du sie anzogst und ich auf unsrer Diele Theater spielen wollte und von meiner Mutter das Fell voll kriegte und sie dazu in einem weg rief: ‚Son Sünn un Schann, son lichtfarig Tüg schall in minem Hus nich bedreben warrn!'"

„Ja," rief Anke, „das weiß ich noch. Deine Mutter warf die Puppen ins Feuer, und ich mußte weinen. Was spielen sie denn in diesem Theater? Auch das Stück von Genoveva?"

„Nein", erwiderte Hinrich Wiek. Mit einer Stimme, in der etwas von Ehrfurcht durchklang, fuhr er fort: „Sie spielen das Stück von Doktor Faust. Es ist das Stück, das der berühmte Dichter Goethe geschrieben hat. Lehrer Detjen hat es mir geliehen, aber ich habe nicht alles verstanden."

„Ich habe das Buch auch gelesen," mischte Tüns Puttfarcken sich ein, „aber mir hat es nicht gefallen. Dieser Doktor Faust ist ja ein grundschlechter Kerl. Er spricht mit dem Teufel und verschreibt sich dem

Teufel; wer kann das aushalten? Ich glaube nicht, daß Goethe so fromm war wie Mathias Claudius."

„Dann wollen wir nicht in das Theater gehen", entschied Trina Groot. „Schlechte Menschen gibt's in der Welt genug. Um die auf dem Theater zu sehen, soll man extra Geld ausgeben?"

„Trina, das verstehst du nicht", sagte Hinrich Wiek, „und du auch nicht, Tüns. Spricht der Pastor in der Kirche nicht jeden Sonntag vom Teufel, und du gehst doch hinein? Ihr habt mich als Führer für St.-Pauli angenommen, nun müßt ihr auch mit, wo ich euch hinlotse."

„Wie der Bengel kommandiert!" sagte Trina Groot zu Tüns Puttfarcken. „Gut, dann wollen wir mit dir hineingehen. Dir und Anke zu Gefallen, aber nachher muß ich nach Altona, ich will da welche treffen."

Der Ort, wo Dr. Faust den Straßenjungen und sonstigen Kunstbegierigen von St.-Pauli und Umgegend vorgeführt werden sollte, war eine Bretterbude. Über seinem Portal prangte mit Riesenbuchstaben die Inschrift: Elysium-Theater, und darunter stand ein kleiner Mann mit einem Backenbart, wie ihn die Hamburger Quartiersleute trugen, eingedrückter, weinroter Nase, Ritterrüstung, Ritterschwert, Ritterstiefeln und einem wallenden Federbusch auf dem Kopf. Das war der berühmte Theaterdirektor Dannenberg. Theaterdirektor war er allerdings nur des Nachmittags und Abends, wo er sieben- bis achtmal hintereinander den „Faust" von Goethe, das „Käthchen von Heilbronn" von Kleist, „Timm Thode den achtfachen Raubmörder" von Dannenberg und andere klassische und nichtklassische Stücke verzapfte. Des Morgens war er Ausrufer, er zog dann in dem Gängeviertel zwischen Nobistor und der großen Michaeliskirche hin und her und brüllte mit einer Stimme, die einem Bären Ehre gemacht hätte, die von den Ewern in den Fleten angebrachten Waren aus. Mit derselben Stimme verkündete er jetzt, indem er mit seinem Ritterschwert auf ein neben ihm hängendes gedrucktes Programm wies, den Beginn der nächsten Vorstellung: „Wollen Sie gefälligst näher treten, meine Herrschaften, gleich wird das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Gegeben wird: ‚Dr. Faust's Leben, Taten und Höllenfahrt.' Mit Gesang und Feuerwerk! Es sind keine Kosten gescheut worden, um die Aufführung so glänzend wie möglich zu gestalten. Auf dem Ersten Platz kostet es vier Schillinge. Treten Sie ein, meine Herrschaften, noch ist es Zeit — noch ist es Zeit!"

Trina Groot hielt es ihrem Stande für schuldig, auf den Ersten Platz zu gehen, und begab sich gleich hinein, da die meisten Plätze, wie der Direktor sagte, schon besetzt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerernte.

Ich schreite durch viel güldne Pracht,
Ein Leuchten flammt um Höhn und Tiefen,
Und alle Wunder, die noch schliefen,
Sind nun großäugig aufgewacht.

Einmal will auch der ärmste Dorn
In seiner ganzen Schöne glühen,
Wie auch den Wegrand bunt umblühen
Margeriten, Mohn und Rittersporn.

Voll Licht und Duft ist rings die Welt,
Voll Sonnenglanz und Lerchensingen,
Und klingend surren auch und zwingen
Die Sensen sich durchs Roggenfeld.

Das atmet rauschend tief und schwer
Und geht wie tanzend auf und nieder,
Als ob das Erntefest schon wieder
Und Geigenstrich ohn Ende wär.

Der Winter schrie nach Tag und Brot.
Der Sommer kam mit reifen Saaten:
Nun hebt ein Beten und ein Taten
Die Zagen über Leid und Not.

Wilh. Lennemann.

Bilder aus Baranowitschi.

Hierzu 10 Aufnahmen von Gennecke.

Das russische Baranowitschi erinnert unwillkürlich an unser Mannheim, wenn man zum erstenmal einen Blick auf den „Stadtplan" dieses jetzt wieder in den Heeresberichten häufiger erwähnten Ortes wirft. Gar regelmäßig, in rechten Winkeln sich schneidend, sind die Straßenzüge eingezeichnet, quadratische Plätze scheinen ein modernes Stadtbild zu vervollständigen: in Wirklichkeit ist es ein aus den dichten Wäldern gehauener Ort, ein Knotenpunkt wichtiger Eisenbahnlinien, den uns der Russe nur höchst ungern überlassen hat. Französisches Pumpgeld hat dort Truppenlager erstehen lassen, und monatelang hat Nikolai Nikolajewitsch von hier aus die Truppenbewegungen gegen uns geleitet, bis er anfangs September vorigen Jahres, kurz vor unserer



Ein Militärschneiderladen.

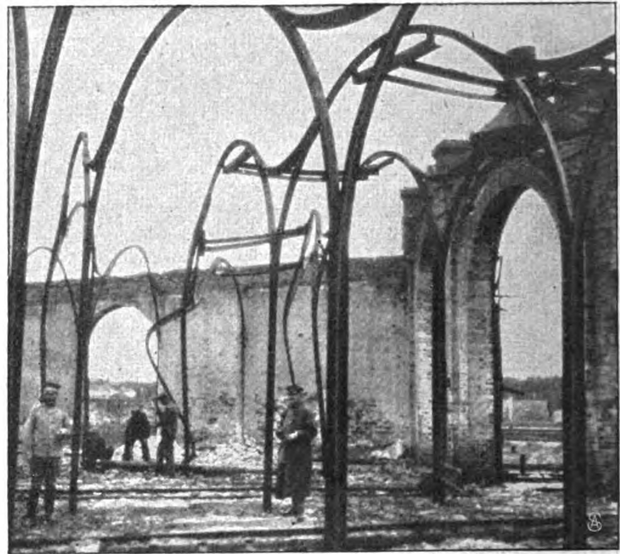
Eroberung von Baranowitschi, sich veranlaßt sah, die Führung seiner Heeresmassen anderen Köpfen zu überlassen.

Heute ist feldgrau die Note des Ortes. Die Urlauber kommen aus den Stellungen und eilen zum Zug, der sie nach Berlin und weiter bringt.

In den nahen Waldlagern ertönt Gepfeif und Getrommel wie auf den Exerzierplätzen im Herzen Deutschlands, abends öffnet das Kino seine Pforten, Konzerte erster Künstler finden im geräumigen weißen Saal statt, dem man den einst-



Die Kapelle im Waldfriedhof.



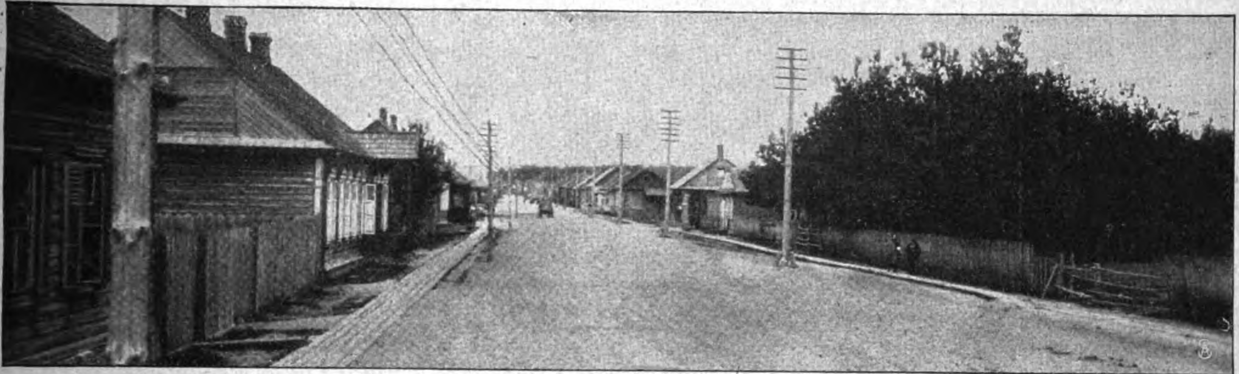
Eine ausgebrannte Fabrik.



Vor dem Gebäude der Deutschen Kriegszeitung.

maligen Pferdestall nicht ansieht, im Kriegerheim und in der Offizierspeiseanstalt bekommt man einen schmackhaften Bissen und ein wundervoll gepflegtes Glas „Pilsner“: all das unter dem nie verstummenden Gebrumm der nahen Artillerie.

Noch heute sprechen die Einwohner vom verflossenen Großfürsten mit Grauen in den ausdrucksvollen semitischen Gesichtern. Wenn er mit gewaltiger Eskorte, alle mit seiner dünnen, unheimlich langen Gestalt überragend, durch die Straßen preschte, flohen



Die Poststraße. Links die eigenartigen Laufstege.



Von den Russen zerstörte Maschinenhalle.



Russische Bauerntypen auf dem Markt.



Ein Straßenbild.



sie entsetzt in die Häuser — man war nie sicher vor Strafen und Gewaltakten. Doch ein Gutes hat sein Verweilen geschaffen: die breiten Erdflächen, die auf dem Plan als Straßen eingezeichnet sind, haben zu beiden Seiten Pfahlroste erhalten, mit Brettern belegt, eine damals schnell geschaffene Neuerung, die unseren Feldgrauen bei der abendlichen Promenade sehr zustatten kommt.

Jeder Monat bringt Baranowitschi eine neue deutsche Einrichtung; die Deutsche Kriegszeitung von Baranowitschi wird mit stets steigender Auflage gedruckt; jetzt

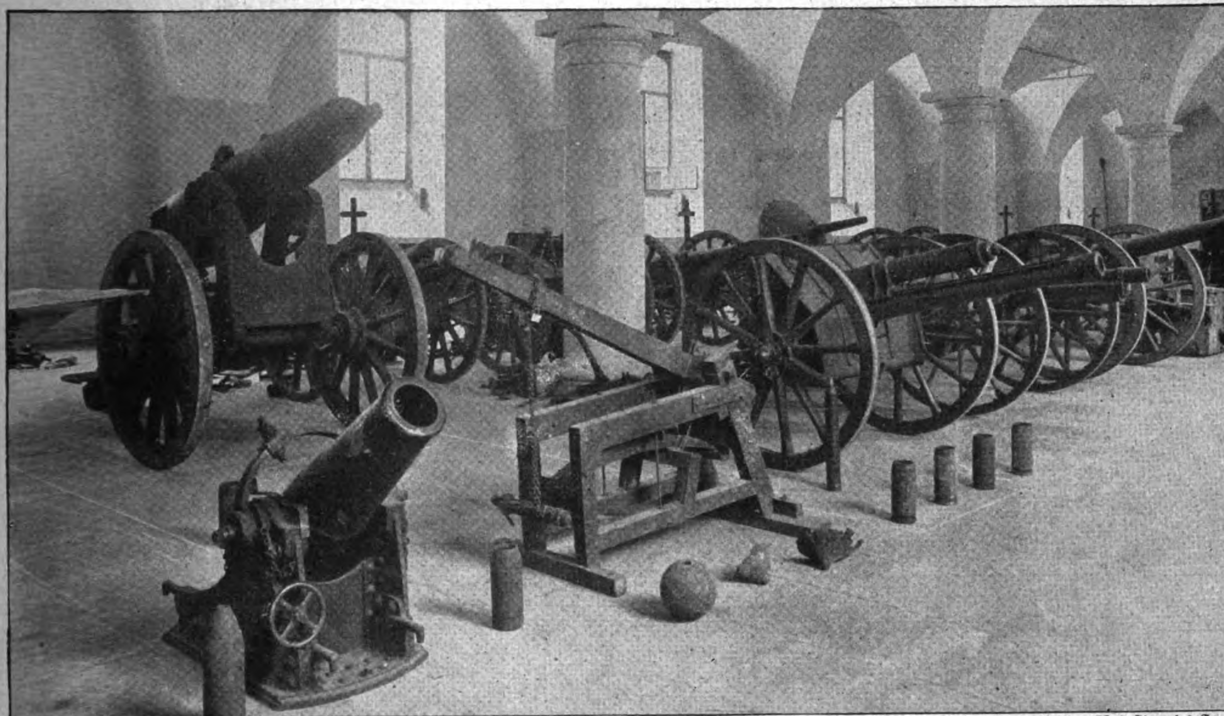


Oben: Am Bahnhof von Alt-Baranowitschi. Blick in die Kaiser-Wilhelm-Straße.

eröffnet man ein von Berlin aus geleitetes Kaufhaus, in dem der Soldat allerhand feine Sachen, sogar — elegante Lackstiefel kaufen kann, will er bei den Stadtschönen einen besonders guten Eindruck machen.

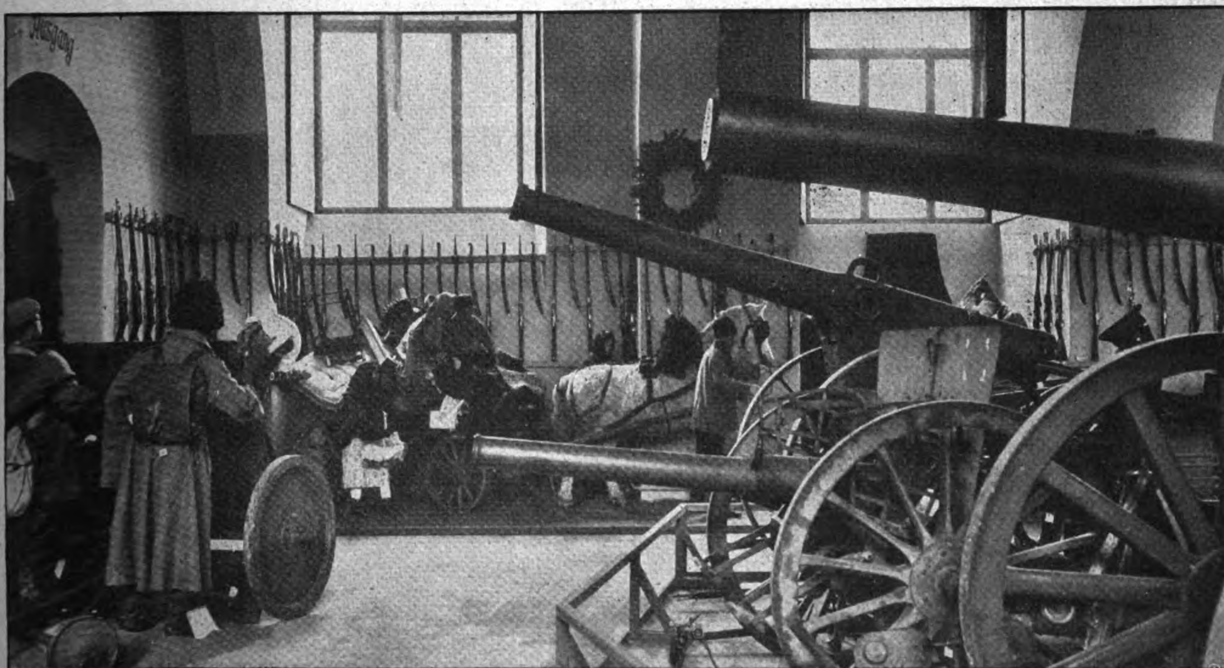
An den lauen Abenden wandelt es sich schön in dem prächtigen, fast in die Straßen stoßenden Wald. In das Kanonengepolter, das um diese Stunde noch lauter zu werden pflegt, mischt sich der Ton einer konzertierenden Kapelle, das Pfeifen eines abgehenden Fernzuges: „In die Heimat, in die Heimat.“ ...

Bilder aus aller Welt.



Phot. Stengel & Co.

Geschütze und Minenwerfer von der Westfront.



Phot. Stengel & Co.

Blick in die russische Abteilung.

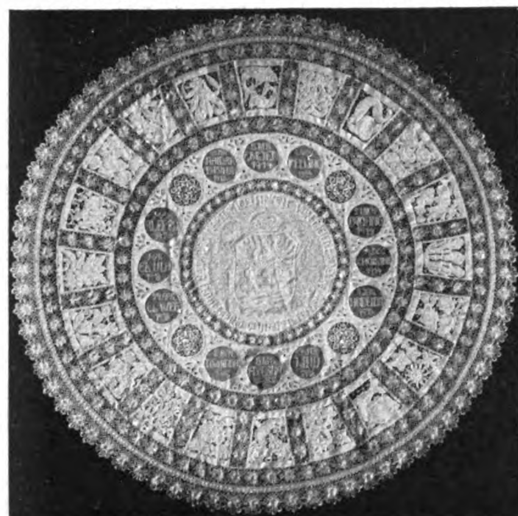
Bilder aus der Kriegsausstellung in Dresden.



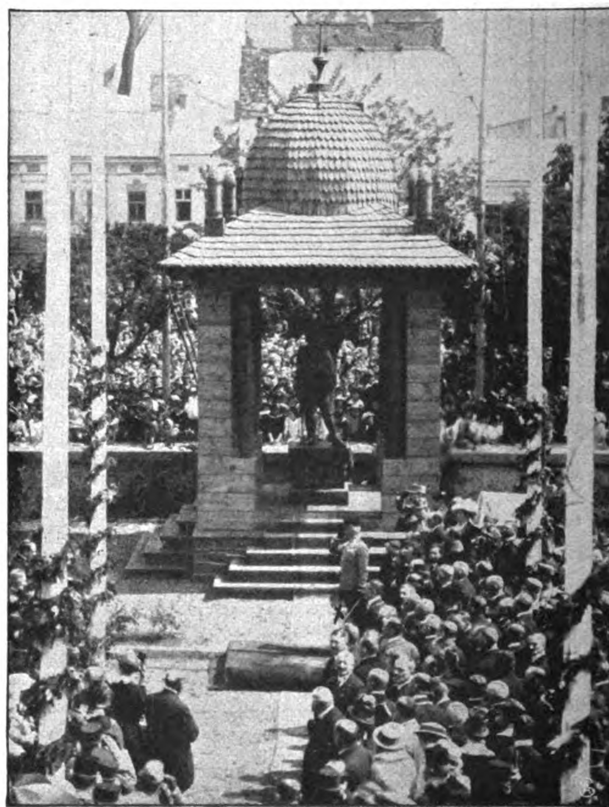
Geh. Rat Pernwerth v. Bärnstein, München, beging seinen 80. Geburtstag.



Phot. A. Wertheim.
Generalmajor z. D. von Schachtmeyer, vollendet am 5. Juli sein 90. Lebensjahr.



Ehrengabe für Kapitänleutnant von Mücke, gestickt vom Flottenbund deutscher Frauen, Ortsgruppe Emden.



Enthüllung des Wehrmanns in Eisen für Drohobycz: Oberstlt. von Guzkowski nach dem Kaiserhoch.

Schluß des redaktionellen Teils.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Ferdinand Kugler: „Erlebnisse eines Schweizers in den Dardanellen und an der französischen Front". Zürich. Art. Institut Orell Füßli.

Eugen Probst: „Belgien". Zürich. Art. Institut Orell Füßli.

Ladislaus St. Reymont: „Der Vampir". München. Albert Langen.

Thora Hartwig: „Von Straßen und Gärten des Lebens". Berlin. Hermann Meyer.

Dr. Julius Reiner: „Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist". Stuttgart. Franckh.

Dr. Albrecht Wirth: „Deutsche Geschichte für das deutsche Volk". Stuttgart. Franckh.

Heinz Erblich: „Moderne Flugzeuge in Wort und Bild". Berlin. Richard Carl Schmidt & Co.

Richard Fröhlich: Tasmulische Volksreligion". Leipzig. Verlag der Evang.-luth. Mission.

Leo Heller: „Das schwarzgelbe Buch". Konstanz. Reuß & Itta.

Edmund Kreusch: „Mehr Särge als Wiegen". Karlsruhe. Macklotsche Buchhandlung und Druckerei.

SCHÖNE AUGENBRAUEN
erlangen Sie durch meinen tausendfach anerkannten Augenbrauensaft. Die Brauen werden dicht, die Wimpern seidig u. lang. Preis Mark 2.50. — Versand diskret. Proben und Prospekte gratis.
FRAU ELISE BOCK G. m. b. H.
BERLIN-CHARL. 48 KANTSTR. 158

Bad Homburg v. d. Höhe
Prospekt und Auskunft durch die Kurverwaltung

Bad Homburg · Ritter's Parkhotel · Bad Homburg

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Schwäb. Hall **Solbad mit radiumhalt. Salzquelle.** Bäder all. Art.
Inhalation und sonstige Kurmittel. Keine Kurtaxe. Interessante frühere Reichsstadt. Beliebter Ausflugsort. **Auskunft** frei durch **Badeverwaltung, Badhotel** und **Verkehrsverein.**

Ein Feldbett in der Hand!
D.R.G.M. 632365.
In einer Minute fertig! Unersetzlich für Militärs
Preis M 30.–
Vorwerk & Co. Abtl. 6 **Barmen** Abtl. 6

Gegen das Altern
Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz, des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Diana". Die welkende Haut und erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt und elastisch gemacht und das Altern der Gesichtszüge weiterhin wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten. Originaldose M. 4.50. Versuchsdose M. 2.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul
Prosp. frei
Kriegsteilnehmer Ermäßigung.

Echte Briefmarken billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Ueber ½ Million im Gebrauch!
Haarfärbekamm
(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera") färbt graues od. rotes Haar **echt** blond, braun oder schwarz.
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium. **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 9
Katalog gratis.
in jed. größ. Stadt w. Verkaufst. nachgew.

Seife Schnellwaschseife Ztr. 66.— Mk., ¼ Ztr. 17.75 Mk. Bfn. freibl. ab Lag. Nachn. **P. Holfter, Breslau Sf. 394.**

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Offert. erbeten.

Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!**
Diamand, MUENCHEN, **Buttermelcherstr. 5.**

Reiseführer für Sommer und Herbst

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium,** physikalisch-diätetische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Bad Schwartau 8 Min. v. Lübeck. 3½ proz. jodh. Quellen. Waldluftkurort. Beliebter Ruhesitz.

Fürstenberg i. Meckl. Luftkur- u. Badeort. Sonntagsfahrk. von Berlin. Prosp. vers. **Verkehrsamt.**

Klüschenberg bei Plau i. Meckl. **Sommerfr.** Wald u. See Angel- u. Rudergel. Ia Verpfleg. **Joh. Seyer.**

Solbad Segeberg Stärkste Sole Deutschl. Moorbäd. Kurh. Herrl. Lage. Bahn Hagenow-Neumünster.

Ostseebäder.

Cranz (Ostpreußen). 38 Min. v. Königsb. See- u. Moorbäd., stärkste Brandung. Billige Lebensbeding.

Kolberg **Ostsee, See-, Sol- u. Moorbad,** 5proz. natürl. Sole. Glänz. Erfolge b. Rheumatismus, Gicht, Blutarmut, Skrofulose, Rachitis, Nervenschwäche, Herz- u. Frauenkrankh., daher besonders **unseren Kriegern** sowie Frauen u. Kindern bestens empfohl. Konzert, Theater, Sport. Besucherzahl 1913: 30 230. Ausk. u. Prosp. frei d. d. **Badedirektion.**

Rauschen Ostseebad u. Luftkurort b. Königsberg i. Pr. Offiz.-Genesungsh., selt. Naturschönh. Familienbad, mod. Warmbad.

Travemünde 25 Min. v. Lübeck, 1¼ Std. v. Hambg, 4½ Std. v. Berlin. **Neue städt. Kursaal.** Wasserltg., Kanalis.

Warnemünde **Hotel u. Pension Hübner** a. Meer m. Depend. 250 Bett. Zentralhzg., billig. Familienhot. I. Rgs.

Rügenbäder.

Göhren Insel Rügen Luftkur- und Badeort. Prospekte frei durch die **Badeverwaltung.**

Sellin **Perle v. Rügen.** Prachtv. Hoch- u. Niederwaldg., steinfr. Badestr. Landungsbr. Kriegsteiln. Ermäß. Ill. Prosp. fr. **Badedirektion.** **Kurhaus,** Hotel u. Pens. Kanalis., Wasserltg., el. Licht. Prosp. fr. Reichl., vollst. Verpfleg. **Johs. Möller.**

Nordseebäder.

Südstrand-Föhr **Dr. Gmelin Nordsee-Sanatorium** m. Zweiganst. **Jugendheim** u. **Pädagog.** (Einj. Ber.).

Wyk a. Föhr **Erholungsh. „Haus Tanneck".** Neuz. einger. S. u. W. geöffn. Oberin Ewerth. Schwester Belling.

Brandenburg.

Berlin Pension Steinplatz **Rudolf Sendig jr., Charlottenburg. Steinplatz 4, am Zoo.**

Falkenhagen **Seegefeld-A. bei Berlin.** Sanatorium **7–10 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 8—10 M.)

Saarow-Pieskow **Landhaussiedelung am Scharmützelsee.** See- und Moorbad. Stat. Saarow-Ost u. Pieskow. (Post Saarow (Mark). Tel. Fürstenwalde 102. Kurhäuser. Pens.

Schlesien.

Bad Landeck **i. Schles. Stärkstes Radium-, Schwefel-, Termalbad, Radium-, Emanatorium, Mineralbäder, Moorbäder, Trinkkuren, Medikomechan. Institut.** Sais.: April-November. Frequ. 15 200 Pers.

Bad Langenau Grafsch. Glatz, Frauen- u. Herzheilbad. Natürl. kohlens. u. Moorbäder. Prosp. d. d. **Kurverwaltg.**

Blitzengrund **Sanat. Blitzengrund** vor Görbersdorf (Schles.). Heilanst. f. Leichtlungenkr. Eig. Spezialarzt i. H. Prosp.

Breslau **Nord-Hotel** (Hotel du Nord). **I. Ranges.** Elektr. Licht, Zentralhzg., Aufzug. Zimmer v. M. 3,— an. **Bes. Gust. Riedel.**

Fortsetzung auf Seite 5.

Otto Ernst: „Semper der Mann". Leipzig. L. Staackmann.
Ch. Grünberg: „Feldpostbriefe von Schweizer Deutschen". Zürich. Art. Institut Orell Füßli.

Verschiedene Mitteilungen.

— Zur Zeit der Seifenkarten möchten wir nicht verfehlen, auf ein Erzeugnis hinzuweisen, mit dem viel Seife erspart werden kann. Wir meinen das trockene Haarentfettungsmittel „Pallabona", das, in geringer Menge auf das Haar gebracht und wieder ausgebürstet, Haar und Kopfhaut von überschüssigem Fett befreit und zugleich vorhandenen Staub entfernt. Eine Kopfwäsche mit Seife und Wasser wird durch die Anwendung dieses Mittels vollständig ersetzt, denn die Kopfhaut wird rein und weiß, das Haar locker und leicht zu frisieren. Das bewährte Mittel ist in einschlägigen Geschäften stets auf Lager.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstraße 36—41, sowie in den folgenden Geschäftsstellen: **Bremen,** Obernstraße 38 I, **Breslau,** Ohlauer Straße 87 II, **Cassel,** Königsplatz 53 I, **Dresden-A.,** Prager Str. 35, **Elberfeld,** Kaiserstr. 33, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Halle a. S.,** Sternstraße 13, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 2 I, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184 I, **München,** Theatinerstraße 3 I, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51 II, **Stuttgart,** Königstraße 11 I. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0.80. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Fortsetzung von Seite 4.

Fortsetzung auf Seite 6.

Fortsetzung von Seite 5

Neu-Coswig Sa. Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke. Nur 1 Klasse. Eigene Behandlung.

Oybin mit Hain. Reizend. klimat. Kurort. Großart. Gebirgslandsch. Frdl. Villen u. Landh., renom. Hotels.

Rathen Sächs. Schweiz. Bahn- und Dampferst. Gasthaus Erbgericht, a.d.Elbe, prachtv.gel.,Warmwasserhzg., elektr.Licht. Prosp.fr.

Weisser Hirsch Oberloschwitz. Dr. Teuschers Sanatorium. Phys.-diät. Kurmethoden. Im Kriege offen.

Zöbisch-Waldschuster Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp.d.BadReiboldsgrün i.V.

Harz.

St. Andreasberg Oberh. 650 m. Höhenkurort m. romant. Umgeb. Sehensw. Zahnradbahn b. z. Oberstadt. Schwindsücht. behördl. ausgeschl. Kriegstln. Vergst. Prosp. d. Kurverwaltung.

Bad Harzburg Badekommissariat sendet frei ill. Führer m. all. Preis. Kriegsteilnehmer Vergünstigungen.

Bad Lauterberg/Harz Haus Roseneck, Wißmannstr. 35, 1 Min. v. Kurpark. Gute Pens., mäßige Preise.

Benneckenstein Südharz. 569 m. Som.- u. Winterkurort. Prosp. frei d. städt. Kurverwaltung.

Gernrode Harz Luftkurort Ia., dir. a. herrl. Buchen- u. Fichtenw., bill. Wohn., Gas u. Elektr. Quellwasserl., keine Kurtaxe, niedr. Steuern, z. dauernd. Niedl. geeign. Ausk. d. Magistrat.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee, Oberharz, 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

Hasserode Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd., Liegek. Ia. Ref. Mäßige Preise. — Haus Clara. Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.

Ilsenburg d. Hotels: „Zu den roten Forellen", „Prinzeß Ilse" u. „Ilsenstein" bieten d. bevorzugte Lagen, renom. Küche u. Keller vorzgl. Kur- u. Erhol.-Aufenth. Fr. Lichtenberg. Prosp. Tel. 3.

Salzdetfurth Radiumhalt. heilkräft. Solquell. Herrl. Umgeb. Inhalator. Kriegsteiln. Vergünstig. Prosp. Badeverw.

Schierke Sanatorium Schierke-Harz mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof". Geh. San.-Rat Dr. Haug.

Sülzhayn (Süd-Harz).Heilanstalt f.Leichtlungenkranke.Sanatorium „Hohentanneck". Som. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage. sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thale Harz a. Eing. d. Bodetals. Hotel Zehnpfund, I.Haus a.Pl. 150Zim. u.Sal. Auch währ. d. Krieges beste u. reichl. Verpfleg. Prosp.fr.

Thüringen.

Bad Elgersburg 600 m. Hotel Herzog Ernst. Vornehmstes Haus in u. am Walde. Rob. Degenkolbe.

Bad Köstritz i. Thür. Heiße Sandbäd., Rheumat., Gicht, Ischias, Nierenleid. Auskunft d. d. Badeverwaltung.

Bad Lobenstein Moor-, Stahl-, Fichtennadel-, Kohlensäure- u. Solbäder. Prosp. d. d. Badedirektion.

Frankenhausen (Kyffh.) Radioakt. Solbad u. Inhalator., sehr günst. Heilerf. f. Kriegsrekonvalesz. Badedir.

Langensalza Thür. Unübertroffene Schwefelquelle bei: Gicht, Ischias, Haut- u. Geschlechtsleiden.

Leutenberg Thür. Gebirgs- u. Luftkurort. Sehr waldr. Gegend. Bäder all. Art. Prosp. d. d. Verschönerungs-Verein.

Tannenhof in Friedrichroda Dr. med. Bieling's Sanatorium. Mod. Kuranst. für Herz-, Nerven- und innere Leiden. Erholungsbedürftige.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz S.-Alt. Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Auguste Victoria Hotel, 20 m von d. staatl. Bädern entfernt, 160 Zimmer, Warmwasserversorgung, modernster Komfort. Jahresbetrieb. Prospekte.
Hotel Hohenzollern, Frau Schaar-Paul, früher Inh. d. Carlton-Hotel.
Villa Florida, Frankfurter Str. 39. Nähe Bäder u. Kurpark. Pension I. Rgs. Zentralhzg., Elektr. Licht. Vorzügl. Küche. Gr. Garten. Frau M. Forster.
Villa Hindenburg, Bismarckstr. 11, u. Gartenhaus „Daheim", nahe d. Bäd. Zim. m. Beköstig. von 7 M. an. El. Licht, Aufzug, Heizung.
San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof, spez. für Herzleiden u. Aderverkalkung, f. Rheuma, Frauen- u. Stoffwechselkr.

Bad Salzhausen Oberhessen. Staatl. Solbad. Kochsalz-, Lithium-, Stahl- u. Schwefelquellen. Herrl. Park u. Wald, ruh. Lage. Arzt. Großherzogl. Badedirektion.

Frankfurt a. M. Fürstenhof (Carlton) Hotel Bahnhofplatz.

Taunus.

Bad Soden a. T. Bewährt. Heilb. f. Erkrank. d. Herzens u. d. Atmungsorg. 26 Heilquell. Trinkkur. Badekur. Neues Badehaus. Größtes Inhalatorium d. In- und Auslandes.

Braunfels Luftkurort, 300 m ü. M., reine Luft, Fabrikfrei. Freilicht- u. Schwimmbad. El. Licht. Prosp. d. Bürgerm. Schloßhotel, I. Rg. in gr. Park. Pens. M. 8.50 an. Eig. Jagd u. Fisch.

Wiesbaden Hotel Schwarzer Bock, Bäder v. Kochbrunn., beste Kurgelegenheit. 150 Zimmer. Prospekt.
Hotel Alleesaal, I. Rgs., beste Südlage a. Kochbrunnen. Bes. Wilh. Scheffel.

Kuranstalt Dr. Schloss leit. Arzt San.-Rat Dr. Tecklenburg (früher Kissingen). Sanatorium f. innere Krankheiten. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Prospekte.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

Baden-Baden Glänz. Heilerf. d. Thermalbäder b. Kriegsverletz., Nervenentzünd., Rheuma u. Gicht. Bäder und Kurhaus das ganze Jahr geöffn. Ausk. u. Prosp. d. d. städt. Verkehrsamt.
Terminus-Hotel, a. Bahnhof. Freie Lage. Moderner Komfort. Mäßige Preise. Ganz. Jahr geöffnet. E. Bilharz, Besitzer.

Bad Boll b. Bonndorf (badisch. Schwarzwald), Hotel Kurhaus Bad Boll. Altbekanntes Haus in herrl. Wald. Große Forellenfischerei. Prospekt fr. Bes. Paul Bogner.

St. Blasien Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn Mäß. Preise. A. Peltz.

Herrenalb Paradies des nördl. Schwarzwald, weltberühmt. Herz- u. Nervenkurort. Bevorzugte Sommerfrische. Städt. Kurh., Sanat. f. Herz-, Nerv.- u. Stoffwechselkr. Diätküche, Röntgenlbt., Inhalatorium. Aerztl. Leitung: Dr. Glitsch. Prosp. d. die Kurdirektion.

Schollach Schwarzwald, 1000 m hoch, Kurh. Schneckenhof, Gr. Landwirtsch., Forellenfang, Jagd, köstl. Höhenluft.

Titisee Hotel Titisee. I. Ranges, m. mod. Komf. Bevorzugte Lage am See mit groß. Park. Eig. Jagd u. Forellen-Fischerei. Ganzes Jahr geöffnet. Illustr. Prosp. d. d. Besitzer R. Wolf.

Wildbad Württ.Schwarzwald.Altberühmt.heilkr.Thermen geg.Gicht, Rheuma, Kriegsverltzg. all. Art. Prosp. Kgl.Badeverwaltg.
Parkvilla u. Villa Kurgarten (fr. Bristol). Beste Privatwohn. Herrl. Lage.

Bayern.

Alexandersbad Fichtelgeb., 590 m. Kuranstalt, Stahl- u. Moorbad. Ruhigste Lage. Alle neuzeitl. Kurmittel. Leit. Arzt Dr. Haffner. Prosp. kostenlos durch d. Badeverwaltung.

Bad Aibling Erst. sal. Moorbad Bayerns. Kurhaus, groß. Kurpark. Kurkonzerte. Anfragen an Kurverein.

Bad Kissingen Hofrat Dr. Leussers Sanatorium Villa Thea f. Herz-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nervenkr. Mod. med. Appar. Erster Komfort. Persönl. Leitung.

Bad Kohlgrub Höchstgel. Mineral- u. Moorbad Deutschl. Glänzd. Heilerf. bei Gicht, Rheuma, Ischias. Nerv.- u. Frauenl. Herrl. ruh. Lage. Ill. Prosp. gr. d. Kur- u. Badeverwltg.

Kgl. Bad Reichenhall Solebad u. klim. alp. Kurort für alle Krankheiten d. Atmungsorgane, Frauen-, Herz- u. Nervenleiden. Keine Schwerkranken.

Bad Steben Kgl. bayer. Stahl- u. Moor-Bad. Saisonbeginn 16. Mai. Prosp. gratis. Kgl. Badeverwaltung.

Bad Tölz Subalpin. Luftkurort. Größtes Jodbad Deutschl. 1½ St. v. München. Kurm. Sais.-Theater. Tennis Neues Kurhaus.

Stadt Brückenau Bayern, 4 Mineralquell., Trink- u.Badekur., Höhenluftkurort. Prosp. Verkehrsverein.

Füssen-Faulenbach 800 m. Viel besuchte Sommerfrische in der Nähe der Königschlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein.

Hohenschwangau HotelPensionSchwansee.Haus I.Rg.Herrl. Gebirgslage. Ia. Verpfl. Prosp. F.X.Engl.

Lindau im Bodensee, auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. Hotel Bayerischer Hof. I. Ranges, alle neuzeitl. Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Bes. W. Spaeth.

München = Hotel Leinfelder =

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim, Klin. geleit. Sanator. f. innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Während des Krieges in vollem Betrieb. Kriegsteilnehmer Ermäßigung. Prospekt.

Wörishofen Wasser- u. Höhenluftkurort. 630 m. System Kneipp. Besucherzahl 11—12 000. Prosp. d. Kurverein.

Oesterreich-Ungarn.

Franzensbad „Grand-Hotel" neben Kaiserbad u. Quellen. Vorzügliche Verpflegung.

Marienbad Grand Hotel Klinger, Haus I. Rgs., schönste Lage. Vergünstigungen f. erholungsbedürft.Kriegsteilnehm.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rgs., vorzügl. Lage. Jahresbetr., Komf. Pension v. Fr. 9.— an. Prosp. Bes. Jösler.
Hotel Pension Schweizerhaus, Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8.— an. Tennis.

Davos-Dorf Neues Sanatorium. Alle hygienischen Einrichtungen. Gr. Vestibül. Terrasse. Arzt. Prospekte. Besitzer M. Neubauer.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitender Arzt: Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prospekt.

Luzern Pension Felsberg. Angenehmer Familien-Aufenthalt, prächt. Aussicht. Park. Tennis. Prospekte. Mäßige Preise.

St. Moritz-Dorf Pension Bellavista vormals Kopp, feine Familienpension in ruhiger, sonniger Lage.

Zürich Grand Hotel Eden au Lac. I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangement. Ed. Kleber.

Dolder-Zürich Waldhaus Dolder, I. Rg. Famil.-Hotel u. Pension. Prächt. erhöhte Lage. Blick auf See. Ruhe.

Schweden.

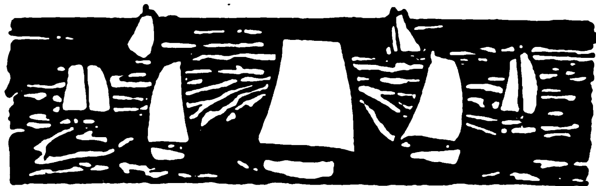
Ronneby Idyll. u. ruhig gel. Bade- u. Kurort a. d. Südk.Schwedens alle Art. Bäder. Herrl. Wald- u. Parkanl. Ill. Prosp. grat.

Druck u. Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Birth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bienkof, Berlin

DIE·WOCHE

Nummer 29. | Berlin, den 15. Juli 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

4. Juli.

Während nördlich des Ancre-Baches der Feind seine Angriffe nicht wiederholte, setzt er starke Kräfte zwischen Ancre und Somme gegen die Front Thiepval—La Boiselle-Wäldchen von Mametz, südlich der Somme gegen die Linie Barleux—Belloy an. Dem hohen Einsatz an Menschen entsprechen seine Verluste in unserem Artillerie- und Infanteriefeuer. Die Angriffe sind überall abgeschlagen. Um den Besitz des Dorfes Hardecourt (nördlich der Somme) wird erbittert gekämpft.

Im Anschluß an die vielfach gesteigerte Feuertätigkeit haben die Russen auf der Front Naroczsee—Smorgon — östlich von Wischnew an mehreren Stellen angegriffen. Sie haben keine Vorteile errungen, wohl aber schwere Verluste erlitten.

Südöstlich von Tlumacz haben unsere Truppen in schnellem Fortschreiten die Russen in über zwanzig Kilometer Frontbreite und bis über zehn Kilometer Tiefe zurückgedrängt.

5. Juli.

An der Front zu beiden Seiten der Somme sind wieder schwere Kämpfe im Gange. Der Feind hat bisher nirgends ernste Vorteile zu erringen vermocht.

Die Russen haben ihre Angriffstätigkeit auf der Front von Zirin bis südöstlich von Baranowitschi wieder aufgenommen. In zum Teil sehr hartnäckigen Nahkämpfen werden sie abgewiesen oder aus Einbruchstellen zurückgeworfen. Sie erlitten schwerste Verluste.

6. Juli.

Zwischen Ancrebach und Somme sowie südlich derselben bei Thiepval wird weitergekämpft. Die Dorfstätte Hem im Somme-Tal wird von uns geräumt; Belloy-en-Santerre nehmen die Franzosen; um Estrees steht das Gefecht.

Der Kampf der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern, der besonders in der Gegend östlich von Gorodischtsche und südlich von Darowo sehr heftig war, ist überall zu unseren Gunsten entschieden. Die Verluste der Russen sind wieder sehr erheblich.

7. Juli.

Lebhafte, auch nachts fortgesetzte, für uns nicht ungünstig verlaufene Kämpfe beiderseits der Somme. Die Brennpunkte bilden die Gegend südlich von Contalmaison, Hem und Estrees.

Gegen die Front der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg setzen die Russen ihre Unternehmungen fort. Mit starken Kräften greifen sie südlich des Narocz-Sees an; sie werden hier nach heftigem Kampfe, ebenso nordöstlich von Smorgon und an anderen Stellen mühelos abgewiesen.

8. Juli.

Beiderseits der Somme bereitet der Heldenmut und die Ausdauer unserer Truppen den Gegnern einen Tag voller Enttäuschungen. Die zahlreichen, immer wieder neu einsetzenden Angriffe werden blutig abgewiesen. Die Unzahl der gefallenen Engländer vor dem Abschnitt Ovillers—Contalmaison—Bazentin—Le Grand und der Franzosen vor der Front Biaches—Soyecourt geben Zeugnis davon.

Rechts der Maas opfert der Feind fortgesetzt seine Leute in starken vergeblichen Anstürmen gegen unsere Stellungen auf der Höhe „Kalte Erde“; er hat keinen Fußbreit Boden zu gewinnen vermocht.

Mit vollem Mißerfolg enden die wiederholten Anstrengungen starker russischer Kräfte gegen die Front von Zirin bis südöstlich von Gorodischtsche sowie beiderseits von Darowo.

9. Juli.

Nördlich der Somme werden die englisch-französischen Angriffe fortgesetzt. Sie werden an der Front Ovillers—Wald von Mametz sowie beiderseits von Hardecourt sämtlich sehr blutig abgewiesen, gegen das Wäldchen von Trônes stürmt der Gegner sechsmal vergeblich an; in das Dorf Hardecourt gelingt es ihm einzudringen

10. Juli.

Im Dorfe Biaches fassen die Franzosen Fuß. Zwischen Barleux und Belloy brechen ihre vielfachen Angriffe unter den größten Verlusten restlos zusammen.

In Baltimore trifft das deutsche Handels-Unterseeboot „Deutschland“ ein.

▽ ▽ ▽

Kinder-Erinnerungen an Gustav Freytag.

Von Prof. Gust. Wilib. Freytag (München).

Die freundliche Aufforderung der Schriftleitung der „Woche“, ihr anläßlich des 100. Geburtstages von Gustav Freytag persönliche Erinnerungen an den teuren Verblichenen mitzuteilen, setzt mich eigentlich ein wenig in Verlegenheit. Zwar konnte sich der Sohn bis zu seinem 19. Lebensjahre des fast ständigen Umgangs mit dem Vater erfreuen, so daß es an Material nicht fehlen würde, aber der Mitteilung an den Leserkreis einer Zeitschrift oder Zeitung stellen sich doch verschiedene Erwägungen entgegen. Einesteils sind viele dieser Erinnerungen gewissermaßen zu einem Teil der Persönlichkeit des Überlebenden geworden und gehören zu seinem innigen, ja geheimen Besitz, anderenteils besteht die Gefahr, den Leser durch die wenn auch unvermeidbare Heranziehung der eigenen Person des Schreibers zu verstimmen.

Wenn ich mich dennoch entschlossen habe, auf die erwähnte Anregung und einige ähnliche von anderer Seite kurz einzugehen, so war die Überlegung maßgebend, daß die Öffentlichkeit vielleicht doch ein gewisses Anrecht darauf hat, auch von dem persönlicheren Leben

des Mannes, dem sie soviel Beifall und Verehrung dargebracht hat, zu erfahren; vollends, nachdem jener schon seit 20 Jahren nicht mehr unter uns weilt und heute, ein Jahrhundert nach seiner Geburt, einer Betrachtung sub specie aeternitatis, die alle verfügbaren Dokumente zu beanspruchen hat, nicht länger entgehen kann. Wer freilich weiß, wie sorgsam Freytag selbst sein Privatleben vor den Blicken der Welt zu hüten pflegte, der wird es dem Verfasser nicht verargen, wenn er im wesentlichen nur berücksichtigt, was nicht ganz allgemeiner Bedeutung entbehrt.

Freytag hatte in den 70er Jahren eine Villa in Wiesbaden am „Rondell", einer Erweiterung der Biebricher Allee, erworben, wo sich seine leidende zweite Gattin mit den beiden Söhnchen Gustav und Waldemar (letzterer ungefähr 1¼ Jahr jünger als Gustav) den größten Teil des Jahres aufhielt, während er selbst noch vielfach in Leipzig, in seinem alten Winterwohnsitz, und auf Reisen war. So kam es, daß die kleinen Knaben dem Vater gegenüber wohl ein wenig mehr Scheu an den Tag legten als sonst Kinder ihres Alters, wozu auch der große Altersunterschied beitrug. War doch Freytag bei der Geburt seines ältesten Sohnes bereits 60 Jahre alt*). Gustel war ein zartes und eigensinniges Kerlchen, dem die Mutter vieles nachsah. Eines Tages, als der Vater wieder mal zu Hause war, fehlte dem drei- oder vierjährigen Büblein beim Frühstück, das er im Arbeitzimmer des Vaters einnehmen durfte, der Löffel, um die „Haut" von der Schokolade zu entfernen. Darob großes Gebrüll Gustels, Bestürzung und Gelaufe der weiblichen Umgebung. Der Vater aber bewahrte die Ruhe des überlegenen Weltreisenden und sagte dem Sinne nach etwa: „Aber, Junge, wie kannst du da nur so flennen! Selbst ist der Mann, da macht man sich einen ‚Robinsonlöffel' aus einem Brötchen." Und er brach ein löffelförmiges Stück vom Brote ab und zeigte dem Kleinen, wie damit umzugehen sei. Diesen fing die Sache an zu interessieren, die Tränen versiegten, der fehlende Löffel war vergessen, denn Robinson war über die Schwelle getreten.

Dies ist die erste Erinnerung an den Vater. Sie zeigt ihn in der Haltung des Erziehers und ist charakteristisch für seine ganze gesunde Art, mit Kindern umzugehen. Andere nicht zu bemühen in Dingen, die man nur irgendwie allein tun kann, Selbständigkeit und Bedürfnislosigkeit, das war seine eigene Art, in dieser wirkte er auf seine Umgebung.

Um 1880 herum erwarb Freytag ein ansehnlicheres Besitztum am Hainerweg, der späteren Gustav-Freytag-Straße, und blieb mit Ausnahme des gewöhnlichen Sommeraufenthaltes nun auch selbst meist zu Hause. Die Villa, die der Dichter bis zu seinem Tode im Jahre 1895 bewohnte, hatte ein geräumiges Nebenhaus, dessen erster Stock vermietet wurde. Unten waren Remisen, Stallungen und ein Hühnerhof mit leider sehr legefaulen Hühnern, doch hatten wir kein Fuhrwerk. Ein Garten mit schattigen Roßkastanien, Johannis- und Stachelbeeren, auch einer Reblaube umgab das ungefähr zwölf Zimmer enthaltende Wohnhaus. Das Arbeitzimmer und das Schlafzimmer des Vaters waren im ersten Stock, die umfangreiche, in drei Räumen verteilte Bibliothek im Erdgeschoß. Der wertvollste Teil der Bücherei war die große Sammlung alter Quartdrucke aus der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges, die mit in erster Linie das Material für das bekannte kulturhistorische Werk „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gebildet hatte. Diese Drucke befanden sich alle in offenen Mappen, Pappdeckeln mit verstellbarer Bandverbindung und Lederschildern auf dem Rücken. Sie füllten ungefähr zwei große Bücherregale von je drei Meter Höhe und zwei Meter Breite. Diese Sammlung wurde mit einem Teile der anderen Bücher nach Freytags Tode gemäß seinem Willen verkauft. Leopold Sonnemann, der Besitzer der Frankfurter Zeitung, erwarb sie und schenkte sie der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., wo sie als Gustav-Freytag-Bibliothek zur Aufstellung gelangte. Die übrige Bibliothek Freytags bestand zum großen Teil aus geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Werken, einer schönen Sammlung von Märchen und Volkssagen aller Völker, einer fast vollständigen Reihe griechischer, römischer und mittelhochdeutscher Autoren und aus zahlreichen Werken der neueren deutschen Literatur sowie der Literatur-, Kunst- und Theatergeschichte. Auch die zur Begutachtung eingesandten lyrischen Gedichte und Dramen junger Anfänger nahmen einen gewissen Raum ein. Selbst auf dem Schreibtische des Vaters häuften sich diese Sendungen, die er zuletzt ziemlich gefühllos liegen ließ, da es unmöglich war, sie alle zu beantworten, geschweige denn zu lesen.

Im Januar 1884 starb der kleine Waldemar an Diphtheritis, die Mutter mußte eine auswärtige Heilanstalt aufsuchen, aus der sie nicht mehr zurückkehrte. Es wurde still im Hause; der vereinsamte Greis und der Knabe saßen sich abends gegenüber, und an dem Kleinen zogen die Zauberwelt Aladins und die Hammel des geblendeten Polyphem vorüber. Bald las der Vater im Zusammenhange aus der Voßschen Odyssee vor und drückte dem Sohne die deutschen Heldensagen von Klee in die Hand. Freytag war schon immer Sammler gewesen, in der Jugend waren Mineralien das Objekt, später Schnecken- und Muschelgehäuse. Seine Conchyliensammlung gehörte zuletzt zu den ansehnlichsten Deutschlands. Auch seinen Jungen regte Freytag zum Sammeln an und saß mit ihm oft stundenlang über das Markenalbum gebeugt. Das alles half wohl ein wenig über manche Stunde stillen Leides.

Es war sicher keine Kleinigkeit für den Mann, der in die Siebzig eintrat, fast ständig mit einem unruhigen, in mancher Beziehung schwierigen Knaben zusammenzusein und sich seiner geistigen Ausbildung zu widmen. Das Gemüt des Jungen, dem solches Glück zuteil wurde, empfand schon damals das Außergewöhnliche dieses Einflusses. Freytag übte das Geheimnis der großen Erzieher, die junge Seele fast nie zu enttäuschen. Die alltägliche Antwort so vieler Eltern auf kindliche Fragen: „Das weiß ich nicht" oder „das verstehst du noch nicht", habe ich erst in anderen Häusern gehört. Der Vater fand immer eine Antwort, die bereicherte, wußte sich mit feinem Instinkt auf den Horizont und die psychische Disposition des Kindes einzustellen. Freilich verfügen auch nur wenige über ein so universelles Wissen wie der greise Freytag, dessen Persönlichkeit nicht nur hierin unwillkürlich an die des alten Goethe erinnert. Daß er in allem, was das klassische Altertum und die Geschichte, insbesondere des deutschen Volkes, betraf, außerordentlich beschlagen war, liegt ja nicht so fern. Er beherrschte vorzüglich das Griechische und Lateinische, letzteres auch ziemlich gewandt im mündlichen Gebrauch,

*) Die erste Ehe mit Emilie Scholz, geschiedenen Gräfin Dyhrn, war bekanntlich kinderlos.

verstand Hebräisch, Sanskrit, Gotisch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch, weniger gut allerdings die modernen Sprachen. Auch in den Naturwissenschaften und in der Technik, deren rapide Entwicklung er mit Interesse verfolgte, war er sehr beschlagen, hatte die wichtigsten Reisewerke über alle Länder, besonders über Afrika und die Polarländer gelesen und wußte in der Astronomie nicht nur die wichtigsten Tatsachen, sondern auch die Geschichte ihrer Entdeckung. Er kannte die theologischen und philosophischen Systeme sowie die Persönlichkeiten ihrer Verfasser ebensowohl als die Hauptsätze der Taktik und Strategie, die Grundlagen der Landwirtschaft und des Gartenbaus nicht weniger als diejenigen des römischen Rechtes, und obwohl er im tieferen Sinn eigentlich nicht musikalisch und kunstverständig war, wußte er doch von der Entwicklung Mozarts und etwa der der niederländischen Malerei mehr als mancher Musiker und Maler von Fach. Er wußte, auf welche Weise die Jagd vor 600 Jahren betrieben wurde, und kannte, ohne sich selbst je an Börsenspekulationen zu beteiligen, ganz gut die Hilfsmittel, um sich bei drohendem Ultimo nach Möglichkeit vor Schaden zu decken. Rechnet man noch die ausgedehnte literarische Bildung, wie sie bei einem Dichter einigermaßen natürlich erscheint, so bekommt man eine ungefähre Vorstellung von den enzyklopädischen Kenntnissen Freytags.

Wenn auch vielleicht damit zu rechnen ist, daß auf diesem und jenem Gebiet sein Wissen nicht über das eines gebildeten Dilettanten hinausgegangen sein mag, so ist doch zu erwägen, daß dies großenteils erst im späteren Leben erworben war, da das Schulwissen auf manchen Gebieten vor 80 bis 90 Jahren noch weit beengter war als heute und sehr vieles damals noch gar nicht bekannt war, auch gab es noch in den späteren Mannesjahren Freytags doch weit weniger populäre Schriften als heutzutage, so daß alles viel mühsamer zusammengetragen werden mußte. Bemerkenswert ist auch, daß bei Freytag dasjenige, was er durch Lektüre und Studium kennen gelernt hatte, meist ein sehr präsentes Wissen darstellte, das sich durchaus von dem unterschied, was wir uns etwa durch flüchtiges Lesen eines populär-wissenschaftlichen Werkes häufig genug nur m e i n e n angeeignet zu haben. Aber auch abgesehen davon waren die Gebiete, auf denen Freytag sich als Fachmann betrachten konnte, noch gerade groß genug.

Das Entscheidende war freilich, daß alle diese Dinge durch die Persönlichkeit eines welterfahrenen und wahrhaft weisen Mannes zu einer Einheit wurden. Die großen Zusammenhänge, die der Greis zwischen den Dingen und den Strebungen der Menschen gewahrte, spiegelten sich in seinen Antworten auch auf die primitivste kindliche Wißbegierde. So versuchte er, dem Heranwachsenden frühzeitig den Blick von den einzelnen Erscheinungen auf die großen, hinter diesen in Natur und Individuum wirkenden Kräfte zu richten. Die Größe Freytags zeigte sich im besonderen z. B. auch dann, wenn er etwaige Streitfälle unter Kindern zu schlichten hatte. Nicht selten vergaß man über dem Urteil den Grund, warum man überhaupt den Spruch verlangt hatte. Denn fast immer verstand die Entscheidung eine Verbindung der beiden Meinungen zu vermitteln, so daß jeder Teil ein wenig opfern mußte und doch wieder recht behielt. Keinem wurde die Würde der eigenen Überzeugung gekränkt, und zugleich wurde jedem das Samenkorn des Verständnisses und der Achtung für die Denkweise des Gegners eingepflanzt. Es gab keinen Sieger oder Besiegten, sondern jeder Teil war beides zugleich.

So war ein warmes, großes Menschentum die Atmosphäre, die das Haus beherrschte. Unerbittlich aber war der Vater, wo er der Nachlässigkeit, Unaufrichtigkeit oder gar Lüge begegnete. Dann brach sein Zorn über die verletzte Menschenwürde mit großer Kraft hervor, und der Sünder bedurfte keiner Strafe, um sich hinreichend erbärmlich vorzukommen.

Nach der dritten Heirat des Vaters im Jahre 1891 wurde es naturgemäß etwas lebhafter im Hause, auch der Verkehr mit dem Sohne mußte dadurch in mancher Richtung beeinflußt werden. Immer aber blieb Freytag der liebevolle und großdenkende Freund des Jungen.

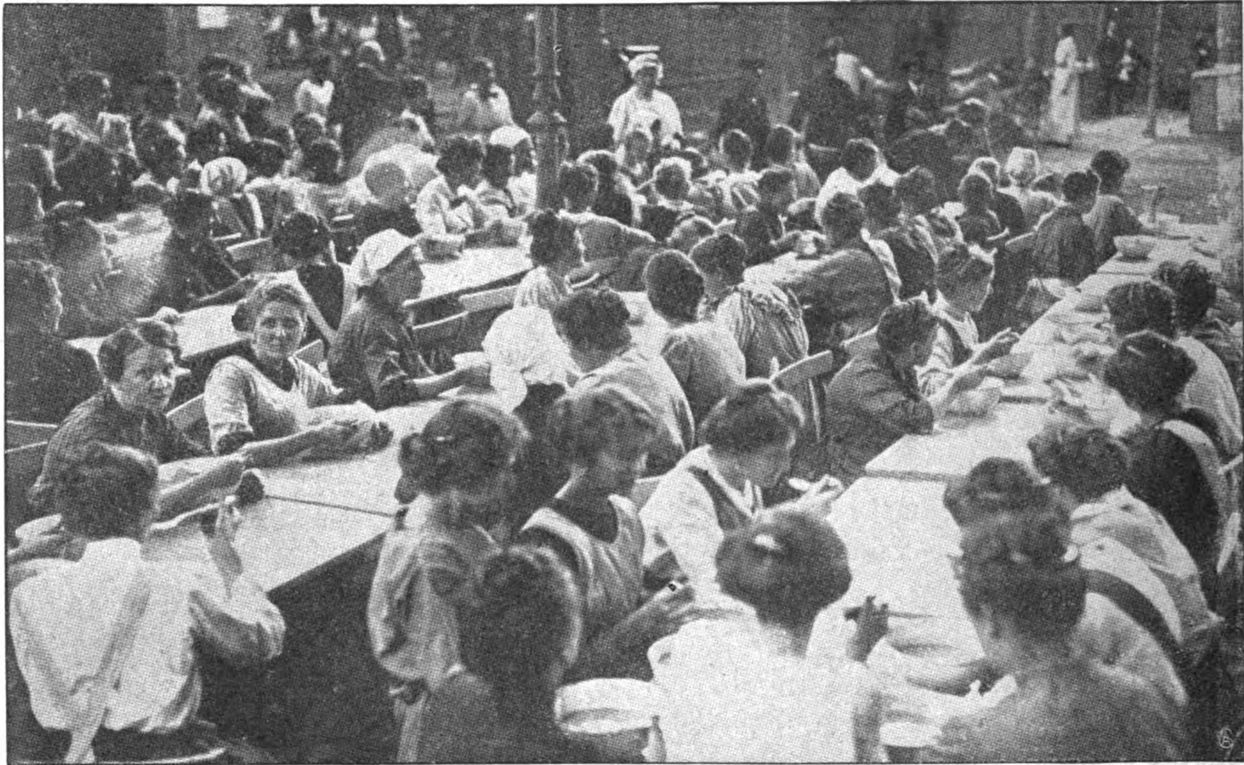
Möge dieser kurze Blick in die Häuslichkeit und in das tägliche Leben des Dichters an dieser Stelle hinreichen, einigermaßen verständlich zu machen, wie groß der Schatz von Anhänglichkeit und Verehrung ist, den Freytag auch seinen Nächsten hinterlassen hat, und wie er als fast absolute Größe auch dem Gereiften noch vor Augen steht, dem früh sein Licht den Pfad beleuchtete.

Sommerzeit und Sommerreisen.

Von Prof. Dr. K. D o v e, Freiburg i. Br.

Als am 1. Mai die sogenannte Sommerzeit eingeführt wurde, hat man sie in mannigfachen Ausführungen behandelt. Diese besprachen in erster Linie die erhofften sozialen Folgen und, an diese anschließend, mehr oder weniger ausführlich die Ergebnisse der veränderten Belichtung. Eine dritte, sehr wichtige Seite der Sache fand dagegen in den mehr oder weniger ausführlichen Aufsätzen, die sich mit der Sache beschäftigten, meist nur so nebenher Erwähnung, sie wurde offenbar viel weniger beachtet, als sie bei ihrer unmittelbaren Wirkung auf den Körper verdient hätte. Ich meine die klimatischen Folgen der Verordnung. Der Grund dafür ist einmal die ungewöhnliche Kühle der im Mai und Juni dieses Jahres herrschenden Temperaturen und der Zufall, daß die Reisezeit so viel später beginnt, als die neuen Maßnahmen zur anfänglichen Geltung gelangten. Zur Einführung des Lesers mag erwähnt werden, daß auch meine Ausführungen zu dieser Sache von dem Gedanken und der Hoffnung ausgehen, daß uns ein einigermaßen normaler Sommer für die Unbilden entschädigen werde, die wir während der Zeit des ausgehenden Frühlings erlitten haben. Und so ist es denn vor allem die auch in Kriegzeiten ungeheure Schar, die, der Erholung oder zum mindesten der Ruhe bedürftig, für einige Tage bis Wochen den Aufenthalt wechselt, um jener beiden so unentbehrlichen Dinge teilhaftig zu werden.

Als fühlbarste Veränderung klimatischer Erscheinungen hat die Zeitänderung zunächst eine deutliche Verschiebung der wärmeren Stunden nach vorwärts, d. h. von der morgendlichen nach der späteren Tageszeit hin zur



Phot. Spelling.

Blick auf einen Teil der Speisenden.



Ausgabe der Marken.

Eröffnung der ersten Küche für Massenspeisung in der Markthalle Treskowstr. in Berlin.

Folge gehabt. Daraus ergeben sich für unsere Sommerreisenden schon einige wesentliche Lehren für die Reise selbst. Prüft man an heißen bzw. sonnigen Tagen in einwandfreier Weise die in unseren Bahnabteilen herrschende Temperatur, so ergibt sich, daß bei genügendem Abschluß der Sonnenstrahlen und bei Luftzutritt auf der dem Winde entgegengesetzten Seite kurz nach 10 Uhr vormittags mitteleuropäischer Zeit die in unserem Abteil herrschende Wärme sich bereits bemerklich zu machen beginnt. Ich habe bei Hunderten solcher Messungen im Laufe vieler Jahre, natürlich an einwandfreien Thermometern, dann schon zumeist Wärmegrade von 22 bis 23 Grad Celsius feststellen können. Diese liegen aber im geschlossenen Raume für den nicht unmittelbar am offenen Fenster Sitzenden fast immer schon an der oberen Grenze des Angenehmen. Bei der schnellen Durchhitzung der Wagen steigt, insbesondere in durchsonnter Luft, die Wärme im Innern des Abteils in den nächstfolgenden Stunden besonders stark. Bekanntermaßen entweicht die von den Wagen aufgenommene Wärme erst in den späten Nachmittagstunden. Jeder wird daher unterwegs in heißer Zeit den Vormittagzügen den Vorzug geben, denn sie sind gegen früher vorteilhafter geworden, und die auf diese Weise gewonnene kühlere Stunde vermag uns, bei der Schnelligkeit vieler Züge, unserem Ziele schon um ein ganz beträchtliches Stück näherzubringen. Umgekehrt sollte man die für Ausflüge und kürzere Fahrten meist so



Phot. Spelling.

Speisenabholung vom „Großen Kessel".



Phot Spelling.

Der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Wermuth, bei Besichtigung des Betriebes.

Erste Massenspeisung in Berlin.

vorteilhaften Züge am Spätnachmittag bei solcher Witterung vermeiden bzw. durch frühe Abendzüge ersetzen, große Strecken dagegen, bei einiger Hitzeempfindlichkeit, lieber auf die erste Tageshälfte verlegen.

Nun entfällt aber bei den meisten Fahrgästen unserer Bahnen, wenigstens im Hochsommer, die kürzeste Zeit auf den Aufenthalt im Bahnabteil, die weitaus längste dagegen auf den Aufenthalt in den Orten der geistigen und körperlichen Ausspannung und Erholung. Auch in diesen, die ja zumeist mit unseren Sommerfrischen identisch sind, hat die neue Zeitordnung mancherlei umgestaltet. Zum richtigen Verständnis der nachfolgenden Zeilen muß aber zunächst noch einem weit verbreiteten Irrtum entgegengetreten werden, der geeignet ist, manchen lediglich Erfrischung Suchenden in bedenklicher Weise zu schädigen. Mußte man schon bei der einfachen mitteleuropäischen Zeit mit einer starken Verspätung des Eintritts der größten Tageswärme rechnen, so gilt das nunmehr in erhöhtem Maßstab. Normalerweise tritt bei uns die kühlste Temperatur im Juli, nach mitteleuropäischer Zeit etwa gegen ½5, im August gegen 5 Uhr morgens ein, die höchste aber erst zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags. Zwischen 3 und 5 folgen einige meist noch recht lästige Stunden, in denen die Temperatur noch sehr langsam sinkt, und in der besonders der Abschluß größerer Märsche hitzeempfindliche Personen im höchsten Grade belästigen kann. Durch die Vordrehung unserer Zeitmessung in der Sommerzeit gerät nun die Tätigkeit des Erholungsbedürftigen in den genannten Sommermonaten in anderer Weise als bisher unter die Herrschaft der Wärme. Namentlich für größere Märsche empfiehlt sich jetzt als feste Regel: Abmarsch zu früher Tagesstunde und Vollendung eines möglichst großen Teiles der für den Tag angesetzten Wanderung, dann aber in den Spätnachmittag hinein verlängerte Pause in der anstrengenden Tätigkeit. Vergegenwärtigen wir uns einmal den jetzigen Gang der Temperatur an einem Orte Mitteldeutschlands, der von Millionen als schöngelegener Ort für Wanderungen zur Sommerzeit geschätzt und geliebt wird, nämlich an unserem Potsdam. Hier, in der schönen Havelstadt, erreicht das Thermometer nach der neuen Sommerzeit erst um 5 Uhr mit 13,5 Grad seinen tiefsten Stand im Juli, noch um 12 Uhr hebt es sich nicht höher als auf 20,3 Grad. Aber es steigt weiter; zwar hat es erst um 3 Uhr mit 21,7 Grad sein Maximum erreicht. Und mehr als zwei Stunden vergehen von jetzt an, ehe eine Erniedrigung der Lufttemperatur auch nur um einen einzigen Grad vor sich gegangen ist. Läßt uns schon der Gang der Mittelwerte diese neuerdings verstärkte Wirkung der Nachmittagswärme erkennen, so müssen wir gewärtig sein, an sonnigen Tagen diese in noch weit höherem Grade zu empfinden.

Am fühlbarsten wird die Wärmeverlängerung innerhalb der Nachmittagstunden aber für den Teil der Reisenden, der nicht nur in kühler Wald- und Bergluft verweilt, sondern den sein Weg zugleich mit vielen tausend anderen in die großen Städte innerhalb der Hauptreisegebiete führt. Denn die Großstadt zeichnet sich in Tagen und Wochen des Sonnenscheins schon an sich durch eine Erhöhung der Sommerwärme über das in der Umgebung beobachtete Maß aus. Dazu kommt, daß die in den Stockwerken der Gasthöfe, besonders den höhergelegenen, oder in den nach Westen auslüftenden Zimmerreihen tagsüber aufgespeicherte Wärme abends ohnedies sehr langsam abnimmt; der Zeitpunkt kräftiger Abkühlung beginnt in geschlossenen Räumen nicht schon mit dem Niedrigerwerden der Außentemperatur, sondern in der Regel erst eine Reihe von Stunden später. So sinkt z. B. in dem als Sommeraufenthalt auf einige Tage von unzähligen benutzten München die Nachmittagstemperatur erst volle drei Stunden nach dem Eintritt der höchsten Tageswärme um einen einzigen Grad unter diese herab. Da nun in unseren ohnedies bisweilen reichlich durchwärmten Städten die umgestellte Uhr uns eine spätere Stunde vortäuscht, ohne uns gleichzeitig deren normale Wärme bringen zu können, so wird man mit den Sommergästen, die, etwa in der eben erwähnten bayrischen Hauptstadt, anstatt um 11 Uhr erst um Mitternacht zum Heimwege aufbrechen, ein wohlbegründetes Nachsehen haben dürfen. Für alle Reisenden aber gilt an heißen Tagen mehr als sonst das Mahnwort: Vermeidet die Westzimmer und erledigt anstrengende Unternehmungen möglichst am Vormittag. Das erste ist bei einigem Entgegenkommen der Leitungen unserer Gasthöfe sicher zu erreichen, das zweite liegt in jedermanns Hand. Gerade weil die neue Ordnung der Zeit in ziemlich hohem Grade auch in den Wärmegang unserer Sommertage eingreift, beherzige man diese kurzen Ratschläge. Es gibt nichts, was einem den Genuß und die erwünschten Folgen einer Erholungsreise mehr beeinträchtigen kann als klimatische Belästigungen, denen man bei einiger Vorsorge hätte entgehen können.

Höllenfahrt.

Von Else von Boetticher.

Die Morgensonne strahlt, unbekümmert um den Ernst der Weltlage, und die Wipfel der Tannen rauschen. Balsamisch reine Luft umgibt mich, und kräftig schreite ich aus auf schmalem Fußpfade, zwischen wucherndem Himbeergebüsch und nickenden Waldblumen.

Unter mir plätschert die Selbitz, tief eingebettet im engen Höllental — ein schnell dahineilender Bach voll raunender Lebensfülle. Wende ich den Kopf stromaufwärts, so klingt sein Getöse mit dumpfem Dröhnen an mein Ohr, gleich verhallendem Glockenklingen. Neige ich mich jedoch stromabwärts, so glaube ich ein lustiges Geplauder zu vernehmen.

Eilig laufen die kleinen Wellen über das Gestein und schlagen mit hellem Silberton an die schweren Felsblöcke, die aus dem Bach aufragen. In großen schalenförmigen Vertiefungen auf den Felsblöcken strahlt das Wasser ruhig und blau in der Farbe des Himmels. Wo aber der Bach stille, dunkle Buchten bildet, die von großen, grün überwachsenen Steinen umgeben sind, da leuchtet es grünlich golden, als berge es wundersam lockende Geheimnisse.

Hoch und steil sind die Uferhänge, mit Farnkraut, Nesseln und dichtem Gebüsch bewachsen. Rötlich schimmernde Gräser schaukeln sich im Winde, Ebereschen und Vogelbeeren leuchten an schwanken Baumkronen, die sich tief über den Abhang neigen. Barfüßige Kinder

huschen zwischen den Büschen umher und sammeln Beeren und Blumen in Schalen aus gelblicher Birkenrinde.

Der Teufelssteg leitet hinüber zum Teufelsfelsen. Er führt dicht über dem brausenden Wasser dahin. Stundenlang könnte ich hier stehen und dem Spiel der Forellen zuschauen, die sich unten haschen — schillernd in rötlichem und silbernem Glanz.

Die Forellen sind der Stolz des Höllentals, und ungezählte Wanderer haben schon in dem kleinen Dorf Hölle gerastet und sie mit wahrhaft teuflischem Behagen verschlungen. In der Ferienzeit strömen sie von allen Seiten herbei, mit Rucksäcken und Wanderstäben und weithin hallenden Liedern — die Hüte mit dem Grün des Waldes geschmückt.

Eine Stätte harmloser Lebensfreude ist der Ort Hölle, ist das Höllental mit all seinen Teufelserinnerungen.

Wie kommen sie nur zu solch schreckhaftem Namen?

Und warum ist unser ganzes deutsches Vaterland von Höllentälern durchzogen?

Warum fehlt in keinem Gebirge der Teufelssteg, die Teufelskanzel oder der Teufelssee?

Warum tragen gerade die schönsten Gegenden solch grausige Namen?

Ueberall da, wo schroffe Felsen sich wild aufeinandertürmen, wo tiefe Schluchten unvermittelt die Ebene durchschneiden, und wo Gießbäche mit wildem Getöse zu Tal stürzen, ist das Volk geneigt, dieses gewaltsame, ihm unerklärliche Spiel der Naturmächte dem Einfluß des Gottseibeiuns zuzuschreiben, der ja von jeher als der Urheber aller Unordnung und Gesetzwidrigkeit im Weltall galt. Je unbegreiflicher und großartiger die Erscheinungen sind, um so eher ist man gewillt, den Teufel dafür verantwortlich zu machen. Je tiefer die Täler und Schluchten in das Erdinnere hinabführen, um so näher glaubt man sich dem Fegefeuer, um so lieber verleiht man ihnen den Namen der Hölle.

Nicht alle diese Täler sind so idyllisch wie das Selbitztal, das nur dadurch dämonisch verblüffend wirkt, daß es unvermittelt einen tiefen Einschnitt in die flache Hochebene des östlichen Franken bildet.

Wer je die düstere Felsenschlucht des Hammersbaches bei Partenkirchen in Oberbayern betrat und dort in der Höllentalklamm das tosende Gebrüll der Wasser vernahm, die sich mit dämonischer Urgewalt unwiderstehlich ihren Weg durch die steilen Felswände bahnen — wer an dem feuchtschimmernden Gestein emporblickte, das sich schier erdrückend gegeneinander neigt, und wer sich von dem in Myriaden Wasserfunken herabsprühenden Gischt umbrausen ließ, der denkt mit einem gewissen ehrfürchtigen Schauder an die Wunder, die ihm hier offenbar wurden. Er sieht den Kampf der Naturkräfte in schroffster Form vor sich: die felsensprengende Macht des Wassers und den trotzigen Widerstand des zähen Gesteins und steigt gleichsam hinab bis zum ersten Schöpfungstage, wo sich auch in titanischem Ringen Wasser und Gestein voneinander trennten, um dann neugestaltend die Erde aus dem Chaos emporsteigen zu lassen.

Tobt nicht nach dem Glauben des Volks in der Hölle jener Kampf der Elemente noch fort? Und glaubt es sich nicht unwillkürlich an jenen Ort des Schreckens versetzt, wenn es die drangvolle Enge der Höllentalklamm betritt?

Auch im Schwarzwald, wo die Dreisam einen tiefen Spalt in die Berge schneidet, finden wir ein Höllental. Vom hohen Bergrücken des Höllenpasses schaut man weit über die waldigen Höhen, und mit der Höllentalbahn klimmt man hoch empor an steilen Schluchten und Abgründen. Auch hier scheinen die Felsgebilde durch Zaubergewalt auf einander gestürmt zu sein. Spukhaft muten sie an in ihrer wilden Schroffheit, die jeglichen organischen Aufbaus entbehrt. Aber gerade in dieser Regellosigkeit liegt der Reiz des Dämonischen, liegt die unbeschreibliche Schönheit jenes Tales, das den Höhepunkt der Schwarzwaldlandschaft bildet.

Wir ziehen weiter durch die Lande. Im tiefen Kessel der Schwarza zwischen Raxalp und Schneeberg, bei Wien, finden wir gleichfalls ein wildromantisches Höllental. Den Spuren des Teufels begegnen wir sogar im friedlichen Thüringen, an der Schwarza bei Blankenburg. Ein Felssturz, der dort in ziemlich regelmäßigen Abständen einen Abhang mit Felsstücken überstreut hat, wird die Teufelstreppe genannt.

Mit Riesenschritten eilte der Böse der Sage nach über die Gebirge. Er errichtete sich dort feste Wohnstätten und Behausungen, wie in der Teufelsgrube bei Altorf, einer düsteren, unheimlichen Höhle. Mit großen Steinen wehrte er diejenigen ab, die ihn verfolgten oder angriffen. Noch geben die bizarren Granitgebilde der Teufelssteine im Riesengebirge davon Kunde. In der Wolfsschlucht der Sächsischen Schweiz schuf er groteske Felsgestalten, die den Wanderer in Schrecken und Grauen versetzten.

Und wo er selbst nicht in die Erscheinung trat, da sandte er wenigstens das tolle Volk der Hexen aus, damit es wie auf dem Hexentanzplatz im Harz die stille Einsamkeit der Berge mit seinem ausgelassenen Treiben belebe.

So bevölkerte der Wunderglauben allenthalben die zauberhaft rätselvolle Bergwelt mit übersinnlichen Gestalten. Gelang es dem Menschen aber, in stolzem Wagen die Widerstände der starren Gebirgsnatur zu überwinden, so wußte er seinem triumphierenden Stolz keinen besseren Ausdruck zu geben, als indem er das Werk seiner Hände Teufelswerk nannte. Wo in kühnem Bogen die Gotthardbahn tiefe Schluchten überwölbt, wo im Kanton Schwyz zwischen Einsiedeln und dem Etzel die Sihl überschritten wird, da schuf er „Teufelsbrücken". Und das Volk schreibt noch heute die Errungenschaften der modernen Technik vielfach dem Teufel zu und schaut sie an mit einem Gemisch von Furcht und Bewunderung.

Uralte mythologische Erinnerungen verbinden sich mit den Waldtälern, deren Unzugänglichkeit späteren und kleineren Zeiten nicht mehr großartig, sondern nur noch furchteinflößend erschien. Der Aberglaube ersetzte die große Auffassung des Götterglaubens. Der Teufel und die Hexen traten an die Stelle Wodans und des wilden Heeres.

Man vergegenwärtige sich, daß das Gebirge vor hundertundfünfzig Jahren für den Bewohner der Stadt und der Ebene noch als eine vollkommen verschlossene Welt galt. Im Gebirge nicht nur das furchtbar zu sehen, sondern auch seine Schönheit zu entdecken, dazu bedurfte es der geistigen Arbeit und persönlichen Versenkungskraft der ersten Geister der Kulturgeschichte. Byron und Goethe verdanken wir seine künstlerische Ausbeutung.

Heute kennen und lieben wir alle das sagenumwobene deutsche Gebirge. Seine höllischen und teuflischen Benennungen, die der Furcht und dem

Staunen ihren Ursprung verdanken, sind uns Führer zu den überraschendsten und malerischsten Naturgebilden geworden.

Eine Höllenfahrt bedeutet für uns eine Pilgerschaft zu den Schönheiten der Heimat. Und wir wissen genau: Wo der Teufel herumspukt, erhält man die besten Forellen.

◇ ◇ ◇

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Am Schluß der ersten Woche der großen englischen Offensive an der Westfront können sich unsere Gegner nicht rühmen, etwas erreicht zu haben. Den ungeheuren Vorbereitungen, mit welchen dieses umfassende Angriffsunternehmen ins Werk gesetzt ist, entspricht das Ergebnis nicht, das für die Feinde als Erfolg oder auch nur als Vorläufer späterer Erfolge bezeichnet werden könnte. Der militärische Zweck des allgemeinen großen Angriffs auf drei Fronten gegen uns ist, wenn er mehr als eine Demonstration sein soll, naturgemäß darauf gerichtet, uns zu Anstrengungen zu zwingen, die über unsere Kräfte gehen. Wir haben ja einige Erfahrungen mit großen feindlichen Offensiven und haben im Verlauf dieses Krieges mehrfach erlebt, daß Durchbruchschlachten über die Kräfte der Gegner gingen. Es zeigt sich schon in der ersten Woche, daß die mit so großem Nachdruck angekündigte Höchstleistung der feindlichen Mächte auf eine den gesteigerten Anstrengungen durchaus angemessene Abwehr gestoßen ist.

Die Leistungen unserer Truppen übertreffen das Äußerste, worauf unsere Feinde an deutscher Standhaftigkeit und Tapferkeit gefaßt waren. Bezeichnend ist die ruhige Sachlichkeit, mit welcher der Bericht des Großen Hauptquartiers feststellt, daß die Offensive zum Stehen gekommen ist, sich in erbitterten Einzelkämpfen zersplittert und keinen Erfolg verzeichnen kann.

Ein Vergleich der gesamten, in der ersten Woche zum Ausdruck gekommenen feindlichen Anstrengungen mit dem Erfolge der englischen Waffen ergibt, daß nirgend eine ernsthafte Änderung unserer Verteidigungslinien stattgefunden hat.

Das Hauptkampfgebiet erstreckt sich, wie bereits erwähnt, auf eine Front von rund 40 Kilometer beiderseits der Somme und der Ancre. Die Schwankungen der Frontlinie unter dem ungeheuren Anprall haben für die Engländer kaum mehr als vollkommen bedeutungslose Abweichungen von der alten Linie bewirkt. Die französische Stroßkraft erwies sich als heftiger. Aber auch ihr Eindruck auf unsere elastische Verteidigungsmauer ist schwach. Die frühere Joffresche Offensive brachte doch noch den Franzosen anfangs einigen Raumgewinn, der der Erwähnung wert war. Dessen können sie sich diesmal nicht rühmen.

Wir sind darauf eingerichtet, auch noch härtere Prüfungen unserer Abwehrkraft und der Kraft unserer Gegenstöße entgegenzusehen.

Vor Verdun war die Höhe 304 auf dem linken Maasufer der Schauplatz heftiger französischer Angriffe. Sie brachten erneut schwere Verluste, ohne das Geringste zu erreichen. Ebenso erging es den Franzosen auf dem rechten Maasufer. Dort erzielten wir einen Zuwachs durch die Einnahme einer wichtigen Stellung bei Damloup.

Ein zusammenfassender Bericht über die Luftkämpfe im Verlauf des vorigen Monats gibt an, daß die deutschen Verluste insgesamt 7 Flugzeuge betrugen, die französischen und englischen 37, von denen 22 in deutschem Besitz sind.

Es wird sich im späteren Rückblick auf die Ereignisse dieses Zeitabschnittes zeigen, welche Überraschungen an Widerstandskraft und ungeschwächter Schlagbereitschaft unsere braven Truppen sowohl den Engländern wie den Franzosen bereiteten. Derjenige Teil unserer Streitkräfte, den unsere Heeresverwaltung als hinreichend erachtete, um dem Anprall im Westen standzuhalten, steht dem Höchstaufgebote gegenüber, zu dem Frankreich und die vielgerühmten unberührten Millionen englischer Truppen fähig sind. Nicht zu vergessen sind die Hilfstruppen, die aus Asien, Afrika, Australien und Amerika herbeigezogen und dort eingesetzt sind.

Es ist durchaus wörtlich zu nehmen, wenn unsere Berichte von verhältnismäßig sehr geringen deutschen Verlusten sprechen. Nicht minder aber ist es ernst zu nehmen, daß von unerhörten Blutopfern der feindlichen Armeen berichtet wird. Die Ernte der deutschen Maschinengewehre muß in der Tat furchtbar sein.

Zu den bisherigen Berichten über die allgemeine russische Offensive ist folgendes neu hinzuzufügen. Die Hindenburg-Armee meldete, daß sehr starke Angriffe der Russen am Naroczsee gescheitert sind. Ferner hat der Heeresabschnitt des Prinzen Leopold heftige Anstürme, besonders bei Baranowitschi, zurückgewiesen. An der österreichischen Front haben die österreichisch-ungarischen Truppen gegen die russische Übermacht ihre Verteidigungslinie bei Czartorysk zurückgenommen. Das Zentrum der Linsingenschen Armee ist trotz sehr heftiger russischer Angriffe in seiner Vorwärtsbewegung nicht zum Stehen gebracht worden. Eine bedeutsame Erscheinung für die Kampfesweise der Russen ist der schonungslose Einsatz großer Kavalleriemassen, die weiter keinen Erfolg hatten als unerhörte Verluste. Das Abschlachten russischen Menschenmaterials nimmt eher zu als ab. Die Heeresgruppe Bothmer hat unter den Schwankungen, welche die übermächtigen Angriffe der Russen mit sich brachten, in dem einen Teil ihrer Front Gelände gewonnen und im anderen eingebüßt. Alles in allem steht die Sache für die Russen ungünstig.

Von der türkischen Front kommen Meldungen, aus denen hervorgeht, daß das russische Bestreben, von der persischen Seite her den Türken Abbruch zu tun, als Mißgriff zu bezeichnen ist. Die für Rußland erwünschten und erhofften Aussichten auf Mesopotamien verschwinden hinter dem Horizont.

Unsere Marine hat seit der englischen Niederlage am Skagerrak die Herrschaft auf dem Meere behauptet.

Es sind folgende Tatsachen festzustellen: Am 28. Juni brachten deutsche Hochseestreitkräfte die „Brussels" auf, als sie die Themse auf dem Wege nach Rotterdam verließ. Am 5. Juli wurde abermals von deutschen Hochseestreitkräften, hart an der englischen Küste, die „Lestis" aufgebracht. Am 8. Juli wurde an der norwegischen Küste die „Pendennis" aufgebracht und in Borkum abgeliefert. Dazu kommen acht weitere englische Schiffe, die zwischen dem 4. und 6. Juli an der englischen Küste von uns versenkt worden sind. Drei von diesen acht Fischerbooten mußten unter Geschützfeuer genommen werden, weil sie trotz Warnungschuß zu entkommen suchten.

Dieser Zusammenstellung einfacher Tatsachen ist nichts hinzuzufügen. Die Ohnmacht der englischen Flotte kann nicht deutlicher gekennzeichnet werden. X.

Nummer 29.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1015.



Phot. L. Tegtmeyer

Vizeadmiral Hipper,
Befehlshaber der Aufklärungschiffe in der Seeschlacht vor dem Skagerrak,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.
Neuste photographische Aufnahme.



Durch unsere 42-cm-Mörser vollständig in Trümmer geschossenes Verteidigungswerk der Feste Thiaumont.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Unsere Soldaten im Quartier in einer französischen Scheune beim Dorf Fleury.

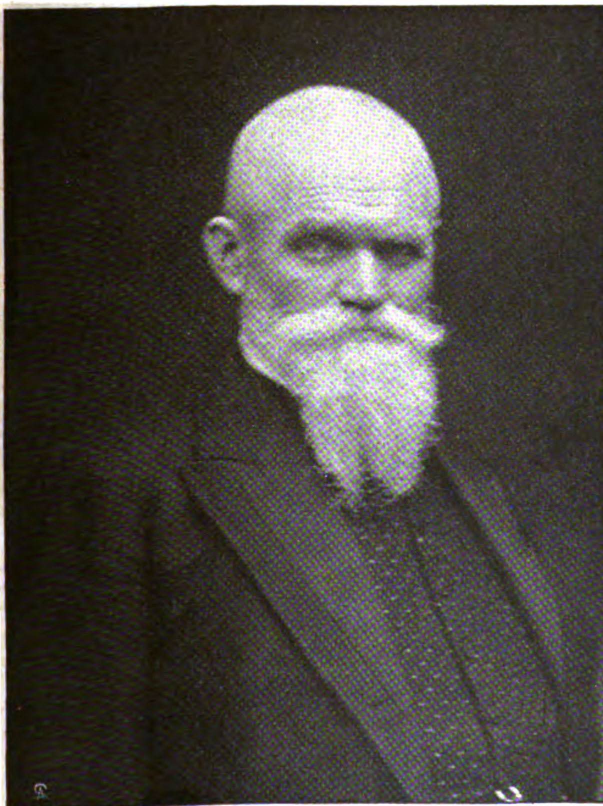
Von den Kämpfen um Verdun.


Phot. Th. Voigt.

Generalarzt Dr. F. W. von Ilberg †
Erster Leibarzt des Kaisers.


Hofphot. Civolina.

Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe †
Schwager unseres Kaisers.


Phot. Blau

Graf B. von der Schulenburg-Grünthal,
Präsident der Landwirtschaftskammer Brandenburg,
wurde in den Vorstand des Kriegsernährungsamtes berufen.


Phot. Albert Meyer (Inh. A. Schulz).

General der Artillerie Kuhn,
Stellvertretender Generalinspekteur der Fußartillerie,
feierte sein 50jähriges Militärjubiläum.



Phot. Dous.

Prinzessin Marie-Antoinette zu Schwarzburg,

Tochter des Thronfolgers Prinzen Sizzo zu Schwarzburg und seiner Gemahlin Prinzessin Alexandra, geb. Prinzessin von Anhalt,

wirkte in Lazarettkonzerten in Dresden und Umgegend mit.



Phot. D'Ora.

Dr. Barany, Wien,
Träger des medizinischen Nobelpreises 1915,
der kürzlich aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrte.


Fregattenkapitän Darmer.


Oberst Meyer.


Hauptmann Windmüller.


Phot. Knipscher jr.
Hauptmann Bredemann.


Phot. W. Kunst.
Hauptmann Nichterlein.


Hauptmann Marguerre.


Oberleutnant A. Frantz.


Oberleutnant Weidlich.


Leutnant Anslinger.


Leutnant Doehle.


Offizierstellvertreter Karl Ganter.


Leutnant Rudolf Krischer.


Offizierstellvertreter Langner.


Offizierstellvertreter Goullnick.


Gefreiter Castor.


Oberjäger Jakob Hifting.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Hofphot. Schiffer.

1. Joseph v. Lauff. 2. und 3. Das junge Paar: Grete Kotzenberg, geb. Lauff, und Hauptmann Walter Kotzenberg. 4. Frau v Lauff. 5. Oberbürgermeister Gläßing (Wiesbaden).

Kriegstrauung im Hause Joseph von Lauff in Wiesbaden.



Fischfang in Flandern.



B. J. G.

Gemütliches Plauderstündchen mit den Quartierwirten in einer altflandrischen Bauernstube.

Bilder aus Flandern.

Hinein und Hinaus.

IV. Von Hans Ebhardt.

Vor der Weiterfahrt von jener Stadt, die ich so sorgsam in Dunkel hüllte, als sei ich eine englische Behörde, genoß ich noch die herrliche Umgebung auf zahlreichen Spaziergängen in Gesellschaft eines nahestehenden jungen „Eingeborenen" und erbaute mich an dem Gegensatz dieser wohlgepflegten und wohlbekleideten deutschen Landschaft zu der sogenannten „heroischen" Armut und Nacktheit des Südens, die uns beim ersten Anblick so hinreißt, verklärt durch vergängliche Beleuchtungskniffe und dergleichen, über die wir in Deutschland allerdings nicht so reich verfügen. Eines Tages kamen wir so zu einem herrlichen Schloß, das eine wechselvolle Geschichte hinter sich hat. Dies Schloß steht in einem ausgedehnten Park, der bis zum Bergkamm hinaufzieht, auf dessen höchstem Punkte vor langer, langer Zeit leerer Fürstendünkel aus schnödem Blutsold eine abenteuerliche Pyramide erbaut und mit dem Sinnbild einer eingebildeten Stärke gekrönt hat. Immer noch schaut es weit über die Lande, aber heute mit besserer Berechtigung, denn es braucht die Augen nicht mehr vor allzu nahen Grenzpfählen niederzuschlagen, und hin und wieder kehrt auch ein wirklich mächtiger Herr im Schloß zu seinen Füßen ein.

Hier fanden wir einen künstlichen kleinen Wasserspiegel, ein Staubecken, einen Teich, einen Weiher oder See — der deutschen Sprache gebricht es nicht an treffenden wie an schmeichlerischen Bezeichnungen für derartige Anlagen. Um der zeitgemäßen Entwicklung der Heimatkunde meines jungen Begleiters auf den Zahn zu fühlen, fragte ich nach dem Namen des Gewässers. — „Das ist der Lac!" erwiderte jener stolz. Ich dagegen: „Was? Was? Was ist das?!" — „Der Lac!" kam es lakonisch zurück („See" ist so viel länger!). — „So, Du Lackl!" flötete ich im süßesten Ton. „Heißt das immer noch der ‚Lack'? Wohl um in diesen großen Tagen das Andenken an Deutschlands Lakaienzeit nicht untergehen zu lassen?" — Er duckte den Kopf und wußte es nicht besser, und ich ließ von ihm ab, denn schließlich war er schuldlos. Innerlich aber wütete ich ein weniges über den festsitzenden Lack feinster altfranzösischer Marke.

Im Weiterschreiten überholten wir einen Feldgrauen, der mühsam am Stock ging. Um den ärgerlichen Eindruck zu vergessen, redete ich ihn an: „Na, woher kommen Sie denn, guter Freund?" — „Aus Frankreich retuhr", erwiderte er stramm und mit hörbarem Dehn-„H" — und ich mußte mich wirklich ein wenig überwinden, mit Rücksicht auf sein Ehrenkleid, das Gespräch fortzusetzen. Jenem aber war die Zunge gelöst, und er erzählte mir wortreich, daß er „orntlich mitten mang gewesen sei", und wo er sich seine Wunde verdient habe, und daß er, sobald er nur wieder „orntlich" laufen könne, durchaus zum zweitenmal hinaus wolle. Verzeihung! Ich falle unwillkürlich ins Deutsche! „Partuh wieder retuhr" wollte der Tapfere an die deutsche Front. Da mußte ich lachen und sagte Abschied nehmend: „Dann hauen Sie man wieder orntlich mit mang, und kommen Sie gesund retuhr, wenn's Friede wird!" —

Von Stund an war mein Ohr geschärft, und mir, der ich jahrzehntelang in fremden Ländern deren fremde Sprachen rein und unvermischt zu hören gewohnt war, kam in der Folge immer mehr zum Bewußtsein, wie fest allerlei nichtsnutziger Franzosenschnack, nicht nur — in der Nähe von Fürstenschlössern, sondern auch gerade bei unserem kleinen Mann noch sitzt. Ja, wie es sich in Norddeutschland vielerwärts mit seinem „Platt" innig vermählt hat! Der pommersche „Hunnertdusend Doler"-Bauer aus Fritz Reuters „Stromtid" mit seinem „To-ast" auf den berühmten General Knusemong lebt immer noch und bringt unbewußt seine fremden Brocken an den Mann; — von den allzu vielen aus „gebildeteren Kreisen", die es bewußt und absichtlich tun, hier nicht zu reden. Vom urwüchsigen Oberbayern las ich inzwischen ein gleiches.

Aber das Lieblingswort unseres Mannes aus dem Volk, woher er auch stamme, ist „retuhr"! Wenn es nun noch ein Trost wäre, daß der Deutsche kein „Zurück" kennt! Dafür bewegt er sich „retuhr" in beiderlei Richtung, ähnlich dem kleinen Florentiner Ladeninhaber, der, wenn man ihn, was zumeist der Fall, nicht antrifft, nach Aussage seines Vertreters „é arrivato fuori" (draußen angekommen = fortgegangen ist!). Aber freilich, der deutsche „kleine Mann" ist entschuldigt, solange selbst im Reichstag noch „Retourkutschen" hin und wider fahren, und zwar nicht nur zwischen den Parteien, sondern auch zwischen dem Hohen Haus und den noch höheren Bänken des Bundesrats!

Die englischen Firmenschilder, die man jetzt bei uns mit Fug und Recht herunterzureißen bemüht ist, sind eine dumme Mode neueren Ursprungs, die leicht wieder verschwinden wird, wenn man sie nicht alt werden läßt. Wie leicht, zeigt sich daran, daß man bei Kriegsausbruch trotz aller Grenzschwierigkeiten von Piccadilly direkt ins Vaterland gelangen konnte. Mit einer Absichtlichkeit, die auch wieder ihr Verstimmendes hatte! Was aber einmal alt geworden, von denen „oben" in vergangenen Sündentagen absichtlich hereingezerrt vom angebeteten Vorbild im Westen, denen „unten" durch schweren Druck feindlicher Eindringlinge ebendaher aufgezwungen und deshalb eher verzeihlich, das sitzt fester, und da wird es noch weit tiefergehender Bestrebungen bedürfen, um solche dem Volke gar nicht mehr bewußten Fremdkörper wieder auszuscheiden. Ich rede hier nicht von historisch entwickelten „Terminis technicis" fremden Ursprungs, die ein Kapitel für sich bilden, sondern von der Scheidemünze ausländischen (häufig dabei falschen) Gepräges, die bei uns im Kleinverkehr immer noch im weitesten Maß in Umlauf ist!

Endlich erfüllte sich auch die Stunde, da die Vaterstadt vor mir auftauchte! Kein Elternhaus harrte meiner mehr dort — aber eine lange nicht gesehene Tochter, aus England gerade noch bei Kriegsausbruch entwischt, würde am Bahnhof sein, manch anderes Wiedersehen würde es zu feiern geben, und — „und", hatte ich wohl hundert mal zu meiner Frau gesagt, wenn wir uns die Rückkehr nach unserm Bremen vorgenießend ausmalten — „paß mal auf: wenn wir kommen, flaggen sie!"

Und ich habe recht behalten! Da war unser Mädel unter dem Riesendach des Bahnhofs, und die Sonne lachte durch seine frischgeputzten Scheiben zu unseren Umarmungen, Küssen und einigen unberechtigten Tränen. Und als wir hinaustraten, da wehten uns von allen Dächern die Fahnen zu, und die Menschen um uns her

sahen uns aus festlichen Augen an. Der Kaiser von Oesterreich war gerade geboren (d. h. vor genau 85 Jahren), und Kowno war just erstürmt, und wir kamen heim — alles auf einen Tag! War das ein Jubeln und ein Feiern, und wir mußten mitfeiern, kaum zu uns selbst und aus den Reisekleidern gekommen!

Liebe Freunde schleppten uns abends ins Theater, wo uns und dem Franz Joseph zu Ehren die „Fledermaus" gegeben wurde und ein wahrscheinlich deutscher Herr im Frack und weißer Binde im Hause eines russischen Fürsten ein Festgedicht auf den österreichischen Herrscher aufsagte. Im Zwischenakt sah ich, wie ein halb Dutzend sehr englisch gekleideter junger Herren die — ja, ich muß wohl sagen: die „Bar" stürmte und ihr Wortführer, dem die vaterländische Begeisterung stark zu Kopfe gestiegen zu sein schien, überlaut „sechs Whiskey-Sodas" verlangte! Dafür habe ich nur ein „Pfui!", teils des Stoffs, teils seiner Anwendung wegen. In letzterer Hinsicht, weil er mir die — Internationalität der Feier doch etwas weit zu führen schien. Und was den Stoff angeht: da bin ich Sachverständiger, denn den habe ich dereinst draußen in Indien selbst getrunken. Dort mag er ein notwendiges Uebel sein, obschon immer noch mehr übel als notwendig. Aber mit dieser weiteren dummen englischen Mode sollte man uns wahrlich in unserem Deutschland verschonen, zumal jetzt! Noch weniger sollte man sich damit in der Oeffentlichkeit vordrängen. Und wenn mir einer der sechs jungen, sehr englisch gekleideten Herrchen — ich verhülle mein Haupt, daß die mir gerade in meiner Vaterstadt über den Weg laufen mußten! — mit einem bekannten Goethewort kommen wollte, so würde ich ihm darauf erwidern, daß gemeiner britischer Whiskey kein edler Franzenwein ist und er erst noch zu beweisen habe, daß er ein echter deutscher Mann sei. Wozu es ja Gelegenheit genug gebe — auch anderswo als im Festlärm daheim — und in deutsches Feldgrau gekleidet, statt in echt englisches Gewebe. Ein Gutes wenigstens hatte dieser Zwischenfall: er beruhigte mich darüber, und auch fernerer Augenschein bewies mir hier wie anderswo, daß es an bereitem Nachwuchs für die Reihen unserer Tapferen im Felde noch lange nicht fehle.

Man sieht, die teure Vaterstadt bot uns ein wenig viel auf einmal zur Feier unserer Ankunft. Nur zu essen hatten wir über all dem Trubel seit 11 Uhr vormittags nichts mehr bekommen und waren daher froh, uns gegen Mitternacht den ersten heimatlichen Happen einzuverleiben. Aber da gab es noch wieder Schwierigkeiten, weil wir noch nicht im Besitz heimatlicher Brotkarten waren. Werktätige Nächstenliebe gänzlich Unbekannter half schließlich aus. —

So ging das nun eine Reihe von Tagen weiter, und es war eine wunderbare Zeit mit Sommer und Sonne und Sieg auf Sieg — die schönste unseres ganzen Aufenthalts im Vaterlande! Zum Ball beim Fürsten Orloffsky wurden wir freilich nicht wieder eingeladen; dafür nahmen wir unsere Mahlzeiten regelmäßiger, und nachdem die Polizei uns bestätigt, daß wir noch lebten und echte Bremer Kinder seien, hatten wir auch eigene Brotkarten. Aber russische Festungen purzelten Tag für Tag, und die Fahnen wehten Tag für Tag! Da konnten wir nicht anders — mit unseren Mitbürgern und vielen solchen, die es erst werden wollten, drängten wir uns Tag für Tag zu dem Sprößling unseres ehrwürdigen Stadtpatrons, Rolands des Riesen, und halfen, von zarten Mädchenhänden gelockt, das nackt und bloß dastehende Jüngelchen vernageln, damit es schnell ins Eisenkleid komme.

Wer hätte dem alten Herrn am Rathaus zu Bremen noch Vaterfreuden zugetraut?! Aber da ragte er, selbstbewußt lächelnd — und ganz nahe stand der Junge, ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, und ich behaupte kühnlich, das hübscheste aller Nagelbilder, die ich in deutschen Landen gesehen. Auch handlich groß war er und somit „leicht gekleidet", im Gegensatz zu seinem großen Ohm in Berlin (der ohne Frage einen rechten Bruder des heldischen Paladins Kaiser Karls des Großen darstellt), aber so ungefüge geraten ist, daß die Leute ihm „direkt" auf dem Leibe herumtrampeln müssen, um ihm ins Zeug zu helfen.

Und doch meine ich, daß die ruhigeren Tage, die jenen aufgeregten folgten, nicht weniger schön waren. Denn in ihnen entdeckte ich nun sozusagen meine liebe Vaterstadt immer wieder neu. Erging es mir auch nur zur Hälfte so wie Cidher, dem berühmten Reisenden, der alle sieben Jahre desselbigen Weges gefahren kommt — die andere Hälfte traf auf mein Bremen zu, das „ewig junge"! So erschien es mir auch diesmal wieder: als das sich stets verjüngende, immer neue und dabei im innersten Kern so treu behütete ehrwürdige alte! Jedesmal war es gewachsen und hatte sich geweitet — so auch diesmal, trotz aller Kriegzeit — und jedesmal war es zugleich schöner geworden!

Außer zu den mannigfachsten Vergleichen mit trostlosem Schlendrian da draußen, wo ich herkam, die mir immer frische Bewunderung abnötigten und eine fast etwas selbstgefällige Freude machten, gab nun gerade Bremen mir Gelegenheit, unser Volk bei der Arbeit zu sehen. Bei stiller Friedensarbeit, die trotz des Krieges nicht ruhte — mochte es auch zur Stunde die stolzen Sendboten seines Handels nicht über die vergewaltigten Meere hinausschicken können. Und bei ernster Kriegsarbeit, die in selbstverständlichem innerem Frieden geregelt vor sich ging. Ganz wunderbar vor allem erschien mir dabei das Anpassungsvermögen, die, ich möchte sagen, geistesgegenwärtige Umschaltung verschiedenartigster Betriebe (zu welchen liebenswürdige Verwendung einflußreicher Persönlichkeiten mir Zutritt verschafft) zum Zweck des einen großen Zieles: Denen da vorn alles das zu schaffen und zu liefern, dessen sie zur Durchführung ihrer übermenschlichen Aufgabe benötigen. Doch davon darf ich Näheres nicht erzählen. —

Der Zufall fügte es, daß ich von einer Ausnahme unter den Großstädten Italiens zu einer Ausnahme unter den Großstädten Deutschlands kam, die sich ähneln gerade in der Beziehung, die diese Ausnahme bedingt. Beide besitzen sie ausgedehnte Vorstädte, in denen statt der anderswo üblichen Mietkaserne das Einfamilienhaus vorherrscht, so genannt, weil dort wie hier meist zwei Familien drin wohnen. Und in beiden Plätzen ist der Typ dieses Hauses der gleiche: zwei Stock Höhe und drei Fenster Front. Damit hat freilich die Aehnlichkeit auch schon ein Ende.

Dort, in der Stadt des Südens, welche fremde Schmeichelei und eigene Eitelkeit die „Blumenstadt" nennen, langweilige, trostlos öde, allen Schmuckes bare Häuserreihen, dicht an die Fußsteige gerückt, fest verschlossen, die unteren Fenster kerkermäßig vergittert, gleich als ob der Nachbar dem Nachbar nicht traute, und alle die längste Zeit durch hölzerne Läden von Licht und Luft abgesperrt. Wie blind stehen sie da an toten Straßen, die Sommers eine Wüste und Winters ein Sumpf

sind, so schlecht sind sie gepflastert, und so nachlässig werden sie gereinigt. Was hülfe auch alles Reinigen! Die gleichgültige Anwohnerschaft benutzt sie doch immer wieder als Müllkasten, wenn nicht gar als Kloake.

Hier, in Bremen, bis in die bescheidensten Kleineleutquartiere, bis in die Arbeiterviertel hinein durchgehends liebevoll gepflegte Vorgärtchen, darüber grün umrankte, abends von traulicher Ampel erhellte Veranden und hinter diesen blumengeschmückte Fenster mit vor Sauberkeit blitzenden Spiegelscheiben. Und Gardinen darin, zarte, weiße Gardinen, die dort unten kaum der Wohlhabende kennt. Ja selbst die Haustüren sind nicht abwehrend von massivem, klopferbewehrtem Holz, sondern mit durchsichtig einladenden Scheiben versehen, gleich als gäbe es dahier keine hochachtbare Zunft der Einbrecher, sondern als könnten sie jeden Vorübergehenden einladen: Blick herein, tritt näher! Hier ist nichts zu verbergen, hier ist alles reinlich und geht alles ordentlich zu! Diese erzieherische Wirkung macht sich selbst in jenen Straßen weit im Westen noch bemerkbar, wo einzelne Kramläden in ihren Schaufenstern treuherzig versichern zu müssen glauben: Hier wird Deutsch gesprochen! Inmitten einer Bevölkerung, die fast ganz aus — polnischen Fabrikarbeiterfamilien besteht. Und die Straßen selbst: das Pflaster der Fahrbahn wie des Bürgersteigs eine Wohltat für Tier und Mensch, und — man merkt es auf Schritt und Tritt — nicht nur auf Befehl hoher Obrigkeit regelmäßig gereinigt, sondern auch von den Anwohnern, die auf ihre Straße etwas geben, sorglich rein erhalten.

Noch ein Gegensatz drängt sich mir auf: dort unten, in den neueren Stadtteilen meiner letzten „Heimat", wenige, kaum ins Auge fallende Schulhäuser; entweder ehemalige ländlich klösterliche Gebäude, notdürftig instand gehalten, oder kümmerliche neue Baracken, schon wieder halb verkommen. Beide mit Fenstern, die nie einen Putzlappen sahen, als sollten sie auf die Weise Unbefugten den Einblick in kahle und kalte oder dumpfe Schulzimmer verwehren. Kein Spielplatz oder keiner, der den Namen verdient. Hier an den Rändern der norddeutschen Großstadt überall ragende Schulpaläste, manchmal noch einsam im freien Feld, an eben angelegter Straße stehend, auf die aber einige Häuserreihen schon eilig zuströmen, öfter bereits umdrängt von diesen schmucken, kleinen Wohnstätten wie eine behäbige Gluckhenne von ihren zahlreichen Küchlein. Und überall Licht und Luft, weite, helle Räume, freundlich geschmückt, Turnhallen, Spielplätze, schon umrankt von Reihen junger Bäumchen. Welches Kontrastbild zweier Kulturen, von denen die eine in eitlen Träumen von zweitausendjährigem Vorsprung erstarrte, während die andere, auch nicht von gestern, dafür aber heute erst recht ist! Und wacht! Und weiterschreitet! Und sich nicht einholen läßt!

Dann lag eines Tages all dies reiche, kraftvolle Leben weit hinter uns, und wir fanden uns wie in einer anderen Welt wieder. In einer Traumwelt schien es, unendlich fern vom Lärm der Straßen, dem Gedränge des Volks, dem Rasseln der Maschinen und dem Rauch der gewaltigen Schlote. Und, wenn wir nur wollten, außerhalb des Bereichs der spornenden, stachelnden, zu immer neuem Hoffen und Hassen, Wünschen und Verwünschen aufhetzenden Funkenflüge von den Brandherden des Weltkrieges.

Im Hause eines altbefreundeten Landarztes irgendwo da hinter Bremen in dem weiten, menschenarmen Moor- und Heidegebiet, sehr entfernt — nach heutigen Begriffen — von Zeitungsdruckereien und Telegraphenämtern, wollten wir uns ausruhen von den vielfältigen Eindrücken unserer bisherigen Fahrten durchs deutsche Land und neue Kräfte sammeln für deren anstrengendstes Ende: die Reichshauptstadt! — Da waren wir nun eingesponnen in die Einsamkeit echt nordwestdeutscher Landschaft. Die Klingelbahn, die uns hergebracht, zog, das letzte Bindeglied mit der Außenwelt, stundenlang durch einsame melancholische Gegend, und selbst jener wandten wir zu weiterer Wagenfahrt den Rücken. Ein braunes Flüßchen schlängelte sich wie unschlüssig, ob es wirklich hinaus solle in die vertrackte Welt, fast in sich selbst zurück, zwischen schmalen, sattgrünen Wiesenrändern und vereinzelten, wunderbar vollen Baumgruppen. Hüben und drüben stieg der dunkle Moor- und Heideboden an, vielerorts nur mit niederem Kraut und Busch bewachsen und dann endlose Fernblicke bietend, anderwärts bestanden mit meilenweiten, stillen, geheimnisvollen Laub- und Nadelwäldern.

Ein verschlafenes Städtchen mit uralter Kirche wird durchfahren; der klotzige, trotzige Turm ist lange über den Baumkronen sichtbar. Dann verschwindet auch er, und es bleibt nichts von Menschenansiedlungen als weit entfernt einzelne Bauernhöfe, halbversteckt an Waldrändern oder unter inselgleichem Gehölz. Endlich sind wir angelangt: bei einer Heilstätte, durch tätige Nächstenliebe in diese Weltentlegenheit hineingestellt, Leidenden Linderung zu bieten fern vom lärmenden Getriebe und in göttlich reiner Luft.

Hier flüstern über das ganze Land alte Wittekindsagen, wie Bienengesumm bald fern, bald unversehens dicht am Ohr. Hier lagern über die unabsehbare Fläche verstreut riesige Blöcke weither stammenden Urgesteins, auf nordischem Eis in unmeßbaren Vorzeiten herangefahren. Und in einer Periode, die die Tage Wittekinds auf ein bloßes „Gestern" herabdrückt, haben reckenhafte Urbewohner dieses Bodens solcher Eiszeitblöcke einzelne, gewaltige, zu ihrer würdigen Totenmalen aufgerichtet, kleinere in ganzen Reihen zu Opfersteinen hingestellt, die in starrem Ernst, wie vielleicht gleichzeitige ägyptische Sphinxalleen, Fuß und Sinn zum beherrschenden Hauptheiligtum hinlenken. Zwischen denen bin ich einst einhergegangen, als bunte, heiße Fremde mir noch Heimat schien; jetzt wanderte ich hier, in der eigenen Heimat ein Fremder, und lagerte mich traumverloren in warmer Spätsommersonne auf einem dieser Male grauer Vorzeit — und träumte vom Frieden.

Konnte man hier von anderem träumen? Konnte der Krieg seine Wellen bis hierher senden? In diese Einsamkeit? In diesen, der verborgensten Winkel einen, des ganzen weiten Deutschen Reiches? Er konnte es!

Nach langer Wanderung durch schweigende Wälder hielt ich meine Frau leise vom Weiterschreiten zurück: „Sieh dort hinten, wo die Nadelholzwände dieser langen, düsteren Schneise zusammenstoßen, da wo der einzige Sonnenstrahl durchblinkt. Ein Eichhörnchen, jener winzige rote Punkt dort? Er bleibt zu lange unten am Boden. Er wird größer und greller. Ein Fuchs? Jetzt sind es zwei rote Punkte, sie wachsen. Rotwild? Würde das auf uns zukommen? Still, nicht rühren!" Und sie kamen näher, die beiden roten Punkte, nun Streifen, und es waren zwei rote Hosenbeine, darüber, erst jetzt sichtbar werdend, eine entfärbte Uniform, ganz oben ein zerknülltes Käppi und dazwischen ein echt französisches Gamingesicht, zufrieden lächelnd, höflich grüßend.

Hier ein Kriegsgefangener! Ein entsprungener? Nein, dort seitwärts im Baumdunkel schlenderte im uralten Mantel der bärtige Landstürmer, das Gewehr umgehängt, die ewige Pfeife vom Mundwinkel über gelbgreises Bartgestrüpp herabbaumelnd. Und zwei oder drei weitere Schutzbefohlene, einen niederen Karren mit gesammeltem Brennholz schiebend, hinterher. Keck und selbstverständlich in ihrer Sprache grüßten auch die, bedächtig in deutscher Schweigsamkeit der Wächter. Langsam verschwand der kleine Zug wieder im Astgewirr der schmalen Schneise.

Der ersten Begegnung folgten bald weitere. Schon tags darauf fanden wir die Schar auf der engen „Schossöh", wie unser Doktorkutscher die sonst anscheinend ewig menschenleere Landstraße nannte, die uns hergeführt hatte. Unser Landsturmmann saß, das Gewehr zwischen den Knien, mächtige Wolken von sich blasend, auf dem Kilometerstein mit der hohen Hausnummer, die anzeigt, wie so weit es von hier bis in die Welt ist. Seine Gefangenen mühten sich schimpfend und fuchtelnd um einen langen Leiterwagen, den sie zwischen den zwei Baumreihen und den beiden Gräben hüben und drüben vergebens zu wenden suchten. Immer wieder gerieten sie mit der schwer lenkbaren Deichsel gegen einen Stamm oder in die Gefahr, daß die Hinterräder abrutschten. Und es hagelte ein erregtes Durcheinander von heftig und hoch gekrähten: „Sacrebleu, fichtre, nom d'un chien, tonnère de tonnère!" Dazwischen im tiefsten Grundbaß grunzte ein geruhsames: „Ne, Kinners, so geiht dat dscho nich! — — — Anners rum, ji Takeltüg, so geiht dat doch nich! — — — No, denn mutt ik woll mal sülwst inne Hänne spuken!" — — Und unser Landstürmer stand auf, hängte das Gewehr über die Schulter, klemmte, indem er bedächtig nachdrücklich in die Hände spuckte, die Pfeife fester in den Mundwinkel, grollte großmütig: „Nu paß Achtung, ji Sperankelpack!" packte die ungelenke Deichsel, schob, hob, bog und zog, senkte und lenkte, und eins, zwei, drei war der Wagen umgewendet. „So word dat mokt, ji Däsköppe!" brummte bröselnd die bewaffnete Macht, und: „Merci, merci bien! Allons en avant!" erwiderte merklich erleichtert der Feind. Und dahin trollte die Gruppe, die „Schossöh" entlang.

Ein drittes Mal fanden wir den Wächter allein, auf einem Baumstamm sitzend und natürlich angestrengt schmökend. „Nun, wo haben Sie denn Ihre Gefangenen?" fragte ich erstaunt. „Na't Dorp; Eten halen." — „Wenn Sie Ihnen nun weglaufen?" — Ein überlegener Blick auf mich aus dem linken Augenwinkel und . . . schlupp . . . ein fester Spritzer aus dem rechten Mundwinkel, rücksichtsvoll anderswohin gezielt. — „De loopt nich weg, de kummt wedder! De hebbt et veel to good bi mi!" Ohne alle Ungeduld qualmte er weiter. Und siehe da! Hinter der nächsten Wegecke begegneten wir richtig der kleinen Schar, zwei zwischen sich einen tüchtigen Kessel tragend, dem ein nahrhaftes, ihnen ersichtlich gar nicht unangenehmes Dämpflein entquoll, der dritte, der Rotbehoste, hinterher, mächtige Schwarzbrotlaibe unter den Armen, die er nicht gerade liebevoll beäugelte. Just als wollte er sagen: „Erst liegt ihr noms d'un nom d'un nom d'un nom mir schwer im Arm und dann schwerer im Magen." Aber alle drei grüßten keck vertraulich: „Bon jour, Madame, M'sieur!" Und ich antwortete: „Merci, et bon appetit!" Aber innerlich sagte ich: Unser schönes Schwarzbrot! Wie oft hab ich mich draußen danach gesehnt! Viel zu gut für die Gesellschaft! Wenn die Unseren bei ihnen über nichts anderes zu klagen hätten! — —

Und unsere Gedanken, unsere Gespräche, unser Fühlen und Sehnen war wieder, inmitten dieses tiefsten Friedens, weit draußen in der Welt — — im unentrinnbaren Kriege. — — —

Abschied.

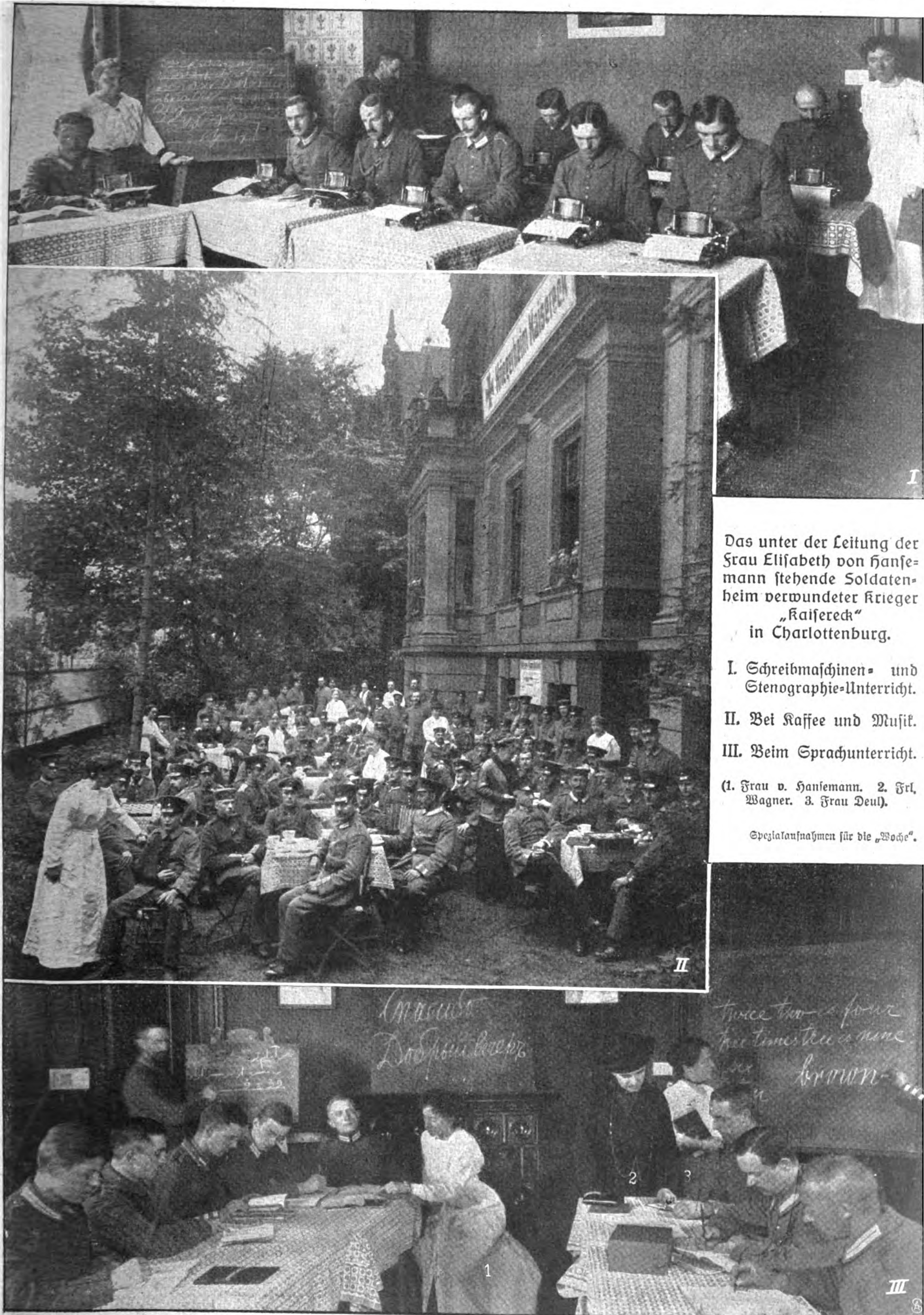
Von
Wilhelm Lennemann.

Ich reite in den Morgenwind,
Den Tag vergeß ich nie —
In Sonne glüht das Weizenfeld,
In Duft und Glanz die weite Welt —
Hoio, die weite Welt,
Ade, ade, Marie!

Du hieltest mich und batest mich,
Daß ich dein Wort verzieh.
Tu jeder, was er kann und mag,
Ich reite in den wilden Tag —
Hoio, den wilden Tag,
Ade, ade, Marie!

Wer nicht in Finsternissen schritt,
Gewinnt das Leben nie.
Ich reit zu Tal in Not und Nacht,
Ein Sternlein grüßt, ein Sternlein wacht —
Hoio, ein Sternlein wacht.
Ade, ade, Marie!

Mir ist, als ob ein wirres Herz
Nach mir in Fernen schrie;
Greif aus, mein Roß! Gott grüß die Not.
Ich reit, als ritt ich in den Tod —
Hoio, ja in den Tod.
Ade, ade, Marie!



Das unter der Leitung der Frau Elisabeth von Hansemann stehende Soldatenheim verwundeter Krieger „Kaisereck“ in Charlottenburg.

I. Schreibmaschinen- und Stenographie-Unterricht.

II. Bei Kaffee und Musik.

III. Beim Sprachunterricht.

(1. Frau v. Hansemann. 2. Frl. Wagner. 3. Frau Deul).

Spezialaufnahmen für die „Woche“.



Phot. Becker

Eine Abordnung der in den Metzer Festungslazaretten tätigen Schwestern unter Führung des Generaloberarztes Dr. Drenkhahn vor dem Denkmal des „Feldgrauen in Eisen" (von Bildhauer Otto Hildebrand) in Metz.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Nachdruck verboten.
9 Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Das Theater füllte sich mehr und mehr, und allmählich wurde es so voll, daß schließlich keine Maus mehr hineinging. Als der Direktor mit seiner Ankündigung immer noch nicht aufhörte, fing das Publikum an zu trampeln. Da stieg der Vorhang, und das Stück begann.

Man sah „Faust" in seiner Studierstube auf und ab gehen und hörte seinen Monolog:

„Habe nun ach! Philosophie
Studiert und auch Theologie
Und sehe, daß wir nichts wissen können.
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Mich plagen keine Skrupel und Zweifel ...
Und darum zitiere ich den Teufel!"

Der Teufel erschien und fragte: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?"

Dr. Faust hielt ihm einen Becher hin, der Teufel brachte unter seinem Mantel eine Buddel hervor, schenkte ein und sagte: „Euch soll sogleich Tokaier fließen."

Mit dieser von Direktor Dannenbergs Rotstift zusammengestrichenen Form und mit effektvollen Regieeinlagen spielte das Stück weiter, bis nach dem Verlauf von noch nicht einer Stunde der Teufel unter bengalischer Beleuchtung Dr. Faust in die Hölle schleppte. Das Publikum warf dem schändlichen Verführer des armen Gretchens faule Aepfel und Eier nach, und das war der Schluß der Vorstellung.

Trina Groot war völlig befriedigt und Tüns Puttfarcken wenigstens annähernd. Er freute sich, daß die göttliche Gerechtigkeit, wenngleich in Gestalt des Teufels, den bösen Sünder ereilt hatte. Hinrich Wiek sagte mit Kopfschütteln: „Das soll der Faust von Goethe sein?" Das ist ja ein Stück für dumme Jungen."

„Laß Anke hier, Trina", sagte Hinrich Wiek, als sie wieder draußen standen. „Sie hat hier mehr Vergnügen als auf dem Altonaer Markt. Wir können uns ja nachher irgendwo treffen."

„Ach ja, Trina-Tante," bat Anke, „laß mich mit Hinrich auf dem Spielbudenplatz bleiben. Morgen geht er fort, wer weiß, wann wir ihn wieder zu sehen kriegen."

Trina Groot sah Anke prüfend an, und ein Lächeln glitt über ihre harten Züge. Sie begann jetzt zu ahnen, warum Anke ihr Niklas' wegen ein so festes „Nein" entgegengesetzt hatte. Sie sah auch Hinrich Wiek an: ja, das war einer, der alle Eigenschaften hatte, die ihren Stiefsöhnen leider fehlten. Also der hatte den herausgerissenen Fensterflügel und die zerbrochenen Scheiben auf dem Gewissen! Jetzt wußte sie es.

„Du meinst," raunte sie Anke zu, „du weißt nicht, wann d u ihn wieder zu sehen kriegst. Deern, Deern, du bist meine Bruderstochter, ich habe für dich aufzukommen. Laß dir nichts in den Kopf schnacken, denk daran, Hinrich Wiek ist jung ..."

Dann nahm sie Hinrich Wiek beiseite: „Jetzt weiß ich, warum du nicht auf Wübbes Hof Adjüs gesagt hast. Du und Anke werdet es wohl heimlich besorgt haben. Jung, Jung, setz mir der Deern nichts in den Kopf. — Lauft heute nachmittag auf St. Pauli herum, soviel ihr wollt. Junges Volk gehört nun mal zusammen, aber heute abend um sechs lieferst du sie auf dem Moorwischer Dampfer ab. 'tjüs, Hinrich Wiek, und laß dir's weiterhin gut gehen."

„Ja, Hinnick," kam jetzt auch Puttfarcken dazu, „lai di't good gahn. Und wenn du deine erste Maschine fertig hast, schreib mal."

„Was wollen wir nun machen?" sagte Hinrich, als die Alten gegangen waren. „Im Kino kostet es kein Geld, ich habe dem Mann seine Beleuchtungsgeschichte in Ordnung gebracht. Ich bin ja wegen meines Nähmaschinenkrams in allen Mechaniker- und Schlosserwerkstätten herumgelaufen, da lernt man das."

„Ja," sagte Anke, „aber wenn du nun fortgehst, was wird dann aus deinem Nähmaschinengeschäft?"

„Darum mach dir keine Sorge", erwiderte Hinrich. „Ich bin bei dem Hamburger Vertreter gewesen, ich habe ja für seine Maschinen schon allerlei Verbesserungen erfunden, und er hat mir versprochen, wenn ich zurückkomme, kriege ich die Vertretung für Bergstädt. Dann heiraten wir und ziehen dahin und leben in Bergstädt wie Gott in Frankreich."

Anke drückte Hinrichs Arm. In wie herrlichen Farben tat sich die Zukunft vor ihr auf. In Bergstädt würden sie wohnen, wo sie ihre schönen Kindertage verlebt hatte. Alles in ihr war Glück und Freude.

„Aber deine Mutter hat bei Trinatante tüchtig gescholten", sagte sie. „Sie erzählte, ihr beide hättet am Heerweg ein kleines Haus kaufen wollen, und sie war ärgerlich, weil sie nun in der Kate wohnen bleiben muß."

„Ja, aber wo wollen wir jetzt hingehen?" fragte Hinrich wieder. „Wir können auch nach der Elbhalle und einen abpedden. Da ist ein Trubel, kann ich dir sagen."

„Mir ist es ganz egal, was wir anfangen", sagte Anke. „Ach, ich freue mich so unmenschlich, daß ich den letzten Nachmittag, wo du in Deutschland bist, noch mit dir zusammen sein kann. Aber wenn es dir egal ist, laß uns nach Kasper Puttschenelle gehn."

Sie gingen Hand in Hand nach der Bude, wo Kasper Puttschenelle seine Hamburger Witze und Prügel verteilte, sahen sich das Stück von „Kasper und Mariken" an, in dem Kasper seiner Braut das Eheversprechen vorlügt und sie zum Schluß durchprügelt.

„Hör mal, Hinrich," sagte Anke lachend, „so darfst du es später aber nicht mit mir machen."

„Nein," sagte Hinrich, „in unserer Ehe soll es anders zugehen. Fidel und puppenlustig. „Nun laß uns nach dem Hafen hinunter, ich möchte zu gern mal das Schiff sehen, auf dem du morgen nach England fährst."

Sie bogen in die Davidstraße hinein, Hinrich Wiek deutete auf ein Haus, aus dem Singsang und Gläserklingen erscholl, und sagte: „Da wohn ich, Anke."

Dann gingen sie beide zum Hafen hinunter. Der Wind war fast zum Sturm geworden, und Hinrich sagte: „Bin doch neugierig, ob ich morgen wohl seedoll werde. Sieh mal diese Wellen und das hohe Wasser."

„Wenn nur das Schiff nicht untergeht", rief Anke voll Angst.

„Denn bün ick dor west," sagte Hinrich, „und du nimmst dir 'nen anderen."

„Nen anderen", sagte Anke mit Tränen in den Augen. „O Hinrich, da kennst du mich aber schlecht. Wenn du nicht wiederkommst, wein ich mich tot."

„Ich komm wedder, min lüttje Brut," sagte Hinrich tröstend und umfaßte seine Anke, „dor verlat di op."

Sie fanden den Dampfer und gingen hinauf. Vorn waren die Kojen für die Mannschaft und für die Passagiere der zweiten Klasse. Hinrich zeigte ihr alles und sagte: „Hier schlafe ich morgen nacht, kleine Anke."

Dann gingen sie durch den Mittelraum. Und Hinrich sagte: „Hier unten ist die Maschine. Ich habe sie mir schon ganz genau angesehen, der Meister hat mir alles erklärt. Maschinen sind nun mal mein Fach, dafür leb ich und sterb ich."

Nun tranken sie in einer Hafenwirtschaft Kaffee und gingen dann wieder nach dem Hamburger Berg hinauf in die Elbhalle, wo die Matrosen mit den Mädchen von St. Pauli tanzten.

Es wurde dämmerig, die Lichter wurden angesteckt, und Anke sagte: „Hinrich, ich glaube, ich muß weg. Der Dampfer wartet nicht."

„Ach was, Dampfer," sagte Hinrich Wiek verliebt, „den laß man fahren, das rechnet dir keiner nach, wann du nach Haus kommst. Du kannst mit dem letzten Zug nach Bergstädt fahren, dann haben wir den ganzen Abend für uns. Am liebsten ließ ich dich gar nicht wieder weg, nicht vor morgen früh, wenn mein Dampfer fährt."

Er schlang den Arm um ihren Leib und preßte sie heiß und begehrlich an sich. Aber Anke schüttelte langsam den Kopf und sagte: „Ne, min Hinrich, dat geiht nich. Ich freue mich so, daß ich mit dir zusammen das Stück von Dr. Faust gesehen habe, aber mit dem Sechs-Uhr-Dampfer fahr ich nach Moorwisch. Heute nachmittag sind ja Wolken an den Himmel gekommen, aber morgen abend, wenn es vielleicht klar ist, sehe ich wieder nach dem Polarstern."

So geschah es nach Ankes Willen. Hinrich brachte sie nach dem Moorwischer Dampfer, ging nach seiner Schlafstelle. Sein neuer Freund, der Seemann, von dem er die fremde Sprache gelernt hatte, kam, um ihn zu einer Bierreise abzuholen. Aber Hinrich Wiek wollte nicht, er dachte an Anke und hatte keine Neigung, den Abend in lustiger Gesellschaft totzuschlagen.

Am andern Morgen um zehn Uhr sollte der Dampfer abgehen. Um acht Uhr brachte Hinrich schon seine Sachen an Bord und stieg aufs Verdeck, um das Verladen der Ochsen mitanzusehen. Eine Herde nach der anderen wurde herangetrieben. Hinrich musterte das Vieh und die Treiber — wer war denn das, der im Sonntagzeug, einen Knüppel in der Hand, und mit ganz verschwiemeltem Gesicht hinter den Ochsen herzog?

Wahrhaftig. Das war Niklas Wübbe!

„Was, Niklas Wübbe? Wo kommst du her, und wo willst du hin, Doch nicht mit den Ochsen nach England?"

„Gottverdori, Hinnerk Wiek", rief Niklas Wübbe. „Ja, natürlich will ich nach England. Den Moorwischer Kram und die Stadtläuferei bei den Hamburger Madams hab ich dick."

„Minsch, dat mußt mi vertelln", rief Hinrich Wiek.

„Und dat is wat to vertelln", sagte der verschwiemelte Niklas Wübbe mit halb betrunkenem Lachen. „Ik bün de Dollsch utneiht und nun ein freier Mann. Das ist ein Satan, kann ich dir sagen, den hat der Teufel seiner Großmutter aus dem Pott gefischt. Mutt erst man de Ossen to Koje bringen, denn sallst du allens to weten kriegen."

Als die Ochsen in ihren Verschlägen untergebracht waren, kam Niklas Wübbe an Deck und setzte seinen Bericht fort.

„Also, Hinrich, wir sitzen bei Niklas Witt in unserm geheimen Kellerloch und fipsen. Niklas kommt herein und sagt: ‚Du, Trina Groot ist da und sucht dich.‘ Junge, das war ein Schreck. ‚Lat den Dübel bloot nich rin, Niklas‘, sag ich. ‚Die kommt nicht rein‘, sagt Witt. — Aber sie ist doch reingekommen. Weißt du, Junge, den Augenblick, als meine Trinamudder mit den Uhlen in unser Kabuff hereinkam, den vergeß ich in meinem ganzen Leben nicht. Die Uhlen fielen natürlich gleich über das Geld her, was auf dem Tisch lag. Die Altsche aber packte mich wie son englischer Bulldogg am Kanthaken und grölte: ‚Nu hevv ick di, du Speelrott, du Hofverfipser, nu lat ick di nich mehr ut de Finger. Un morgen lat ick di in Bergstädt ünner Kuratel stellen.‘ Junge, ich war vor Schreck meist beschwiemelt. Aber dann kam ich in 'ne fürchterliche Wut, weil sie mir das vor allen Leuten ins Gesicht schmiß, riß mich los und lief, was ich laufen konnte. Laß nun aus dem Hof werden, was da will. Ich fahre mit hinüber und werde dann da drüben Pferdebereiter.“

Hinrich Wiek wurde auf der Überfahrt nicht seekrank, sondern schrieb Briefe, einen an Anke, in dem er sie an den Polarstern erinnerte, und einen an seine Mutter, in dem er von seinem Hamburger Aufenthalt und dem Zusammentreffen mit Niklas Wübbe berichtete. Stina Wiek ging mit dem Brief nach Wübbes Hof herum und gab ihn Trina zu lesen, die mit steinernem Gesicht sagte: „Stina, das wundert mich nicht. Daß Niklas einmal Viehtreiber werden würde, habe ich schon gewußt, als er zehn Jahre alt war.“

Anke Groot bekam einen Brief, der wie folgt lautete:

„Liebe Anke!

„Diesmal kriegst Du einen Schreck, hoffentlich ist es ein freudiger. Neugierig bin ich auch, was Trinatante zu meinem Brief sagt, habe diesmal für Wübbes Hof ein bißchen der liebe Gott und für Niklas Schullehrer Drews mit aufgehobenem Zeigefinger gespielt. Zeige ihr den Brief aber nicht selbst — wirst ihr meine anderen auch wohl nicht gezeigt haben — sondern erzähle das, was drin steht, Tüns Puttfarcken. Der kann die Sache mit Trinatante beschnacken, und wenn sie dann will, will sie, und wenn sie dann nicht will, will sie nicht.

„Schreck habt Ihr vorgestern auch wohl schon genug gehabt, eine französische Kriegserklärung ist aber auch wahrhaftig kein Spaß. Hier in London sind die Leute ganz verrückt, wie werden sie es erst in Berlin und Hamburg sein, in Moorwisch wohl weniger, sie haben da so'n schönes dickes Blut. Die Franzosen sind böse Brüder, und wenn sie mit ihren Kriegsschiffen bis nach Hamburg fahren, und von Norden kommen ihnen die Dänen zu Hilfe, dann sieht es an der Waterkant mau aus. Bei uns ist ja zuviel Reichtum, und die Franzosen sind dolle Räuber. Deerns mögen sie auch gern leiden, und bei Euch sind nur Frauensleute auf dem Hof, wenn Ihr beiden, Du und Trinatante, es auch jeder mit einem halben Dutzend Franzosen aufnehmt. Da stand es fest bei mir, du mußt hinüber, denn wenn der, der Dir damals das Kammerfenster aus der Wand gerissen hat, sich jetzt auf dem Hamburger Berg, oder wo es sonst ist, vielleicht die Knochen für Euch kaputt schießen lassen muß, dann will der, der Dir den Rükelbusch durchs Fenster geworfen hat, sie sich für Euch, nein, ich will man ganz ehrlich sein, für Dich in Moorwisch kaputt schlagen lassen, wenn es nötig ist. Darum reise ich morgen schon ab, wer weiß, ob in der nächsten Woche die französischen Kriegsschiffe nicht schon einen eisernen Deckel auf die Elbmündung gesetzt haben. Deern, wat frei ick mi! In solchen Zeiten, wo alles schief geht, da ist ein solider Polarstern doch das einzig

Zuverlässige, der sitzt fest auf seinem Himmelstuhl und wackelt nicht.

„Und nun kommt das, was Du Tüns erzählen kannst. Du weißt ja, daß ich hier mit Niklas immer gute Freundschaft gehalten habe, wenn wir uns auch nicht oft gesehen haben. Er ist ja mit seinem Rennstall, wo er Bereiter ist, meistens auf dem Turf und hat große Rosinen im Sack, auf mich sieht er immer noch bannig herab, weil ich als gewöhnlicher Arbeiter in Maschinenwerkstätten arbeite, bald hier, bald da, und sagt, jedesmal wenn er mich besucht und ich ihm erzähle, was ich in Gedanken schon erfunden habe und was ich noch erfinden will: ‚Mit all deinem Tüftelkram bringst du es doch zu nichts, Wiek. Aber ich bringe es noch mal zu was. Wenn ich hier in England in der Pferdezucht und dem Rennbetrieb richtig ausgelernt und die Sache um mich selbst in die Höhe gebracht habe und einen eigenen Pferdehandel habe wie mein Vater, dann will ich sehen, ob Trinamudder es riskiert, mir noch einmal mit Kuratel zu kommen.'

„Daran dachte ich, ging zu ihm hin und sagte: Niklas, jetzt ist es Zeit für Deutschland. Du bist wohl verrückt, Mensch, sagte er, jetzt, wo die Franzosen und Dänen ins Land kommen und die Höfe in einem Vierteljahr vielleicht nichts mehr wert sind? Da hab ich ihn mir aber gekauft. Ich glaube, seine Trinamudder hätte sich gefreut, wenn sie es mitangehört hätte. Ich sagte: Dein Bruder muß vor den Feind, und ich, der ich nichts zu verlieren habe, gehe nach Moorwisch hinüber als Beisteher für meine Mutter und die beiden Frauen auf Wübbes Hof, wenn der Franzose ins Land kommt, und du willst zurückbleiben? — Du tust es ja nur um Anke, sagte er, dann bin ich auf Wübbes Hof überflüssig. — Und auf deine Trinamudder, die den ganzen Kram für dich und Gerd herausgescharwerkt hat, zählst du nichts, sagte ich. Auf den Hof, wo doch ein rechter Bauer hinauf gehört, wenn die Not kommt, zählst du nichts? Daß du ein leichter Bruder bist, weiß ich, aber daß du gar keinen Charakter hast, das ist mir erst in diesem Augenblick aufgegangen. Adjüs, Niklas Wübbe, din Landsmann bün ick west. Da knackte er aber zusammen wie eine mullsche Zaunlatte und sagte: Hinnick, wenn du mi so bi de Ehr anfatst, denn mutt ick ja woll. Nun fahren wir zusammen ab, aber er hat vor seiner Trinamudder ganz gräsige Manschetten. Wiek, sagte er, wenn ich auf dem Hof ankomme, wer weiß, ob sie mich statt mit einer Tasse Kaffee nicht mit 'ner Mistforke begrüßt. Du bist der Mann dazu, du mußt es erst mit ihr zurechtschnacken, aber das sage ich dir, Hinrich, von der Idee mit der Pferdezucht und dem Pferdehandel laß ich nicht ab. Da hinein muß sie sich finden, sonst reise ich mit dem nächsten Dampfer wieder nach England zurück. Sieh, das mußt Du Tüns nun klar machen, daß es besser ist, Niklas kommt mit seinen verrückten Ideen zurück, als er kommt gar nicht. Und Tüns muß es bei Trina Groot ins Lot bringen. Lege nur alles in Tüns Puttfarckens Hand, der wird die Sache schon richtig drehen.

„Am 25. Juli bin ich in Hamburg, dann muß ich erst nach meinem Nähmaschinenvertreter, und am 26. bin ich in Moorwisch.

„Vielleicht kommt es ja auch ganz anders. Bismarck steckt vielleicht die Franzosen in den Sack, und die Deutschen gewinnen. Dann müssen die Franzosen bezahlen, und Du sollst mal sehen, was für ein Wohlstand nach Deutschland kommt. Dann kaufen die Bauern Dreschmaschinen und die Bauernfrauen Nähmaschinen, und wir wollen von Bergstädt aus den Kram schon in Schwung bringen. Grüß meine Mutter, Deine Trinatante und Tüns Puttfarcken und sei, wenn Du von Trinatante Urlaub kriegst, am Dienstag, dem 26., nachmittags um 3 Uhr am Bergstädter Bahnhof. Und wenn Du ihn nicht kriegst, kommst Du auch. Aber allein, lüttje, sööte Anke, wir haben uns ja allerlei zu erzählen, was andere Leute nicht zu wissen brauchen.

Dein Heinrich."

Anke holte ihren Hinrich nach Vorschrift auf dem Bergstädter Bahnhof ab, und beide sagten und erzählten sich das, was zwei junge Menschen, die sich lieben und sich zwei Jahre lang nicht gesehen haben, einander zu erzählen und zu sagen haben.

Schließlich wurde es Zeit, nach Moorwisch aufzubrechen, und Anke sagte: „Hinrich, ich habe dir ein Butterbrot mit Moorwischer Mettwurst mitgebracht, weil du von der englischen Wurst schriebst, du möchtest sie nicht."

Hinrich biß vergnügt in das Butterbrot und sagte: „So 'ne Wurst gibt's in der ganzen Welt nicht mehr."

„Wo ist denn jetzt Niklas?" fragte Anke.

„Beim Stallhalter Behrens in Altona", erwiderte Hinrich. „Ich soll ihm schreiben, was Trinamudder zu meinem Brief sagt. Bist du bei Tüns Puttfarcken gewesen?"

„Ja", sagte Anke. „Und Tüns sitzt heute nachmittag bei Trinamudder und beschnackt mit ihr die Sache. Sonst wäre ich vielleicht gar nicht weggekommen."

So war es. Trina Groot und Tüns Puttfarcken sprachen über Niklas und seine Absichten. Trina Groot wollte auf nichts hören, sie hatte seit jenem Abend in Niklas Witts Wirtschaft alles Vertrauen in ihn verloren.

„Er mag bleiben, wo er ist, Tüns," sagte sie, „und seinen Pferdehandel treiben, wo er will. Er ist wie sein Vater, es ist keine Hilfe an ihm. Für ihn arbeite ich nicht mehr, nur noch für Gerd."

„Ein Mensch wie Niklas muß aber einen festen Platz haben," sagte Tüns, „er muß eine Heimat haben, sonst geht er zugrunde. Willst du das auf dein Gewissen nehmen, Trina? Und wenn Gerd nun nach Frankreich muß, und die Franzosen schießen ihn tot, für wen hast du dann gearbeitet?"

Da stieg in Trina Groot die Erinnerung an den Tag auf, als Christopher Maak mit Mine Behrens kleinem Harm auf dem Deich vor ihr gestanden und gesagt hatte: „An diese Stunde wirst du noch denken." Ja, wenn der eine verkam und der andere erschossen wurde, was hatte dann ihr ganzes Leben und Arbeiten für einen Sinn gehabt? Dann war von Peter Wübbes Blut nur noch der kleine Harm über, der jetzt den Maakschen Namen trug. Sollte sie in ihrem Testament dem den Hof überschreiben lassen? Einem in Sünde und Unehre auf die Welt gekommenen wilden Anerben? Ach, dachte sie, es wäre besser gewesen, ich wäre in der Sturmnacht mit Peter und Harm hinuntergespült worden.

Beeke Wübbes Bild stieg vor ihr auf. Das Versprechen, das sie ihr auf dem Totenbette gegeben hatte, stand mit feurigen Buchstaben vor ihrer Seele, und sie sagte: „Tüns, du hast recht, und Hinrich Wiek bin ich Dank schuldig. Niklas soll kommen, und das andere müssen wir in diesen Schreckenzeiten dem lieben Gott überlassen."

Im Verlauf der Dinge ergab es sich, daß Hinrich Wiek und Niklas Wübbe der Franzosen halber ruhig hätten in England bleiben können. Aber die Frauen auf Wübbes Hof waren doch froh, daß beide wieder in Moorwisch waren.

Trina Groot freute sich, weil Niklas sich vernünftig anließ, auf dem Felde als ein rechter Bauer arbeitete und von seinen Pferde- und Rennideen nichts verlauten ließ. Sie glaubte schon, er habe sich diese Dinge völlig aus dem Kopf geschlagen, und bahnte durch Mett Meiersch die seit jener schwerwiegenden Hamburger Nacht zwischen dem Moorwischer und Langendeicher Hof erloschenen Beziehungen aufs neue an. Es war nötig geworden, denn es war nun kein Zweifel mehr, daß Jürn Wübbe seinen Hof nicht mehr lange halten konnte, wenn von anderer Seite keine kräftige Hand zugriff. Zwischen den beiden Frauen, Trina Groot und Marieken Wübbe, hatte eine oberflächliche Aussöhnung stattgefunden. Trina Groot war jetzt häufig auf dem Langendeicher Hof, um in die Wirtschaft hineinzusehen und vor allem ein Urteil über Wobke zu gewinnen. Wobke war zwar vergnügungssüchtig und putzsüchtig, sie war aber auch gescheit und tatkräftig. Trina Groot sah, daß sie statt der mit schweren Füßen im Hause herumschleichenden Mutter die innere Wirtschaft und die Dienstboten in fester Hand hielt, sie dachte: ich habe mich damals an dem fürchterlichen Altjahrsabend in ihr nicht getäuscht, sie hat wirklichen Charakter und wird auch Niklas im Zügel halten, wenn er erst ihr Mann ist. Sie sprach die Zukunft mit Wobke durch, und Wobke sagte: „Ein Durchgänger ist er ja, Trinatante, das sind die Wübbes nun mal, und in mir steckt auch ein Stück davon. Daß ich mit Hü und Hott und vierspännigem Juchhe in diese Ehe hineingehe, kann ich wahrhaftig nicht sagen, ich sehe es ja an Vadder, was ein Kopf und eine Hand, in dem die Gedanken zu hoch springen und das Geld zu lose sitzt, für einen Bauernhof bedeuten. Vadder hat ihn so gut wie klein gemacht, ich will versuchen, ihn mit Niklas zusammen wieder groß zu machen. Aber du mußt mir beistehen, wenn der Wagen nicht so läuft, wie er soll. Vadder muß die Wirtschaft abgeben, und ich muß im Hause das Regiment kriegen. Vor dir haben sie alle einen heiligen Respekt, selbst meine Mutter, wenn sie auch hinter deinem Rücken nicht viel Schönes über dich sagt."

So kriegte die Freierei zwischen Niklas und Wobke feste Beine, Mett Meiersch die ihr zustehenden fünfzig Mark Kurant nebst sechs Mettwürsten aus dem Moorwischer Wiemen, und die Hochzeit sollte stattfinden, sobald der Krieg beendigt und Gerd gesund aus ihm zurückgekommen sein würde.

Und Anke Groot war glücklich, weil sie jetzt täglich mit ihrem Hinrich zusammen war und die Aussicht auf die eigene Hochzeit und auf Bergstädt in greifbare Nähe rückte. Hinrich Wiek hatte die Vertretung der amerikanischen Nähmaschinen und die Uhrenflickerei wieder aufgenommen. Die Geschäfte gingen während der Kriegszeit zwar schlecht, aber er erfand allerlei kleine Verbesserungen, die ihm der Hamburger Vertreter gut bezahlte. Er konnte trotz der schlechten Zeiten etwas Geld zurücklegen und hatte im Innern seine geheimen Pläne. Aber von denen verriet er selbst Anke nicht allzuviel, es war nicht seine Art, über wichtige Dinge zu sprechen, solange er sie nicht in praktische Gestalt übertragen konnte.

Um die Kriegsereignisse selbst kümmerten sich die Moorwischer und übrigen Vierdörfer nicht allzuviel. Begeisterung war ein Ding, das man hinter den abgeschlossenen Deichen nicht suchen durfte. Als in Versailles der Deutsche Kaiser proklamiert und das Deutsche Reich ausgerufen wurde, gab es aber doch in der Schule Gesang und auf dem Deich Fahnen. Für die Bauern war es von großem Interesse, was ihre Jungens vom Kriegschauplatz schrieben, wie sie bei Orléans und Le Mans die Franzosen vertobakt hatten, und wie sie manchmal bei trockenem Brot wie die Hunde und manchmal bei Wein, Kognak und Champagner wie Gott in Frankreich lebten. Von diesen schönen Dingen berichtete Gerd Wübbe ganze Seiten lang, und wenn Trinamudder die Pakete mit Wurst, Schinken und wollenen Strümpfen für die

Post zurechtmachte, legte sie jedesmal ein Stück schwerer Sorge mit hinein.

„Gott gebe es," pflegte sie zu Anke zu sagen, „daß er mit heilen Knochen zurückkommt, und daß er bei dem wilden Leben das Trinken sich nicht angewöhnt. Ach Deern, wie kannst du dich glücklich preisen, daß du einen Mann kriegst, der gar nichts trinkt. Ein Bauernhof kann ja auf vielerlei Weise zugrunde gehn, das schlimmste ist aber, wenn er durch die Gurgel gejagt wird."

* * *

Drei Jahre waren seit dem Friedenschluß verflossen, und drei Hochzeiten waren in dieser Zeit auf den beiden Wübbeschen Höfen ausgerichtet worden. Zwei auf dem Langendeicher und eine auf dem Moorwischer Hof.

Im ersten Jahr freite Niklas Wübbe Wobke Wübbe. Und auf ihrer Hochzeit konnte man es schon sehen, daß die neue Zeit, die aus den veralteten deutschen Zuständen ein neues Deutsches Reich geschaffen hatte, auch mit gewaltigen Schritten in den Vierdörfern Einzug hielt. Wo waren die schönen seidenen Brusttücher und gestickten Lätze, die Schilder und Tinkengeschnüre, die weißen Strümpfe, roten Schötten und steifen Nettelschleifen der Mädchen, und wo die hohen Zylinder, silberbeknöpften Jacken, karmesinenen Westen, staatschen Schöttelbüxen mit den schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen der jungen Männer geblieben? Sie trugen sich jetzt auf städtisch, in greulichen Jacken und langen Hosen und mit bretthahrten weißen Vorhemden und Kragen, in die die dicken Vierdörfer Köpfe und Leiber, Arme und Beine gar nicht hineinpassen wollten. Auch Wobke Wübbe trug an ihrem Hochzeitstage nicht mehr die Brautkrone, die die Pastorin auslieh. Und statt der schwarzgeschnürten Schött und ebensolchem Platen (Schürze), goldenem Brustlatz, Quader und rotem Kragen, wie es die alte Sitte vorschrieb, ein schweres seidenes Kleid und einen Schleier, wie ihn die Mädchen in der Stadt als Bräute trugen. Nur an den älteren Leuten sah man noch das alte schöne Vierdörfer Zeug, das wie für drei Generationen gemacht war und früher auch oft so lange aushalten mußte. Es war eine buntscheckige Gesellschaft, die, vier Musikanten vorauf, auf den alten Stuhlwagen mit den bunten Engelsbrettern nach der Kirche hin und von dort nach dem Hof zurückfuhr. Und sie wurde noch sonderbarer durch die städtischen Gäste, die Jürn Wübbe als seine guten Freunde zur Hochzeit geladen hatte. Aber die übrigen Gebräuche waren allerdings nach dem alten Herkommen befolgt worden: die Butterdeerns waren mit ihren weidengeflochtenen Körben gekommen, hatten die in den Holzformen gepreßte Schlagbutter überreicht und Glück gewünscht, Mett Meiersch, die mittlere, hatte die Köstrükels gebunden und für jeden einen Taler in die Tasche gesteckt, der Gesang Nr. 684 mit den zwölf Versen, zwei Mark das Stück, war gesungen, und um zwölf Uhr nachts waren die beiden Brautzöpfe Wobke Wübbes unter der Schere gefallen. Damit war sie Frau auf dem Langendeicher Wübbes Hof geworden, und Trina Groot hatte bei der symbolischen Handlung halblaut in ihren Schoß gebetet: „Gott gebe, daß alles zum guten sich wende."

Tüns Puttfarcken, neben dem sie saß, bekräftigte diesen frommen Wunsch durch einige Strophen aus seinem Lieblingsdichter Matthias Claudius, die ihm für einen echten und rechten Bauernehestand zu passen schienen:

Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu tun
Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter;
So haben wir doch Brot
Und schöne, frische, reine Butter
Und Milch, was denn für Not?

„Ach", seufzte Trina Groot vor sich hin. „Butter, Brot, Milch? Ja, Tüns, wenn unsere Kinder sich daran genügen ließen! Die Zeiten sind vorüber. Laß sie Wein trinken, Kuchen essen und ihr Leben genießen, sie sind jung, und ich habe nichts dagegen, und wenn ich auch etwas dagegen sagte, auf mich hören sie ja doch nicht. Wenn Niklas nur sein Wort hält, daß er mir und Wobke gegeben hat, keine Fips- und andere verfluchten Karten wieder anzufassen. Die Büxen im Hause kriegt Wobke an, das ist gewiß. Aber außer dem Hause? Tüns, ich bete jeden Abend, daß er sich die Idee mit dem Pferdehandel wieder aus dem Kopf schlägt, aber es sitzt mir hier so" — Trina Groot drückte gegen das Quaderstück — „vor der Brust. Wenn ich zurückdenke, wie ich alles geplant und gewollt und gesteuert habe, und wie auf dem Hof doch immer alles verquer gegangen ist, dann denke ich manchmal, man müßte das, was man nicht will, vom lieben Gott erbitten, vielleicht schickt er es dann richtig."

Trina Groot hatte in ihrem Leben nicht viel Tränen vergossen, und ihre Augen waren auch an Niklas und Wobkes Hochzeitstag trocken geblieben. Aber nicht im nächsten Jahr, als Hinrich Wiek und ihre Nichte Anke auf der Wübbeschen Diele in Moorwisch an der Hochzeitstafel als junge Eheleute saßen. Denn nun schied Anke aus ihrem Hause, und als sie am nächsten Morgen auf den Ewer stieg, der ihre Aussteuer und Hinrichs Sachen auf der Dovenelbe nach Bergstädt bringen sollte, war es Trina, als sei ihr Herz auseinandergebrochen, und das beste Stück davon hätte sich in das goldene Herz verwandelt, das mit Ankes Gesangbuch zusammen in der Kiste lag und auf dem eingraviert stand:

Min Hatt un Din Hatt is een Hatt.

Die dritte Hochzeit wurde im nächsten Jahre wieder in Langendeich gefeiert, und diesmal fielen Liese Wübbes Zöpfe unter der Schere.

Diese Heirat war in erster Linie das Werk Wobke Wübbes, und Trina Groot hatte ihr nach langen Beratungen und vielen gemeinsam getrunkenen Tassen Kaffee zugestimmt, zum Leidwesen von Mett Meiersch der Ersten, die trotz ihres vollen Sparkassenbuches immer noch nicht in Pension gegangen war und an Lieses und Gerds Glück gern wieder hundert Mark und sechs Mettwürste verdient hätte.

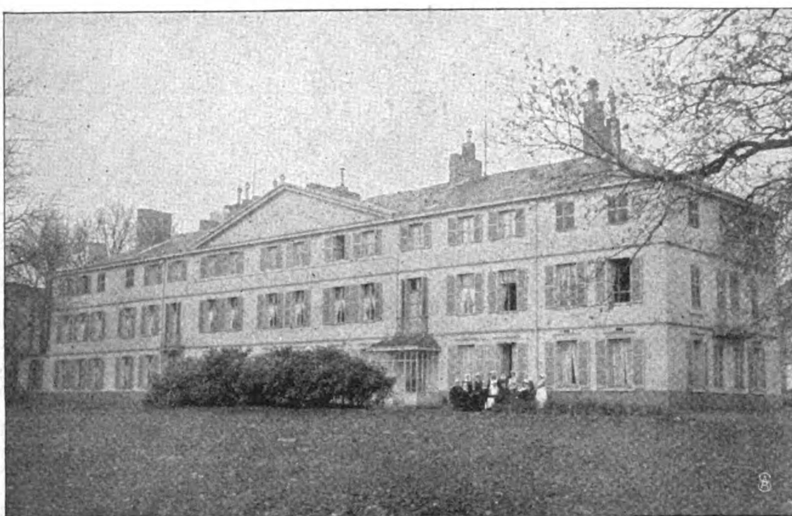
(Fortsetzung folgt.)

Die Schwesternerholungstätte La Sentinelle.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Eine landschaftlich reizlosere Umgebung als die von Valenciennes, der Stadt der Spitzen in Nordfrankreich, läßt sich kaum denken. Die ganze Gegend steht im Zeichen von Fabriken und Kohlenbergwerken, überall ragen die dreieckigen, spitzen Kohlenpyramiden fast gespenstisch in die Luft. Viele kleine Ortschaften, kahle, häßliche, oft aufdringlich bunt bemalte Häuser, staubige Landstraßen, einige in ihrer Anspruchslosigkeit rührende Schrebergärtchen! Zum Spazierengehen lockt höchstens der mit hohen Bäumen bestandene Weg am Kanal entlang.

Inmitten all dieser Nüchternheit gibt es aber doch eine Oase. Vor den Toren der Stadt, nicht weit von der kleinen Kirche mit der lebensgroßen, vergoldeten, in der Abendsonne weithin leuchtenden Heilandsfigur auf der Turmspitze, liegt inmitten eines großen Parks ein langgestrecktes, zweistöckiges Landhaus (Abb. 1). Ohne besonderen Stil und doch durch seine vornehme Einfachheit stilvoll und überaus freundlich mit den hellgrünen Fensterläden an weißen Hauswänden. Es gehört reichen Aktionären einer französischen Minengesellschaft, die vor dem Kriege dort im großen Sitzungsaal unter Vorsitz des Präsidenten über Soll und Haben, Aktien und Dividenden berieten und es sich im übrigen bei ausgesuchtem Essen und Trinken und den Freuden eines ungebundenen Landlebens wohl sein ließen. Lebensgroße Oelbilder von ihnen, ihren Vorgängern und um Handel und Wandel verdienten Landsleuten schmücken die Wände der Gesellschaftsräume.



1. Die Schwesternerholungstätte La Sentinelle.

Jetzt weht vom Dache die Fahne des Roten Kreuzes, aber darum keine Lazarettluft im Hause. Das Haus ist mit seinen behaglichen Räumen, der gediegenen Einrichtung und den freundlichen Blicken aus den Fenstern auf Parkwiese und hohe Bäume als Erholungstätte für lange im Felde stehende, abgearbeitete Schwestern mit Beschlag belegt worden. So gibt's mitten in Feindesland, aber doch so weit von der Front entfernt, daß man das Rollen des Kanonendonners nur aus der Ferne hört, ein deutsches Fleckchen Erde, vor dem die Schrecken des grausamen Krieges haltmachen, in dem Friede und Frohsinn, Gottvertrauen und Dankbarkeit herrschen.

Die Erholungstätte gewährt Aufnahme für 20 bis 25 Schwestern. Der Park birgt viele stille Plätzchen unter grünem Buchenlaub, in dichten Fliederbüschen für solche, die gern für sich und der allgemeinen fröhlichen Siesta (Abb. 4) fernbleiben wollen. Drei bis vier Wochen, wenn es der sehr für sie besorgte Kommandantur- und Hausarzt für nötig hält natürlich auch länger, dürfen sich die Schwestern ausruhen; die Losung ist für diese Zeit: ausschlafen, essen, viel Milch trinken, faulenzen. Wer lesen mag, findet gute Bücher in unserer kleinen Liebesgaben-Kriegsbibliothek; um das Klavier sammelt sich immer eine sangesfreudige Schar, Schach, Halma, Salta und sonstige Spiele stehen zur Verfügung, und wer mal „in die Welt" will, geht nach Valenciennes ins Theater. — An Leib und Seele erfrischt und gestärkt, voller freundlicher Eindrücke kehren die Schwestern dann wieder in ihre Arbeit, in ihre Kriegs- und Feldlazarette zurück, den Verwundeten und Kranken zum Segen und Trost.

Jetzt im Frühling und Sommer wird der mit seinen dunkelroten, bequemen Samtmöbeln außerordentlich gemütliche Salon (Abb. 5) weniger benutzt, wenn nicht an kalten Tagen das Kaminfeuer glüht; das Leben spielt sich mehr draußen ab; Krocket ist sehr beliebt. Auch das Billardzimmer steht leer. Zu den der Kriegzeit entsprechenden einfachen, aber nahrhaften und noch immer reichlichen Mahlzeiten im Speisezimmer, dessen Wände jetzt die Bilder unseres geliebten Kaisers, unseres und des bayrischen Kronprinzen (letzterer besuchte uns am 1. April, und wir werden seine herzenswarme Ritterlichkeit nie vergessen) schmücken, ruft durchdringend eine große Glocke im Flur. Sie hat sich diesen Dienst auch nicht träumen lassen, vor dem Kriege

läutete sie auf einem französischen Kleinbahnhof zur Abfahrt der Züge. An Pünktlichkeit und Energie im Ton läßt sie es auch jetzt nicht fehlen.

Wie melodisch und für die Bayern heimatlich klingen dagegen die aus dem Algäu verschriebenen Glocken von Liese und Lotte, unseren beiden Kühen (Abb. 3). Die führen auf der großen Parkwiese zwischen Hahnenfuß und Büscheln von weißen Narzissen ein beschauliches Dasein und versorgen das Heim mit herrlicher und reichlicher Milch. Ehe sie das Bimmeln der Glocken nicht verriet, konnten sie Entdeckungsreisen über Kartoffel- und auch Gemüseland machen, was doch verboten war!

Etwa 40 lange Beete sind mit allem nur erdenklichen Gemüse besät und bepflanzt, so daß wir im Sommer nicht von teueren Einkäufen auf dem Markt in Valenciennes abhängig zu sein brauchen.

Es mutet wirklich wie ein Idyll an, und man kann darüber fast des Krieges vergessen, die Schwestern an warmen Sonnentagen in ihren hellen Kleidern und Hauben auf der Wiese und unter den schattigen Bäumen, auf ihren Liegestühlen ruhend, zu sehen. Liese und Lotte kommen brummend angetrottet und schnaufen und pusten an Büchern und Zeitungen herum, aber die Schwestern wissen, daß sie gute Tiere sind. Mit den beiden Kühen ist der Tierbestand unserer kleinen Landwirtschaft aber noch nicht erschöpft. Ein immer rundlicher werdendes Schweinchen hat seinen Stall etwas weiter hinten im Park, in dem es nach Herzenslust wühlen und sich wälzen kann. Auf den Ruf „Anton" kommt es angelaufen und grunzt zufrieden, wenn man seinen speckigen Rücken mit einem Stock scheuert. — Eine stattliche Hühnerschar lohnt den freien Auslauf auf die Wiese mit fleißigem Eierlegen, so daß die Heim- und Hühnermutter besonders erholungsbedürftigen Schwestern jeden Tag ein frisch gelegtes Ei zum Frühstück geben kann. Dann ist noch ein Pferd da, „Frieda", die braune Stute, tüchtig, wenn es sich nur um den Weg zum Bahnhof und zurück handelt und kein Auto in Sicht ist. Der Weg zur Stadt führt über eine Eisenbahnbrücke. Oft quirlt von unter ihr wegfahrenden Zügen weißer Dampf aus den Fugen, das erschreckt Frieda noch immer zu Tode, trotzdem sie es allmählich gewöhnt sein könnte, und der Feldgraue auf dem Bock muß unter vielem Zureden eine Weile führen, ehe sie sich wieder beruhigt und willens ist, weiter und nicht nach Hause zurückzuwollen. — Unser Wägelchen (Abb. 2) holt ankommende Schwestern vom Bahnhof ab und bringt abreisende dorthin zurück, muß auch öfter zum „Fassen" aus dem Etappenmagazin, von Mineralwasser, Eis, und was man so in der Wirtschaft braucht, zur Stadt.



2. **Unser Wägelchen.**



3. **Liese und Lotte.**

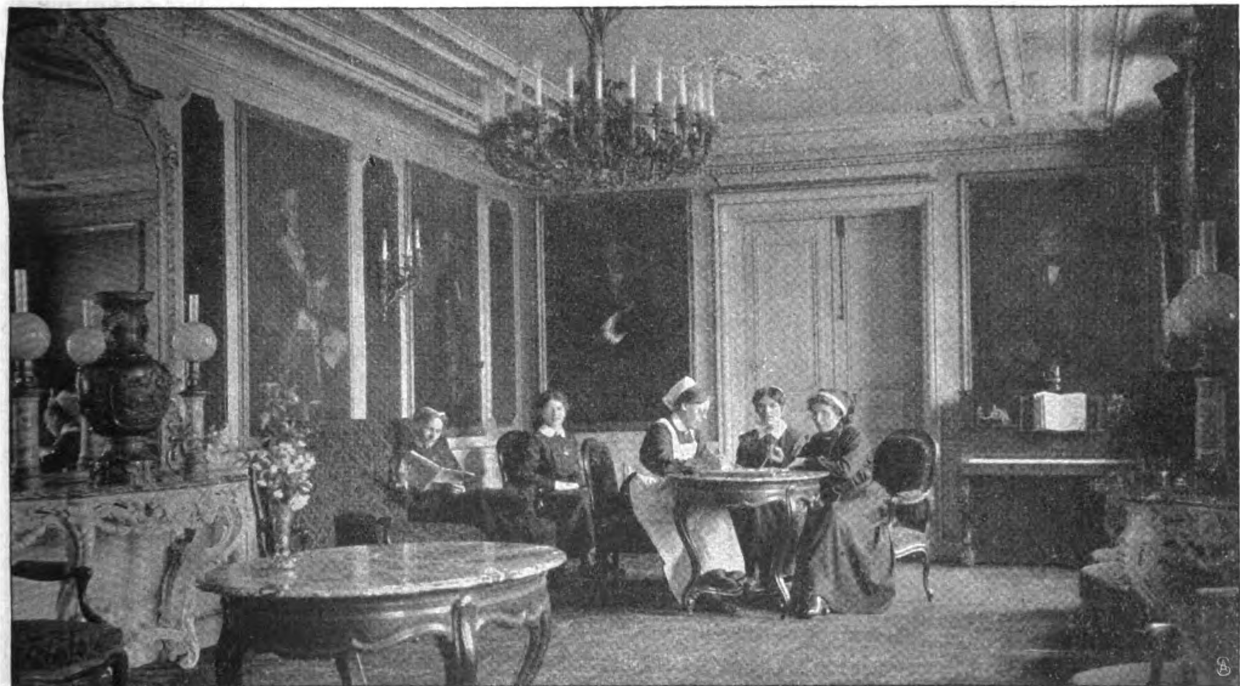
Zweimal in der Woche hält ein bequemer zweispänniger Landauer vor der Schwesternerholungsstätte,



4. **Eine Ruhestunde im Freien.**

die Etappeninspektion hat ihn zum Spazierenfahren zur Verfügung gestellt, und es ist allemal eine Freude für die, die „dran" sind. Das Ziel ist meistens der Wald. An einem der letzten sommerwarmen Tage flog das ganze Heim aus. Die im Wagen hatten eine mächtige Kanne mit heißem Kaffee und einen Korb voll Brote mitgenommen, was herrlich auf dem grünen moosigen Waldboden schmeckte. Und dann ging's in die unerschöpfliche Fülle von Maiglöckchen und gegen Abend, alle Körbe, alle Hände, den Wagen voll, singend nach Hause zurück. Die Pferde hatten Maiglöckchensträuße an den Ohren, der feldgraue Kutscher eins im Knopfloch — alle Deutschen, die dem Maiwagen begegneten, freuten sich, von den Franzosen wurde uns manch bitterböser Blick zugeworfen, aber ein paar alte Mütterchen und Kinder winkten uns auch in fröhlichem Verstehen zu. — Der größte Korb voll Wald- und Blütenduft wurde auf dem Rückweg ins Etappenlazarett gebracht. Auf das Herz, das in Gottes freier, herrlicher Natur nach vielem Weh ein wenig aufgeatmet hatte, legte sich aber wieder der schwere Druck des Jammers dieses erbarmungslosen Krieges.

In dem kleinen Haus neben dem Eingangstor an der Straße hausen auch Feldgraue, die Conciergerie ist Unterkunft für die „Schwesternwache" geworden, ein aus 5 Mann und einem Unteroffizier bestehendes Kommando von der Genesungsabteilung Valenciennes. Ständig patrouilliert ein Posten mit zweistündiger Ab-



5. **Im Gesellschaftsraum.**

lösung ums Haus und im Park. Wenn sich die Bevölkerung im allgemeinen auch in gutes Einvernehmen mit den Deutschen zu setzen sucht, so ist ihr doch nicht immer zu trauen.

„Sepp" ist kein Kriegshund, gehört zum Hause und führte seinen urdeutschen Namen merkwürdigerweise schon vor dem Kriege. Die prachtvolle Dogge fristet in ihrem Zwinger neben der Torwache ein ziemlich kümmerliches Leben, rast halb wahnsinnig vor Freude herum, wenn man sie mal herausläßt, und wird mit durchgefüttert.

Es ist ein kleines Paradies, die Schwesternerholungsstätte der 6. Armee, und vertreiben soll und wird uns niemand daraus, aber wie gern würden wir es freiwillig verlassen, wenn statt der Eisenbahnglocke im Treppenflur die Friedensglocke von allen Türmen läutete! Wollte Gott, es wäre bald so weit, und das Haus in Faubourg-Valenciennes mit seinem Park und Gemüsegarten, mit Liese und Lotte, Anton und Frieda, mit Pascha, dem stolzen Hahn, und seiner Hühnerschar, mit allen Sonnen- und Regentagen gehörte nur noch der Erinnerung an! M. v. L.

Samuel Goteswilens letzter Gang.

Von John Henry Mackay.

Alle Jahre, wenn es warm wurde, wanderte Samuel Goteswilen aus der Heimat fort, auf Deutschland zu und nach Leipzig hinein, und auf dem Hin- und Rückweg berührte er viele Städte, große und vor allem kleine, und sah und sprach viele, viele Menschen, mit denen allen er seine kleinen Geschäfte machte, kleine Geschäfte, keine großen, aber viele und jeder Art — in Kaufen, Verkaufen, Besorgen und Vermitteln, und überall, wohin er kam, hatte er seine verschiedensten Beziehungen, die wohlgebucht in seinem großen Kopfe standen.

Bis zur Grenze und zurück fuhr er gewöhnlich eine Strecke mit der Bahn. Aber von da an machte er fast die ganze Reise zu Fuß von einem Ort zum andern und bei jedem Wetter, wenn er nicht von irgendeinem Fuhrwerk mitgenommen wurde. Hier blieb er länger, dort nur einen Tag, und oft wanderte er schon nach ein paar Stunden weiter, immer, wie diese Geschäfte es erheischten.

Für sich brauchte er fast nichts. Sooft er zwanzig Mark beisammen hatte, tauschte er sie gegen einen Schein ein. Den tat er in ein Kuvert und sandte es eingeschrieben nach Hause. Das mußte sein, wie sehr ihn auch die zwanzig Pfennig reuten. Denn seitdem einmal ein Brief mit seinem kostbaren Inhalt verloren gegangen und nie wieder aufzutreiben gewesen war, hätte er nie mehr der Post sein Geld ohne Sicherheit anvertraut. Das geschah alle Woche einmal, zuweilen auch zweimal, und es war vorgekommen, daß er nicht einen, sondern zwei dieser Scheine hatte absenden können. Daheim aber wußten sie: wenn ein Brief kam, kam auch Geld. Und er: daß er alle die Kuverts, wie er sie gesandt, zu Hause wiederfand und keinen Pfennig unnütz verausgabt, denn Rebekka, sein Weib, war eine kluge Frau, eine sehr kluge Frau, die dafür sorgte, daß jedes der dreizehn Kinder satt wurde, aber auch dafür, daß jedes das Seinige verdiente, wenn es eben konnte. Und er wußte auch: daß er nun nicht bestohlen und beraubt werden konnte des Nachts, wenn er schlief in den dunklen Herbergen und Scheunen und unter dem Gesindel und den Wegelagerern. Was brauchte er denn auch zu seinen Geschäften, seinen kleinen Geschäften, denn große machte er nicht, weil sie ihm zu gefährlich waren und er sicher gehen wollte, seit er alt geworden war. Für alle Fälle aber trug er mit sich in seinen Kaftan eingenäht einen Schein, denn wenn ein großes Geschäft auch zugleich ein ganz sicheres war, weshalb sollte er es denn nicht auch machen? — Aber das kam selten vor.

Heute war die letzte Sendung nach Hause abgegangen. Nun mußte er noch über diese Höhen, dann kam das Tal und die Grenze, und war er dort erst einmal an der Bahn, war er auch bald zu Hause.

Es war hoch im Nachmittag, und er war gewandert seit der Frühe. Um Mittag hatte er mit schnellem Blick ein paar alte Sachen in dem einen Dorf um wenige Groschen eingehandelt, um sie schon im nächsten um das Doppelte wieder loszuschlagen, und er war zufrieden. Aber er hatte reden müssen, wieder viel reden. Reden hatte er auch mit dem Touristen müssen, dem fremden Herrn, auf dem Bahnsteig, wo sie beide so lange warten mußten, bis der Zug kam.

Er sah gleich, daß es ein gutmütiger Herr war, trotzdem er gewiß nicht dumm war. Er wartete auch ruhig, bis jener in seine Nähe kam, ehe er das Gespräch begann, um ihn in Erstaunen zu versetzen durch die ruhige und sichere Art des Gebildeten, mit der er es führte. Sie waren schnell auf das Ausland und Paris gekommen, und nun sah er, wie sein fließendes Französisch das Erstaunen in Verwunderung verwandelte, und wie dies Verwundern zur Verblüffung wurde, als er mit seinem Englisch begann, seinem harten und reinen Englisch, das er sprach wie die Engländer, mit denen er in jungen Jahren so viel zu tun gehabt dort drüben in den Kolonien. Er hätte mit diesem Fremden auch noch andere Sprachen sprechen können, Holländisch und etwas Spanisch und natürlich auch sein Hebräisch, aber was verstand der davon. Zu sehr durfte er ihm auch nicht imponieren, sonst hätte der es wohl gar nicht gewagt, ihm etwas anzubieten, worauf es doch allein hinausging, denn zu seinem eigenen Vergnügen unterhielt er sich sicherlich nicht. . . . Er bekam sie denn auch im letzten Moment noch — eine ganze Mark — für das Billett, denn er war schlau genug gewesen, als der Zug schon gemeldet war, einfließen zu lassen, daß er sich hier nur ausgeruht habe und nicht das Geld besitze, um zu fahren. Da bekam er sie denn gleich, die Mark, und die freundliche Aufforderung, mitzufahren und das interessante Gespräch fortzusetzen, nachdem er sich seine Karte gelöst habe. Aber er war nicht eingestiegen, sondern zurückgeblieben, und jetzt freute er sich heimlich, wenn er an das erstaunte Gesicht dieses Fremden dachte, mit dem der aus dem Wagenfenster nach ihm, der ruhig lächelnd auf dem Perron stand, zurückgesehen hatte. . . Er hatte etwas dumm dabei ausgesehen, dieser Fremde! — Bah, wie dumm sie überhaupt waren, diese Reichen, diese Nichtstuer, die hier zu ihrem Vergnügen herumkletterten! — Man mußte sie nur zu nehmen wissen. Nun, er hatte seine Mark, und er dachte gar nicht daran, sie für Fahrgeld auszugeben.

Nun mußte er noch über diese Höhe, dann hinunter ins Tal und mit der Bahn bis zur Grenze; dann war er bald zu Hause.

Aber wie heiß es doch war! — Wie die Sonne brannte, obwohl sie nicht mehr hoch stand! — —

Der alte Jude ging mühsam in seinem staubigen, schwarzen Kaftan und den harten Stiefeln. Die beiden Köfferchen, die zur Seite niederbaumelten, schlugen beim Gehen gegen seine Knie, und scharf schnitten die Bindfäden, an denen sie hingen, in seine Schultern.

Er war unsäglich schmutzig. Schwarz waren die Nägel seiner großen Hände und schwarz der feuchte Kragen um den mageren Hals, schwarz wie die Haarbüschel, die aus den Ohren heraus in den grauen Bart hineinwuchsen.

Seine Brust keuchte, und seine Füße brannten wie Feuer. Er röchelte beim langsamen Steigen.

Endlich erreichte er die Höhe, überstieg die Kuppe und warf sich jenseit ins Gras. Für eine Weile schloß er die Augen. Dann, als er sie wieder aufschlug, öffnete er sie weit in Entzücken.

Denn vor ihm lag unübersehbar in Licht und Luft das weite Land: in die grüne Mulde der Wiesen, die sich von hier oben sanft hinunterwölbte, lagen hineingebettet die alten Häuser der Bauern, weithin verstreut, jedes für sich und jedes beschirmt von den alten Bäumen, weithin, bis sie sich dort unten um den Bahnhof zu einem kleinen Orte scharten. Und tiefer noch und tiefer fiel das Tal, ehe es sich in die dunklen Wälder verlor, die sich bis in die Ebene breiteten, diese dämmernde Ebene, die sich dehnte und dehnte, um in letzter Ferne sich mit dem Horizont zu vermählen, als sei sie eins mit ihm.

Zur Seite aber, zur Rechten und Linken, rollten die waldbedeckten Hügel wie Wellen weit, weit hinaus: duftiger und erdenloser, je weiter sie rückten, und hinter der letzten Welle — der letzten, kaum mehr erkennbaren — lag seine Heimat, seine, Samuel Goteswilens Heimat, die er, wenn alles ging, wie er dachte, übermorgen um diese Zeit wiedersehen sollte. . . Über allem aber: Tal, Wäldern, Hügel und Ebene, spannte sich der blaue Himmel dieses gesegneten Sommerabends, und so hell war noch sein Glanz, obschon die Sonne sich neigte, daß er das letzte Haus vergoldete und den letzten Gipfel.

Die Beine bis an die Brust hochgezogen, saß der alte Jude und schaute und schaute. Er hatte sein Brot essen wollen hier auf der Höhe, und er vergaß es. Er schaute nur und schaute. . . Er hatte nur den einen Wunsch: so viel von dieser Herrlichkeit mit seinen Blicken zu fassen und in sich zu trinken wie möglich. Und er trank und trank — mit weitgeöffneten, großen Augen: trank den Duft der Wiesen; die letzten, zarten Wolken am Himmel; das dunkle Wogen der Wälder — trank den Hauch der fernen Ebene und die ganze, unendliche Harmonie dieser Bilder!

Lange saß er so; er wußte nicht wie lange.

Dann erwachte er langsam wie aus einem schönen Traum.

Eine große Sehnsucht nach der Heimat überkam ihn plötzlich. Wenn er sich aufmachte, den Bahnhof dort unten in einer Stunde erreichte und die Nacht durch mit dem letzten Zuge fuhr, konnte er vielleicht schon morgen zu Hause sein. Es kostete an die zwei Mark mehr, aber dann war er schon morgen daheim, schon morgen, statt erst am übernächsten Tage.

Ja, er wollte heim. Noch heute. . . .

Er wollte aufstehen und vermochte es nicht.

Und auf einmal wußte er es: daß dies sein letzter Gang gewesen war, und daß er nie mehr hinunter in dieses Tal gelangen würde und nie mehr über die blauenden Höhen dort hinüber und nie mehr nach Hause!

Er fühlte keine Schmerzen. Nur diese unbesiegbare Mattigkeit nach einem langen Leben voll Mühen und Sorgen.

Es war kein Erschrecken in ihm und keine Angst.

Er war ein kluger Mensch, der über vieles nachgedacht hatte, worüber die Menschen sonst nicht nachdenken, und er wußte, daß das Sterben nicht schwer, sondern leicht war. Einmal mußte es kommen, und wenn er auch gewünscht hätte, daheim zu sterben bei seinem Weibe und seinen Kindern — daß es hier kam, an diesem Abend und mit diesem Bild vor Augen, war nicht das schlimmste.

An viel Schönheit der Erde mußte er vorübergehen in der Hast und Unrast des Erlebens. So war es gewesen. Nun zeigte sie sich ihm noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit, und er hatte nur den einen Wunsch noch, soviel von dieser Schönheit in sich zu trinken, wie seine Augen fassen konnten, bevor sie sich schlossen. Denn Schöneres glaubte er nie gesehen zu haben, als dieses Land dort vor ihm in dem stillen Glanze und dem Frieden des Abends.

Und Samuel Goteswilen schaute und schaute, trank und trank mit heißen, gierigen und unersättlichen Augen. . . .

Er fühlte noch immer keine Schmerzen, aber eine Kälte stieg von den Füßen auf zu seinem Herzen, und seine Augen wurden müder und müder.

Dann sanken sie, und dankbar schloß er sie.

Sein Kopf fiel schwer zwischen seine Schultern. Während er mit den Händen in letzter Kraft die Knie fester umklammerte, bewegte er sich hin und her, und ein leises Stöhnen kam aus seiner Brust.

Dann ging es in Murmeln über, und so, vor sich hin murmelnd und murmelnd, ging er seinen letzten Gang.

Lied.

Du Röslein bleich in Feindesland
Sollst hier nicht einsam sterben.
Ich leg dich auf ein teures Grab,
Darinnen ruht mein Kamerad,
Und ich muß weitergehen.

O mein Kam'rad in Flandern drauß
Gestorben und begraben,
Es legt die treue Freundeshand
Dies Röslein dir in Feindesland
Zu deinen Heldentaten.

Wer weiß! Der dieses Röslein pflanzt
Aufs Grab dir unverdorben,
Auch er ist, wenn die Glocke tönt,
Die friedevoll die Welt versöhnt,
Wer weiß, vielleicht —
Vorm Feind vielleicht —
Vielleicht vorm Feind gestorben.

Clementine Krämer

Für heiße Tage

Hierzu 6 Aufnahmen von Becker & Maaß.

Ob wir zu Hause bleiben oder verreisen — sobald die Sonne recht strahlend und lockend scheint, sehen wir auch unseren Anzug in einer anderen Beleuchtung. Was bis jetzt noch recht annehmbar und nett war, verträgt die erbarmungslose Helle der Sonne nur schlecht. Man fühlt den Mangel, das Unangemessene für die Zeit, und selbst wenn man turmhoch über solchen Äußerlichkeiten erhaben ist oder erhaben zu sein glaubt, bleibt diese Empfindung dennoch bedrückend. Sie verdirbt die Stimmung, und gerade jetzt sollte man darauf bedacht sein, sie nicht durch leicht abwendbare Umstände zu gefährden.



1. Weißes, blaugetupftes Batistkleid mit rundem Ausschnitt.

Ein regelrechtes Sommerkleid ist immer ein höchst einfaches Ding. Es wirkt durch seine frohen Farben und leichten Stoffe, die für schwierige Probleme nicht geschaffen sind. Das weiße Kleid mit den kleinen blauen Tupfen (Abb. 1) zeigt den neuen Ausschnitt und die wieder beliebten Schultervolants. Sie sind wie die Volants des Rockes von einem Vorstoß aus hellblauem Batist eingefaßt. Der oberste Volant hat eine kleine, nach oben stehende Krause. Ein weißes Lederband liefert den Gürtel. Die Lederbänder wiederholen sich in diesem Sommer an zahllosen Kleidern, werden jedoch häufig auch durch Wachstuch vertreten. Auch das sommerliche Kleid aus lilaweiß gestreifter Waschseide hat einen dreiteiligen Volantrock (Abb. 5.) Wirkungsvoll sind die quer laufenden angesetzten Streifen. In ähnlicher Weise ist die Verzierung des blusigen Leibchens aufgefaßt. Man sieht — höchst einfach und doch oder vielleicht gerade deshalb sehr fesch. Den weißen Batistkragen mit schmaler Stickereieinfassung hält eine kleine Schleife aus schwarzem Seidenband zusammen. Ausdrucksvoll hebt sich die Litzenverzierung von dem sandfarbenen Kostüm aus Kreppstoff ab (Abb. 3). Eine breite Seidenschleife betont den flotten Eindruck der kurzen, losen Jacke. Auch das elfenbeinfarbene Leinenkleid (Abb. 4) trägt eine bewußte Einfachheit zur Schau. Die Jacke in loser Sportform umschließt ein Gürtel. Andere Verschlüsse sind nicht vorhanden bis auf den Knopf am Kragen, der es ermöglicht, die Jacke offen und geschlossen zu tragen. An beiden Seiten ist die Jacke geschlitzt und mit Knöpfen und Knopflöchern versehen — eine originelle Verzierung, die auch in ähnlicher Weise am Rock gut aussieht. Sie liefert den



2. Kurzer Sommermantel aus perlgrauem Tuch.



3. **Sandfarbenes Kreppkleid** mit Litzenverzierung.

liche Rockteile wirken wie Raffungen und treten besonders durch ihre Rüschenumrandung hervor. Die Rüschen am unteren Teil des Rockes gehen vorn ebenso wie auch hinten ein wenig in die Höhe. Zu diesem Kleid sieht der großrandige, elegant verzierte Hut gut aus. Zu den leichten, hellen Sommerkleidern gehören Hüte, die sich ihrem Stil anpassen, und der ist, wie schon gesagt, von reizvoller Schlichtheit. Es sind meist mittelgroße, runde, kleidsam geschweifte Formen aus Stroh, einfarbigem oder gestreiftem Batist, Filz oder Leinen, die sich mit dem denkbar geringsten Maß von Garnitur zufrieden geben. Neben Bändern und Blumen be-



4. **Elfenbeinfarbenes Leinenkleid** in Sportform.

Beweis, daß häufig ein netter, hübsch ausgeführter Einfall besser am Platz ist als ein teurer, kostbarer Schmuck. Die kleinen Sommermäntel aus leichtem, hellem Tuch haben auch ihr Teil von der beliebten Zwanglosigkeit abbekommen. Der perlgraue Mantel (Abb. 2) fällt breit und glockig, seitlich sind breite Taschen eingefügt. Der gewölbt geschnittene Kragen liegt flach auf (wie die Abbildung zeigt), er kann jedoch auch hochstehend, tuchartig umgelegt getragen werden. Die großen Stoffknöpfe passen zu dem Stil des Mantels. Das schwarze Taftkleid (Abb. 6) ist in der Form von höchster Einfachheit. Es wirkt nur durch den hohen Miedergürtel und die neuartig aufgesetzten Rüschen eigenartig. Der Miedergürtel, der die Bluse aufnimmt, hat vorn und rückwärts eine knopfartige Phantasieverzierung. Seit-



5. **Lila und weiß gestreiftes Waschseidenkleid.**

vorzugt man sehr viel Leder und Wachstuch als Einfassung und flott umgelegten, schleifen- und schnallenähnlichen Ansatz. Die hierzu in Frage kommenden Leder sind für andere Zwecke unverwendbar. Es liegt demnach kein Grund vor, sie aus patriotischen Empfindungen abzulehnen oder gar anzufeinden.

Tüll gehört zu jenen Geweben, die mit gutem Erfolg für leichte Sommerhüte in Anwendung gebracht werden. Entweder liegen kräftig gefärbte Tüllschichten über dem Stroh und ragen über dessen Rand hinaus, oder Kopf oder Rand sind aus Tüll hergestellt. Ganze Tüllhüte hingegen gibt es nur wenige, denn sie sehen zu leicht geputzt aus. Weit moderner sind die Zusammenstellungen von Tüll mit Samt oder Seide, so daß entweder der Kopf aus Samt oder Seide besteht und nur Tüll zum Rand

verwendet ist. An Stelle von Tüll tritt auch häufig Chinakrepp als Bezug, auf eine Weise angeordnet, die wie ein Tuch aussieht, das von einem Kranz zartschattierter Blumen gehalten wird. Ein anderer Gedanke, den Hochsommerhut leicht und duftig zu gestalten, besteht in der Verwendung von Roßhaarplatten und Roßhaarspitzen, die über Tüll gespannt besonders hübsch aussehen.

Wenn auch das Material sehr häufig vornehm und elegant ist, der Charakter des Hutes darf doch nicht geputzt sein. Man muß bei der Mannigfaltigkeit der zum Ausdruck kommenden Geschmacksrichtungen genau wägen, zu welchem Kleid der Hut hauptsächlich getragen werden soll, damit die Eleganz von Kleid und Hut denselben Grad einhält.

Die große Vorliebe für schwarze Samthüte zu hellen Sommerkleidern überrascht nicht. Wenn die Kleider in der Rosenzeit sich zu voller Sommerlichkeit entfaltet haben, stellt sich wohl des guten Kontrastes wegen auch mit der gleichen Pünktlichkeit der schwarze Samthut ein.



6. Schwarzes Taftkleid
mit Miedergürtel und dicken Rüschen.

Die Sonnenschirme sind im allgemeinen in diesem Jahr besonders in den Formen weniger originell als sonst. Auch in den Farben herrscht eine gewisse Zurückhaltung, man sieht hauptsächlich ruhige Töne, die man vorzugsweise durch farbige Ränder belebt. Sehr originell wirken dunkle Spitzen auf eingezogenem, hellem Seidengazegrund gebettet. Besondere Beachtung finden die Sonnenschirme, die von jungen, modernen Künstlern geschaffen sind. Form, Farbe, Griff, kurzum jeder einzelne Schirm verrät Originalität. Meist hängen an den Stangen oder am Stock Blumen aus bunter Seide gehäkelt, die ganz einfach sind, aber lustig aussehen.

Zu einem hellen und zierlichen Sommeranzug dürfen auch, das heißt, wenn der Anzug einheitlich wirken soll, keine schweren, dunklen Handtaschen getragen werden. Sind sie in unserer Zeit, in der die Kleidertasche wieder zu Ehren kam, dennoch erforderlich, so beweise man seinen Geschmack und seine Geschicklichkeit durch die Herstellung eines sogenannten „Sommerbeutels“.



Presse-Photo-Vertrieb.

Ausgebaute österreichisch-ungarische Stellung in Beßarabien.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 30. Berlin, den 22. Juli 1916. 18. Jahrgang.

Der „Deutschland“ Amerikafahrt.

Von

Rudolf Herzog.

Und es war eine Schlacht, so war sie nie,
Durch die Welt ging Beten und Weinen;
An der Somm' und dem Ancre-Bach stürmten sie
Dreie gegen einen.
Drei gegen einen in Blut und Blei —
Der wehrte mit klammernden Pranken
Jeden Fußbreit Boden und dachte dabei
Nur immer denselben Gedanken:
„Deutschland — voran in der Welt!“

Und es war eine Schlacht im Verduner Land,
Viel Volk hat sterben müssen;
Und es war eine Schlacht vom Ostseestrand
Hinunter an Rußlands Flüssen,
Eine Schlacht wie rasender Menschenmord,
Dreie gegen einen —
Der aber dacht nur das eine Wort,
Und das sollt ihm kein Sterben verneinen:
„Deutschland — voran in der Welt!“

Und es war ein Schrei, der fuhr um die Welt,
Wie nie ein Schrei geschehen;
Da blieben die Schwerter im rauchenden Feld
Starr in den Lüften stehen,
Da blieben die Streiter im kämpfenden Glied
Mit stockendem Atem geschieden —
„Das klang — das klang wie ein Adlerlied —
Wie ein Sieg über Krieg und Frieden:
‚Deutschland — voran in der Welt‘!“

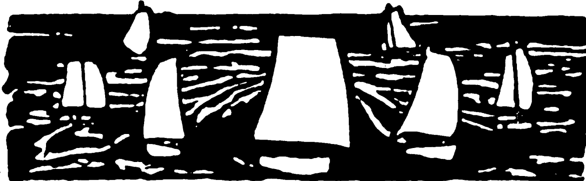
Und es war, als hätte der deutschen Schar
Inbrünstig Beten und Lieben
Aus Deutschlands Namen ein Wunder gar,
Ein neues Reis getrieben.
An fernem Gestad stieg ein Schiff vom Grund . . .
Von Deutschland kam es geschwommen . . .
Das hatte den Weg durch der Hölle Schlund
Querdurch unter Wasser genommen!
Deutschland — voran in der Welt!

Und es war, als gäb's keinen feindlichen Kiel
Und kein Morden in Gräben und Sappen,
Es tauchte empor wie im Friedenspiel,
Alt-Bremens Schlüssel im Wappen.
„Wer bist du?“ scholl es vom Lande her,
„Die Deutschland!“ scholl's von der Brücke,
„Das Meer ist gesperrt!“ — „Frei ist das Meer
Dem Wiking-Mut und dem Glücke!
Deutschland — voran in der Welt!“

Und es war, als hätte das Erdenrund
Das Ohr für das Morden verloren —
Es fuhr ein Schiff auf dem Meeresgrund,
In Deutschland war es geboren.
Aus der Kraft, die die stöhnende Feldschlacht schlug,
War lachend ein Lenzreis getrieben,
Und „Deutschland“ stand am schäumenden Bug
In Gottes Schrift geschrieben,
„Deutschland voran in der Welt!“



Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

11. Juli.

Zwischen Ancre und Somme setzen die Engländer starke Kräfte zum Angriff beiderseits der Straße Bapaume—Albert an. Nordwestlich der Straße werden sie zusammengeschossen, ehe es zum Nahkampf kommt, östlich der Straße entspinnen sich heftige Kämpfe im Südrande des Dorfes Contalmaison und des Waldes von Mametz.

Ein U-Boot vernichtet in der Nordsee einen englischen Hilfskreuzer von etwa 7000 Tonnen. An der englischen Ostküste werden durch U-Bootsangriffe drei bewaffnete englische Bewachungsfahrzeuge versenkt.

12. Juli.

Südlich der Somme erleiden die Franzosen bei einem großangelegten Angriff auf der Front Belloy—Soyecourt eine empfindliche Schlappe. Der Angriff bricht in unserm Feuer vollkommen zusammen, ebenso fluten schwächere, gegen La Maisonnette—Barleux angesetzte Kräfte unter großen Verlusten in die Ausgangstellung zurück.

Im Maasgebiet spielen sich links des Flusses nur kleinere Kämpfe ab. Rechts des Flusses schieben wir unsere Stellungen näher an die Werke von Souville und Laufée heran; dabei werden 39 Offiziere, 2106 Mann zu Gefangenen gemacht.

Die Inspektion der „Deutschland" durch drei amerikanische Seeoffiziere endet mit der Entscheidung, daß sie ein unbewaffnetes Handelsschiff ist, und daß sie nicht auf hoher See in ein Kriegsschiff verwandelt werden kann.

13. Juli.

Nördlich der Somme gelingt es den Engländern, sich in Contalmaison festzusetzen. Das Artilleriefeuer wird mit großer Heftigkeit fortgesetzt. Südlich der Somme haben die Franzosen mit ihren Angriffen, die mehrmals beiderseits von Barleux sowie bei und westlich von Estrees angesetzt werden, keinen Erfolg gehabt; sie müssen meist schon in unserem wirkungsvollen Sperrfeuer unter schweren Blutopfern umkehren

Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer werden durch umfassenden Gegenstoß deutscher Truppen bei und nördlich von Olesza (nordwestlich von Buczacz) eingedrungene Russen zurückgeworfen.

Im Walde von Tatoi bei Athen bricht Feuer aus, das sich nach dem Landsitz des griechischen Königs zu verbreitet. Das Schloß und die in der Nähe befindliche Kaserne werden zerstört. Mehrere Personen, darunter Offiziere, verlieren ihr Leben.

14. Juli.

Beiderseits der Somme entbrennt von neuem ein heftiger Kampf. Die Engländer greifen im Abschnitt Wald von Mametz—Longueval an und wiederholen ihre Anstrengungen am Wäldchen von Trônes.

Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer dringt der Feind abermals in die vorderste Verteidigungslinie ein und wird wiederum durch Gegenangriff mit erheblichen Verlusten geworfen.

15. Juli.

Die nach der ersten blutigen Abweisung fortgesetzten englischen Angriffe nördlich der Somme führen zu schweren Kämpfen. Zwischen Pozieres und Longueval gelingt es dem Gegner, mit hier massierten Kräften trotz stärkster Verluste in unsere Linien einzudringen und zunächst Boden zu gewinnen sowie sich im Trônes-Wäldchen festzusetzen. Der Stoß ist aufgefangen. Der Kampf wird fortgesetzt.

16. Juli.

Beiderseits der Somme starke Artillerietätigkeit. Vier starke englische Angriffe im Abschnitt Ovillers—Bazentin-le-Petit brechen vor unseren Linien ebenso restlos zusammen wie ein östlich von Bazentin angesetzter Angriff.

Südlich der Somme entspinnt sich ein lebhaftes Gefecht bei und südlich von Biaches. Ein Teil des Dorfes ist wieder von uns besetzt.

Oestlich der Maas setzen die Franzosen starke Kräfte gegen die Höhe „Kalte Erde" und gegen Fleury an; sie hatten keine Erfolge. Bei ihrem abends wiederholten Anlauf dringen sie südwestlich des Werkes Thiaumont in kleine Teile unserer vordersten Linie ein, um die noch gekämpft wird.

17. Juli.

Im Somme-Gebiet bleibt die Artillerietätigkeit beiderseits sehr bedeutend. Es kommt zu feindlichen Teilangriffen, in denen die Engländer in Ovillers weiter eindringen, und die südlich von Biaches zu lebhaften Kämpfen führen, im übrigen aber schon im Sperrfeuer scheitern oder in demselben nicht zur vollen Entwicklung kommen.

Die am 15. Juli eingeleiteten größeren französischen Angriffe östlich der Maas werden fortgesetzt. Erfolge erzielt der Gegner in dem blutigen Ringen nicht, sondern büßt an einigen Stellen Boden ein.

Die stellvertretenden Generalkommandos und ihre Aufgaben.

Von Oberbürgermeister Konrad Maß (Görlitz), z. Zt. kommandiert zum stellvertretenden Generalkommando, 7. Armeekorps.

Im Artikel 68 der Reichsverfassung ist vorgesehen, daß im Falle eines Krieges der Kaiser jeden Teil des Reichsgebiets — mit Ausnahme von Bayern, das hierüber eigene Bestimmungen hat — in Kriegszustand erklären kann. Eine Regelung durch Gesetz über die Voraussetzungen, die Form der Verkündung und die Wirkung einer solchen Erklärung ist in Aussicht gestellt. Bis dahin gelten die Vorschriften des preußischen Gesetzes über den Belagerungzustand vom 4. Juni 1851. Durch den genannten Artikel der Reichsverfassung tritt das preußische Gesetz, sobald der Kriegszustand eintritt, auch für die nichtpreußischen Staaten (außer Bayern) in Kraft, ohne daß es einer nach den Gesetzen dieses Staates vorgeschriebenen Verkündung bedürfte. Die Ausdrücke „Belagerungszustand" und „Kriegszustand" sind gleichbedeutend.

Der Zweck dieser Bestimmung ist klar ersichtlich. Im Kriege ist keine Zeit zu langen Erwägungen über Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit einer Maßnahme; auch können nicht all die verschiedenen Interessen mit der Sorgfalt, die im Frieden darauf verwendet wird, abgewogen werden. Auch muß man mit in Kauf nehmen, wenn durch eine Maßregel der eine oder andere Berufsstand schärfer getroffen wird als der andere. Das einzige Ziel aller Arbeit im Kriege, auf das alle Machtmittel der Behörden, alle Kräfte der Bevölkerung gemeinsam gerich-

tet sein müssen, ist die Vernichtung des Feindes. Daher ist eine starke, geschlossene, einheitliche Staatsgewalt, die die Interessen des Heeres mit denen der Zivilverwaltung vereinigt, unbedingt erforderlich.

Das sehr kurz gehaltene preußische Gesetz hat zu vielen Zweifeln Anlaß gegeben; diese sind durch Urteile der höchsten Gerichte, namentlich des Reichsgerichts, inzwischen meist geklärt, so daß sich jetzt im wesentlichen eine einheitliche Uebung herausgebildet hat.

Die erste Wirkung des Gesetzes ist, daß die gesamte vollziehende Gewalt auf die Militärbefehlshaber übergeht, das heißt: auf die Gouverneure und Kommandanten der Festungen und außerhalb der Festungen auf die stellvertretenden Generalkommandos. Es bedarf keiner Uebertragung dieser Gewalt, etwa durch den Kaiser; diese Rechtsfolge tritt vielmehr mit der Verkündung des Kriegszustandes kraft Gesetzes ganz von selber ein.

Was heißt „vollziehende Gewalt"? Die Frage ist, da es sich um ein preußisches Gesetz handelt, nach preußischem Rechte zu beurteilen. Man versteht darunter die Gesamtheit aller amtlichen Befugnisse, soweit sie nicht zur Rechtsprechung oder Gesetzgebung gehören. Die vollziehende Gewalt umfaßt daher auch die des Bundesrats und der Minister, denen also der Befehlshaber nicht untergeordnet ist — aber auch den Teil der vollziehenden Gewalt, der den Landesfürsten zusteht, so z. B. das Begnadigungsrecht bei verurteilten Verbrechern. Die Folge ist, daß der Befehlshaber das Recht hat, die Tätigkeit aller Behörden mit Ausnahme der rechtsprechenden und gesetzgebenden, also insbesondere das ganze ungeheure Gebiet der gesamten Reichs-, Staats- und Gemeindeverwaltung an sich zu ziehen. Die tatsächliche Uebung ist natürlich die, daß die bürgerlichen Behörden ihr Amt selbständig, im eigenen Namen und innerhalb ihrer bisherigen Zuständigkeit weiter ausüben wie im Frieden. Aber alles dies nur, soweit der Militärbefehlshaber es gestattet, und immer mit dem Rechte für diesen, jede Verfügung außer Kraft zu setzen, jede Verwaltungshandlung in jeder Lage des Verfahrens an sich zu ziehen, in jeder Beziehung Anweisungen an die Behörden zu erteilen. Er ist Dienstvorgesetzter aller Beamten; er kann gegen die auf Kündigung angestellten Beamten an Stelle der Behörde die Kündigung aussprechen; er kann widerspenstige oder sonst pflichtvergessene Beamte ohne langwieriges Disziplinarverfahren ihres Dienstes entheben.

Die Befugnis des Militärbefehlshabers geht nach dem Gesetze so weit, daß er sogar gewisse Verfassungsvorschriften, die (in den Artikeln 5—7, 27—30, 36 der preußischen Verfassungsurkunde enthaltenen) „Grundrechte", außer Kraft setzen kann; diese betreffen die Gewährleistung der persönlichen Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Unzulässigkeit von Ausnahmegerichten (daher während des Krieges die Zulassung außerordentlicher Kriegsgerichte), die Freiheit der Presse, des Vereins- und Versammlungsrechts wie die Beschränkung der bewaffneten Macht bei der Teilnahme an der Unterdrückung innerer Unruhen. Man spricht in diesem Falle vom sogenannten „verschärften Belagerungszustand", während dessen Dauer für jede Anordnung Raum geschaffen ist, die der Befehlshaber aus militärischen Gründen für notwendig erachtet.

Diese Erweiterung der Befugnisse ist aber nicht bloß auf den Militärbefehlshaber, sondern auch auf die Zivilbehörden übergegangen, soweit sie in ihrem Amte belassen sind, selbstverständlich auch hier mit dem Rechte des Befehlshabers, bestimmte Befugnisse der eigenen persönlichen Entschließung vorzubehalten. Dies wird bei wichtigen Entschließungen im allgemeinen geschehen, so bei Eingriffen in die persönliche Freiheit, in das Hausrecht und das Briefgeheimnis, bei Beschlagnahme von Sachen, Verbot von Drucksachen, Schließung von Geschäften u. dergl.

Ein weiteres sehr wichtiges Recht ist das im § 9b des genannten Gesetzes gegebene, aus Gründen der öffentlichen Sicherheit Verbote zu erlassen. Auch hier sind die Befugnisse überaus weitgehend; denn in Kriegszeiten kann vieles als die öffentliche Sicherheit gefährdend angesehen werden, was im Frieden vielleicht nur als Belästigung empfunden oder gar nicht beachtet werden würde. Dahin gehören z. B. die Erlasse über Volksernährung, über Beschränkung des Alkoholverbrauchs, Verbot weiblicher Bedienung in Schankstätten, Verbot des „Wahrsagens", um einer Beunruhigung der Bevölkerung vorzubeugen, des Tragens anstößiger oder auffälliger Kleidung u. dergl. Hierbei kann der Befehlshaber so weit gehen, daß er bestehende Gesetze aufhebt oder ändert — immer unter der einzigen Voraussetzung, daß die öffentliche Sicherheit die Maßnahme erfordert, — eine Frage, die aber wiederum der Befehlshaber allein nach eigenem Ermessen zu entscheiden hat.

Die Übertretung solcher Verordnungen hat nach dem Gesetz Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre zur Folge; das ist vielfach angefochten worden, und man wird zugeben müssen: mit Recht. So große Vorzüge in der Vielgestaltigkeit der Macht des Militärbefehlshabers liegen, um so zahlreicher werden doch die Verordnungen, die er erläßt, und um so häufiger werden die Übertretungen. Da nun auch fahrlässige Übertretungen strafbar sind, Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt, so erwies sich diese Bestimmung als sehr hart, und es kam im Dezember 1915 ein Reichsgesetz zustande, wonach, wenn mildernde Umstände vorliegen, auf Haft oder auf Geldstrafe bis zu 1500 Mark erkannt werden kann.

Die Träger dieser fast unbeschränkten, über die Befugnisse eines Landesherrn im Frieden — abgesehen von gewissen Hoheitsrechten — weit hinausgehenden Gewalt sind neben den Gouverneuren oder Kommandanten der Festungen die stellvertretenden Kommandierenden Generale, deren je einer einem stellvertretenden Generalkommando vorsteht. Außer den drei bayerischen haben wir deren 21, von denen das in Berlin den Namen „Oberkommando in den Marken" führt. Dem Kommandierenden General untersteht ein „Stab" von Offizieren unter einem besonderen „Chef". Mit der langen Dauer des Krieges und der Erfassung zahlreicher, von militärischen Dingen gänzlich abliegender Verhältnisse hat es sich als notwendig erwiesen, Offiziere und auch höhere Beamte der verschiedensten Berufsbildung hinzuzuziehen. Wir finden dort unter den Vorstehern der einzelnen Abteilungen Juristen und Philologen, Professoren und Privatdozenten der verschiedensten Fakultäten, Kaufleute, Industrielle, Bankbeamte, Regierungs- und Selbstverwaltungsbeamte aller Art, denen oft wieder eine größere Anzahl Hilfsarbeiter zugesellt ist.

Daß eine Schar auf den verschiedensten Gebieten geschulter Personen vorhanden sein muß, um die Arbeit der Generalkommandos bewältigen zu können, zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschäftsverteilung. Da stehen

zunächst natürlich die militärischen Angelegenheiten im Vordergrund, welche die Mobilmachung sowie die Aufstellung neuer Formationen betreffen, die Ersatzgestellung für Feld- und Ersatztruppen, die Belegung und Benutzung der Truppenübungsplätze, Rekrutierungsachen und Führung der Kriegstagebücher. Dazu kommen die zahlreichen Besichtigungsreisen des Kommandierenden Generals mit Rücksicht auf die Ausbildung der Truppen; die Reklamationen, Beurlaubungen und Zurückstellungen vom Heeresdienst; die Durchführung des Grenz- und Bahnschutzes, die Strom- und Postüberwachung, die Spionageabwehr; die sehr umfangreiche Bearbeitung der Angelegenheiten der Kriegsgefangenen nebst Verwaltung der Lager; die Fürsorge für Kriegsverletzte, die Beaufsichtigung und Verwaltung der Lazarette, ärztliche und tierärztliche Betätigung.

Dann folgt die nicht minder umfangreiche und wichtige Zivilverwaltung, von der nur die wichtigsten Zweige erwähnt werden sollen: Die Angelegenheiten der inneren Verwaltung und der Polizei, die Sicherheitsmaßnahmen im Korpsbezirk, namentlich solcher, die ein Einschreiten oder eine Anordnung auf Grund des Gesetzes über den Belagerungzustand erfordern; der Arbeiterschutz und die Ueberwachung der Arbeitsverhältnisse, die Ueberwachung der in manchen Bezirken sehr zahlreichen Ausländer, die Lohn- und Kündigungsverhältnisse der Angestellten und Arbeiter. Dahin gehören weiter die Verhältnisse des Handels und der Industrie, die Ein- und Ausfuhr von Lebensmitteln und Betriebsstoffen, Kohlen, Industrieerzeugnissen und sonstigen Waren sowie, was neuerdings sich immer mehr zu einer überaus wichtigen Angelegenheit herausgebildet hat, die Frage der Volksernährung, womit die Überwachung der Lebensmittel und sonstiger Verkaufspreise verbunden ist; ferner die Ausstellung von „Passagierscheinen" an die Front oder in die von deutschen Truppen besetzten Landesteile, die Regelung des Schiffsverkehrs auf den großen, namentlich in das Ausland übertretenden Strömen, Regelung des Kraftfahrwesens u. a. In der Presseabteilung endlich findet eine Überwachung der in- und ausländischen Presse statt; alle Angelegenheiten der inneren und äußeren Politik werden sorgfältig durch das Lesen zahlreicher Zeitungen überwacht. Dem Generalkommando angegliedert sind die Kriegsgerichte sowie die Intendantur, die sich mit der Bekleidung, Ausrüstung, Verpflegung, Besoldung und Unterkunft der Truppen zu befassen hat. Ferner schließt sich die umfangreiche Verwaltung der Registratur und des Kassenwesens an.

Aus dieser Aufzählung, die nur das Allerwichtigste nennen und sich vor allem in keine dieser Fragen irgendwie vertiefen konnte, ergibt sich schon die Vielseitigkeit dieser Behörde, die tatsächlich alles umfaßt, was nicht ausschließlich Rechtsprechung und Gesetzgebung betrifft, obwohl sie diese letztere auch in vielen Beziehungen ersetzt. Die Tätigkeit vollzieht sich wie bei den Zivilbehörden in der Abarbeitung eines sehr umfangreichen „Dezernats", in der Absetzung von „Verfügungen", die dann von Schreibern und Hilfsschreibern ausgeführt werden. Über die wichtigen Dinge, namentlich solche von allgemeiner Bedeutung, läßt sich der Kommandierende General oder der Chef des Stabes Vortrag halten, ebenso wie selbstverständlich alle mit ihrer Unterschrift in die Welt gehenden Schriftstücke wohl vorbereitet und vorgetragen, aber von ihnen selbst erlassen werden.

Die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der Obliegenheiten der Generalkommandos hat denn auch einen lebhaften Verkehr zur Folge, der von allen modernen Einrichtungen des Bureaudienstes unterstützt wird. Es vergeht wohl keine Minute am Tage, in der nicht an mehreren Stellen der Fernsprecher benutzt wird, sei es zur Besprechung innerhalb des Ortes oder nach außen: an Gesuchsteller, Behörden des Inlands und besetzten Auslands, die Ministerien, besonders das Kriegsministerium. Zu Hunderten kommen Gesuchsteller persönlich, Tausende von Schriftstücken gehen täglich ein und aus, zahlreiche Ordonnanzen befördern sie auf Rädern oder in Körben zur Post. Der Betrieb, auch eine eigene Druckerei, wird Tag und Nacht, auch Sonntags aufrechterhalten: alles in allem, ein buntes und vielgestaltiges, an die Nervenkraft der Arbeitenden, die zum großen Teil aus verwundeten Offizieren bestehen, die höchsten Anforderungen stellendes Leben — und alle diese vielverschlungenen Fäden zusammenlaufend in der Hand des Kommandierenden Generals. —

Die lange Dauer des Krieges und die wechselvollen Schicksale gerade auf wirtschaftlichem Gebiet haben nun eine große Anzahl von allgemeinen Verboten und Anordnungen hervorgebracht. Dazu gehören, abgesehen von den rein militärischen Vorschriften, alle auf die Nahrungsmittel bezüglichen Anordnungen, als da sind Festsetzung der Höchstpreise, Beschlagnahmen und Verkaufsbeschränkungen, zu deren Durchführung sich die Generalkommandos der Zivilbehörden, insbesondere der Polizeibehörden bedienen. Von größter Wichtigkeit ist weiter die Erhaltung der Arbeitskräfte im Inlande; wo sie bei den zahlreichen Einberufungen dem Bedürfnis nicht genügten, mußte Ersatz durch ausländische Arbeiter geschaffen werden, sei es durch Kriegsgefangene, sei es durch Arbeiter, die aus den besetzten Gebieten auf Grund eines freien Arbeitsvertrages angeworben werden. In unserer gesamten Industrie, die sich in bewundernswerter Weise den Bedürfnissen des Tages angepaßt und dadurch einer Arbeitslosigkeit vorgebeugt hat, sind insgesamt Hunderttausende solcher Ausländer beschäftigt, die naturgemäß einer besonderen Behandlung und Bewachung bedürfen.

Aber auch die soziale Fürsorge liegt, insofern sie einer Gesundung des Volkes Vorschub leistet, mit in der Hand der Generalkommandos, und gerade auf diesem Gebiete sind manche segensreiche Einrichtungen zu verzeichnen. Gegen den Mißbrauch des Alkohols, die Auswüchse der Lichtbildtheater, der öffentlichen Lustbarkeiten, die dem Ernst der Zeit nicht entsprechen oder weite Kreise der Bevölkerung in ihrem vaterländischen Empfinden verletzen und beunruhigen, gegen das Kurpfuschertum und die Geburtenbeschränkung sind Verordnungen ergangen, die nach Lage der Gesetzgebung im Frieden nicht möglich waren, und für die sich in den gesetzgebenden Körperschaften mit Rücksicht auf die Interessen der von solchen Anordnungen Betroffenen kaum eine Mehrheit gefunden haben würde.

Ganz besonders aber gilt die Arbeit der Generalkommandos auch der heranwachsenden Jugend — in der in den letzten Jahren immer mehr hervorgetretenen Erkenntnis, daß die körperliche und sittliche Ertüchtigung des Volkes bei ihr beginnen müsse. Hier tritt nun noch die Erwägung hinzu, daß die heranwachsenden jungen Leute während der Kriegszeit zumeist einer guten Erziehung entbehren müssen; sie ganz zu ersetzen, ist nicht

möglich — sie zu **unterstützen**, haben die Generalkommandos mit gutem Erfolge unternommen, indem sie Verordnungen erließen, die nicht bloß die Jugendlichen selbst in bezug auf Genuß von Tabak und Alkohol, auf Wirtschaftsbesuch, auf Herumbummeln auf den Straßen, auf Verwendung der oft reichlichen Löhne gewissen Beschränkungen unterwarfen, sondern auch diejenigen zu treffen suchen, die die Selbst- und Genußsucht der Jugend und ihren Leichtsinn schnöden Gewinnes halber gewissenlos ausbeuten. Dies letztere gilt namentlich von den Verfertigern und Verbreitern der „Schundliteratur", die in geradezu erschreckender Fülle die Seelen unserer Jugend vergiftete. Es war dies kein leichtes Unternehmen, denn die Beurteilung der Bücher ist zu verschieden, eine Umgrenzung des Begriffes „Schundliteratur" kaum möglich, der Kampf bei der Menge von Schundschriften, der seit Jahren in Angriff genommen ist, erschien fast hoffnungslos. Und doch haben ihn einige Generalkommandos eröffnet, was von allen Seiten, außer von den mit ihrem Geldbeutel Beteiligten, warm begrüßt worden ist. Es war dringend nötig, den Kampf zu eröffnen, und es ist ebenso nötig, ihn fortzusetzen; denn wenn auch in den ersten Kriegsmonaten die Abenteuerlust und Kriegsbegeisterung in bunten Umzügen und verstärkten körperlichen Übungen ihren Ausdruck und Ausgleich fand, so trat doch bald „das Buch" wieder in seine Rechte. Alte und neue Schundbücherreihen wurden in Massen auf den Markt geworfen, und leider wurden jetzt auch die Großtaten unseres Heeres in der Verzerrung roher Abenteuererzählungen dargeboten, die, um sie unverdächtig zu machen, ja, um ihnen die Empfehlung hoher Gönner zu sichern, in ein „patriotisches Mäntelchen" gekleidet wurden. Die Generalkommandos folgten hierin ihrer Aufgabe, jeder Verwahrlosung der Jugend nach Kräften zu steuern, und trotz lebhaften, zum Teil heftigen Widerspruchs aus den beteiligten Kreisen haben sie mit kühler Ruhe ihren Standpunkt gewahrt.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn gerade von diesen Verordnungen, die im Frieden schon oft ersehnt wurden, aber wegen mancherlei Hindernisse nicht durchgeführt werden konnten, möglichst viel in die Friedenzeit hinübergerettet werden könnte; hat man doch jetzt Zeit genug, ihre Wirkung zu beobachten und so Erfahrungen für die Friedenzeit zu sammeln. —

Die Tätigkeit der Generalkommandos hat sich dank ihrer Straffheit und Geschlossenheit bewährt. Die Zivilbehörden sind trotz besten Willens oft nicht in der Lage, durchzuführen, was sie wünschen, weil gesetzliche Schranken sie binden, oder weil allerlei Rücksichten ein kühnes und kräftiges Durchgreifen verhindern. Im Kriege aber schweigen alle diese Stimmen. Und die Bevölkerung hat im allgemeinen durch ihre Haltung gezeigt, daß sie den militärischen Kommandostellen Vertrauen entgegenbringt. Mögen Mißgriffe vorgekommen sein, — mag eine spätere Gesetzgebung mancherlei Einzelheiten ändern: — Der Kern des Gesetzes wird und muß unverändert bleiben. Im Kriege kann nur **einer** befehlen — und das kann mit der notwendigen Wirkung nur der, der niemand als dem Kaiser — und sich selbst, das heißt seinem eigenen Gewissen, verantwortlich ist.

Wo der Feind hauste.

Von **Felix Baumann**.

Wir nahmen die Gräber unserer gefallenen Helden auf dem Friedhof des bei Soldau gelegenen Dorfes Scharnau in Augenschein, als plötzlich die Glocken der nahen, arg zerschossenen Ortskirche zu läuten begannen und die feierlichen Klänge friedlich über das schöne blühende Landschaftsbild hallten. Denn Wiesen und Äcker prangten im herrlichsten Sommerschmuck und bildeten einen scharfen Kontrast zu den Spuren, die der Krieg noch im Dorfe selbst zurückgelassen hat. Wohl haben emsige Hände die Schäden in Ostpreußen hier und da bereits ausgebessert, aber das Hauptaugenmerk wurde vorläufig auf das Gedeihen der Landwirtschaft gerichtet: auf die Instandsetzung der verwüsteten Fluren. Im vergangenen Jahre ließ unsere Ernte bekanntlich zu wünschen übrig, aber in diesem Jahre sollte die Entente einmal eine Kommission nach Ostpreußen entsenden, und der Anblick der „Kornkammer" des Deutschen Reiches, der Stand des Weizens und Roggens, der Gerste und des Hafers würde der feindlichen Verbrüderung die Aushungerungsgelüste vertreiben.

Aus Rücksicht auf die erforderlichen umfangreichen technischen und verwaltungsrechtlichen Vorarbeiten und die wirtschaftliche Lage, insbesondere wegen des Mangels an Arbeitskräften und Baumaterialien, hat sich der Wiederaufbau der zerstörten Städte bisher verzögert.

Aber die Gutsbesitzer und Bauern können sich schon eher weiter helfen, so daß sich auf dem Lande die Kriegsspuren allmählich zu verwischen beginnen. Merkwürdigerweise sind auf den verschiedenen Schlachtfeldern ganze Gutshöfe und Bauernanwesen nur gering oder gar nicht beschädigt worden.

So haben in der Umgebung von Wehlau die landwirtschaftlichen Bauten arg gelitten, aber Scheunen und Ställe sind zum Teil bereits wieder aufgebaut. Bis nach Labiau erstreckt sich hier die landwirtschaftliche Bautätigkeit. Auch im Insterburger Bezirk kommen für den Wiederaufbau fast durchweg landwirtschaftliche Bauten in Frage. Da der Kreis Gumbinnen vom Kreise selbst genügende Mittel zur Beschaffung von Baustoffen erhielt, so ist auch dort die landwirtschaftliche Bautätigkeit ziemlich lebhaft. In der Nähe von Gerdauen ist eine große Kriegeransiedlung im Entstehen. Landwirtschaftliche Einzelbauten im Kreise Gerdauen gehen schnell ihrer Vollendung entgegen. In dem ländlichen Ort Rothfließ, wo vor der Zerstörung das Strohdach dominierte, werden die neuen Scheunen und Stallbauten jetzt mit Ziegeldächern bedeckt.

Das total zerstörte Dorf Uderwangen bei Domnau sowie der inmitten des großen Wald- und Seengebietes gelegene kleine Ort Almenhausen, in dem fast kein Haus unverwüstet geblieben war, sind bereits fast ganz wieder aufgebaut.

Im Kreise Ortelsburg wurden den Leuten Maschinen, Vieh, Pferde, Geflügel, Ziegel und Holz durch die Vermittlung des Landratsamts, der Landwirtschaftskammer und der Baustoffgesellschaft zu billigen Preisen verschafft.

Auf dem flachen Lande bei Soldau kommen, ausschließlich der Scheunen und Ställe, über 800 Neubauten in Betracht. Im Norden Ostpreußens, im Gebiet zwischen



Schloß Tatoi, der durch eine Feuersbrunst zerstörte Landsitz des Königs von Griechenland.

Tilsit und Memel, ist die Tätigkeit des Wiederaufbauens noch schwach. Einzelne Gutshöfe, wie das bei Uderwangen gelegene Gut Neuwaldeck, das gänzlich zerstört wurde, präsentieren sich schon wieder in einem neuen Gewande.

Auf dem flachen Lande in Ostpreußen wird vor allem der Verbesserung des Wohnungswesens große Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die zerstörten Gebäude werden nicht wieder in der alten Weise errichtet, sondern der Aufbau erfolgt nach den vom Oberpräsidenten erlassenen Mindestforderungen, die für die Wiederherstellung zerstörter Kleinwohnungen auf dem Lande gelten.

Es wurde übrigens darauf geachtet, daß auf dem Lande zuerst mit dem Wiederaufbau der Scheunen und Ställe begonnen wurde. Als Notquartier richteten sich die Leute dann in den Ställen ein Zimmer ein. Eine Reise durch Ostpreußen überzeugt, daß gerade auf dem Lande der Wiederaufbau der zerstörten Wirtschaften erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

In Westpreußen haben die Russen nur Lebensmittel, Pferde und Wagen requiriert. Ausgenommen die Kreise Strasburg und Libau, in denen 2 Städte und 33 ländliche Ortschaften kriegsbeschädigt wurden. In Ostpreußen erlitten dagegen 35 Städte und 1900 ländliche Ortschaften Kriegsschäden. Wenn man bedenkt, daß auch 872 000 Stück Vieh durch den Russeneinfall verloren gingen, daß jedoch die Zahl der viehhaltenden Haushaltungen in Ostpreußen am 15. April 1916 bereits auf 239 777 gegen 161 400 am 1. Dezember 1914 gestiegen war und am 15. April 1916 1 069 645 Stück Rindvieh, 351 700 Schafe und 43 791 Ziegen gegen 903 137 Stück Rindvieh, 183 955 Schafe und 28 462 Ziegen am 1. Dezember 1914 zu verzeichnen waren, so liegt die Verbesserung auf der Hand.

Das Plus an Schafen und Ziegen fällt einem in Ostpreußen überall auf, während die Zahl der Schweine abgenommen hat und von 852 583 auf 679 477 gefallen ist.

Wie hoch das Vieh zurzeit im Preise steht, hat unlängst die 71. Zuchtviehauktion der Ostpreußischen Holländer Herdbuch-Gesellschaft auf dem städtischen Viehhofe in dem Königsberger Stadtbezirk Rosenau ergeben, wo 116 männliche Tiere einen Erlös von 239 290 M. und die weiblichen Tiere einen Durchschnittserlös von 1518 M. (einen Gesamterlös von 127 270 M.) brachten.

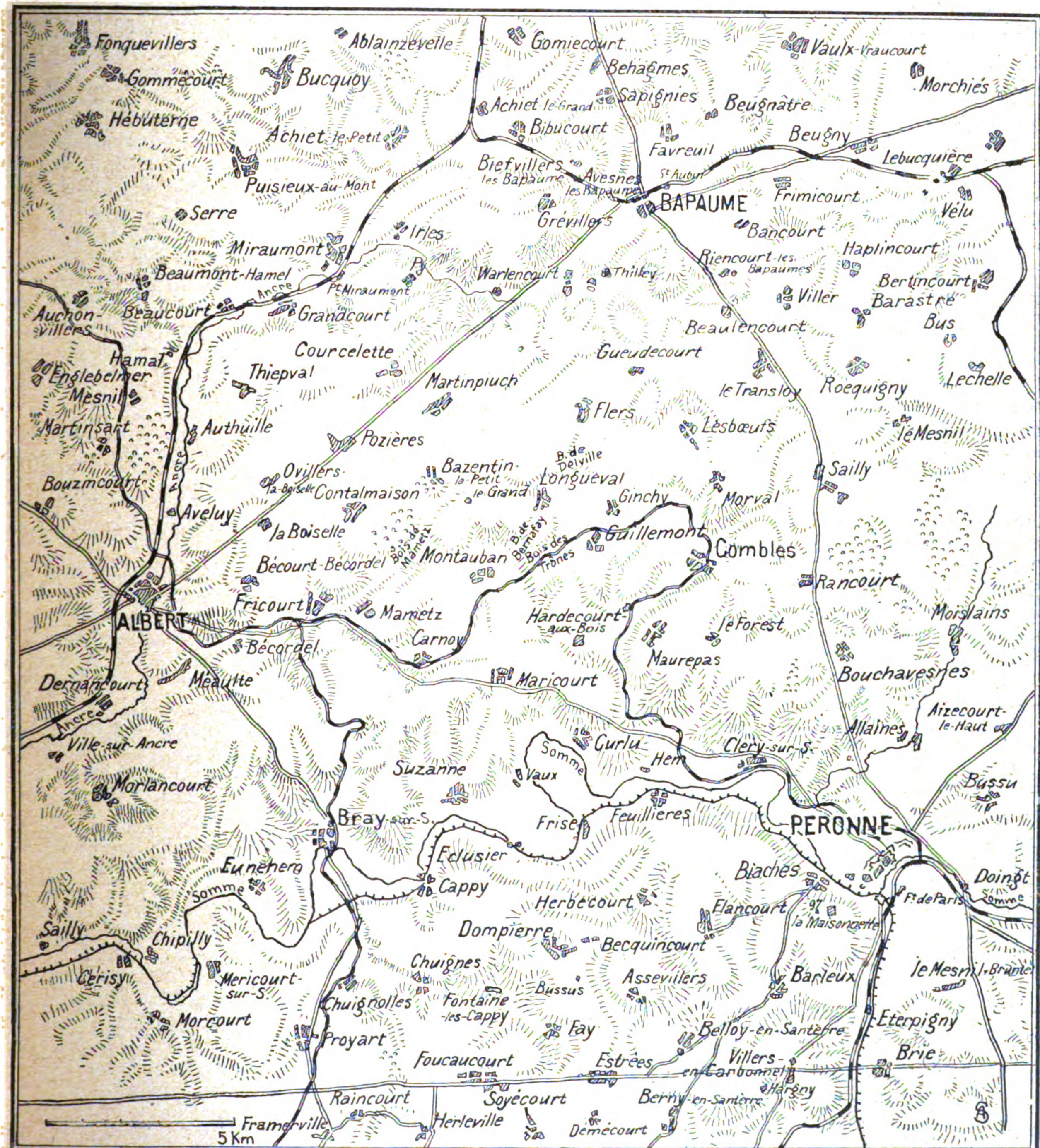
Im Jahre 1914 konnte die Getreideernte nicht ganz geborgen werden, weil es an Arbeitskräften fehlte, die Besitzer eingezogen oder von der Flucht noch nicht zurückgekehrt waren. Auch machte sich infolge der Requirierung für die Militärbehörden ein Mangel an Wagen und Pferden fühlbar, der durch Fahrten im Interesse der Landesverteidigung und durch Transportfuhren Verwundeter noch mehr verstärkt wurde. Bei der Herbstbestellung von 1914 wirkten teilweise Soldaten mit, aber die Feldbestellung von 1915 konnte von den Besitzern schon durchweg selbst besorgt werden; nur kleine Landflächen blieben unbestellt. In diesem Jahre gibt der Saatenstand die beste Antwort auf die allgemein vorgenommene fleißige Feldbestellung.

Wenn die Sonne mit ihren Strahlen die wogenden Getreidefelder und üppigen Fluren Ostpreußens überflutet, wirft doch hin und wieder ein Denkstein oder ein Soldatengrab inmitten der Felder oder am Wege einen düsteren Schatten auf das herrliche Landschaftsbild. Als ich an dem von Soldau nach Illowo führenden Bahndamm entlang schritt, um die Trümmer der gesprengten Brücke über die Soldau zu besichtigen, hatte ich zur Rechten blühende Felder, in denen die Schnitter schon ihres Amtes walteten, zur Linken den mit Sträuchern bewachsenen Bahndamm, auf dessen ansteigender Höhe sich Russengrab an Russengrab reihte.

Ja, blutgetränkt sind diese Felder wie auch die Fluren Litauens, die Umgegend von Trakehnen, Stallupönen und Pillkallen, die an Fruchtbarkeit der Magdeburger Börde gleichkommt. Die 17 000 Morgen umfassende Weidefläche von Trakehnen, auf deren saftigen Koppeln früher Herde an Herde lagerte, liegt noch ziemlich vereinsamt da. Wie bei allem Regierungseigentum, so haben die Russen auch an den dortigen Gestütsanlagen ihre Wut ausgelassen. Aber die Störche, die in Friedenzeiten gemütlich zwischen den weidenden Pferden einherstolzierten, sind zurückgekehrt. Auf dem Schornstein eines zerschossenen und von den Bewohnern verlassenen Hauses in Soldau, der sich wie ein Wahrzeichen aus der Ante-bel-

lum-Zeit unter den Trümmern erhob, bemerkte ich ein Storchnest mit seinem gemächlich auf einem Bein stehenden Bewohner. Fast durchweg haben die Störche ihre ehemaligen noch vorhandenen Neststätten aufgesucht und dort — Notstandsquartiere bezogen. Die Russen haben vergeblich versucht, unsere Pferdezucht zu ruinieren. Es sind noch genug edle ostpreußische Pferde vorhanden, um die Pferdezucht in wenigen Jahren wieder zu beleben.

Die durch den Krieg verursachten Waldschäden sind amtlich noch nicht festgestellt worden. Aber ein Gang durch die Romintener Heide mit ihren prächtigen Kiefern, Fichten und herrlichen Eichenbeständen, die dem Walde sein farbenschönes Aussehen verleihen, sowie durch den größten zusammenhängenden 964,45 Quadratkilometer umfassenden Waldkomplex der preußischen Monarchie, die Johannisburger Heide, offenbart, daß die Kriegsfurie auch hier gehaust hat. Viele Gräber und wie Pinsel in die Luft ragende, von Granat-, Schrapnell- und Gewehrfeuer getroffene Baumstämme. Manche Bäume glatt gespalten oder niedergemäht. In der Oberförsterei Norkaiten sind 30 Morgen Kiefernschonung durch Feuer zerstört worden. In den Oberförstereien Heydtwalde und Borken haben die Russen viele Bäume gefällt, um Stellungen längs der West- und Südgrenze dieser Oberförste-



Karte des Schauplatzes der Offensive im Westen.

reien anzulegen. Auch die Wildverluste waren in den von den Russen besetzten Waldrevieren große. Jetzt werden russische Gefangene mit dem Holzausschlag in den Oberförstereien Brodlanken, Kranichbruch und Astrawischken sowie in der Romintener und Borkener Heide beschäftigt.

Glücklicherweise sind die alten Ordensschlösser und Kirchen mit wenigen Ausnahmen vom Geschoßhagel und von der Brandfackel verschont geblieben, so daß uns die sichtbaren Zeichen der Kultur aus der Ordenzeit erhalten wurden. Hier hat uns der Krieg sogar neue wichtige Entdeckungen gebracht, denn beim Bau einer kleinen Feldbahn nach der Feste Boyen stieß man auf alte irdene Tonwarenreste, denen zuerst keine Bedeutung beigemessen wurde, die jedoch später zur Aufdeckung der Gräberfelder an der Kullabrücke führten.

Als ich zu Beginn des Jahres 1915 nach Ostpreußen kam, begegnete ich auf Schritt und Tritt noch den frischen Kriegspuren. Heute, nach Beendigung der Aufräumungsarbeiten, nach der teilweisen Erneuerung der Bahnhofsbauten usw., bieten Stadt und Land natürlich immer noch nicht die gewohnten Friedensbilder, aber man gewinnt den Eindruck, daß aus den Ruinen bald überall neues Leben erblühen wird.

Und es wird sicher die Zeit wiederkehren, wo der Wehlauer Pferdemarkt seinem alten Weltruf von neuem Ehre einlegt. Wo die Soldauer Vieh- und Pferdemärkte wieder in voller Blüte stehen, der Regierungsbezirk Gumbinnen (Trakehnen) wie bisher allein der ostpreußischen Armee zwei Drittel ihrer Kavalleriepferde liefern und die Hausweberei ihre gewohnte Tätigkeit aufnehmen wird. Dann dürfte Tilsit auch wieder im Mittelpunkt des Holzhandels stehen, die aus dem Innern Rußlands stammenden „Dzimken" genannten Memelflößer in ihren Schafpelzen und Bastschuhen von neuem auftauchen und vor allem Masuren und Litauen, das Ermland und die anderen ostpreußischen Landstriche ein Mekka für Touristen werden.

Wie einst zur Blütezeit der Deutschordensherrschaft deutsche Mönche das Land durchzogen und den Ruf seiner Fruchtbarkeit und seinen Reichtum an fischreichen Gewässern in ganz Deutschland verbreiteten, so ist auch jetzt wieder die Zeit gekommen, um aller Deutschen zuversichtliche Augen und — die neidischen und enttäuschten Blicke unserer „Vettern" jenseit des Kanals auf unsere Kornkammer im Osten zu richten.

◇ ◇ ◇

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Dankerfüllt gegen unsere Truppen folgen wir den Berichten über den weiteren Verlauf der schweren, blutigen Kämpfe an der Somme. Der Kaiser, selbst im Kampfgebiet, hat den standhaften Kämpfern Dank und Anerkennung ausgesprochen, und in ganz Deutschland wird in diesen ernsten Tagen empfunden, welche Bedeutung der sicheren Führung und der entschlossenen Haltung zukommt, die dem feindlichen Ansturm standhält und Halt gebietet.

Unerschütterlich wird die Offensive aufgefangen. Bis jetzt haben die Gegner nichts erreicht, worauf sie fußen könnten, um dem Ziel, unsere Front einzudrücken, näherzukommen. Nachdem der erste Anprall aufgefangen worden, ohne den zwingenden Griff zu gewinnen, mit dem wir in diesem Entscheidungsringen angepackt werden sollten, hat alles Nachfassen nichts genützt. Im Gegenteil, schon heute ist ersichtlich, daß wir die Oberhand nicht verloren haben, daß wir vielmehr fest in der Oberhand bleiben und in voller Ruhe unsern Gegendruck stetig verstärken.

Vor Verdun sind unsere Fortschritte, ohne durch die Sommeschlacht beeinflußt zu sein, einen neuen Ruck vorangekommen. Die Umklammerung der Verteidigungswerke preßt in die innere französische Stellung hinein. Unsere Stellungen haben sich hart an die Werke von Sauville und Laufée herangeschoben, wobei mehr als 2000 Mann und wiederum verhältnismäßig viel Offiziere zu Gefangenen gemacht wurden. Wie stets in diesem Kampfgebiet machte der überwältigte Gegner verzweifelte Gegenanstrengungen. Sie blieben erfolglos und kosteten ihn gewaltige Opfer.

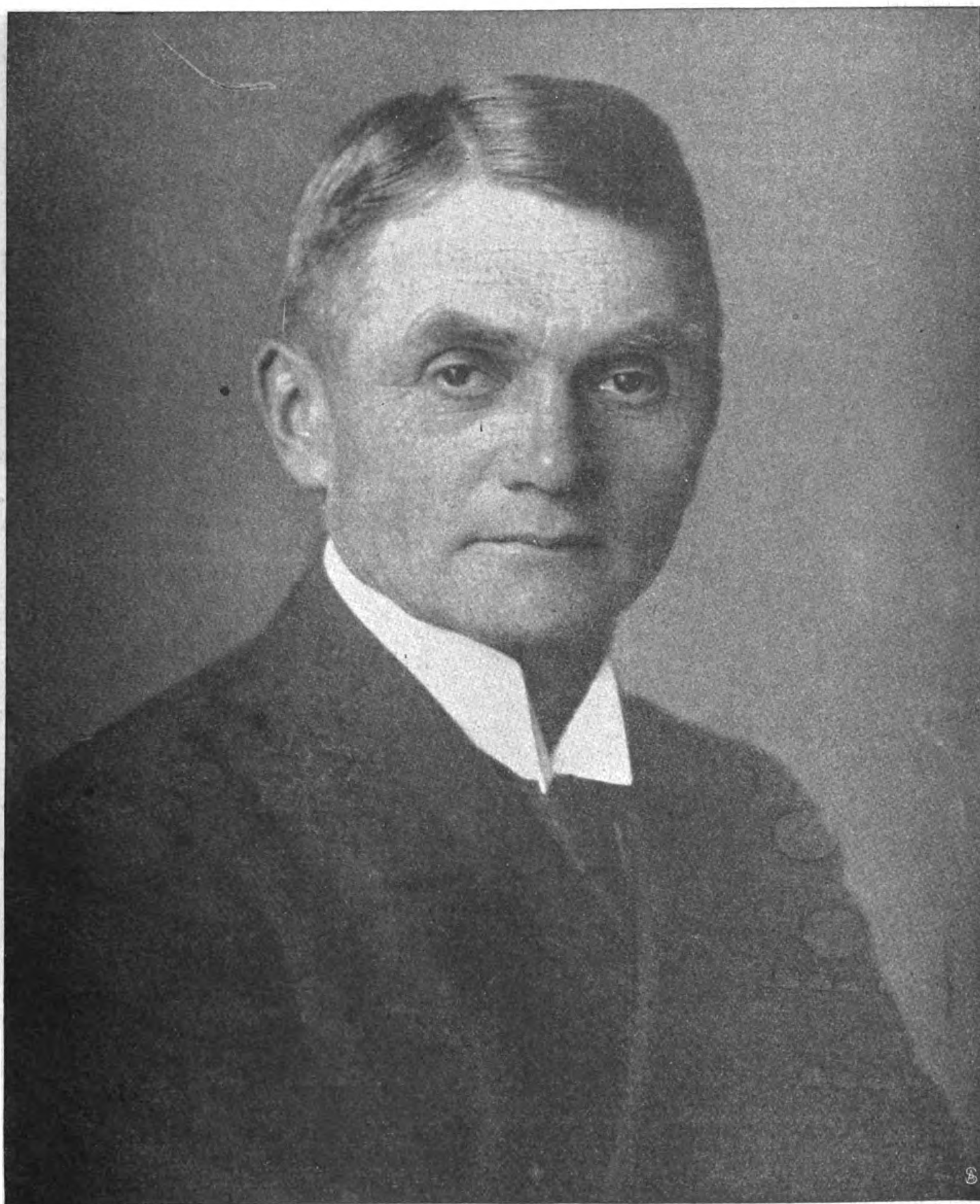
Hier wie an anderen Teilen der französischen Front tritt augenfällig in die Erscheinung, daß ein großer Teil der französischen Streitkräfte aus Jungmannschaft besteht. Angesichts dieser Feststellung ist der Groll der französischen Armee gegen ihre englischen Verbündeten begreiflich. Die können so wenig von ihrer persönlichen Zurückhaltung auf dem Felde der Ehre lassen, daß sie entrüstete Klagelieder anstimmen, weil sie jetzt nicht mehr mit Söldnern auskommen, weil dem englischen Volk zugemutet wird, sich zu schlagen wie andere auch.

Das Wäldchen von Trônes, der Wald von Mametz und das Dorf von Contalmaison haben im Laufe der verflossenen Woche eine hervorragende Rolle in den blutigen Kämpfen an der Somme gespielt. Auch Ovillers ist ein Name, mit dem harte Kämpfe verknüpft sind. Aus den Berichten ersehen wir, daß englische Angriffsmassen an der einen Stelle zusammengeschossen, an einer anderen in ihre Stellungen zurückgeworfen, daß gemeinsame französische und englische Anstürme zusammengebrochen sind. In Summa besteht die Tatsache, daß die große westliche Offensive, die mit so ungeheurem Aufwand an Material und an Menschenopfern eingesetzt hat, sich nutzlos abringt, während unsere Defensive sich in der Willensfreiheit des Stärkeren behauptet.

Dasselbe Bild gewährt der Stand der Dinge an der Ostfront. Erheblich schwächer bereits, wie nicht anders zu erwarten, weil die russischen Angriffe früher eingesetzt haben und schon länger im Gange sind. Jede dieser beiden Offensiven, die westliche wie die östliche, haben sich bis jetzt als Unternehmungen gezeigt, die gesondert bleiben, so sehr die Entente die Welt glauben machen will, daß eine einheitliche Generaloffensive im Gange ist. Auf uns, die wir davon betroffen sind, machten die Anstürme in Ost und West diesen Eindruck von vornherein nicht und machen ihn auch heute noch nicht.

Zusammenbruch russischer Angriffe nordöstlich von Baranowitschi, dann bei Sokul, dann Niederlage am Stachod mit 2000 Gefangenen, so folgten sich die Nachrichten. Auch bei Buczacz, bei Skrobowa und Lennewaden waren russische Mißerfolge zu verzeichnen. Unsere verschiedenen Heeresgruppen, in erster Linie die Armee Linsingen, halten den vereinzelten Vorstößen gegenüber das Heft fest in der Hand. Von einer einheitlichen russischen Offensive läßt sich nach Maßgabe der Kriegskarte zurzeit kaum sprechen.

Ein bedeutsames Ereignis der verflossenen Woche bildete das Eintreffen des ersten neuen deutschen Handelstauchschiffes „Deutschland" mit voller Fracht in Baltimore. Die Eröffnung dieser Möglichkeit des Handelsverkehrs brachte einen überraschenden Beweis von der deutschen Kraft auf dem Gebiete seemännischer Leistungsfähigkeit. X.



Phot. Urbahns.

Kapitän König,

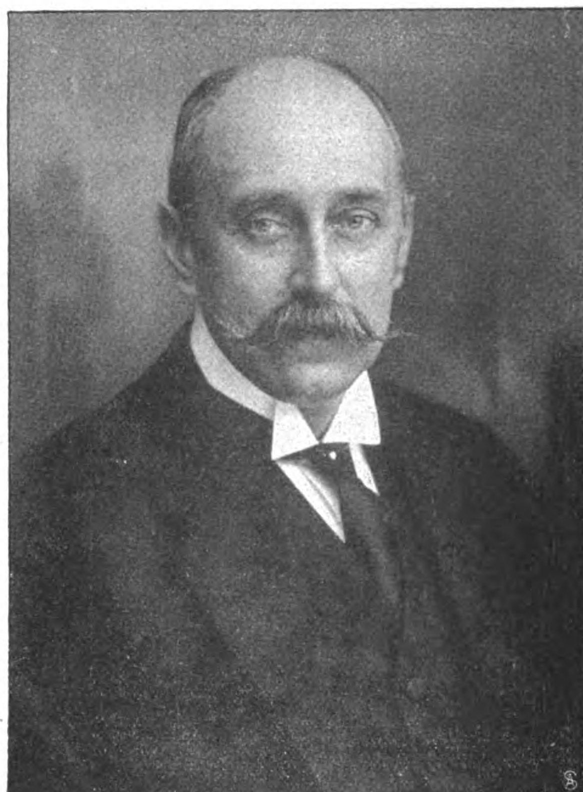
Führer des ersten deutschen Unterseehandelsboots „Deutschland", das in Baltimore landete.



Phot. Hänse Herrmann.

General der Infanterie v. Claer,

der hochverdiente General vom Ingenieur- und Pionierkorps im Großen Hauptquartier, Ritter des Ordens Pour le Mérite, wurde in Genehmigung seines Abschiedsgesuches à la suite des Garde-Grenadier-Regiments Nr. 5 und zur Disposition gestellt.



Phot. Dose.

Alfred Lohmann,

Präsident des Aufsichtsrates der „Deutschen Ocean-Reederei G. m. b. H." Bremen, der Eigentümerin des in Baltimore eingetroffenen deutschen Unterseehandelsbootes „Deutschland".



Phot. Sennecke.

Deutsche Polizei-Motorboote im Osten: Auf der Fahrt im besetzten russischen Gebiet.



Erzherzogin Zita,

Gemahlin des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph.

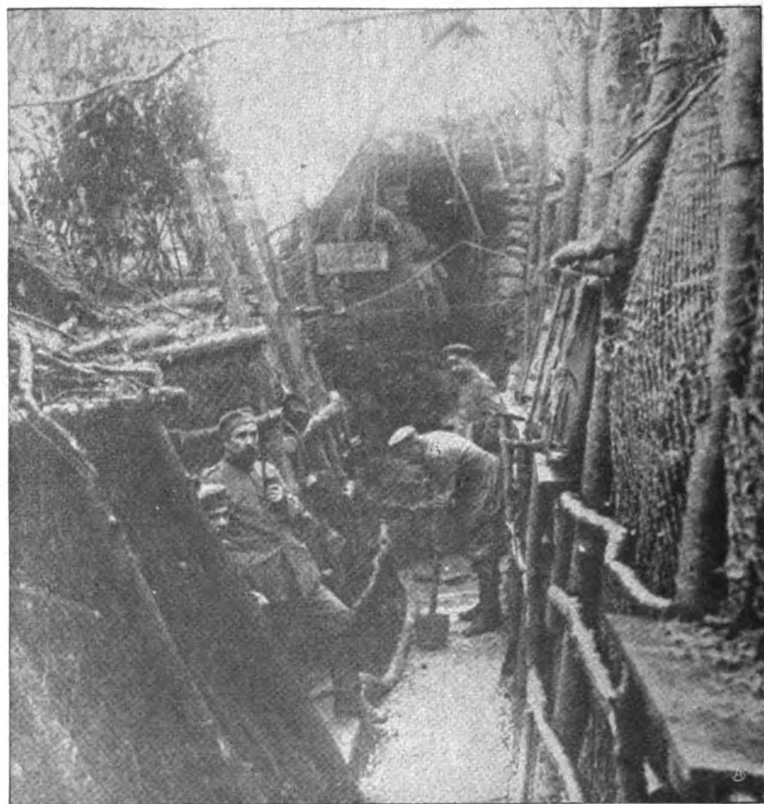
Neueste photographische Aufnahme.



Eroberte französische Stellung mit Drahtverhauen im Walde von Consenvoye.



Der „Gündelturm“, 1914 von unseren Soldaten auf der Höhe von Damvillers erbaut.



Deutscher Schützengraben, genannt „Treppengraben“, im Walde von Consenvoye.

Aufnahmen aus den eroberten Gebieten vor Verdun.

Photo-Union Lamm.



1. Exz. v. Hindenburg. 2. Exz. v. Scholtz. 3. Exz. v. Below. 4. Exz. v. Harbou. 5. Eisenbahndirektionspräsident Bodenstein. 6. Oberstlt. Kawelmacher, Kommandeur M.-E.-D. 8.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Gast bei der Militäreisenbahndirektion Nr. 8.


Phot. Falkenstein.
Oberstleutnant Walter v. Loefen.


Hauptmann Brachwitz.


Oberstabsarzt W. v. Zander.


Leutnant Fritz Mörgelin.


Hofphot. Stichaner.
Hauptmann Fritz Kosmack.


Vizefeldwebel Otto Planck.


Vizefeldwebel Schneider.


Leutnant Cornils.


Unteroffizier Albert Treichel.


Unteroffizier Ernst Körner.


Unteroffizier Ernst Bemmann.


Unteroffizier Billing.


Phot. Better.
Unteroffizier Wilh. Zorn.


Unteroffizier Herm. Insepeitis.


Unteroffizier Eisler.


Phot. Wolfgang.
Gefreiter Michael Schildknecht.

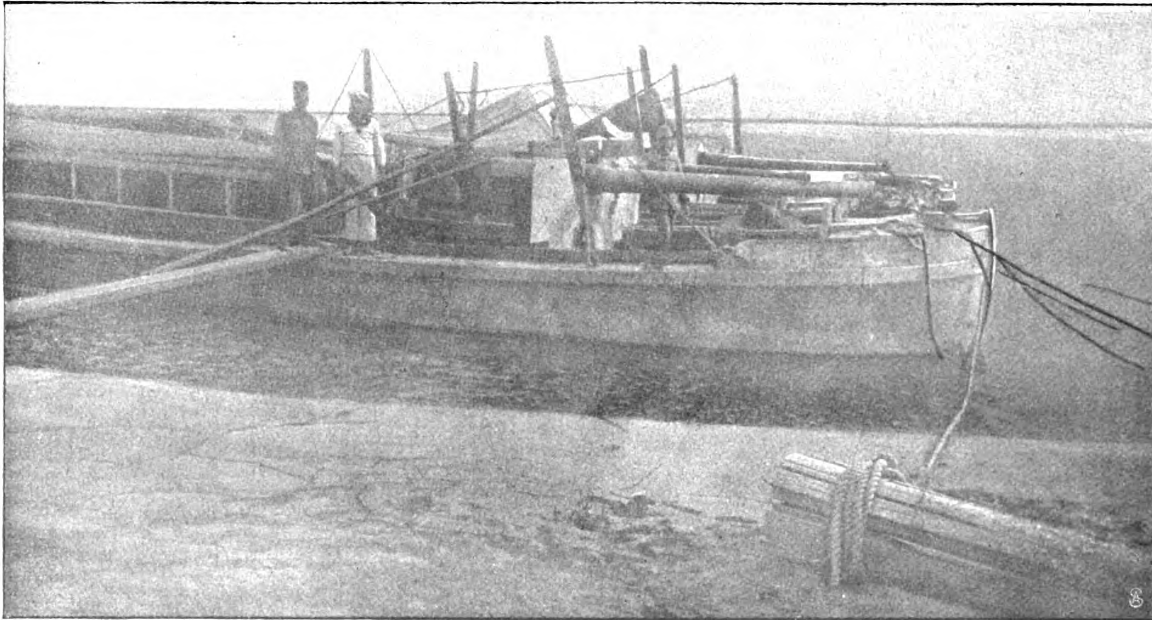
 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



Phot. Binder.

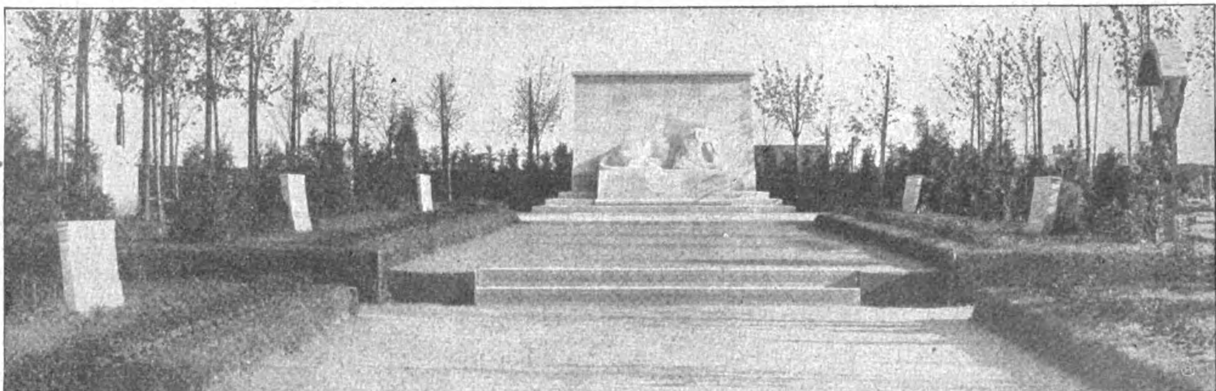
Elisabeth Böhm van Endert als „Boccaccio“.

Aus dem Berliner Kunstleben.



Vor Kut el Amara erbeutetes englisches Kanonenboot.

Aus Mesopotamien.



Friedhof zu Laon: Massengräber und monumentaler Abschluß der Stätte. (Schöpfer: Architekt Zippelius, Karlsruhe.)



Eingang zum Friedhof in Laon. (Schöpfer: Architekt Zippelius, Karlsruhe.)

Deutsche Heldengräber in Frankreich.

Auf dem Rhein.

Du Königstrom, du heilge Flut,
Du Glanz, nie auszusingen,
Wie Gottes Sonne auf dir ruht,
Gleich seiner Gnade Schwingen!

Die Reben kränzen deinen Saum
Schön wie in Friedenstagen,
Um deine Burgen weht der Traum
Uralt geweihter Sagen.

Du, unsrer Ahnen Hochgesang,
Eh sie dich uns entwenden,
Ließen wir alle lebenslang
Das Schwert nicht aus den Händen!

Viel Türme segnen deine Flut
Und segnen all die Mannen,
Die um die Heimat hochgemut
Ihre Wacht aus Eisen spannen.

Du Spiegel aller deutschen Pracht,
Nie rauschten deine Wogen
So tief, als da bei Tag und Nacht
Deine Söhne westwärts zogen.

Wie beut dein Bild sich königlich
Dem Blick der Todbereiten — —
Wir jauchzen, wir schluchzen, wir sterben um dich
Nun und in Ewigkeiten.

Ilse Hamel.

Stille Heide . . .

Einsam das weite, blutrote Land.
Schwarze Wacholderbuschbäume
Stehen am steinigen Heiderand
Aufrecht wie drohende Träume.

Nirgends ein Laut und ein Vogelruf.
Andacht und Schönheit und Schweigen —
Lautlos im zitternden Sonnenflug
Flattert ein Schmetterlingsreigen...

E. Taufkirch.

Die niederländische Ambulanz in Gleiwitz.

Hierzu 4 Abbildungen.

Die letzte Jahreswende brachte dem Reservelazarett in Gleiwitz einen vortrefflichen Zuwachs an ärztlichem und Pflegepersonal: Die niederländische Ambulanz.

Im November 1915 bildete sich in Amsterdam das Zentralkomitee, kräftig unterstützt vom Subkomitee zahlreicher Orte aus ganz Holland, um eine niederländische Ambulanz für Deutschland und Oesterreich-Ungarn auszustatten.

Aus einer wurden zwei, und schon am 28. Dezember konnten beide Ambulanzen, die eine nach Gleiwitz, die andere nach Budapest, abgehen unter Leitung des allbekannten Professors Dr. Lanz aus Amsterdam, der dem Zentralkomitee beigetreten war und auf Ersuchen desselben die Installation der beiden Ambulanzen übernahm; danach überließ er die Leitung für Gleiwitz Dr. van der Goot, für Budapest Oberst van der Moer. Die Ambulanz für Gleiwitz richtete sich bald häuslich in der ihnen überlassenen Abteilung „Konzerthaus" mit 150 Betten ein. Außer den vorhandenen beiden Operationsräumen wurde noch eine besondere Abteilung für Kieferverletzte hergerichtet, allen sachlichen Erfordernissen bis ins kleinste Rechnung getragen, jeder Arzt, jede Pflegerin, jeder einzelne erhielt einen bestimmten Posten.

Dr. van der Goot (auf dem Gruppenbild in der Mitte) wird die Leitung der Ambulanz bei seiner in der nächsten Zeit bevorstehenden Heimkehr an den ebenso vortrefflichen Spezialchirurgen Dr. Metz (rechts am Rande der Gruppe) übergeben. Dr. Witthaus, (links im mittleren Teil der Gruppe) mit seiner Gattin als Assistentin (rechts neben Dr. Metz), behandelt die Kieferverletzungen schwerster Art mit ausgezeichnetem Erfolge, Frau Dr. Metz (neben Frau Dr. Witthaus) liegen die wirtschaftlichen Sorgen für die mehr als 40 Köpfe starke Ambulanz ob, und Baron Taets van Amerongen van Woudenberg (links am Rande) hält mit bewährter Hand die Verwaltungsmaschine in geregeltem Gange.

Die Ambulanz hat eigene Küche für ihre Mitglieder, selbstverständlich aber kommen ihre Vorräte auch den Verwundeten zugute. Dr. Krekel, Dr. Koster, Dr. Simons und Dr. Nicolai (im Hintergrund der Gruppe) haben jeder ihr reichlich Teil Arbeit in der großen Lazarettabteilung zu ihrer ärztlichen Fürsorge erhalten. Das Pflegepersonal unter der vorzüglichen Leitung der Oberschwester Six (links neben Frau Metz) wetteifert in seiner stillen und freudigen Art, um unseren tapferen Verwundeten ihre Lage zu erleichtern und ihre Genesung zu fördern.

Wir können nur dankbarsten Herzens die Tätigkeit der niederländischen Ambulanz anerkennen, deren Mitglieder, ohne Ausnahme beseelt von dem Wunsche, ihrem Wahlspruch: „Barmherzigkeit und Menschenliebe" in jeder Weise gerecht zu werden, mit liebeswarmem Herzen mit uns leben, mit uns fühlen.

Freudig haben wir darum die Nachricht des Zentralkomitees begrüßt, daß die niederländische Ambulanz noch mehrere Monate über den 1. Juli, den zuerst bestimmten Schlußtermin ihrer Anwesenheit in Deutschland, hinaus ihre Kräfte unseren militärischen



Unterer Saal des Reservelazaretts „Konzerthaus", Gleiwitz.

Behörden zur Verfügung stellt und weiter bei uns in unserem Reservelazarett verbleiben wird.

Volle Anerkennung finden die Heilungsergebnisse der Chirurgen der niederländischen Ambulanz seitens der militärischen Behörden, und herzlichen Dank müssen wir ihnen zollen für die freundschaftliche Gesinnung der Niederlande, die durch ihre Tätigkeit in Gleiwitz den schönsten Ausdruck findet.

Dr. S.



Phot. Wagner.

Ankunft des Verwundetenautos im Garten der Abteilung „Konzerthaus" beim Zugang eines Lazarettzuges.

Dr van der Goot und Dr Nicolai am Auto, links davon Oberschwester Six.



Gruppe der Aerzte und Schwestern.



Phot. Wagner.

Die Kranken werden bei schönem Wetter aus dem Saal in ihren Betten in den Garten getragen, wo sie den Tag über verbleiben.



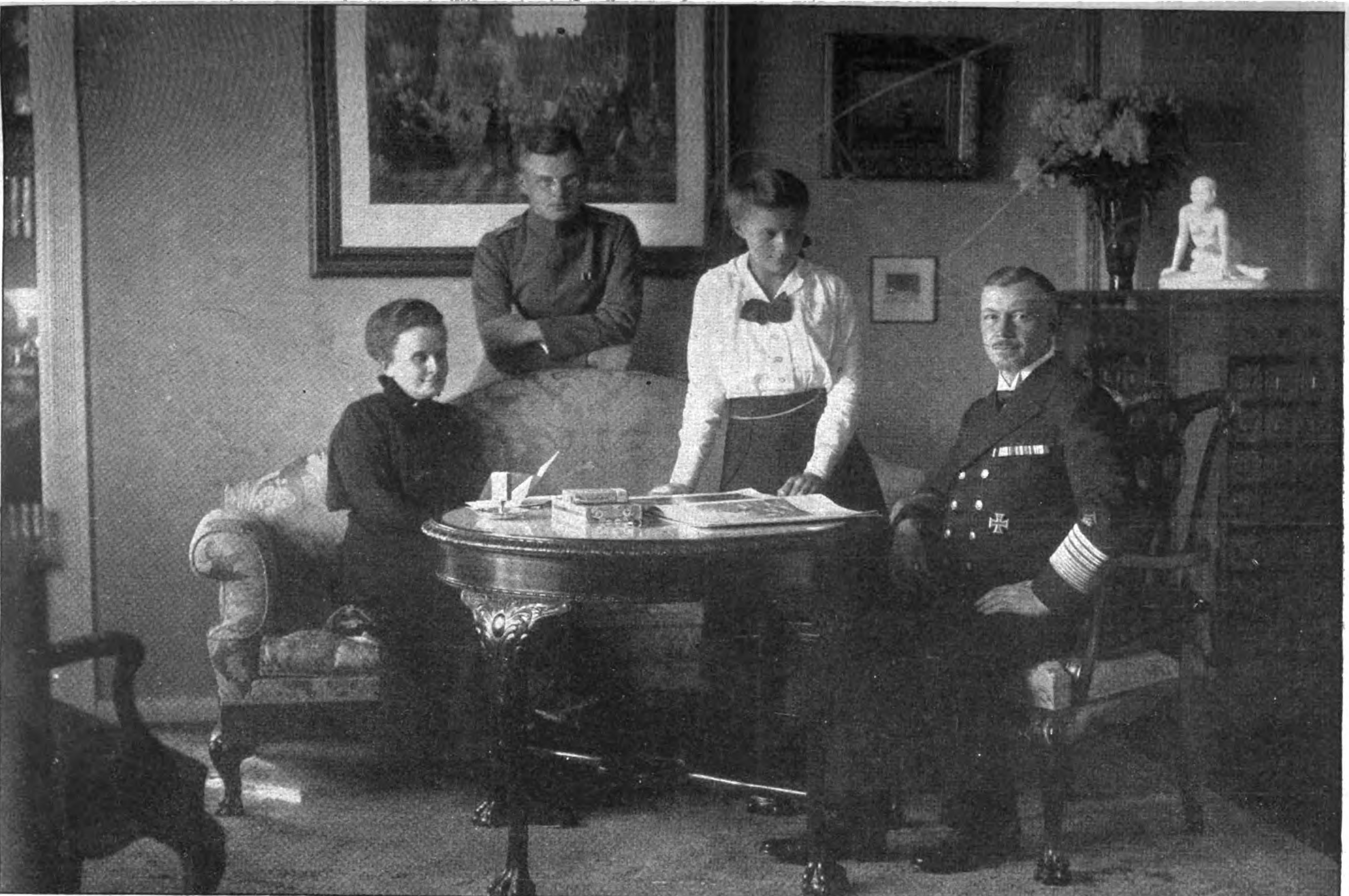
Schülerinnen des Sulzbacher Spitzenlehrkurses
während der Ausstellungstage bei der Arbeit am Klöppelkissen in den Ausstellungsräumen.



1. Frau Regierungsbaumeister Student 2. Frau Amtsgerichtsrat Jacobi, Vorsitzende der Ortsgruppe Sulzbach des Vaterländischen Frauenvereins. 3. Frau Kommerzienrat Haldy, Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins für Stadt und Kreis Saarbrücken. 4 Fräulein Marie Hahn, Leiterin des Sulzbacher Spitzenkurses. 5. Frau Sanitätsrat Dr. Langguth, Sulzbach. 6. Frau Bürgermeister Eymael, Sulzbach. 7. Fräulein J. V. v Wedel, Leiterin der Wäschefachschule Sulzbach. 8. Bürgermeister Eymael, Sulzbach. 9. Amtsgerichtsrat Jacobi, Sulzbach.

Eröffnungsfeier der in Saarbrücken abgehaltenen Ausstellung deutscher Spitzen.

Aussteller: Die unter dem Protektorat der Kronprinzessin stehende Spitzenschule Berlin, die Spitzenschule der Fürstin Pleß, Hirschberg, der Spitzenlehrkursus vom Vaterländischen Frauenverein, Ortsgruppe Sulzbach (Saar), und die Wäschefachschule Sulzbach.



Admiral Scheer im Kreise seiner Familie.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Die Wettfahrtflotte bei Saltsjöbaden.



Phot. Norberg.

In „Schärgorden", dem herrlichen Stockholmer Segelrevier.

Vom Segelsport in Schweden.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

10. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Leicht war es Wobke nicht geworden, Trina Groot für diese Freierei geneigt zu machen, denn Liese brachte nur eine Aussteuer, aber kein bares Geld ins Haus. Und Trina Groot wollte des Hofes wegen eine reiche Schwiegertochter. Wobke aber kannte ihre Stiefschwiegermutter genau und wußte die Sache zu drehen. Sie brachte heraus, daß Gerd sich während seiner Soldatenzeit mit einer leichten Hamburger Deern angefreundet hatte, die nichts hatte, und sie allen Ernstes heiraten wollte. Sie stellte Trina Groot vor, daß Gerd sich dann, wie damals Niklas, den Hof um die Ohren schlagen und nach Hamburg gehen würde, denn die könne er doch unmöglich als Bäuerin auf den Hof bringen. Das sah Trina Groot ein. Und weil sie zu Wobke, die ihren Niklas fest am Strick hielt, wirkliches Zutrauen gefaßt hatte, willigte sie in Wobkes Vorschlag, daß Liese zunächst als Helferin im Haushalt, gewissermaßen als Ersatz für Anke auf den Moorwischer Hof kommen sollte. Liese mit ihren hohen Zwanzigern ergriff diese Gelegenheit mit beiden Händen; welche Aussichten blieben ihr sonst als zweiter Tochter eines Hofes, von dem nicht viel zu holen war? Solange Wobke es wollte, saß sie auf dem Langendeicher Hof auf einem guten Platz, erzürnte sie sich aber einmal mit ihr, oder ging der Hof zum Konkurs, so konnte sie ihr Brot an einem fremden Tisch als Magd suchen. Es zeigte sich, daß Wobke für ihre Absichten den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Lieses freundliches und zutunliches Wesen gewann auf Gerds sprunghafte Natur bald großen Einfluß. Sie war trotz ihres vorgerückten Alters mit ihren weichen Zügen und ihrer fraulichen Art immer noch ein wirklich anmutiges Mädchen, im täglichen Umgang kamen beide einander immer näher, Trinamudder und Wobke Wübbe schoben nach Kräften nach, und Gerd gab schließlich aus freien Stücken seiner Hamburgerin den Laufpaß.

Wobke hatte aber bei diesem Heiratsplan noch andere Absichten, als ihrer Schwester eine gute Versorgung zu verschaffen. Das hing mit Niklas' Pferdehandel und Rennangelegenheiten zusammen. Nachdem er auf dem Langendeicher Hof warm geworden war, hatte er diesen Plan wieder aufgenommen und mit Wobkes Einverständnis durchgeführt. Mit einem gewissen Blick fürs Großzügige und mit wirklichem Verständnis für Zucht- und Rassepferde, die Niklas sich in England angeeignet hatte, entwickelte er mit hochtrabenden Worten seine Pläne: die deutsche Rennpferdezucht durch englisches Blut zu verbessern, auf den Rennplätzen eine Rolle zu spielen, viel Geld zu verdienen und in Langendeich und der ganzen Umgegend als der erste Mann dazustehen. Das war Wobke aus der Seele gesprochen. Sollte der Langendeicher Hof wieder das werden, was er gewesen war, so konnte man es, anstatt sich wie früher abzuschinden und abzurackern, in diesen außerordentlichen Zeiten mit außerordentlichen Mitteln versuchen. Und dieser Versuch gelang. Allerdings gehörten viel Geld und viel Kredit dazu, die neuen Stallungen zu bauen, den Pferdebestand anzuschaffen, Reisen zu machen, Verbindungen anzuknüpfen, auf dem neuen Felde unter Sportsleuten, Pferdehändlern und Käufern festen Boden zu gewinnen. Aber es war erstaunlich, wie leicht sich vor allem der Kredit fand, mit welcher flotten Hand große Rennleute und sichere Händler ihre Unterschriften auf die nötigen Wechsel setzten, und wie die anderen großen Bauern, die selbstverständlich zu allen Rennen in der Umgegend gingen, hellhörig, vertrauenselig und neidisch wurden, wenn sie von den Buchmachern und am Totalisator den Ruhm Niklas' und seiner Pferde hörten. Nun floß, wenn es nötig war — und es war allerdings oft nötig — auch bares Geld, das die Bauern mit oder ohne Unterschrift jetzt willig hergaben. Allerdings gegen hohe Zinsen, aber was spielten die für eine Rolle, wo der Verdienst auf der Straße lag?

Ja, Geld war hinter dem Vierdörfer Deich! Es war gar nicht zu sagen, wie viel! Wohlstand war ja immer gewesen, aber ehe ein Vierdörfer Bauer vor dem Kriege bares Geld aus der Klappe kriegte, kostete es jedesmal einen schweren Entschluß. Jetzt behandelte man es so gleichgültig, als wäre es Sand. Auch Trina Groot freute sich über die hohen Preise, die die Aufkäufer für Grünwaren, Obst, Erdbeeren und Vieh zahlten, denn wenn alles so teuer wurde, wie stiegen dann die Höfe! Aber sie entsetzte sich im Geiste, wenn Mett Meiersch und andere Leute ihr erzählten, was jetzt auf den Swieren, Högen, Tanzereien, Kaffee- und Abendgesellschaften für ein Geld durch die Gurgel gejagt wurde, wie der preußische Taler von früher jetzt zur Reichsmark geworden sei, wie die jungen Bauerfrauen den großen Verdienst in den Hamburger Modehäusern für seidene Kleider und schwere gestickte Abendmäntel ausgäben, wie sie jeden Sonntag mit ihren Männern mit staatschen neuen Pferden und modernen Stuhlwagen nach Bergstädt karriolten, von da nach Hamburg ins

Theater fuhren und auf dem Rückwege, statt gleich nach Haus zu fahren und für den kommenden Arbeitstag auszuschlafen, in „Stadt Lübeck" und zehn andern Wirtschaften Station machten und dort Schokolade, Rotwein und Champagner tränken bis an den frühen Morgen. Über eine so leichtfertige Welt mußte ja, so pflegte Mett Meiersch einzuflechten, bald die Zuchtrute des Himmels hereinbrechen, und Trina Groot nickte dazu zustimmend und sorgenvoll mit dem grauen Kopf.

Auch auf dem Wübbeshof in Langendeich war das Geld in dieser Zeit Sand. Es kamen Tage — nach großen Rennen oder guten Verkäufen — wo es in Töpfe oder Schüsseln gezählt oder auch ungezählt in die Sekretärklappe geschüttet wurde. Dazwischen allerdings solche, an denen nichts im Hause war, und Leute mit krummen Nasen, die jetzt vielfach auf Wübbes Hof aus und ein gingen, auf den nächsten Renntag oder nächsten Pferdeverkauf vertröstet werden mußten; das ließen sie sich gern gefallen, denn wer hinterm Elbdeich hatte einen solchen Kredit wie Niklas Wübbe? Er mußte auf einen neuen Zettel, nicht viel länger als eine Hand, seinen Namen querüber schreiben, dann wurde der alte zerrissen, und die Schuld war so gut wie bezahlt.

Diesem gewaltigen Umschwung in äußeren Dingen mußten auch die inneren folgen, und hier zeigte nun Wobke, daß sie wußte, was eine Bauernfamilie vom Ansehen der Wübbes der neuen Zeit schuldig war. Ein Haus, in dem Stadtleute, Rennleute, Geldleute verkehrten, konnte sich mit den kleinen Dönßen und der altmodischen Einrichtung nicht mehr sehen lassen. Wenn das Hinterhaus wegen des Viehes auch bleiben mußte, das Vorderhaus sollte einen großartigen städtischen Anstrich bekommen. Ein Bergstädter Maurermeister machte einen Plan zu einem stolzen, steinernen Vorderhaus, ohne Gebälk und ohne altmodisch bauernbuntes Mauerwerk, mit vornehmem weißem Kalkputz, Akroterien und zwei stolzen Obelisken an der Frontseite. Die Mauerleute kamen und rissen das alte Gerümpel von oben bis unten weg: zuerst das riesige alte Dach mit dem stiernackig vorspringenden Walm, dann stießen sie die alten Ziegelquadrate mit den zackigen, unegalen Steinsätzen aus dem Fachwerk, und darauf machten sie sich mit ihren Äxten und Hämmern über das Balkenwerk her, zuerst über den Hauptträger des ganzen Hauses, den schweren, rissigen, eichenen Querbalken mit der unmodernen Inschrift:

IN GOTTES NAHM HAB ICH LASSEN BAVEN
DIS HAVS
WENNS IHM GEFELT MUS ICH HINAVS
JOCHIM WÜBBE WOBKE WÜBBE
AN NO 16 94

Eine gewaltige Schuttwolke stieg auf, als er in das übrige Bruchwerk stürzte, und ein krachender, schmerzvoller Laut folgte, es war, als habe das alte Haus mit diesem Balken seine Seele ausgehaucht. So wenigstens kam es Tüns Puttfarcken vor, der dabei stand, als er fiel. Der Anblick bereitete ihm einen tiefen, fast körperlichen Schmerz, und er sprach im stillen eine Strophe seines Lieblingsdichters Matthias Claudius als frommen Wunsch für das künftige neue Haus und seine Bewohner vor sich hin, da er sich sagte, daß sie selbst in dieser großen Bauunruhe kaum den richtigen Sinn für so etwas hätten — falls sie ihn überhaupt noch hätten:

„Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen,
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden."

Niklas Wübbe kam dazu und fragte: „Na, Tüns, du siehst den alten Balken ja so verliebt an. Es ist ein Knacken schönes Eichenholz, wenn du willst, kannst du ihn für den Holzwert haben."

„Es war gutes Eichenholz, Niklas," sagte Tüns kopfschüttelnd, „ja, wenn du in deinem neuen Hause keinen solchen Balken gebrauchen kannst, dann nehme ich ihn gern."

Auch den vor fünfundzwanzig Jahren von dem Moorwischer nach dem Langendeicher Hof hinübergewanderten Hausrat mit den Intarsien erstand Tüns Puttfarcken für ein billiges, denn das neue Haus sollte nach Wobkes Willen auch innen ganz modern eingerichtet werden. Für die alten Sitztruhen hatte sie in Hamburg elegante, damastene und plüschene Sofas bestellt, für die klotzigen schweren Stühle, Kugeltischbeine und Schränke neue prachtvoll blanke Mahagonimöbel, für die alte Uhr mit dem riesigen Zifferblatt und dem ellenlangen Messingpendel, das in dem Kasten so mürrisch hin und her trödelte wie die langsame alte Zeit, wollte der Hamburger Uhrmacher zwei prachtvoll bronzierte Pendülen mit lackiertem Holzuntersatz und Glaskuppeln liefern, und das altmodische Bilderwerk wanderte in die Stuben und Kammern auf der Hinterdiele. Dafür wurden englische Renn- und Jagdbilder angeschafft, aus denen man sehen konnte, wie Herren und Damen mit roten Röcken und langen Gesichtern sich auf dem Turf oder hinter dem Fuchs die Hälse brechen würden Nach einem halben Jahr stand alles fix und fertig da, denn Geld hatte bei dem Bau und der Einrichtung keine Rolle gespielt. Die Richtfeier wurde ein Fest, wie die Langendeicher noch keins erlebt hatten. Sie wurde im Wirtshaus gefeiert, Wein und Champagner flossen in Strömen, die Bergstädter Zeitung brachte einen Artikel darüber, der eine ganze Seite lang war und mit den Worten: „Der als Pferdezüchter und auf den ersten Rennplätzen rühmlichst bekannte Hofbesitzer Herr Nikolaus Wübbe und seine Frau Gemahlin" —

anfing. Es war für die Langendeicher Wübbes ein stolzer Tag, viel stolzer als vor zwei Jahren der Hochzeitstag. Die ganze Freundschaft, Renn-, Pferde- und sonstige Bekanntschaft war geladen, und alle waren darüber einig, daß ein solches Haus in den ganzen Vierdörfern nur einmal zu finden sei. Aber Leute, die ein solches Haus bauen und so elegant einrichten könnten, gäbe es in den Vierdörfern jedenfalls nur einmal: Niklas Wübbe und seine Frau Wobke.

Auch Trina Groot war da und Tüns Puttfarcken. Und selbst Doktor Gräfe hatte den vier Kilometer langen Weg unter seine alten, mürben Rheumatismusbeine genommen, um die neue Wübbesche Herrlichkeit durch seine kritische Lupe zu betrachten. Trina Groot saß mit ihren harten Gesichtszügen und grauem Haar wie ein altes steinernes Bild aus vergangenen Tagen unter der trinkenden und grölenden Gesellschaft, sah und hörte hierhin und dorthin und antwortete auf Anfragen so, wie sie es stets tat, wenn ihr schwere Gedanken durch den Kopf gingen: „Ja“, „ne“, oder „ick weet nich“. Erst als der alte Doktor fragte, warum denn Hinrich Wiek und seine Frau nicht hier wären, wurde sie gesprächig. Sie erzählte, geladen seien sie, aber nicht gekommen. Hinrich habe geschrieben, bei ihnen würde in der nächsten Woche was Kleines erwartet, und darum könne Anke nicht mehr aus dem Hause; er selbst könne auch nicht kommen, weil er nach seinen Verhältnissen in eine so große Feier überhaupt nicht hinpaßte.

„Geht es ihm denn schlecht?“ fragte Gräfe.

„Gut geht es ihm gerade nicht,“ sagte Trina Groot, „ich glaube, der Handel ist nicht das Rechte für ihn. Er will gern selbst etwas anfangen, aber es fehlt an dem Kleingeld. Er geniert sich wohl, da zu sitzen, wo sie mit dem Geldbeutel prahlen; und Vergnügen wird es ihm auch nicht machen, denn er trinkt ja nichts.“ — Sie sah mit bekümmerten Blicken nach Gerd hinüber, vor dem zwei geleerte Weinflaschen standen, und der sich aus der dritten vollen wieder neu einschenkte, und fuhr fort: „Aber meine Anke ist glücklich. Was macht das Geld, Trinatante, sagt sie jedesmal, wenn ich sie besuche, ich habe einen guten Mann, wenn er auch zuviel grübelt und erfindet, immer Sachen, mit denen er nachher gewöhnlich nicht weiß, was er recht damit anfangen soll.“

„Das wird schon kommen, Frau Wübbe,“ sagte Gräfe beruhigend, „der stammt nicht umsonst aus meiner Heimat, wo die Intelligenz sitzt.“ Und sich zu Puttfarcken wendend, fuhr er fort: „Und Sie alter Intarsiakünstler und Gedichtemacher auf tote Menschen, was halten Sie von Niklas Wübbe seinem großen neuen Pferde- und Hauszauber?“

Tüns Puttfarcken wiegte seinen grauen Kopf hin und her und dachte den Gedanken, den er den ganzen Abend schon durch seinen beschaulichen Kopf gedreht hatte, bei Gräfes Anrede ganz fertig, sprach ihn aber nicht aus. Doktor Gräfes spöttische, von vornherein aburteilende Art sagte ihm nun einmal nicht zu; er half sich also mit einem Achselzucken. Aber als ihm in der nächsten Woche Mett Meiersch die erste mit kaffeegerösteten Backen und einer schönen Speckseite unter dem Arm auf dem Deich meldete, sie komme von Trina Groot, und die habe ihr erzählt, ihre Schwestertochter Anke Wiek hätte gestern einen ganz prächtigen kleinen Jungen gekriegt, schrieb er einen Brief an Hinrich Wiek, worin diesmal ein halb von Matthias Claudius und halb von ihm selbst verfaßtes Gedicht auf einen lebenden Menschen stand und einige Mitteilungen über die Richtfeier des neuen Wübbeschen Hauses.

Trina Groot fuhr fort zu schweigen, zu beobachten und zwischendurch „ja“, „nee“ oder „ick weet nich“ zu sagen, bis die Männer anfingen, sich von dem großen Tisch weg in die kleinen Stuben

zu drücken. Sie wußte, was das bedeutete Jetzt sollten die Karten auf den Tisch kommen. Sie winkte ihre Schwiegertochter Wobke heran: „Wobke, du paßt wegen Niklas doch gut auf?"

„Darauf verlaß dich, Trinamudder", erwiderte Wobke. „Ich gehe mit hinein. Er hat es ja versprochen, keine Karten wieder anzufassen, und hat es bis jetzt nicht getan. Aber du weißt, wie es mit den Männern ist, wenn sie was im Kopf haben. Deshalb fahre ich auch mit zu jedem Rennen, wo Niklas hin muß, und hinterher gehe ich nicht von seiner Seite weg. Die paar hundert Mark, die man am Totalisator gewinnt oder verspielt, machen nichts, aber auf die Karten nachher sind diese Rennonkels rein wie verrückt. Was da für Geld über den Tisch hin und her fliegt, davon machst du dir keine Vorstellung. Sie werfen die Zwanzigmarkstücke nur so händeweis über das grüne Laken."

„Gottlob," sagte Trina Groot, „daß ich darüber beruhigt sein kann. Du glaubst es nicht, Wobke, wieviel Sorge ich sonst um euch habe. Kennte ich deinen Charakter nicht, ich könnte keine Nacht mehr ruhig schlafen, wenn ich daran denke, wie es in eurer Wirtschaft hergeht."

„Darum mach dir nur keine Gedanken, Trinamudder", sagte Wobke beruhigend. „Das geht bei unserem Geschäft nun mal nicht anders, wir müssen was herzeigen. Das ist eben die neue Zeit. Da kannst du dich nicht mehr so hineinfinden."

Wobke sagte es mit anscheinend leichtem Herzen, und ihre Schwiegermutter dachte: sie mag recht haben. Ich bin wohl für die neue Zeit zu alt geworden. Es ist nur gut, daß Niklas sich von Wobke steuern läßt. Hoffentlich gelingt es Liese ebenso mit Gerd, wenn sie erst seine Frau ist.

Wobke war aber im inneren Herzen keineswegs so ruhig, wie sie sich nach außen den Anschein gab. Sie wußte sehr wohl, daß der goldene Grund, auf dem das neue Haus mit seinem äußeren und inneren Glanz sich aufbaute, ein schwankender war. Sie hatte von manchen Stimmen gehört, daß dem großen geschäftlichen Aufschwung mit all seinen Gründungen und großem Verdienst nicht zu trauen sei, daß all der Glanz über Nacht zusammenbrechen könne wie ein Kartenhaus. Und dies war der zweite Grund gewesen, weshalb sie die Verlobung Gerds und Lieses betrieben hatte. Es konnten einmal Zeiten kommen, wo der Langendeicher Hof den Moorwischer Hof gebrauchen würde. Deshalb hielt sie darauf, daß ihr Mann den an seinen Bruder abgetretenen Moorwischer Hof weder mit Geld noch mit Kredit in Anspruch nahm. Taten sie das jetzt, so war in Tagen des Unglücks auf Hilfe von dort nicht zu rechnen. Sie kannte Trina Groot. Die mußte in dem Glauben erhalten werden, daß man auf dem Langendeicher Hof alles aus eigener Kraft schaffte.

Es ließ sich so an, als ob die vorsichtigen Geschäftsleute, der mißtrauische alte Gräfe und Tüns Puttfarcken recht bekommen sollten. Die Zeit krempelte sich um, die Goldströme verschwanden wie Pfützen nach einem Gewitterregen, und die Kredite platzten wie Seifenblasen. Zuerst verkrachten in den großen Städten die Schwindelbanken, die dunklen Börsenmänner und zweifelhaften Geschäftsunternehmungen. Dann fielen große Häuser, die so fest gestanden hatten wie Kirchtürme, es folgten die mittleren, die von deren Kredit gelebt hatten, und zuletzt kam es an die Kleinen.

* * *

Niklas Wübbe stand mit Hinrich Wiek zusammen in seinem großen Stallgebäude. Sie probierten Pumpen. Niklas Wübbe sah im Gesicht käsig und verfallen aus. Hinrich Wiek bemerkte es nicht, er war ganz Eifer und bemüht, Niklas eine Verbesserung an den von ihm gelieferten Pumpen auseinanderzusetzen.

„Du meinst also, Wiek," sagte Niklas Wübbe, indem er sich mit der Hand über die Stirn strich und geistesabwesend auf einen unbestimmten Punkt des Stalles stierte, „daß sie jetzt keinen Sand mehr ziehen?"

„Ist ja gar nicht möglich," sagte Hinrich Wiek, indem er die Pumpe aufs neue laufen ließ. Das Wasser floß in einem klaren Strahl heraus, er fing es in einem Eimer auf. „Sieh nur auf den Grund. Kein Körnchen Sand zu sehen. Und dabei gibt sie die doppelte Menge Wasser."

Was kümmerte Niklas Wübbe der neue, gut funktionierende Windkessel nach Hinrich Wieks Modell an seinen Pumpen? Sein ganzes Haus, sein ganzes Geschäft war ja ein einziger großer Windkessel.

„Ginge mein Geschäft wie deins, Niklas," fuhr Wiek fort, „ja, da könnte ich lachen. Wenn man die Leute so erzählen hört, Mensch, was für ein Geld mußt du an die Kante gebracht haben. Hätte ich den zehnten Teil davon, dann richtete ich mir eine mechanische Werkstatt ein, und die sollte bald zur Fabrik werden, darauf kannst du dich verlassen."

„Geld, ja, Wiek, das sagst du wohl", entgegnete Niklas Wübbe. „Geld, ja, ohne Geld kann dein Geschäft wie meins nicht bestehen. Aber du weißt, wie es mit Pferden ist und mit dem Handel überhaupt. Manchmal ist Geld da wie Heu, aber jetzt sind die Zeiten schlecht, manchmal ist gar keins da. Ich wollte dir die Pumpen heute bezahlen, aber du mußt warten bis übermorgen. Dann ist Renntag, und ich bringe einen gehörigen Beutel voll nach Haus."

„Gott, Niklas, das ist wohl in jedem Geschäft so,“ sagte Wiek, „auf ein, zwei Monate kommt es mir nicht an.“

„Ich komme dann heraus nach Bergstädt und bringe es. Muß doch selbst mal nachsehen, wie es deiner Frau und dem kleinen Bernd geht.“

„Anke,“ sagte Hinrich Wiek, „ja, die hat sich mächtig verändert, inwendig und auswendig. In dem städtischen Zeug erkennst du sie gar nicht mehr wieder. Und der lüttje Bernd wird dick und fett, sogar der alte knurrige Gräfe hat neulich, als er bei uns draußen war, sein Vergnügen an dem Bengel gehabt. Er sagte: Ganz der Vater und Großvater, ein richtiger Langschädel. Na, bei dir ist es ja wohl auch bald so weit, Niklas? Nun, es wird Zeit, daß du mich einholst. Bist mir ein ganzes Jahr voraus, und noch kein Anerbe?“

„Es wird wohl in diesen Tagen losgehen,“ erwiderte Wübbe, „wenn nur erst — wenn nur erst —“ er schloß: „wenn nur erst Mett Meiersch ihren Segen dazu gegeben hat.“ Fast wäre er damit herausgeplatzt: „Wenn nur erst den verdammten Juden das Maul gestopft wäre.“ Das war der Gedanke, mit dem er seit einer Woche aufstand und zu Bett ging, aber wozu brauchte Hinrich Wiek das zu wissen? Der würde sich mit seiner Pumpenforderung bald selbst an den großen Schwanz anschließen.

Da kam Wobke Wübbe mit schweren Schritten über den Hof gegangen.

„Niklas, es ist einer da, der dich sprechen will, er hat es sehr eilig“, sagte sie.

Niklas Wübbe wußte ganz gut, was für eine Sorte Geschäftsmann und welche Art Eile im Vorderhaus auf ihn lauerten. Ihm eilte es durchaus nicht, aber er folgte dem Ruf seiner Frau.

„Niklas,“ sagte Wobke leise zu ihrem Mann, „es ist Baruch Löwenstein.“ — Baruch Löwenstein war der Viehkommissionär aus Bergstädt. — „Er hatte eine ganze Handvoll Wechsel auf den Tisch gelegt, er sitzt in unserer besten Stube. Und ein Gesicht macht er, man könnte Ratten damit vergeben. Ich konnte mich in den letzten Tagen um die Geschäfte nicht so kümmern, steht es so schlecht mit uns, Niklas?“

„Verdammt schlecht“, stieß Niklas Wübbe zwischen den Zähnen hervor.

„Dann will ich dabei sein“, sagte Wobke. „Will er uns ans Magere, dann muß diesmal Trina Groot helfen.“

„Jawoll, meine Trinamudder,“ sagte Niklas höhnisch, „die wird uns was husten.“

„Das laß mich nur machen“, erwiderte Wobke. „Kopf hoch! Wirf die Schaufel nicht in den Graben, solange noch Wasser drin ist.“

„'Tag, Wübbe,“ sagte Baruch Löwenstein mit zäher, verbissener Miene, „hier hab ich de Wechsel. Fünf Stück. Einen über tausend Mark, einen über achthundert, zwei über fünfhundert und einen über drei. Können Se bezahlen, oder können Se nich bezahlen? Aber ich muß wissen ja oder nein, ich hab keine Zeit, ich muß heute mittag noch aufs Gericht.“

Wobke Wübbe hatte die Wechsel aufgenommen und durchgeblättert.

„Die sind ja übermorgen erst fällig, Löwenstein“, sagte sie ärgerlich. „Glauben Sie, daß ein Hof wie unserer keine lumpige dreitausendeinhundert Mark mehr wert ist?“

„Gar nichts ist er mehr wert“, sagte Löwenstein knurrig. „Streuen Se mer keinen Sand in de Augen, Frau Wübbe, wer leiht Ihnen bei diesen Zeiten auf Ihren Hof 'nen Schilling? Da sind de Hypotheken, und wer hat Geld? Wer gibt Kredit? Wenn se werden Ihnen heute gekündigt, müssen Se runter von Ihrem Hof und sind Schnorrer.“

„Werden Sie nicht unbescheiden, Löwenstein“, fuhr Wobke den Händler an. „Da sind die Möbel, das Vieh und die Pferde, wie können Sie behaupten, wir wären Schnurrersleute!“

„Streuen Se mer keinen Sand in de Augen, Frau Wübbe“, wiederholte Baruch Löwenstein mit bösartiger Miene. „Was tu ich mit de Möbels? Se sind noch nicht bezahlt, se gehören dem Möbelgeschäft in Hamburg. Was tu ich mits Vieh und mit de Pferde? Se sind auch noch nicht bezahlt, se gehören zum Teil den Bauern, von denen Sie se haben gekauft auf Kredit, se gehören zum Teil mir, se gehören zum Teil dem Gestüt, was se hat geliefert — was weiß ich?“

„Aber zum Teufel,“ rief Niklas Wübbe zornig, indem er auf die Wechsel wies, „so sehen Sie doch die Gutsager an, die drauf stehen. Sind das gute Namen? Oder sind es faule Kunden?“

„Vor acht Tagen waren's noch gute Namen,“ erwiderte Baruch Löwenstein, „heute sind's geworden faule Kunden. Nu frag ich Sie: können Se mich bezahlen am Verfalltag, oder können Se nich? Und wenn Se mir sagen, ich kann nicht, gehn die Wechsel heute noch zum Protest.“

„Mich wollen Sie verklagen, Löwenstein?“ rief Niklas Wübbe. „Einen Mann, an dem Sie Geld verdient haben wie Heu? Die Zeiten werden wieder besser werden, und Sie bekommen Ihr Geld, Löwenstein, wenn auch nicht übermorgen.“

„Ich hab's an Ihnen verdient, Wübbe,“ sagte der Händler achselzuckend, „nun, sonst wäre ich gekommen schon viel früher. Aber die Zeiten werden nicht besser werden, sie werden schlechter, ich muß anmelden und muß decken meine Forderungen vor anderen Leuten, die nicht so gut wissen wie ich, wie die Dinge auf Wübbes Hof stehen.“ — Er erhob sich

— „die nicht so gut wissen wie ich, Wübbe, daß Se sind im Vermögensverfall."

Er unterstrich die Worte schonungslos und wandte sich zum Gehen.

Wobke Wübbe war im Verlauf der Auseinandersetzung immer bleicher geworden, sie sah jetzt aus wie eine gekalkte Wand. Sie erhob sich gleichfalls und sagte: „Fahren Sie nicht aufs Gericht, Baruch. Kommen Sie heute nachmittag wieder. Ich schaffe Ihnen Deckung, wenigstens teilweise."

„Wieviel?" fragte Baruch Löwenstein zögernd.

„Tausend Mark", sagte Wobke Wübbe kurz, „und den Rest in Monatsfrist."

„Gut," sagte Löwenstein, „ich werde wiederkommen. Vorher erlauben Se wohl, daß ich mer als sachverständiger Geschäftsmann anseh den Vieh- und Pferdebestand."

Er ging hinaus, und Niklas und Wobke Wübbe blieben zurück.

„Niklas," sagte Wobke schwer atmend, „hest du allens versöcht?"

„Allens", erwiderte Niklas Wübbe mutlos. „Rümlopen bün ick in ganz Langendeik von Pontius nah Pilatus, keen Minsch will mehr good seggen."

„Dann mußt du nach Trinamudder gehen", sagte Wobke Wübbe bestimmt. „Ick kann nicht, Niklas, mi hett dat to dull angrepen. Ick mutt mi foorts to Bett leggen. Versprich mi dat in de Hand, Niklas, gah na Trinamudder. De Moorwischer möt't uns helpen."

„Ne," murmelte Niklas Wübbe, „nah Trinamudder gah ick nich."

Aber Wobke hörte die Worte nicht mehr. Sie war ohnmächtig geworden, Niklas mußte schnell zuspringen, damit sie nicht vom Stuhl herunterfiel. Mit Hilfe der Mädchen wurde sie ins Bett gebracht.

Verzweifelt lief Niklas Wübbe in der Stube auf und ab. Die Herren und Damen auf den englischen Bildern mit den roten Röcken und langen Gesichtern schienen ihm höhnisch zuzugrinsen.

„Nein," murmelte Niklas Wübbe vor sich hin, „nein, zu Trinamudder geh ich nicht. Wenn's Gerd wäre, ja. Aber an den kann ich nicht rankommen, ohne daß Trinamudder es merkt. Und die — —? Ehe ich mir von der wieder so ein Gesicht machen lasse wie damals in Niklas Witts Keller und vielleicht wieder das Wort Kuratel ins Gesicht schmeißen lasse — eher springe ich, wie damals mein Alter, in meinen eigenen Kleigraben."

Die schwüle Luft in der Stube erdrückte ihn, und er lief hinaus.

Warum bin ich nicht in England geblieben? dachte er. Nun, wenn alles schief geht, gehe ich wieder über die Nordsee. Und deine Frau? Das Kind? rief sein Gewissen drohend.

Die könnte er nachkommen lassen. Nur zuerst weg von hier, der Schande, dem Bankrott aus den Augen.

Ja, wenn er wäre wie Hinrich Wiek, dann brauchte er nicht auszureißen. So einem stand sein Charakter bei. Hinrich Wiek! Ach, warum war er nicht wie der?

An Hinrich Wiek blieb sein verstörtes Gemüt hängen. Und plötzlich blitzte ein rettender Gedanke in ihm auf. War Hinrich Wiek nicht auf dem Hof? War das nicht ein Zeichen des Himmels? Würde er nicht helfen, wenn er sich an ihn wandte? Ach du lieber Himmel, womit? Der hatte ja selbst nichts. War ein Pracher, der von der Hand in den Mund lebte. Aber brauchte er Baruch Löwenstein denn bares Geld zu geben? Wenn er ihm für die faulen Indossenten einen richtigen Gutsager brachte, wenn Hinrich Wiek seinen guten Namen auf die schlechten Papiere setzte? Und den hatte er, das wußte Niklas Wübbe; wenn er selbst ihn bislang auch in Bergstädt noch nicht einmal aufgesucht hatte, so hatte er ihn doch in allen Bergstädter Wirtschaften wegen seiner Zuverlässigkeit rühmen hören.

Er ging nach der Stallung. Vorn stand Baruch Löwenstein bei den Pferden. Hinten stand Hinrich Wiek bei den Pumpen.

„Hinrich," sagte Niklas Wübbe, „auf ein Wort. Komm mal einen Augenblick mit nach vorn."

Sie gingen in die beste Stube, Niklas Wübbe schloß die Tür zu und sagte: „Hinrich, hast du den Löwenstein bei den Pferden gesehen? Das ist ein verdammter Kerl, ein Halsabschneider, der mir wegen ein paar lumpiger Wechsel das Genick umdrehen will, weil ich ihn heute nicht bezahlen kann. In ein paar Tagen kann ich Geld genug kriegen, es ist nur auf den Sturz. Willst du mir auf einen Monat mit deinem Kredit aushelfen?"

„Für wieviel?" fragte Hinrich Wiek kurz.

„Tausend Mark", sagte Niklas.

„Tausend Mark!" rief Hinrich Wiek. „Mensch, das ist ja ein Vermögen. Wenn ich die hätte, damit könnte ich mir eine Werkstatt einrichten."

„Ich helfe dir wieder, Wiek," sagte Niklas Wübbe, „wenn du einmal im Druck bist. Du weißt nicht, wie es in Geschäften wie meinem hergeht. Gerade wenn Geld da sein muß, ist keins da, und wenn man nichts braucht, hat man die ganze Sekretärklappe voll. — Ich gebe dir zehn Prozent, Wiek, und in drei Wochen hast du den Wechsel, kaputt gerissen, in der Hand."

„Ich bin kein Wucherjude," sagte Hinrich Wiek, „aber warum wendest du dich nicht an deine Trinamudder?"

„Trina Groot?" sagte Wübbe. „Junge, ich glaube, an die gingest du auch zuletzt, wenn dir das Messer an der Kehle säße. Aber das tut es bei

mir gar nicht," fuhr er lachend fort, „es ist ja nur 'ne Monatsache. Soll ich mich wegen so 'ner Lumpengeschichte von der Altschen auslümmeln lassen wie ein Schuljunge?"

Hinrich Wiek überlegte. Gut, er wollte einspringen. Ging die Sache schief, dann war Anke da, und die mußte ihre Trinatante bearbeiten, daß sie die Forderung deckte. Nein, bei Trina Groots Charakter hatte er für seine Unterschrift nichts zu riskieren.

„Aber nimmt dein Wechselgläubiger meine Unterschrift an?" fragte er zweifelnd.

„Wir versuchen es," sagte Niklas, „komm mit."

Baruch Löwenstein war mit seiner Inventaraufnahme und den Notizen darüber in seinem Buch gerade fertig. Niklas Wübbe fragte ihn, ob ihm Hinrich Wieks Name als Deckung für kurze Frist genüge?

„Herrn Wieks Name?" sagte Baruch Löwenstein kopfnickend und zugleich verwundert. „Herr Wiek aus Bergstädt? Er hat kein Geld, aber ein Geschäft, er hat kein Bankkonto, aber er ist gut. Wenn Herr Wiek den Wechsel über tausend Mark unterschreibt, verlängere ich ihn unbesehen auf drei Monate und die übrigen auf einen."

(Fortsetzung folgt.)

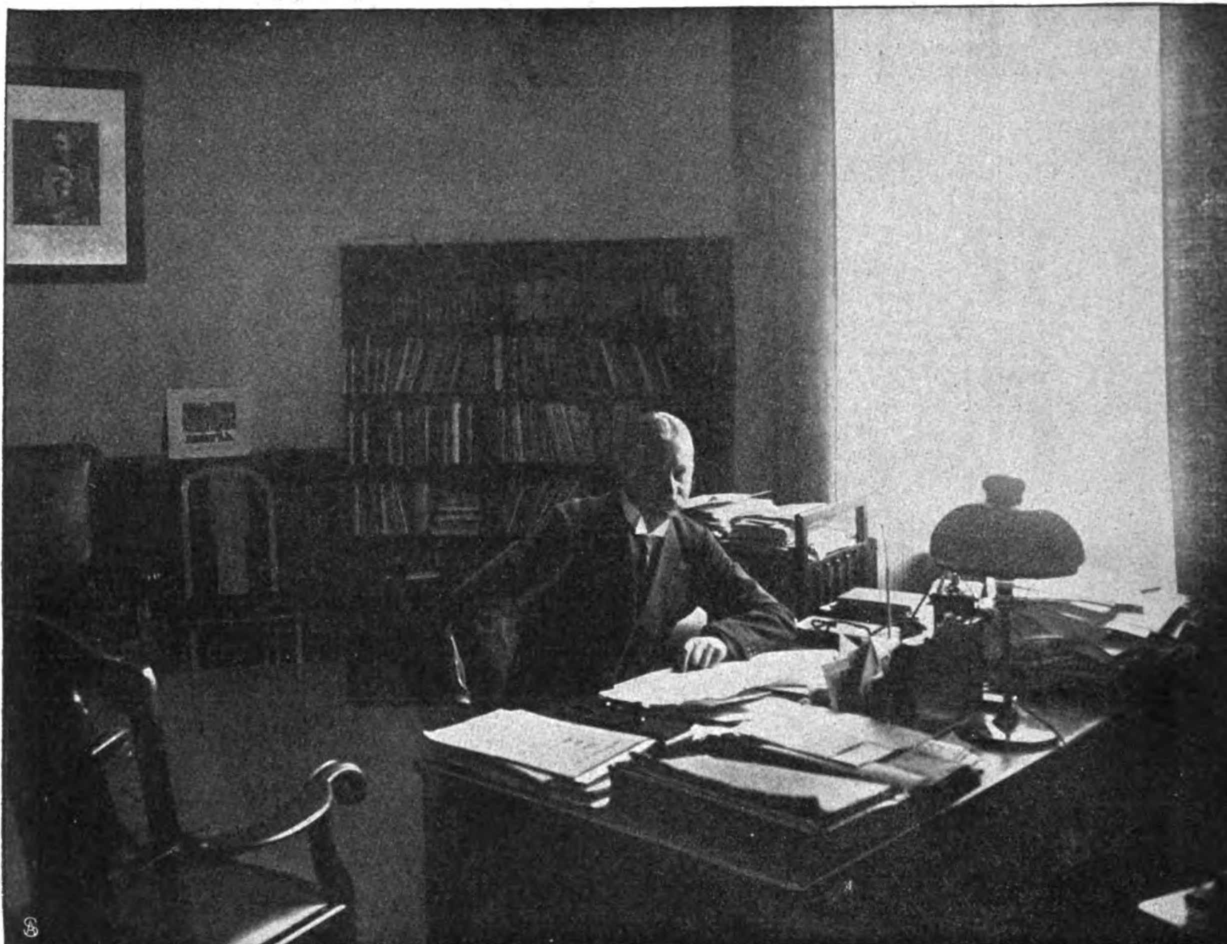
Die schwedische Gesandtschaft in Berlin.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen der „Woche".

Die diplomatischen Beziehungen Schwedens mit Deutschland datieren eigentlich von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der treue Mithelfer Gustav Adolfs, Reichskanzler Axel Oxenstierna, war „bevollmächtigter Legatus in Deutschland und bei den Armeen", wie sein offizieller Titel lautete. Oxenstierna hatte bereits im Jahre 1820 in Berlin den Eheschließungsvertrag zwischen Gustav Adolf und Maria Eleonora



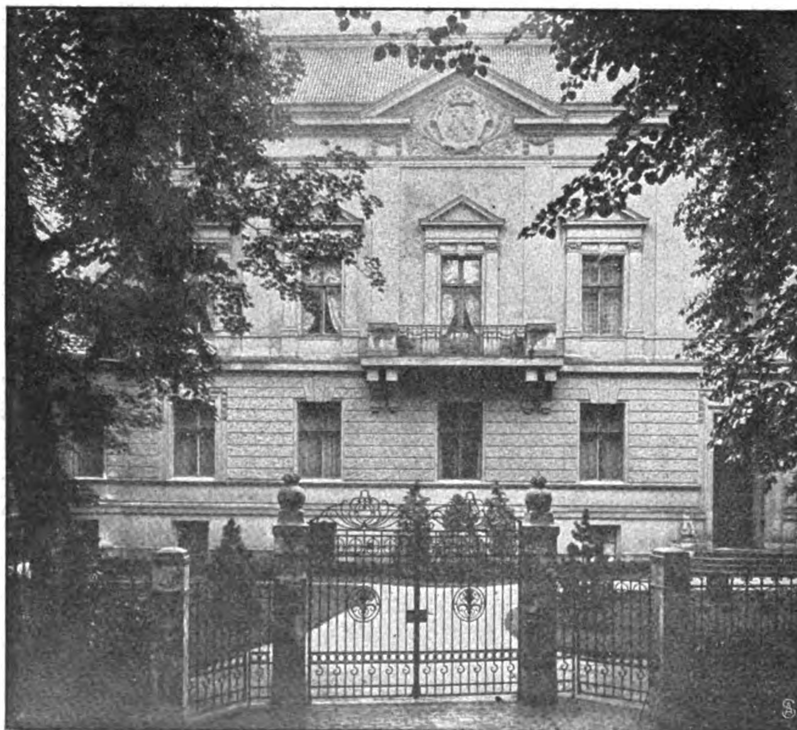
Der schwedische Gesandte in Berlin Graf Taube in seinem Arbeitzimmer.



Legationsrat Freiherr von Essen in seinem Arbeitzimmer.

von Brandenburg abgeschlossen. Unter Oxenstiernas Leitung entstand eine vorzügliche schwedische Diplomatie, und Adler Salvius wurde 1631 der erste Resident mit Sitz in Hamburg. In den folgenden Jahren wurden allmählich schwedische Gesandtschaften in den größeren deutschen Staaten errichtet.

Der erste Gesandte für Schweden und Norwegen im Deutschen Reiche war der Norweger Due. Sein Nachfolger war Freiherr von Bildt, 1874—86, der von Kaiser Wilhelm I. hochgeschätzt wurde



Vorderansicht des schwedischen Gesandtschaftsgebäudes.

und gute Beziehungen zwischen den beiden germanischen Ländern anbahnte. In der Zeit, während welcher Graf Taube schwedischer Gesandter in Deutschland gewesen ist, d. h. seit 1900 mit Unterbrechung 1909 bis 1912, als er Minister des Äußern war, haben die freundschaftlichen Beziehungen weitere Fortschritte gemacht. So wurde im Jahre 1906 ein Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Schweden und Deutschland abgeschlossen (erneuert 1911), und 1909 wurde die für den deutsch-



Die Gemahlin des schwedischen Gesandten, Gräfin Taube, in ihrem Wohnzimmer.



Bild Gustav Adolfs im Treppenaufgang.

schwedischen Verkehr bedeutungsvolle Dampffährenverbindung Saßnitz—Trelleborg eröffnet.

Da die Geschäfte der schwedischen Gesandtschaft immer zugenommen und ein immer größeres Personal erforderten, bewilligte der schwedische Reichstag 1913 in Anbetracht der Schwierigkeit, geeignete Lokalitäten zu mieten, die erforderlichen Mittel zur Beschaffung eines eigenen Gesandtschaftsgebäudes. Das Grundstück Tiergartenstraße 36 mit vorzüglicher Lage in einer prachtvollen Gegend wurde zu diesem Zwecke gekauft, und nach umfassenden Neuerungen und Renovationen konnte die Gesandtschaft bereits zu Ende desselben Jahres in ihre neue Behausung einziehen.

Das Äußere des mit dem schwedischen Reichswappen geschmückten Gebäudes ist in einem modernisierten Renaissancestil gehalten mit wohl abgewogenen Verhältnissen der Gliedmaßen und macht mit seinem hohen Dache, seiner ruhigen und vornehmen Haltung einen überaus günstigen Eindruck. Die Zeichnungen stammen aus den Händen des bekannten Hofarchitekten Lilljekvist in Stockholm, Schöpfers des neuen Königlichen Schauspielhauses dortselbst. Sein Vertreter bei der Ausführung war Architekt E. Hedström, Berlin. Über den Vorgarten durch den Haupteingang gelangt man in die untere gewölbte Halle, an deren Frontwand vor dem Eingang eine Bronzebüste von Gustav Adolf in Lebensgröße steht. Links von hier ist der Eingang zu den Kanzleiräumen, die das ganze Erdgeschoß einnehmen. Rechts führt eine breite Treppe nach dem oberen Geschoß, das die Wohn- und Repräsentationsräume des Gesandten enthält. Am Fuß des Treppenaufganges steht im Erdgeschoß ein großer, künstlerisch ausgestatteter Kandelaber, eine Kopie des in der Königlichen Oper in Stockholm befindlichen Originals, das eine Probe des besten schwedischen Kunstgewerbes bildet. Die Wände des Treppenaufgangs sind mit zwei großen Gemälden geschmückt, wovon das eine ein von D. K. Ehrenstrahl (geb. 1629) ausgeführtes Porträt Gustav Adolfs ist.

Die Wohnung des Gesandten ist sehr vornehm ausgestattet, macht aber einen traulichen Eindruck. Man findet an den Wänden verschiedene Familienporträte von hohem Kunstwert. Im Dachgeschoß befinden sich Küche und Zimmer für die Bedienung, im Sockelgeschoß Dienerwohnungen, Zentralheizungsanlage, Automobilgarage, Kellerräume usw.

Die ganze ist von oben bis unten modern eingerichtet und bildet eine durchaus würdige Wohnstätte der höchsten schwedischen Vertretung in der deutschen Reichshauptstadt.

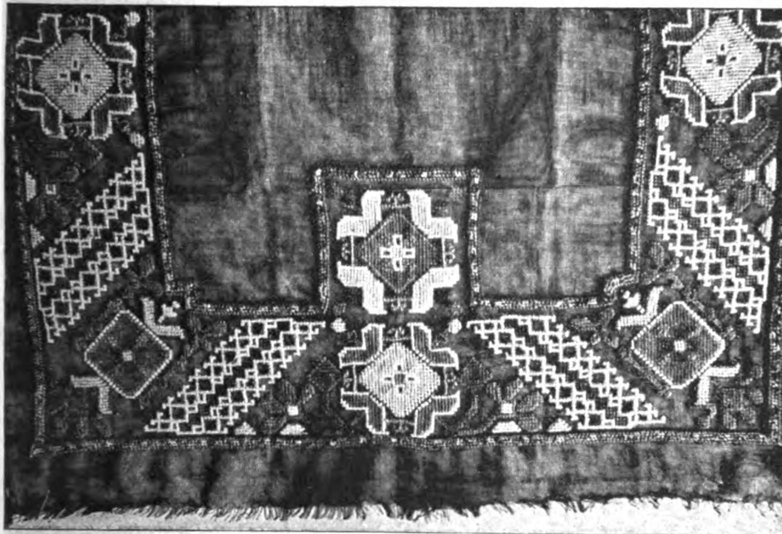


Treppenaufgang.

Bulgarische Stickereien.

Hierzu 6 Aufnahmen von A. Matzdorff.

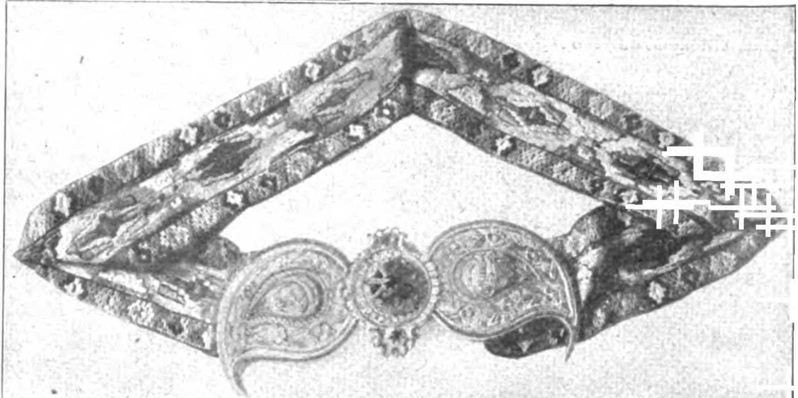
Von allen osteuropäischen Hausindustrien bewahrten sich die Nadelarbeiten ihre nationale Eigenart am treuesten. Besonders in Bulgarien, wo das hochentwickelte Unterrichtswesen auch die Pflege heimischer Handfertigkeiten einschließt, steht die Kunst des Stickens heute noch ebenso in





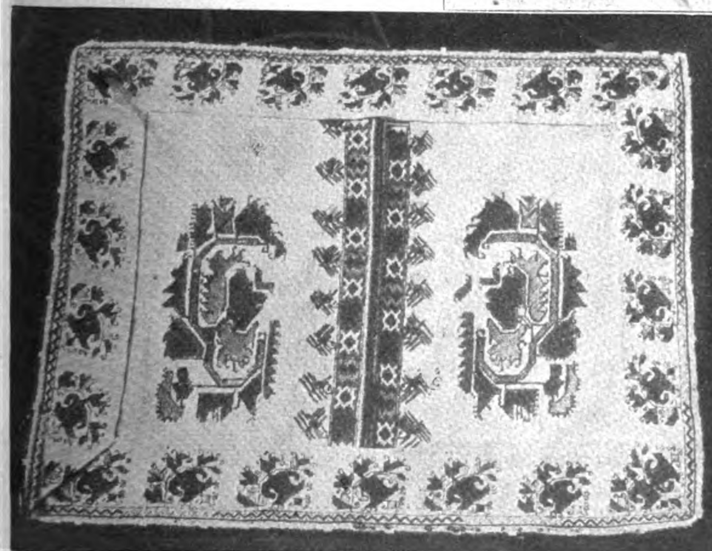
1. Bluse mit Stickerei.
Linkes Bild:
2. Gestickte Kissenplatte.

Blüte wie seit Jahrhunderten. Von alters her dürfen sich die Frauen der ländlichen Bevölkerung hervorragend schöner Arbeiten rühmen. Besonders in und um Tirnowo, das früher bedeutende Webereien besaß, werden in unendlicher Geduld Kunstwerke geschaffen, deren Vorbilder sich von Generation zu Generation vererben. Jeder Landkreis hat seine besonderen Eigentümlichkeiten der Nadeltechnik, der Verteilung und der Wahl der Farben und hält sich streng, fast ehrfurchtsvoll an die Überlieferung der Vorfahren. Aus der früheren Hauptstadt des Landes stammt die jetzt auf schwarzem, ziemlich grobfädigem Etamine nachgearbeitete, eckig ornamentierte Borte, ursprünglich für den Kopfputz reicher Frauen bestimmt und „Sokaia“ genannt. Die in roter, blauer, grüner, orangefarbiger und weißgelber Seide gestickten Figuren sind mit etwas Gold durchsetzt. Das Ganze ist jetzt als Kissenplatte gedacht. (Abb. 2.)

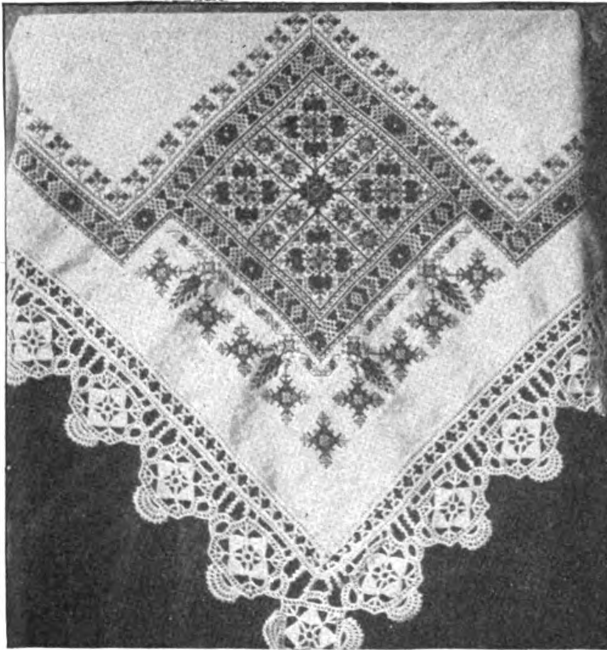


3. Gürtel mit Stickerei.

Was arbeitsfreudige Hände, die sonst an hartes Zugreifen gewöhnt sind, im Verein mit künstlichem Verständnis leisten können, zeigt die weiße Tischdecke. (Abb. 4.) Aus zwei Ärmelteilen und dem verzierten Saum eines Bauernhemdes zusammengesetzt, leuchten die hell- und dunkelroten, blauen, grünen, lichtgelben und schwarzen Wollfäden auf der handgewebten Leinwand in kräftigen Tönen



4. Weiße Tischdecke mit farbiger Stickerei.



5. Feine Leinendecke.



6. Handbeutel aus weißem Atlas.

Trotz des unumgänglichen Zugeständnisses an den modernen Geschmack wurde weder an der Stickerei des Gürtels (Abb. 3) noch an der des Handbeutels aus weißem Atlas (Abb. 6) in Stil- und Farbenwertung etwas geändert. Die elegant gekleidete Bulgarin erinnert sich gern ihrer malerischen Volkstracht und versteht es, westeuropäische und altbulgarische Tracht zu vereinigen.

Schluß des redaktionellen Teils.



Auf Fußtouren

Reisen, bei Ausübung jeglichen Sports (Turnen, Reiten, Rudern, Radfahren) ist der Vasenol-Sanitäts-Puder zum Abpudern des Körpers, sowie aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe) unentbehrlich.

Vasenol-Sanitäts-Puder

schützt gegen Wundlaufen und Wundreiben, Wundwerden zarter Hautfältchen sowie Hautreizungen aller Art; bei erhitzten Hautstellen, Hautjucken, für Damen zur Schonung der Kleider (Blusen) unentbehrlich.

Zur Schweißfußbehandlung verwendet man mit glänzendstem Erfolg und absoluter Unschädlichkeit **Vasenoloform-Puder.**

Zur Kinderpflege empfehlen Tausende von Ärzten als bestes Einstreumittel **Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder.**

In Original-Streudosen zu 75 Pf. in Apotheken und Drogerien.





Feines Schuhzeug

soll nicht mit Wassercreme behandelt werden, denn sie färbt ab bei nasser Witterung.

Dr. Gentners Oel-Wachs-Lederputz

Nigrin

gibt wasserbeständigen, nichtabfärbenden Hochglanz.

Carl Gentner, chem. Fabrik, Göppingen-Wbg.



GNOM

Bester Abziehapparat für alle Rasierklingen wie Gilette usw. patentamtlich geschützt, ermöglicht in einfachst. Weise ohne jede Übung d. Schärfen u. Abziehen der Rasierklingen. Der Apparat hat verstellbare Walze und ist unbegrenzt haltbar, fein versilbert im Etui. **Preis M. 4.50.** Vorzügliche Rasierapparate M. 3.—, extra fein, schwer versilberter Rasierapparat M. 4.50, gute Rasierklingen per Dtz. M. 2.50. Versand gegen Voreinsendung oder Nachnahme. Ins Feld Nachnahme nicht zulässig.

Alleinvertrieb durch

M. Winkler & Co., München
Sonnenstraße 10 W.

Ein wertvoller Mitarbeiter

der fortlaufend über den Bedarf der staatlichen und kommunalen Verwaltungen sowie privater Unternehmungen berichtet, der die Ansichten berufener Vertreter des deutschen Erwerbslebens über unsere Wirtschaftspolitik wiedergibt, der wichtige kaufmännische, gewerbliche und technische Erscheinungen bespricht, die amtlichen Ausschreibungen und Bekanntmachungen enthält, ist das Zentralorgan für staatliche und kommunale Wirtschaftspolitik und für das gesamte Lieferungswesen

„Der Staatsbedarf“

Die Wochenschrift ist für 2 Mark vierteljährlich zu beziehen durch den Buchhandel und die Post, in Großberlin auch durch die Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Die Einzelnummer kostet 30 Pf. Probenummern durch den Verlag.

Unübertroffen an Formenschönheit



Marke „Lupa“ ges. gesch.
Prospekte kostenlos

ist mein **neuester** ges. gesch **Korsettersatz „Lupa“** mit **regulierbarem Busenformer** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem** Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit meinem Korsettersatz **„Lupa“**, nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für schlanke** Damen eignet sich **Lupa“** vorzüglich, sondern auch für **starkleibige** Damen. Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch den **regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. **„Lupa“** ist eine **absolute Neuheit** auf dem Gebiete der hygienischen **Figurenverbesserung.** Viele Anerkennungen :: :: **Modell 3013** kompl. m. verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickereigarnit. wie Abbildung oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß u. champagnefarbig **M. 18.50.** Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben! Versand gegen Nachnahme.
Ich tausche Waren um od. zahle Geld zurück!

Nur bei **Ludwig Paechtner, Dresden-A. 188,** Bendemannstr. 15.

Dr. Sandow's
Bromsalz-Tabletten

Für 25 Trinkgläser oder 50 Weingläser. **Preis 80 Pfg.**

Zwei Tabletten und etwas Zucker in einem Trinkglase kohlensauren Wassers zu lösen.

Diese Tabletten können auch in gewöhnlichem Wasser genommen werden und eignen sich daher besonders für Lazarette und Krankenkassen.

Chemische Fabrik von Dr. Ernst Sandow in Hamburg.

Entfettungstee

„Graziana“, reines Pflanzenprodukt, dessen unschädl., natürl. Wirkung wissenschaftl. anerkannt ist. Kein Abführmittel. Große Gewichtsabnahme auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. 25jährige glänzende Erfolge. M. **2.50,** 3 Pak. M. **7.—.** Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 55. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Fein geb. **3 M.,** mit Goldschnitt **3.60 M.** (Porto 20 Pf.)
Von jeder Buchhandlung u. gegen Voreinsendung des Betrages von **Strecker & Schröder, Stuttgart W.**

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Eugen Warneck: „Von Leben, Lieben und Sterben“. Danzig. Kafemann G. m. b. H.

Ludwig Thoma: „Das Aquarium und anderes“. München. Albert Langen.

Hans Hopfen: „Übergangen“. Leipzig. Hermann Hillger.

Elisabeth von Oertzen: „Wir auf dem Lande“. Berlin. Martin Warneck.

Prof Dr. Paul Friedrich Richter: „Gesundheitspflege der Nieren und Harnorgane“. Leipzig. Max Hesses.

A. Freymuth: „Kriegsrecht“. Berlin. Richard Oefler.

„Russisch mit Hilfe der Sprechmaschine“. (2 Bände.) Stuttgart. Wilhelm Violet.

„Türkisch mit Hilfe der Sprechmaschine“. (2 Bände.) Stuttgart Wilhelm Violet.

W. Michaelis: „Regen und Sonnenschein“. Leipzig. Bruno Volger.

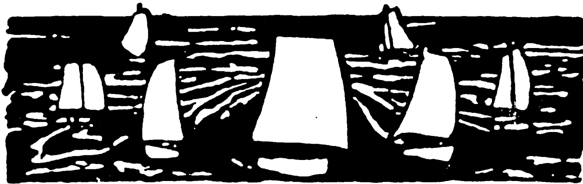
Emma Croon-Mayer: „Johannes von St. Gallen“. Leipzig. Bruno Volger.



DIE·WOCHE

Nummer 31. | Berlin, den 29. Juli 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

18. Juli.

Zu beiden Seiten der Somme scheitern starke Angriffe, die sich gegen Pozières und die Stellung östlich davon, gegen Biaches—Maisonnette—Barleux und gegen Soyecourt richten.

Die Russen setzen südlich und südöstlich von Riga ihre starken Angriffe fort, die vor unseren Stellungen blutig zusammenbrechen.

19. Juli.

Im Somme-Gebiet werden das Dorf Longueval und das östlich an das Dorf anstoßende Gehölz Delville von dem Magdeburger Infanterie-Regiment Nr. 26 und dem Altenburger Regiment in hartem Kampfe den Engländern wieder entrissen.

20. Juli.

Beiderseits der Somme sind neue schwere Kämpfe im Gange. Nördlich des Flusses werden sie durch starke englische Angriffe gegen Longueval und das Gehölz Delville eingeleitet, in die der Gegner wieder eindrang, unserem Gegenangriff muß er weichen, er hält noch Teile des Dorfes und des Gehölzes.

Südlich des Flusses greifen die Franzosen nachmittags in Gegend von Belloy zweimal vergeblich an und sind im Abschnitt Estrées—Soyecourt dreimal blutig abgewiesen.

21. Juli.

Auf beiden Ufern der Somme holen die Feinde zu einem Hauptschlage aus. Die Angriffe werden nach kräftiger Vorbereitung auf einer Front von nahezu 40 Kilometer von südlich Pozières bis westlich Vermandovillers in zahlreichen Wellen angesetzt. Mehr als siebzehn Divisionen mit über 200 000 Mann nahmen daran teil. Das kärgliche Ergebnis für den Gegner ist, daß die erste Linie einer deutschen Division in etwa drei Kilometer Breite südlich von Hardecourt aus dem vordersten in dem 800 Meter dahinter liegenden nächsten Graben gedrückt und daß feindliche Abteilungen in das vorspringende Wäldchen nordwestlich von Vermandovillers eindringen. Auf der gesamten übrigen Front zerschellten die wütenden Anläufe an der todesmutigen Pflichttreue unserer Truppen unter außerordentlichen Verlusten für die Feinde.

22. Juli.

Im Somme-Gebiet haben die Gegner nach ihrer verlustreichen Niederlage des vorhergehenden Tages auf größere einheitliche Angriffe verzichtet. Einzelne Teilvorstöße sind mühelos abgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz trotzen beiderseits der Straße Eckau—Kekkau brandenburgische Regimenter weiter den starken russischen Massenangriffen. Sie brechen sämtlich unter den schwersten Verlusten für den Feind zusammen.

23. Juli.

Zwischen Ancre und Somme kam es abends und nachts erneut zu Infanteriekämpfen an der Front Thiepval—Guillemont. Die hier angesetzten englischen Angriffe blieben trotz rücksichtslosen Einsatzes an Menschen erfolglos.

Dem russischen Minister des Auswärtigen Sasonow wurde der Rücktritt in Genehmigung seines Gesuches bewilligt.

24. Juli.

Die englischen Angriffe gegen die Front Thiepval—Guillemont werden von Teilen von 11 englischen Divisionen geführt, deren mehrere hastig von anderen Fronten herangeholt waren. In Longueval wirft den Feind der mit Wucht geführte Gegenstoß der brandenburgischen Grenadiere.

Königsberg als Handels-, Industrie- und Wohnstadt.

Von Stadtbaurat Kutschke.

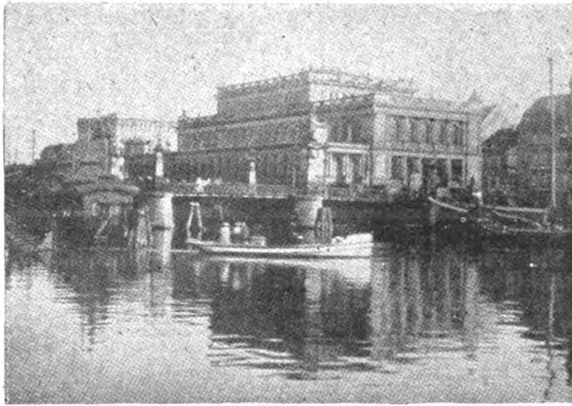
(Hierzu 11 Abbildungen.)

Die städtische Tiefbauverwaltung von Königsberg i. Pr. hat in der Börse zu Königsberg eine umfangreiche Ausstellung veranstaltet, in welcher neben einem Rückblick auf die bisherige Entwicklung des Stadtbildes eine Gesamtübersicht über die künftige Gestaltung der Stadt gegeben wird.

Die Ausstellung ist deshalb besonders beachtenswert, weil sie mitten im Weltkrieg von unserer im äußersten Osten gelegenen, ältesten Haupt- und Residenzstadt veranstaltet wird und damit als Zeichen für das unerschütterliche Vertrauen der Bevölkerung zu einer größeren Zukunft anzusehen ist.

Königsberg ist im Jahre 1255 von dem Deutschen Ritterorden gegründet worden und ist neben seiner Eigenschaft als fester Hort deutscher Kultur im Osten immer eine ausgesprochene Handelstadt gewesen. Diese Eigenart hat es bis jetzt bewahrt. Der Handel Königsbergs ist durch die geographische Lage der Stadt bedingt. Diese liegt zwar nicht unmittelbar an der Ostsee, aber doch so nahe an ihr, daß die auf der Ostsee jeweils verkehrenden Frachtschiffe Königsberg anlaufen können. Hier berührten sich von alters her Seeschiffahrt und Binnenschiffahrt. Außerdem kreuzten sich in der Stadt die Hauptverkehrstraßen von Süden nach Norden und von Osten nach Westen.

Im vorigen Jahrhundert hat sich zum Handel, den Zeitverhältnissen entsprechend, noch die Industrie gesellt, welche zwar einen gewissen Aufschwung genommen hat, aber bisher zu einer für den Osten ausschlaggebenden Entwicklung nicht hat kommen können, weil die Vorbedingungen nicht günstig genug waren. Besonders litten die Industrie wie auch der Handel darunter, daß die örtlichen Verkehrsverhältnisse zu Wasser und zu Lande den



1. **Die heutige Börse, erbaut im Jahre 1875.**

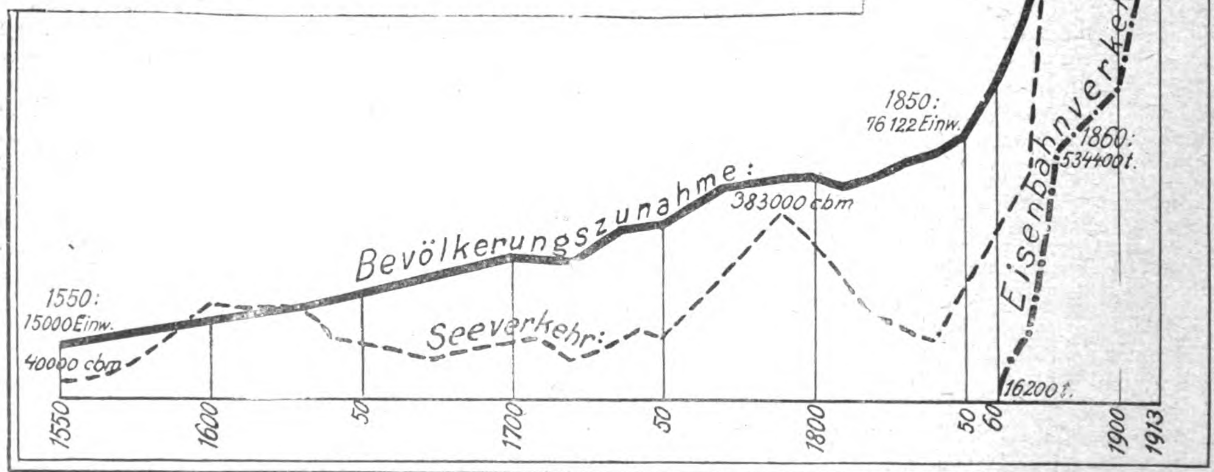
heutigen wesentlich gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügten. Hierdurch hat sich die Notwendigkeit einer vollständigen Umgestaltung der gesamten Verkehrsanlagen in und um Königsberg ergeben.

Als in der Mitte des vorige Jahrhunderts die Grundbedingungen des Verkehrs und die Anschauungen über seine Bedeutung für die wirtschaftliche Kraft eines Volkes durch den Betrieb der Eisenbahnen und der Dampfschiffe vollständig geändert wurden, haben sich die deutschen Großstädte im allgemeinen die gewaltigen Vorteile der Verkehrsverbesserungen bald zunutze gemacht. Dem ungeahnten Aufschwung, welcher noch besonders durch den Krieg von 1870 und 71 begünstigt wurde, konnten die Städte mit ihrer damaligen Ausdehnung im allgemeinen nicht gerecht werden, sondern sie brauchten zur Erfüllung der vielfachen Aufgaben, welche eine Folge der Verkehrssteigerung waren, eines wesentlichen Gebietszuwachses.

Soweit die Städte nicht Festungen waren, schritten sie zu Eingemeindungen, soweit sie Festungen waren, schritten sie zur Durchbrechung oder Niederlegung der einschnürenden Wallanlagen und außerhalb derselben zu Eingemeindungen. Die meisten Großstädte Deutschlands haben diese Aufgaben im wesentlichen in den letzten Jahrzehnten durchgeführt. Es waren von ihnen gewaltige Leistungen auf dem Gebiete des Verkehrs zu Wasser und zu Lande, auf dem Gebiete der städtischen Großbetriebe und der Wohnungspolitik zu vollbringen. Für die Steigerung der aufgewandten Arbeit gewannen sie ganz wesentlich an Ausdehnung und an finanzieller Kraft.

Die Stadt Königsberg konnte diese Entwicklung am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht in dem gewünschten Maße mitmachen, weil sie durch ihre Festungswerke noch immer eingeschnürt war, und weil ihr in der Umgebung das weitere Gelände fehlte. Hierin konnte erst Wandel geschaffen werden durch die Eingemeindung der Vororte, welche im Jahre 1905 stattfand, und durch den Abschluß des Entfestigungsvertrages, der im Jahre 1910 die Stadt in den Besitz von rund 300 Hektar Gelände rings um das alte Weichbild brachte. — Als günstiger Umstand kam noch hinzu, daß sich die Stadt in dieser Zeit durch eine großzügige Grundstückspolitik in den Besitz weiterer wertvoller Ländereien in ihrer unmittelbaren Umgebung setzte. Im engsten Zusammenhange mit dem Entfestigungsvertrag wurde im Jahre 1912 mit der Eisenbahnverwaltung ein Vertrag über die Umgestaltung der Eisenbahnanlagen zum Abschluß gebracht, durch den Königsberg nun endlich Eisenbahnanlagen erhalten soll, welche den Ansprüchen seines Handels und der Industrie genügen.

Auf dieser Grundlage konnte nunmehr das große Werk der Gesamtentfestigung aufgebaut werden; und es wurde auch sofort tatkräftig in Angriff genommen, und schon vor dem Kriege konnten Vorteile gegenüber dem früheren Zustand erzielt werden. Gleichzeitig war auch ein wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiet des Siedelungswesens zu verzeichnen. Diese vor dem Kriege getroffenen Maßnahmen konnten nur zum Teil der

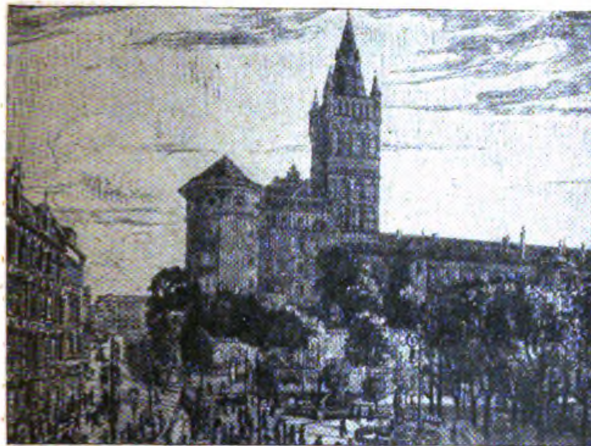


2. **Der See- und Eisenbahnverkehr gegenüber der Bevölkerungszunahme 1550—1913.**

großen Not auf dem Gebiete des Wohnungswesens steuern. Der Lebensnerv Königsbergs beruht jedoch besonders auf dem Handel und der Industrie, und infolgedessen ist es für die Weiterentwicklung der Stadt von der allergrößten Bedeutung, daß die Vorteile der Eingemeindung und Entfestigung auch zugunsten von Handel und Industrie voll ausgenutzt werden. Die dazu in Angriff genommenen Arbeiten wurden zunächst durch den Krieg gestört, konnten jedoch bald wieder aufgenommen werden und sollen nunmehr planmäßig fortgesetzt werden. Inzwischen sind die Vorarbeiten hierfür so weit fortgeschritten, daß ein Gesamtüberblick über das zukünftige Groß-Königsberg gegeben werden kann. Aus diesem Anlaß ist die Stadt mit ihrer Ausstellung „Königsberg als Handel-, Industrie- und Wohnstadt" an die Öffentlichkeit herangetreten, um dieser damit Gelegenheit zu geben, die Grundzüge für die weitere Entwicklung des Gemeinwesens auf den verschiedensten Gebieten kennen zu lernen.



3. **Der Altstädtische Kirchenplatz im Jahre 1840.**
(Jetzt Kaiser-Wilhelm-Platz.)

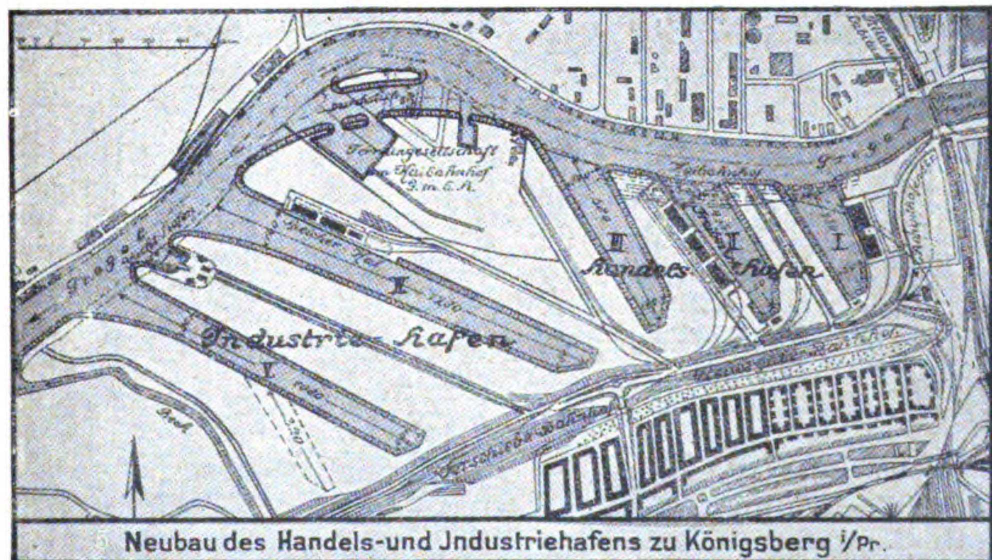


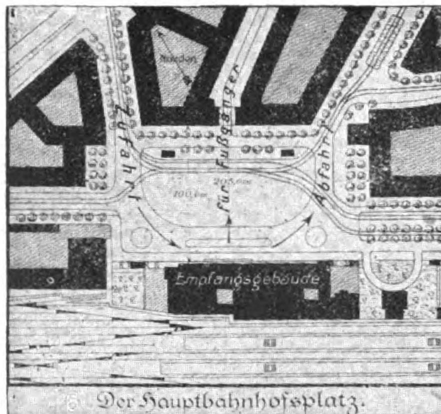
4. **Der Kaiser-Wilhelm-Platz 1814.**
(Früher Altstädtischer Kirchenplatz)

Zur Erleichterung des Verständnisses für die großen Aufgaben der jetzigen Zeit soll zunächst ein Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Stadt geworfen werden. Die Abbildung 2 zeigt, wie sich in der Zeit vom Jahre 1550 bis 1913 die Bevölkerung von Königsberg mit dem Seeverkehr und Eisenbahnverkehr zusammen entwickelt hat. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die entscheidende Wendung zum Aufstieg eingetreten, und von besonderer Bedeutung ist es hierbei, daß die Bevölkerungszunahme, der Seeverkehr und der Eisenbahnverkehr in ihrer Steigerung ungefähr gleichen Schritt gehalten haben, woraus sich der Schluß ergibt, daß Königsberg in erster Linie für den Verkehr zu Wasser und zu Lande möglichst günstige Bedingung schaffen muß, um zu einer größeren Blüte zu gelangen.

Für den Handel der Stadt hat die Börse eine besondere Bedeutung, weil hier die Geschäfte in Getreide und Hülsenfrüchten abgeschlossen zu werden pflegen. (Abb. 1) Früher lag das Gebäude auf dem Norduser der Grünen Brücke, während es jetzt auf dem Südufer steht.

Im Mittelpunkt der Stadt liegt auf der höchsten Erhebung das Schloß und an seinem Fuße der Kaiser-Wilhelm-Platz, welcher früher Altstädtischer Kirchenplatz hieß, weil auf ihm bis zum Jahre 1826 die Altstädtische Kirche stand. Das Städtebild dieses Platzes hat im Laufe der Zeiten manche Wandlungen durchmachen müssen. Früher waren, wie die Abbildung 3 zeigt, die Bürgerhäuser an das Schloß angeschmiegt und suchten unter seinen trotzigen Werken Schutz. Hierdurch entstand ein Städtebild, welches die Bedeutung der Stadtgründung und die weitere Entwicklung der ganzen Siedlung städtebaulich zum schönsten Ausdruck brachte. Später, als der Schloßturm baufällig geworden war,





Der Hauptbahnhofsplatz.

wurde er leider nicht in der alten schönen Form wieder aufgebaut, sondern man gab ihm eine Kirchturmspitze, wie Abbildung 4 zeigt. Die an das Schloß angeschmiegten Bürgerhäuser sind zur Freilegung des Schloßmassivs ebenfalls verschwunden, und so hat der Platz jetzt ein vollständig anderes Aussehen als noch im Jahre 1840.

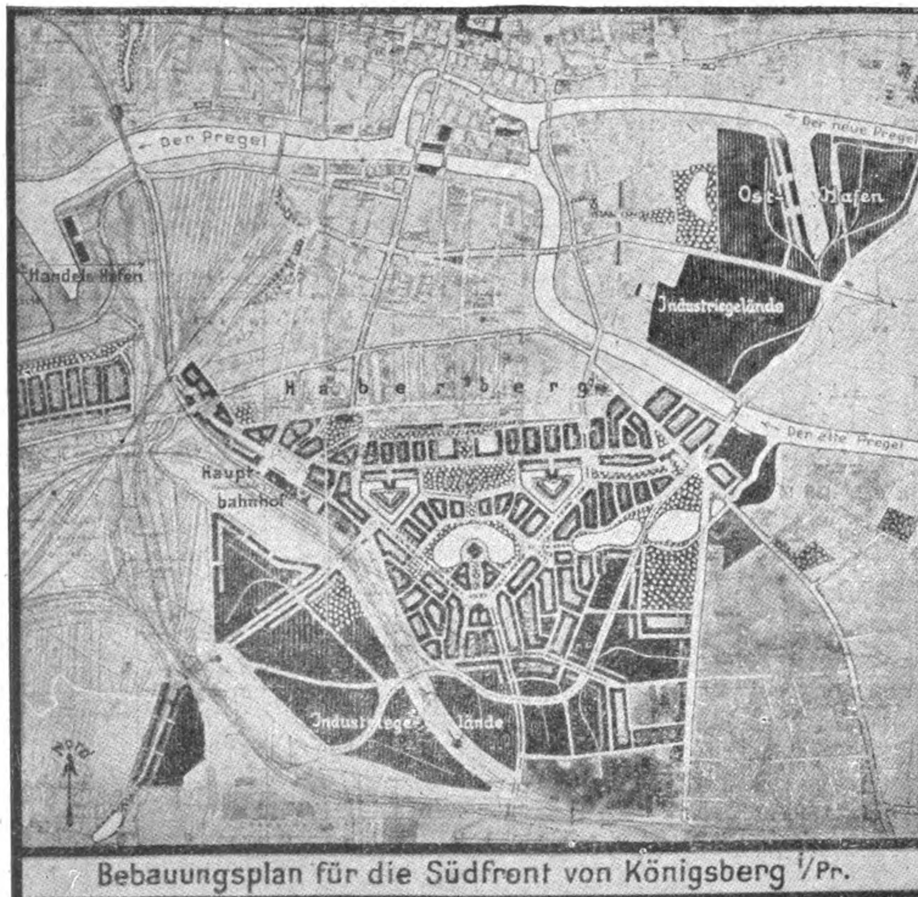
Wie sich die Anschauungen auf dem Gebiete des Städtebaues häufig gewandelt haben, so sind auch die Ansichten über den städtischen Grundbesitz in den einzelnen Jahrhunderten sehr verschieden gewesen. So erfreute sich Königsberg im Jahre 1750 eines ausgedehnten Grundbesitzes von rund 27 000 Hektar; im Jahre 1853 war er auf rund 40 Hektar zusammengeschrumpft. Inzwischen ist der städtische Besitz, namentlich durch die Grundstückspolitik in diesem Jahrhundert, wieder bis auf rund 2000 Hektar gestiegen.

Wenn die städtischen Verwaltungen ihren dauernd wachsenden Aufgaben gerecht werden sollen, brauchen sie dazu größere Flächen, über die sie vollständig selbständig verfügen können; denn ohne einen solchen Besitz kann unter Umständen auch die Erfüllung der dringendsten Forderungen verhindert werden; das hat besonders für größere Anlagen Bedeutung.

Als sich in Königsberg vor einigen Jahren die Erkenntnis Bahn brach, daß der jetzige Innenhafen dem Verkehr nicht mehr genüge, und daß unterhalb der neuen Eisenbahnbrücke, der untersten festen Brücke über den Pregel, ein neuer Hafen gebaut werden müsse, sicherte sich die Stadt zunächst den Besitz des erforderlichen Geländes auf dem linken Pregelufer dadurch, daß sie sich das Enteignungsrecht verleihen ließ. Auf diesem Gebiet von rund 200 Hektar Größe soll der Hafen, zu dessen Ausbau im vergangenen Jahr rund 24 Millionen Mark zur Verfügung gestellt sind, zur Ausführung gelangen. Den Gesamtplan zeigt Abbildung 5. Der Stadt zunächst liegt der Handelshafen mit drei Becken, von denen zunächst die Becken 1 und 2 ausgebaut werden. Das Becken 2 ist zur Anlegung eines Freibezirks bestimmt. Vom Industriehafen, welcher weiter stromab liegt, kommt zuerst das Hafenbecken 4 zur Ausführung, auf dessen Nordufer Speicher und Schuppenanlagen für den Export angelegt und auf dessen Südufer Großindustrie angesiedelt werden soll. An der Mündung des Beckens 4 in den Pregel liegt der neue Jachthafen, welcher zur Belebung des Wassersports und zur Erziehung unserer Jugend zur körperlichen Betätigung auf dem Wasser dienen soll.

Außerdem wird zugleich der zwischen dem Hafenbecken 3 und 4 vorgesehene Pregeldurchstich ausgebaggert, um die nördlich von ihm gelegene Pregelschleife, welche infolge ihrer scharfen Krümmung für die große Seeschiffahrt ein Hindernis bildet, abzuschneiden. Mit der Festsetzung der Hafenpläne mußte auch gleichzeitig für die Ansiedlung der im Hafen arbeitsuchenden Bevölkerung Sorge getragen werden. Infolgedessen wurden in der Nähe des Hafens auf günstig gelegenem Gelände Bebauungspläne für die Ansiedlung der arbeitenden Bevölkerung aufgestellt.

Im engen Zusammenhang mit dem Seehafen steht der Binnenschiffahrtshafen, der als Osthafen oberhalb der Stadt angelegt werden soll. Ein Seehafen bedarf zu seiner Entwicklung eines entsprechenden Binnenschiffahrtsverkehrs, und da mit der Erbauung des Masurischen Kanals und weiterer Verbesserungen der Binnenschiffahrtstraßen im Osten unserer Monarchie auch eine



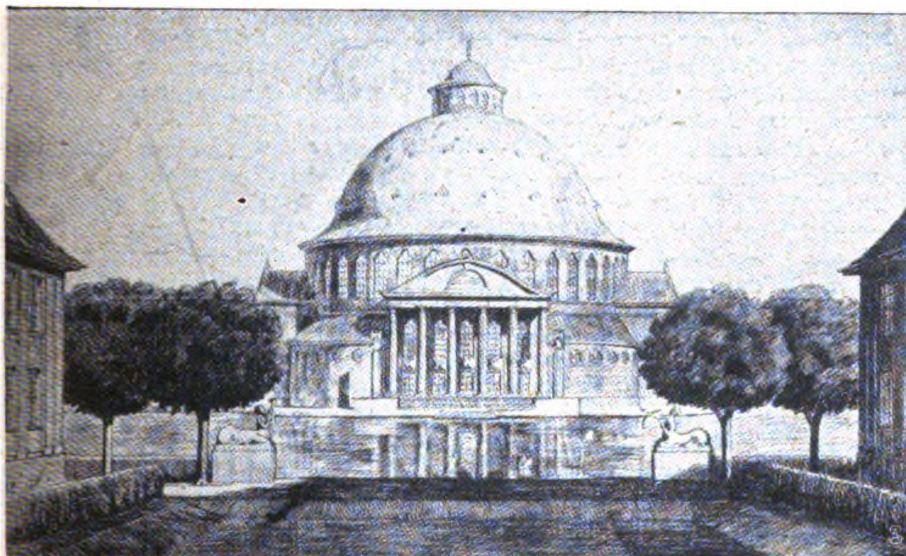
Bebauungsplan für die Südfront von Königsberg i/Pr.

Steigerung dieses Verkehrs zu erwarten ist, soll rechtzeitig in Königsberg als dem gegebenen Umschlagsplatz zwischen Seeverkehr und Binnenschiffahrtsverkehr Vorsorge getroffen werden.

Auch im Osthafen wird Gelegenheit zur Ansiedlung von Industrie, die in erster Linie auf die Binnenschiffahrt angewiesen ist, geboten werden. Es genügt aber nicht,



8. **Platz vor dem Hauptbahnhof in Königsberg i. Pr.**

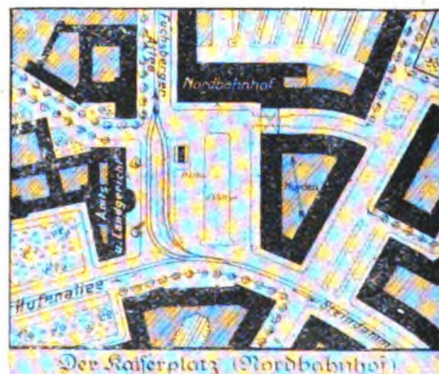


9. **Blick auf den Rundbau der Südfront Königsbergs i. Pr.**

daß nur im Seehafen und im Binnenschiffahrtshafen die Möglichkeit zur Betätigung von Industrie geschaffen wird, sondern es muß auch darauf hingewirkt werden, daß für die Kleinindustrie und für das Gewerbe Plätze angelegt werden, die preiswerter abgegeben werden können als an den mit verhältnismäßig großen Unkosten auszuführenden Häfen.

Hierzu wird die Gelegenheit im Süden der Stadt in der Mitte zwischen Seehafen und Binnenschiffahrtshafen mit günstiger Eisenbahnverbindung nach beiden hin geschaffen werden.

Die Verbindung wird durch eine Industriebahn hergestellt, welche vom Hauptrangierbahnhof der Staatsbahnen ausgeht, den Süden der Stadt durchzieht, den alten und den neuen Pregel durch Brücken überschreitet und im Osten der Stadt am Kupferteich endet. Zwischen dem alten und dem neuen Pregel liegt der Osthafen, welcher unmittelbar an die Verbindungsbahn angeschlossen ist. Gleichzeitig soll diese Anlage zur Aufnahme der Königsberger Kleinbahn dienen, welche jetzt den Norden der Stadt durchzieht, dort aber die weitere Entwicklung stört und deshalb beseitigt werden muß. Der Süden der jetzigen Stadt, der Haberberg, ist außerordentlich dicht bevölkert und hat sich wegen der Festungsanlagen nicht ausdehnen können. Er hat aber für die Stadt deshalb eine besonders große Bedeutung, weil sich in dieser Richtung die Anlagen für Handel, Gewerbe und Industrie ausdehnen müssen; dazu kommt, daß hier der neue Hauptbahnhof erstehen wird, welcher den jetzigen, vollständig unzulänglichen ersetzen soll. Während jetzt die Ostbahn von Berlin über Königsberg nach Eydtkuhnen in Königsberg einen wenig leistungsfähigen Sackbahnhof hat, soll die neue Anlage ein Durchgangsbahnhof werden, welcher durch seine größere Leistungs-





10. und 11. **Kaiserplatz in Königsberg i. Pr.** Blick auf den Nordbahnhof.

fähigkeit und die Möglichkeit späterer Erweiterungen wesentliche Vorzüge besitzen wird. Der Hauptbahnhof mit seiner Umgebung wird einer der Hauptverkehrspunkte der Stadt werden, und infolgedessen ist auf seine zweckmäßige Ausgestaltung und auf eine glatte Abwicklung des zu erwartenden starken, stoßweise auftretenden Verkehrs besonders Bedacht genommen worden. Die Abbildung 7 zeigt den neuen Bebauungsplan für die Südfront mit dem Hauptbahnhof und die Abbildung 6 die besondere Anordnung des Hauptbahnhofs mit seiner Umgebung. Die Zufahrt zum Hauptbahnhof und die Abfahrt von hier zur Stadt sind voneinander getrennt, in der Mitte zwischen beiden liegt die Straße für den Fußgängerverkehr und auf der dem Empfangsgebäude abgewendeten Seite die Straßenbahn. Durch diese Anordnung wird die Ordnung des Verkehrs auf dem ganzen Platz durch einen Schutzmann leicht aufrechterhalten werden können. Eine Ansicht von der dem Empfangsgebäude gegenüberliegenden Platzseite zeigt Abbildung 8.

Bei der weiteren Anordnung des Bebauungsplanes für die Südfront ist darauf besonderer Wert gelegt, daß die vorhandenen Naturschönheiten, wie Wallanlagen und Wasserflächen, nach Möglichkeit erhalten bleiben, und daß hierdurch ein reizvolles Städtebild und zweckmäßige Erholungstätten für die im Süden dicht zusammengedrängte Bevölkerung geschaffen werden. Der Grundriß, welcher sich auf einem Verkehrsdreieck mit der Spitze nach Süden aufbaut, wird durch eine von Norden nach Süden gerichtete Hauptachse beherrscht, welche im Norden ihren Abschluß durch eine öffentliche Gebäudegruppe erhält und im Süden durch einen nierenförmig gestalteten Teich mit einem Monumentalrundbau (Abbildung 9) auf seiner Halbinsel abgeschlossen wird.

Der Stadtteil wird hauptsächlich der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung dienen und gewährt etwa Raum für die Ansiedlung von 40 000 Köpfen.

Während durch die beschriebenen großen Anlagen in der südlichen Hälfte der Stadt, durch den Handels- und Industriehafen, den Osthafen, die Industriebahn und die Südfront für das weitere gewerbliche und wirtschaftliche Gedeihen gesorgt wird, kommen für die nördliche Hälfte im allgemeinen nur Anlagen für die Errichtung von Wohnstätten in Frage. Den Hauptanziehungspunkt bildet im Norden der reizvolle Oberteich, dessen Ufer nach einem einheitlichen Bebauungsplan besiedelt werden sollen. Das Ostufer wird besonders für die mittlere Bevölkerung und das Westufer mehr für die besser gestellte Bevölkerung in Frage kommen. Im Norden findet der Oberteich seinen Abschluß in der Villenkolonie Maraunenhof, welche sich bereits bildet.

Den Hauptverkehrspunkt im Norden der Stadt wird der Kaiserplatz mit dem Nordbahnhof am Schnittpunkt des Steindammes mit der Hufen-Allee und der Fuchsberger-Allee bilden. Hier wird ein Gemeinschaftsbahnhof für die Cranzer, Samland- und Labiauer Bahn geschaffen werden. Das gemeinschaftliche Empfangsgebäude dieser drei Bahnen, welche im Sommer für den Bäderverkehr große Bedeutung haben, zeigt Abbildung 11. Vor dem Nordbahnhof liegt der Kaiserplatz (Abbild. 10), welcher als Seitenplatz im Stern der erwähnten drei Hauptverkehrstraßen liegt. Während der Platz vor dem Hauptbahnhof achsial und gleichmäßig aufgebaut ist, wird der Kaiserplatz durch eine parallele Verschiebung der Straßenachse herausgeschnitten. Hierdurch entsteht eine Ungleichmäßigkeit, welche dem Stadtbild an dieser bedeutsamen Stelle besonders zum Vorteil gereicht. Außerdem münden die drei Hauptverkehrstraßen so auf den Platz, daß an allen Stellen ein vollständig geschlossenes Bild entsteht.

Neben dem Empfangsgebäude, das den Platz zu beherrschen hat, wird besonders auf der Westseite der Neubau des Land- und Amtsgerichts als Abschluß für den Steindamm in die Erscheinung treten.

Zu dem Personenbahnhof gehört ein gemeinschaftlicher Güterbahnhof, welcher einem lang empfundenen Bedürfnis nach einer solchen Anlage im Norden Rechnung tragen wird. Zurzeit liegen die Anlagen für den Güterverkehr sämtlich in der Unterstadt, und infolgedessen müssen alle Waren nach der Oberstadt den steilen Hang, vor allen Dingen den Kantberg hinauf mit Fuhrwerk befördert werden. Hierdurch tritt eine Überlastung des Straßenverkehrs ein, die besonders bei winterlicher Glätte in die Erscheinung tritt und außerdem die Güterbeförderung, wesentlich verteuert. Der Nordbahnhof hängt mit dem Hauptbahnhof durch eine zweigleisige Bahn, die verlegte Labiauer Strecke, zusammen. Später können Bäderzüge oder auch einzelne D-Zug-Wagen von Berlin bis zum Nordbahnhof und darüber hinaus nach den schönen Bädern des Samlandes verkehren.

Vom Kaiserplatz nach dem Süden bis zum Pregel soll sich ein neues Gebiet für Wohnungsiedelungen erstrecken, welches mit Grünanlagen und Wasserflächen in anregender Abwechslung durchsetzt ist. Hieran schließt sich das Industriegebiet nördlich des Pregels, welches heute bereits vollständig mit Anlagen besetzt ist.

Hiermit ist in der Ausstellung der Rundgang um die Altstadt herum beendet. In abwechslungsreichen Bildern wird die Eigenart der einzelnen Stadtgebiete und ihre Bedeutung für die Zukunft gezeigt. Die Zeichnungen und Bilder werden in wertvoller Weise durch Modelle ergänzt. Durch die letzteren wird besonders auf die wichtigsten Punkte für die weitere Entwicklung der Stadt, den Handels- und Industriehafen, den Osthafen, die Südfront und den Nordbahnhof hingewiesen.

Wenn diese Anlagen in den nächsten Jahren geschaffen sein werden, kann sich Königsberg mit seinen Verkehrsanlagen auch allen anderen Großstädten Deutschlands würdig zur Seite stellen.

◇ ◇ ◇

Laboratoriumsgehilfinnen im Heeresdienst.

Von Luise Faubel.

Während die Verwirklichung des Frauendienstjahres, trotz einer Fülle von Schriften, Zeitungsaufsätzen und Vorträgen über diesen Gegenstand noch im weiten Felde scheint, hat ganz in der Stille eine kleine Anzahl auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Photographie tätiger Frauen dieses Problem für sich gelöst, und zwar dadurch, daß sie sich sofort nach Ausbruch der Feindseligkeiten der Heeresverwaltung zur Verfügung stellte und um Verwendung in ihrer Eigenschaft als Röntgenologinnen und Bakteriologinnen bat. Dank der gutgeleiteten vorbereitenden Organisation, die eine Kriegsbereitschaft vorausgesehen hatte, konnte ein Teil der Damen schon nach wenigen Wochen einberufen werden, und heute arbeiten bereits mehrere hundert Laborantinnen teils in den Etappenlazaretten, teils bei den fahrbahren Röntgeninstrumentarien. Natürlich sind

es nur geschulte Kräfte, meist ehemalige Schülerinnen der photographischen Lehranstalt des Lettevereins, die auf diese Weise sofort beschäftigt wurden.

Die Aufgabe dieser ersten weiblichen Hilfstruppe bestand zunächst darin, den überlasteten Aerzten die Bedienung des Röntgenapparates abzunehmen. Bekanntlich hat sich die Photographie mit Röntgenstrahlen im Laufe der Jahre mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der modernen Medizin entwickelt. Weil nun die Aerzte, teilweise aus Mangel an Zeit, teilweise auch aus Mangel an photographisch-technischen Kenntnissen, gleich anfangs außerstande waren, die Aufnahmen selbst zu machen, sind, ausgehend vom Hamburg-Eppendorfer Krankenhaus, schon vor längerer Zeit gut vorgebildete Frauen als Hilfskräfte eingestellt und dadurch zwei neue Berufe, die „Röntgenschwester" und die „Röntgenassistentin", geschaffen worden. Erstere trägt zwar Abzeichen und Tracht der Krankenschwester, ist aber nur photographisch tätig, von letzterer wird neben der Beherrschung der photographischen Prozesse noch Kenntnis der wichtigeren chemischen und physikalischen Vorgänge verlangt. Auf anatomischem Gebiet muß die Röntgenassistentin ebenfalls häufig Bescheid wissen.

Da nun bei der Behandlung der Verwundeten die Untersuchung mit Röntgenstrahlen und eine daran anschließende photographische Aufnahme in weitestem Maße zur Anwendung kommt, so war die Arbeit der Röntgenologinnen in den teilweise überfüllten Lazaretten von Anfang an keine sehr leichte. Sehr häufig mußten die Etappenstationen in fliegender Eile hergerichtet werden, oftmals mangelte es dabei am allernötigsten, vor allem an Hilfskräften. Die Röntgenschwester hatte dann nicht nur dem dirigierenden Arzte zur Hand zu gehen, sondern auch noch die Pflege der Kranken mitzuübernehmen.

Fast noch größere Schwierigkeiten galt es jedoch für die später einberufene zweite Hilfstruppe zu überwinden, die hauptsächlich aus Bakteriologinnen bestand. Sie wurden besonders für den östlichen Kriegsschauplatz verlangt, wo man neben der Behandlung von Verwundeten auch Seuchen zu bekämpfen hatte. Daß die jungen Damen jedoch überall am rechten Platze waren und trotz der vielen Schwierigkeiten und Hemmnisse bei der Ausübung ihres Berufs treulich ihren Pflichten nachkamen, beweisen einige mir vorliegende Feldpostbriefe, in denen eine nach Russisch-Polen entsandte Bakteriologin ihre Erlebnisse mit drolligem Humor schildert. „Wir kamen", schreibt diese junge Dame, „endlich nach D., wo sich Direktor H. in einer riesigen Zuckerfabrik niedergelassen hatte. ‚Das größte Kriegslazarett des Ostens', erklärte man mir. Ein mächtiger, dreistöckiger Bau, Küchen, Vorratskammern, Operationssäle, Bureaus, alles war schon da, als ich anlangte, nur die Einrichtung des Laboratoriums war mir freundlichst vorbehalten. Im dritten Stockwerk, der Station für ‚innere Kranke', sollte in einer Ecke des Saales ein solches geschaffen werden. Es konnte überhaupt nur ein ‚Laboratoriumsersatz' werden bei dem beschränkten Raum, der dazu ausersehen war, und den noch viel beschränkteren Mitteln zur Einrichtung.

Uebrigens half uns ein freundlicher Zufall, und allzuviel Einschränkung war gar nicht nötig. Ein Glückspilz oder Wünschelrutenbesitzer entdeckte das durch Keller, Gänge, richtige Irrgänge von Treppen und Treppchen versteckte, sehr reichhaltige und neu ausgestattete Laboratorium der Zuckerfabrik. Hieraus trug ich mir zusammen, was irgend brauchbar für mich sein konnte, ein Tischler fertigte mir ein Regal, einen festen Tisch und eine Bank, das schönste Licht zum Mikroskopieren kam durch zwei der hohen Fenster vom lieben Himmel herunter, solange es Tag war, und am Abend half ich dem lieben Himmel nach, indem ich mir ein Stückchen isolierten Draht mauste und mir über dem mächtigen Arbeitstisch eine hundertkerzige Birne, aus dem Zuckerlaboratorium stammend, an die elektrische Leitung anschloß."

Aus weiteren Mitteilungen geht hervor, daß die jungen Damen draußen in der Etappe durchaus keine Vorzugstellung einnehmen. Sie lernen das Notwendigste entbehren, hungern auch mal, wenn es sein muß, sind von Gefahren umgeben genau so wie ihre männlichen Kameraden und halten trotzdem tapfer auf ihren selbstgewählten Posten aus. Ich glaube daher, daß, wenn nach dem Krieg sich die Leistungen der einzelnen besser übersehen und bewerten lassen, wir ebenso stolz auf die Kriegsarbeit eines Teils unserer weiblichen Jugend wie auf die opfermutige Hingabe unserer männlichen sein dürfen.

Als ich s. Z. die Werkstätten der photographischen Lehranstalt des Lettevereins besuchte, um mir eingehend erklären zu lassen, welche Fülle von Wissen nötig ist, um eine Stellung als Laboratoriumsgehilfin ausfüllen zu können, machte ich übrigens die Beobachtung, daß gerade die wissenschaftliche Photographie in ihrer Weiterentwicklung voraussichtlich für weibliche Kräfte ein anziehendes Berufsgebiet werden und noch allerlei Möglichkeiten bieten wird. Dies liegt wohl in der Hauptsache mit an der Geeignetheit der Frau für subtile Kleinarbeit, die schon auf verschiedenen andern Gebieten, wie u. a. dem der Goldschmiedekunst und der Buchbinderei, schöne Erfolge gezeitigt hat. Ich sah beispielsweise, wie die geschickten Finger der jungen Schülerinnen fast spielend leicht die mikroskopischen Präparate selbst herstellten, und zwar geschah dies mit einem Ernst und einem Eifer, die bewiesen, daß die Damen ihrer Arbeit volles Verständnis entgegenbringen. Das zu untersuchende Objekt wurde von ihnen, nachdem es zuvor regelrecht präpariert worden war, zunächst mit Alkohol entwässert, mit Paraffin oder Zelloidin eingebettet, mit einem haarscharfen Messer geschnitten und die abgetrennten winzigen Teilchen sodann auf eine Glasplatte gebracht. Erst nach dem Färben werden diese dann entweder mikroskopisch photographiert oder gezeichnet.

Der Mikrophotographie bedient sich übrigens auch die Metallographie, die ebenfalls durch den Krieg an Bedeutung gewonnen hat und bisher meines Wissens nur von Frauen erlernt und ausgeübt wurde. Metallographie nennt man die Untersuchung von Metallen auf photographischem Wege. Mit Hilfe des Mikroskops dringt diese noch junge Wissenschaft in das Innere der Gefüge und ihrer Legierungen ein, hält das sich bei verschiedenen Vergrößerungen darbietende Bild auf der Platte fest und vermag auf diese Weise hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung, der thermischen Behandlung usw. Schlüsse auf die Eigenschaften der Materialien zu ziehen. Bei den Eisenlegierungen z. B., deren Eigenschaften von dem mehr oder minder großen Gehalt an Kohlenstoff abhängig sind, wird die Untersuchung derart durchgeführt, daß an dem betreffenden Stück eine Fläche angeschliffen, hochpoliert und hierauf

mit geeigneten Mitteln angeätzt wird. Durch diese Ätzung entstehen auf der polierten Oberfläche mikroskopisch kleine, je nach dem Kohlenstoffgehalt verschiedene Figuren, die nach dem Photographieren auf der Platte erscheinen. Auf diese Weise läßt sich leicht der Gehalt an Schlacken oder Fehler, die durch Nachlässigkeit beim Gießen entstanden sind, feststellen.

Wie bereits gesagt, waren auch auf diesem Gebiet schon vor dem Krieg eine Anzahl Frauen meist als Leiterinnen des metallographischen Laboratoriums in Hüttenwerken beschäftigt, jetzt haben verschiedene Gewehr und Munitionsfabriken sowie optische Anstalten, die für den Heeresbedarf arbeiten, ebenfalls Damen herangezogen, die das zur Herstellung ihrer Fabrikate erforderliche Material metallographisch untersuchen müssen. Diese Metallographinnen stehen zwar nicht unmittelbar im Heeresdienst wie ihre Kolleginnen, die Röntgenologin und Bakteriologin, sie leisten aber dennoch wertvolle Kriegsarbeit dadurch, daß sie, als es die Notwendigkeit erforderte, sofort bereit und genügend vorgebildet waren, in die große Arbeitsgemeinschaft einzutreten. Und das ist ja wohl auch der Sinn eines Frauendienstes: bereit sein für etwaige Aufgaben in dem großen Arbeitsorganismus des Staates. Von diesem Standpunkt aus sollten alle Vorschläge, die vielleicht zu späterer praktischer Ausgestaltung eines weiblichen Dienstjahres führen, gemacht werden.

▽ ▽ ▽

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Riesenschlacht an der Somme kam in der verflossenen Woche auf einem Höhepunkt an. Die Angreifer übertrafen sich selbst. Es galt einen großen Schlag. Weit ausgeholt und gewaltsam eingesetzt sollte er in unsere westliche Mauer diesmal bestimmt Bresche legen.

Der große Schlag ging fehl. Von einer Breschewirkung ist keine Rede. Der Rückprall traf mit voller Wucht den Angreifer.

Siebzehn feindliche Divisionen sind am 20. Juli an wenigen deutschen zerschellt. Der mißlungene Massenansturm wurde zu einer schweren Niederlage der Franzosen und Engländer.

Die Vorbereitungen zu diesem Tage, dessen Ereignisse an Heftigkeit und Wucht den ersten Anprall der großen westlichen Offensive weit überboten, waren vom Gegner derart getroffen, daß mit wiederholtem vergeblichem Anlauf gerechnet war. Mit einer rücksichtslosen Beharrlichkeit wurden die Überreste der abgeschmetterten Angriffstruppen immer und immer wieder mit bereitgehaltenen frischen Kräften zur vollen Stärke ergänzt und vorgeführt. Stellenweise an der etwa 40 Kilometer langen Angriffsfront ist auf diese Weise zehnmal hintereinander der Versuch gegen uns anzukommen wiederholt worden.

Das Ergebnis an Geländegewinn, der unter solchen Umständen in großem Umfange vom Feinde erwartet wurde, ist so geringfügig, daß er gar nicht in Betracht kommt. Und nur den Franzosen ist es an zwei Stellen gelungen, unbedeutende Bruchteile zu besetzen. So das Sternwäldchen bei Vermandovillers südlich Soyecourt und ein Abschnittchen zwischen Bahnkörper und Chaussee bei Hardecourt und Hem. An andern Stellen dagegen haben unsre Truppen sich vorgeschoben. Also es handelt sich um Schwankungen, die bei einer elastischen Linie, die Erschütterungen erfährt, stets vorkommen und in vielfach stärkerem Maß eintreten können, ohne daß ein Riß in der Linie entsteht.

Jedesmal, wenn die Feinde Niederlagen haben, ist von Überraschungen die Rede, die sie nie erwartet hätten. Es sind dies regelmäßig militärische Dinge, die unsern Truppen ganz geläufig sind, dem Gegner nicht. Und auf solche Einzelheiten schieben dann die Unterlegenen, die für ihr Mißgeschick, wie das menschlich begreiflich ist, nach einer Erklärung suchen, ihre Mißerfolge. So haben die Franzosen und namentlich die Engländer bei diesem Kampfe zu ihrem Schaden erfahen, daß die deutsche Kriegskunst eine je länger um so mehr überlegene ist.

Die Engländer versuchten sich auch in Ueberraschungen. Als Ueberraschung bezeichnete wenigstens unser Generalstabsbericht das Anreiten großer Kavalleriemassen gegen unsere Schützengräben. Dieser merkwürdige Einfall, zu Pferde am Grabenkrieg teilnehmen zu wollen, führte zu einer vollständigen Vernichtung großer englischer Reitermassen. Bei Fourneaux wurde dieser kavalleristische Sport verhängnisvoll, dessen Sinnlosigkeit keinen weiteren Erfolg hatte, als dem ruhigen deutschen Zielfeuer unfehlbare Massenopfer zu liefern. Die gesamte englische Reiterei ging dabei kopfüber. Daß die Engländer bei diesem Hauptstoß der englisch-französischen Offensive glatt versagten, während die Franzosen doch wenigstens den erwähnten kleinen Geländegewinn sich gutschreiben können, wird schwerlich den Zusammenschluß der feindlichen Elemente begünstigen. Die Enttäuschung über den mißglückten englischen Hauptstoß ist bei unseren Gegnern um so größer, als ihre Verluste zu einer ganz ungeheuren Schwächung ihrer zum äußersten Hauptstoß zusammengerafften Kräfte geführt haben.

Bezeichnend für die Verfassung der feindlichen Armeen ist die Bestätigung der Tatsache, daß die Entschlüsse ihrer Oberleitung nicht die genügende Unterstützung bei ihren Unterleitungen in der Durchführung finden. Für unser deutsches Gefühl ist ein solches Versagen der soldatischen Fähigkeiten unfaßbar. Deutsche Pflichttreue belebt unsere Truppen vom obersten Heerführer bis zum einzelnen Mann, und daß jeder an seiner Stelle vom gleichen Geist und Willen beseelt auf das große Ziel hin mitarbeitet, gibt uns nun einmal die dauernde Ueberlegenheit, gegen die der Feind nicht ankommen kann.

Wie weit wir auf dem Wege sind, den wir als richtig erkannt haben und befolgen, dem Feinde durch immer neue Schläge die Ueberzeugung beizubringen, daß wir die Stärkeren sind und bleiben; wie weit die Ereignisse die Friedensreife der Gegner nachgerade gefördert haben, das zu beurteilen, darüber liegt ein schlüssiges Urteil nicht vor. So viel aber ist sicher, daß wir fortfahren werden, unsere Pflicht zu tun, bis die Entscheidung sich in der einzig möglichen Form eines ehrenvollen Friedens ergibt.

An der Ostfront hat der Feind ebenfalls seine äußersten Anstrengungen gemacht, ohne daß es ihm im geringsten gelungen wäre, die günstige Lage zu beeinflussen. Linsingen hält stand, und der Abschnitt Hindenburgs fertigt die russischen Erschütterungsversuche kurzerhand ab. Massenangriffe russischer Truppen bei Eckau sind sämtlich unter den schwersten Verlusten für den Feind unter der Abwehr brandenburgischer Regimenter niedergebrochen.

Im übrigen ist Erhebliches von keinem Teil der Gesamtfront zu berichten. X.

Nummer 31.

DIE·WOCHE Bilder vom Tage

Seite 1085.



Leutnant Parschau,

wegen hervorragender Leistungen als Kampfflieger durch die Verleihung des Ordens „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.

Neuste photographische Aufnahme.



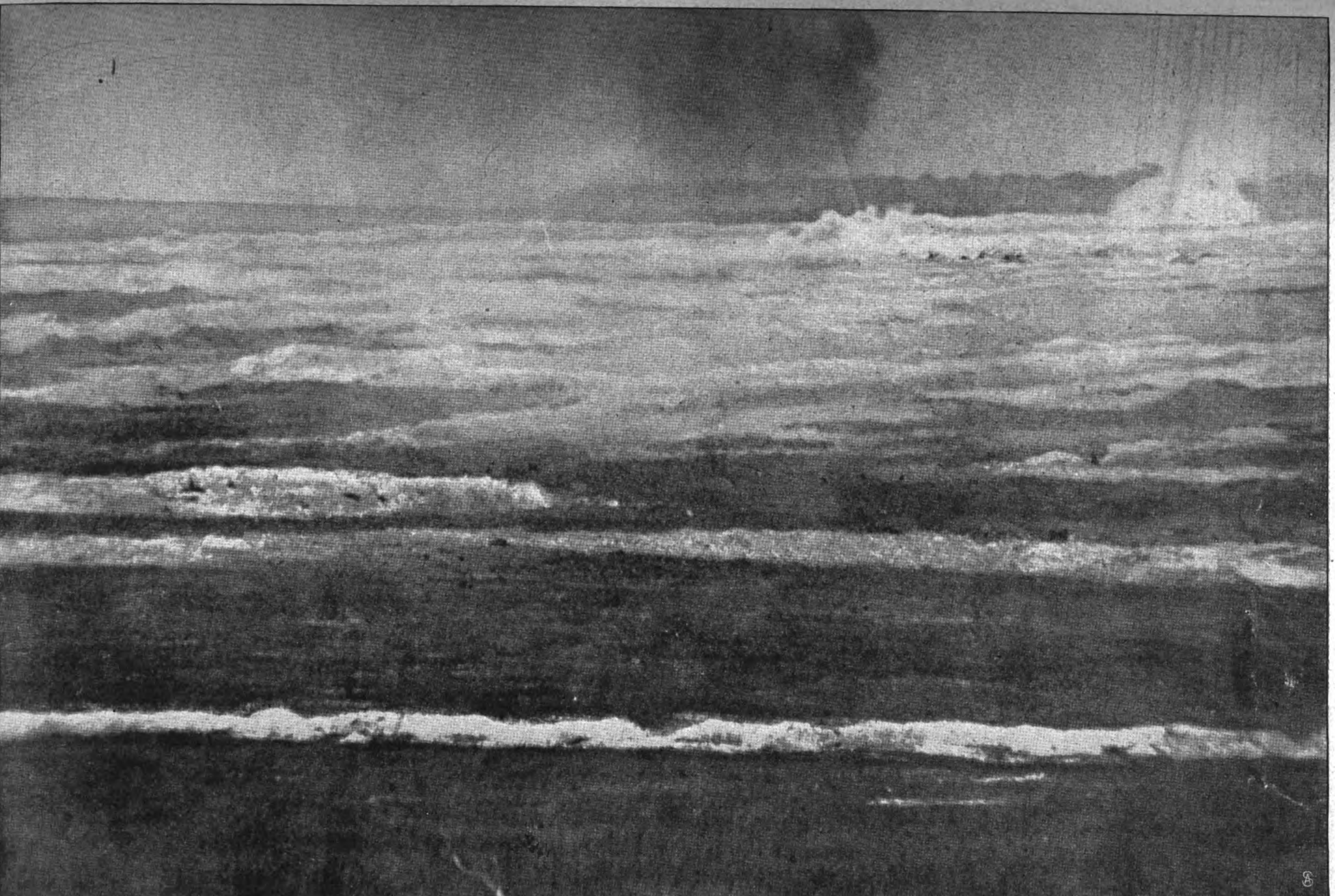
Deutsche Stellung am Somme-Kanal.



Illustrationsphoto-Verlag.

Am Somme-Kanal: Unsere Feldgrauen bei ihrer Morgenwäsche.

Bilder aus dem Somme-Gebiet.



Von der Offensive im Westen: Englischer Gasangriff. (Nach englischer Darstellung.)



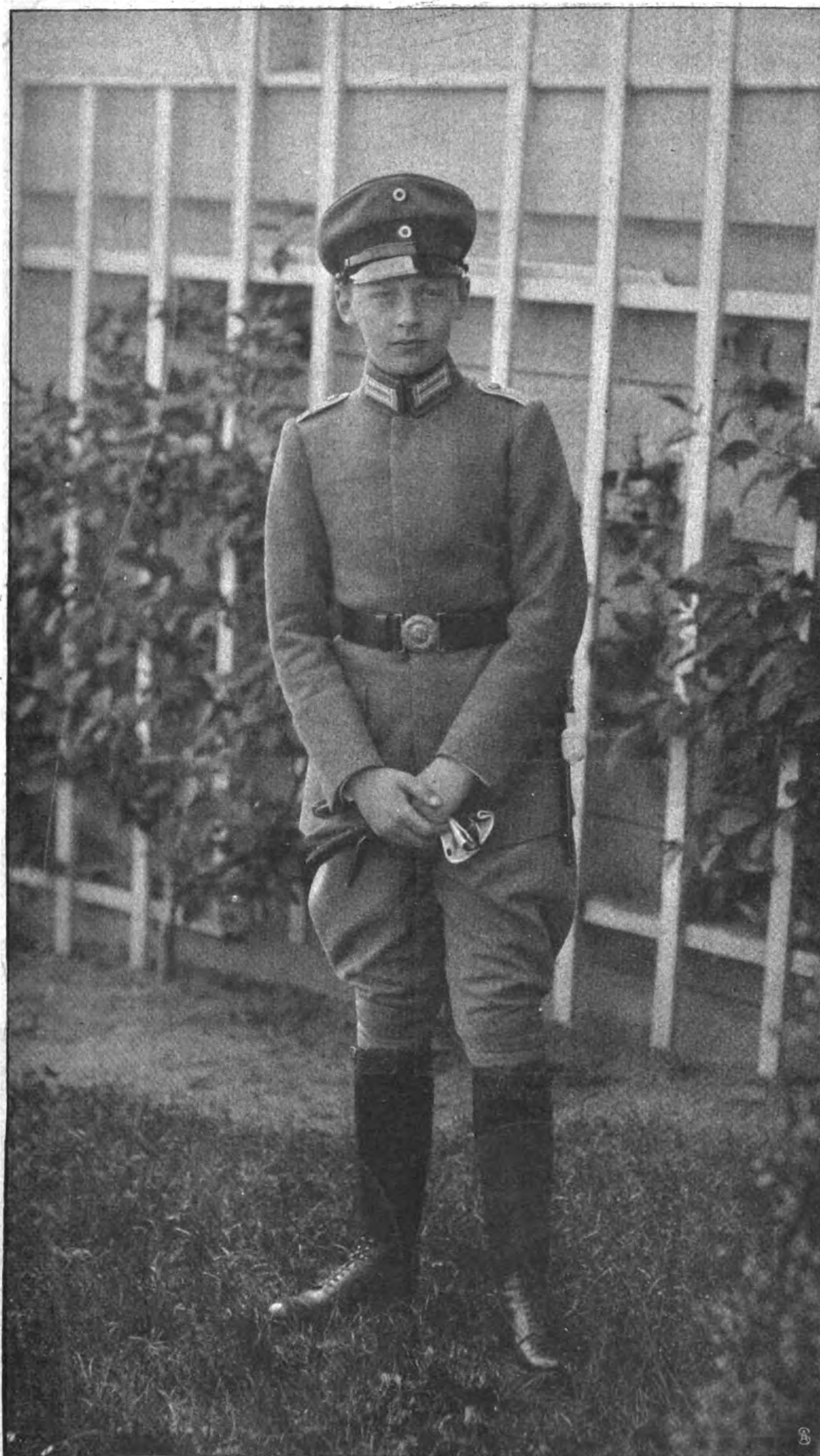
Von den Italienern ausgebaute Straße im Assicotal.



Phot. Zeisß.

Straßenbau durch österreichisch-ungarische Truppen.

Vom italienischen Kriegschauplatz.



Hofphot. Gottheil Sohn.

Prinz Wilhelm von Preußen, ältester Sohn des Kronprinzenpaares,

wurde anläßlich seines zehnten Geburtstages zum Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß ernannt.


Major Fischer.


Phot. Felst.
Rittmeister Artur Thiele.


Phot. Landgra.
Oberleutnant Liebers.


Hofphot. Bensemann.
Leutnant Karl Siegel


Oberleutnant Breustedt.


Phot. Alfr. Hirsch.
Feldwebelleutnant Sperling.


Vizefeldwebel Peter Michaelsen.


Leutnant Georg Schellwitz.


Vizefeldwebel Brandt.


Vizefeldwebel Bulle.


Unteroffizier Jaschinsky.


Oberjäger Georg Steffens.


Vizefeldwebel Wiegand.


Unteroffizier G. Wegwerth.


Sergeant Erich von Berg.


Musketier Schwarz.

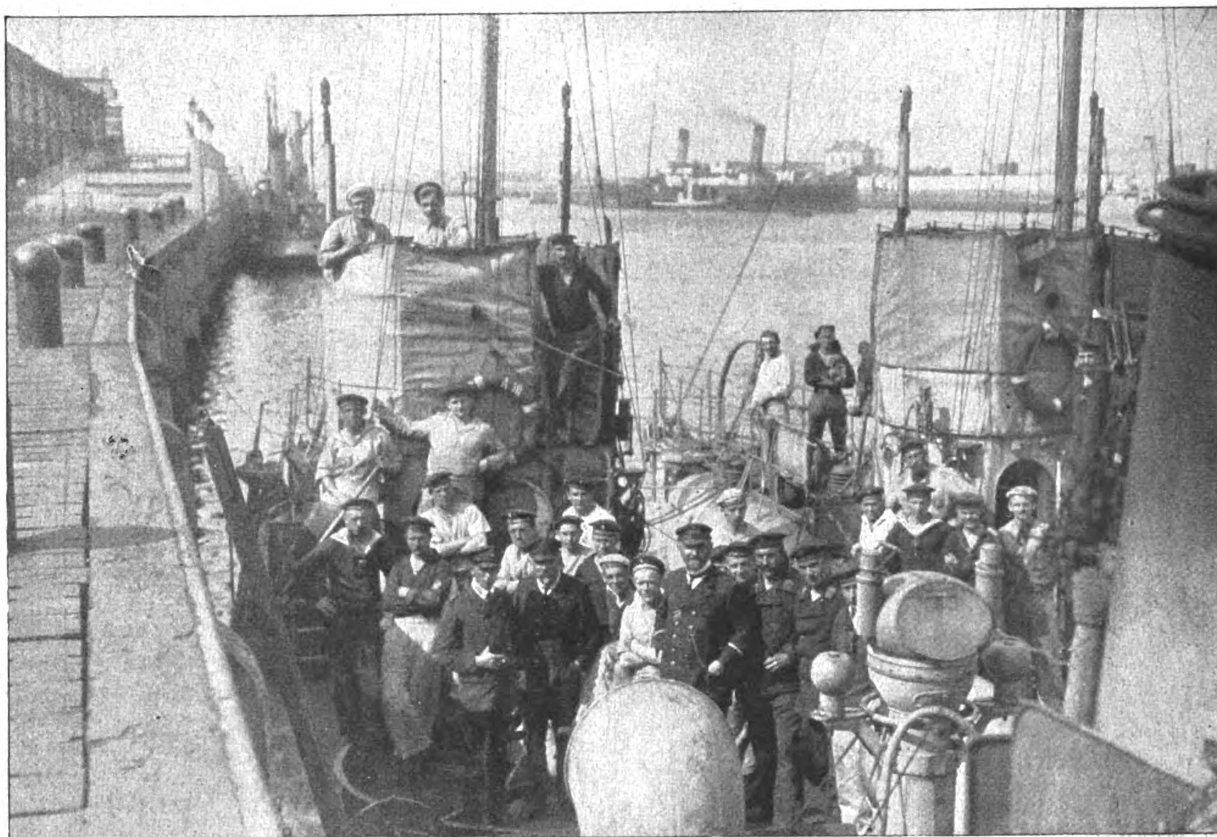

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Phot. Binder.

Maria Fein als Isidore Jpelmeyer in „Robert und Bertram".

Aus dem Berliner Kunstleben.



Deutsches Torpedoboot am Hafenkai von Ostende. B. J. G.



Auf einem Donaumonitor. B. J. G.

Marinebilder aus Nord und Süd.

Lüttich.

(Am 6. August 1914.)

Die Würfel sind gefallen,
die Herzen sind befreit.
Wir eiferten um Frieden,
er blieb uns nicht beschieden.
Die Würfel sind gefallen.
Vorwärts im Eisenkleid!

O Sommersturm auf Lüttich,
auf altes deutsches Land!
Wie jauchzten die Husaren,
daß sie die Ersten waren!
O Sommersturm auf Lüttich,
Brautnacht in Stahl und Brand!

Von deiner Panzerwehre
brach Turm an Turm entzwei
Kühn warben die Granaten
und deutsche Heldentaten —
An deiner Panzerwehre
war schnell der Gürtel frei.

An deinen grünen Wällen
ging mancher in den Tod.
Ob tausend hingesunken
und du ihr Blut getrunken,
stolz weht's von deinen Wällen
und flattert schwarzweißrot.

O Sommersturm auf Lüttich,
auf junges deutsches Land!
Wir halten, was wir haben,
und ob wir Gräber graben,
der Sommersturm auf Lüttich
gab Faust- und Siegespfand.

Franz Evers.

Freilichtbühne in Veitshöchheim.

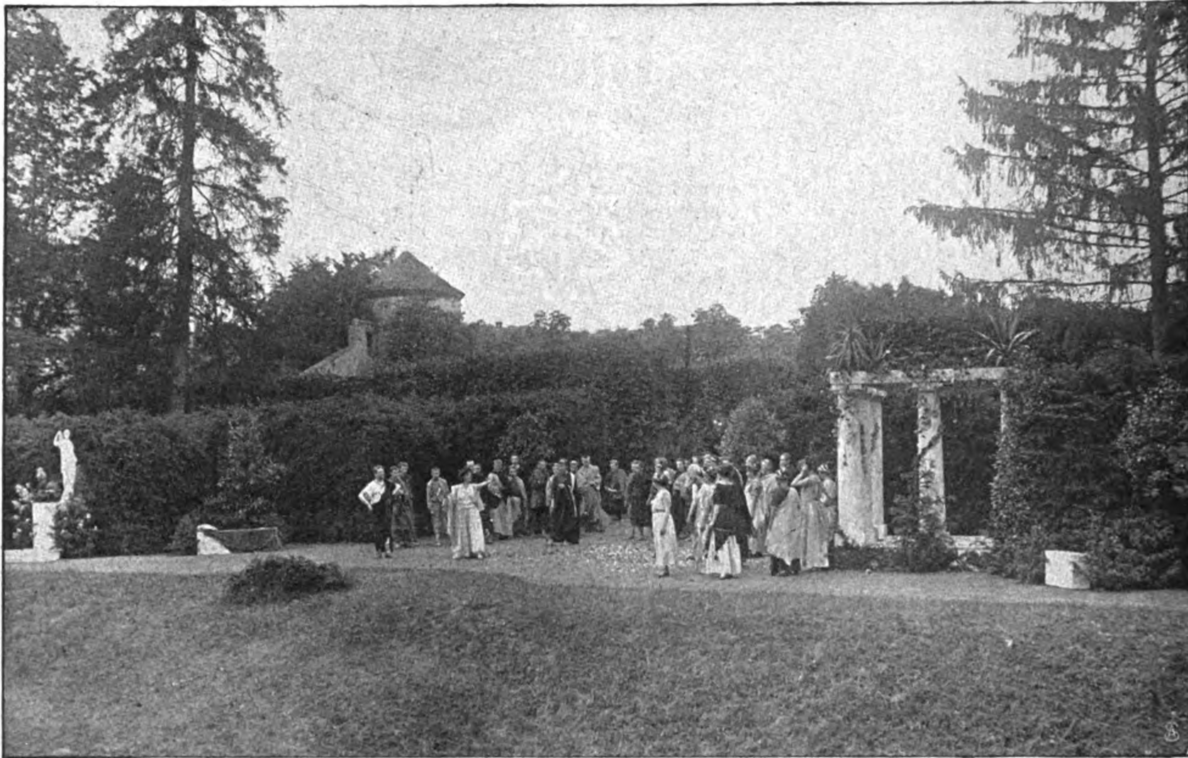
Von Prof. Dr. H. Bulle. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Die Malerei hat das Freilicht schon lange entdeckt. Daß es auch einen Freilichtstil des Schauspiels geben könne, war in Deutschland so gut wie unbekannt. Man mußte dazu nach Südfrankreich gehen, wo in den antiken Theaterräumen bisweilen Aufführungen großen Stils stattfinden. Nun hat der Zerstörer Krieg, unter so vielen schöpferischen Anstößen, auch uns eine Auferstehung der antiken Spielweise unter freiem Himmel beschert. Im Berliner Stadion versammelt sich das Volk zu einem Schauspiel, so wie es Goethe in der Arena von Verona sah: „Das vielköpfige, vielsinnige, schwankende Tier zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und gefestigt, als eine Gestalt, von einem Geiste belebt.“ Und es scheint, als wenn einstweilen dies Schauspiel „Volk“ einen tieferen Eindruck machte als das Spiel selbst. Der Massenstil des Freilichts kann unmöglich am ersten Tage gefunden werden. Um so wertvoller ist ein Versuch im kleinen, der kürzlich im K. Hofgarten zu Veitshöchheim durch verständnisvolles Entgegenkommen des K. Bayr. Obersthofmeisterstabes gemacht werden konnte. Das Rote Kreuz von Würzburg veranstaltete eine Aufführung von Grillparzers Sappho, hervorragende Schauspielkräfte stellten sich in den Dienst der guten Sache.

Der Park, unberührt wie ihn die Würzburger Fürstbischöfe des 18. Jahrhunderts geschaffen hatten — eine Rokokoköstlichkeit mit beschnittenen Hecken und Lauben, mit Springbrunnen, See und koketten Skulpturen — enthält ein Naturtheater mit Kulissen aus Tannengrün, auf dem einst gepuderte Schäfer mit Schäferinnen im Reifrock scherzten. Glucks Maienkönigin könnte nirgends besser lebendig werden. Aber auch Grillparzers Sappho, antik in der Linie, modern in der Empfindung, stand hier wie eine natürliche Erscheinung. Frieda Eichelsheim (Wiesbaden) gab ihr die edle Gebärde, die not tut, damit die Schwäche des großen Herzens nicht klein erscheine; diese vornehme Gestalt war Leidenschaft und Schönheit in eins. Melittas süße Mädchenhaftigkeit (Rose Alexander, Berlin) war das vollkommene Widerspiel der stolzen Rivalin, und Hans Freihens Phaon verkörperte ebenbürtig den heißen törichten Jüngling. Schlanke Griechinnen und anderes Volk umspielten ihre plastischen Gestalten.

Plastisch — das war der stärkste Eindruck dieses Freilichtspiels. Da ist kein Flachbild, kein Reliefstil nötig wie im geschlossenen Bühnenkasten. Räumlich frei, körperlich dreidimensional steht die Gestalt unter offenem Himmel. Kein gekünsteltes Rampenlicht löscht die Schatten aus, sondern Sonne und Wolken senden ihr lebendiges Lichterspiel. Der Wind fährt in die Gewänder, die Zweige der Bäume rauschen und schwanken, lautes Vögelgezwitscher klingt zwischen den Rhythmus der menschlichen Stimme. Diese Kunst wächst aus der Natur heraus wie ein Stück von ihr selbst, sie ist kristallisierte Empfindung inmitten des unbewußt Seienden. Und dann der malerische Eindruck, die durchsonnten antiken Gewänder farbig leuchtend vor dem dunklen Heckengrün! Sappho wußte, was sie tat, als sie zum elfenbeinfarbenen Peplos zuerst den lichtrosa, dann die lichtblauen und in dem tragischen Schlußakt den olympischen Purpurmantel trug, vom heitersten zum schwermütigsten Akkord sich steigernd. So war überall in dieser Gestalt die große Einheit von Stimmung, Gebärde und Farbe, mit einem Worte vollendeter Stil. Die Gewänder der anderen hätten feinerer Abstimmung bedurft, die Herkunft aus der Sphäre des Rampenlichts war hier allzu fühlbar. Aber die Grundbedingung des Freilichtspiels hatte Hans Freihens feinfühlige Regie erfaßt: zwischen bewegten Szenen jubelnden Volks, blumenstreuender Mädchen, rennender Männer immer wieder die ruhige, sparsame Gebärde der Einzelgruppe, für Augenblicke fast bewegungslos, gesättigt von innerem Leben, eine fernwirkende Plastik. Der Zuschauer aber ist dem allen so ganz anders nahe im gleichen Raume, gleicher Luft, ohne die gekünstelte Weltenscheide des Vorhangs, daß er im höchsten Sinne miterlebend, ja fast mithandelnd wird.

Auch die Grenzen dieses Schauspielstils liegen auf der Hand. Er kann kein Piano haben, nur wenig Mitteltöne. Denn für das Ohr ist der Genießende ferner



Freilichtaufführung im Kgl. Hofgarten in Veitshöchheim: Grillparzers „Sappho" (1. Akt).

als im geschlossenen Raum, und was von innerlichem Leben nicht in der stummen Sprache der Gebärde zu sagen ist, muß laut sein. Leichter zu überwinden wäre die Unbeweglichkeit des Bühnengrundes, der für die Sappho durch Minna Reifert mit Säulengang und Götterbild geschickt aufgehellt war. Für die Wahl der Stücke wäre die Einheit des Ortes kaum die ausschließliche Vorbedingung, denn die Phantasie auch des modernen Beschauers würde — seit wir ein Münchener Künstlertheater hatten — gewiß auch bewegliche Versatzstücke gutwillig hinnehmen. Eins allerdings bleibt unabänderliche Grenze: nur für wenige, 6-—800 Menschen vielleicht, kann so gespielt werden. Es ist die Art, wie die Griechen bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. spielten. Als aber eine ganze Stadt das Schauspiel sehen wollte, als das Halbrund des Theaters den Berg hinaufwuchs, mußten Maske und Kothurn nachhelfen, die wir heute nicht mehr ertragen würden. Aber warum sollen wir neben der Riesenschau der Hauptstadt nicht auch die köstliche Nähe des kleinen Freilichtspiels pflegen? Möge Sappho in Veitshöchheim einen glücklichen Anfang bedeuten!



Phot. Ch. M. Bauer.

Freilichtaufführung in Veitshöchheim: Verwundetenaufführung.

Phot. Ch. M. Bauer.

Freilichtaufführung von Grillparzers „Sappho", 5. Akt: Sappho (Frieda Eichelsheim) **wird von Melitta** (Rose Alexander) **und Phaon** (Hans Freihen) **angefleht.** Zu dem Artikel „Freilichtbühne in Veitshöchheim".



Prof. Dr. Alexander Mitscherlich.

Prof. Dr. Alexander Mitscherlich beging am 28. 5. seinen achtzigsten Geburtstag. Sein Name ist in Physik und Chemie mit einem der wichtigsten Fortschritte auf dem Gebiet der Spektralanalyse verbunden; seine Arbeiten über die Herstellung des Papiers aus Holz sind für die Allgemeinheit von epochemachender Bedeutung geworden.



Chilenischer Divisionsgeneral Emil Körner.



Bildhauer Prof. Max Wiese.

In Berlin beging der um die Organisation der chilenischen Armee hochverdiente General Emil Körner sein 50 jähriges Militärjubiläum.

Prof. Max Wiese, Berlin, der Schöpfer einer Reihe trefflicher Statuen und Denkmäler, feiert am 1. August seinen 70. Geburtstag.





Klippe mit dem Bildnis des Erzherzogs Franz Joseph Otto,
ausgeführt und gewidmet von Bildhauer Heinrich Kautsch.
Ein Kriegsandenken der Hilfsaktion des Kriegsfürsorgeamts Wien.



Photogr. Aufnahme von Otto Baab, Salzburg.

Von links sitzend: Frau Hofrat Pillwein, Vizepräsidentin des Frauenhilfsvereins vom Roten Kreuz in Salzburg. Erzherzogin Marie Valerie, Protektorin. Hofdame Gräfin von Bombelles. Erste Reihe stehend: Oberverwalter Böhm. Schwester Anna Wahl. Sektionschef Keldorfer. Landespräsident Schmitt-Gasteiger, Präsident des Landes-Hilfsvereins vom Roten Kreuz in Salzburg. Oberſthofmeister Graf v Bellegarde. Chefarzt und Spitalsleiter Reg.-Rat Dr. Schweighofer. Militärischer Kommandant Univ.-Prof. Dr. Dengel, Oberleutnant. Verwaltungsoffizier Oberleut. Englisch. Prälat Dr. Perlmann.

Erzherzogin Marie Valerie im Roten-Kreuz-Spital von Salzburg.

Am 30. Juni besichtigte die hohe Protektorin der Frauenhilfsvereine vom Roten Kreuz, Erzherzogin Marie Valerie, das Vereins-Reserve-Spital des Roten Kreuzes in Salzburg, welches in der mit schönen Räumlichkeiten ausgestatteten Andräschule und in der Franz-Josef-Kaserne mit einem Belage für 550 Verwundete untergebracht ist. Die Anstalt leitet als Chefarzt Regierungsrat Dr. Schweighofer, Direktor der Landesheilanstalt für Geisteskranke in Salzburg, weithin bekannt als Spezialist für Nervenkrankheiten, während das militärische Kommando dem Oberleutnant Dr. Dengel, Universitätsprofessor in Innsbruck, anvertraut ist. Das Spital enthält u. a. einen mit den modernsten Apparaten eingerichteten großen Zandersaal, dessen Segnungen auch den anderen Kriegsspitälern der Stadt zugute kommen, Räume für elektrotherapeutische Behandlung, die schon ungeahnte Heilerfolge gezeitigt hat, und ein großes Operationzimmer unter Leitung des Chefchirurgen Dr. R. v. Karajan, Primarius der chirurgischen Abteilung am Salzburger St. Johanns-Spital. Eine vielgepriesene Spezialität der Anstalt ist die durch die Initiative des Chefarztes ins Leben gerufene Invalidenschule, in welcher sowohl auf die bäuerliche wie auch auf die gewerbliche Ausbildung der Kriegsbeschädigten gesehen wird. Bereits im Mai konnte im Marmorsaal des Mirabellschlosses eine Ausstellung der in der Invalidenschule des Roten Kreuzes angefertigten Arbeiten eröffnet werden.

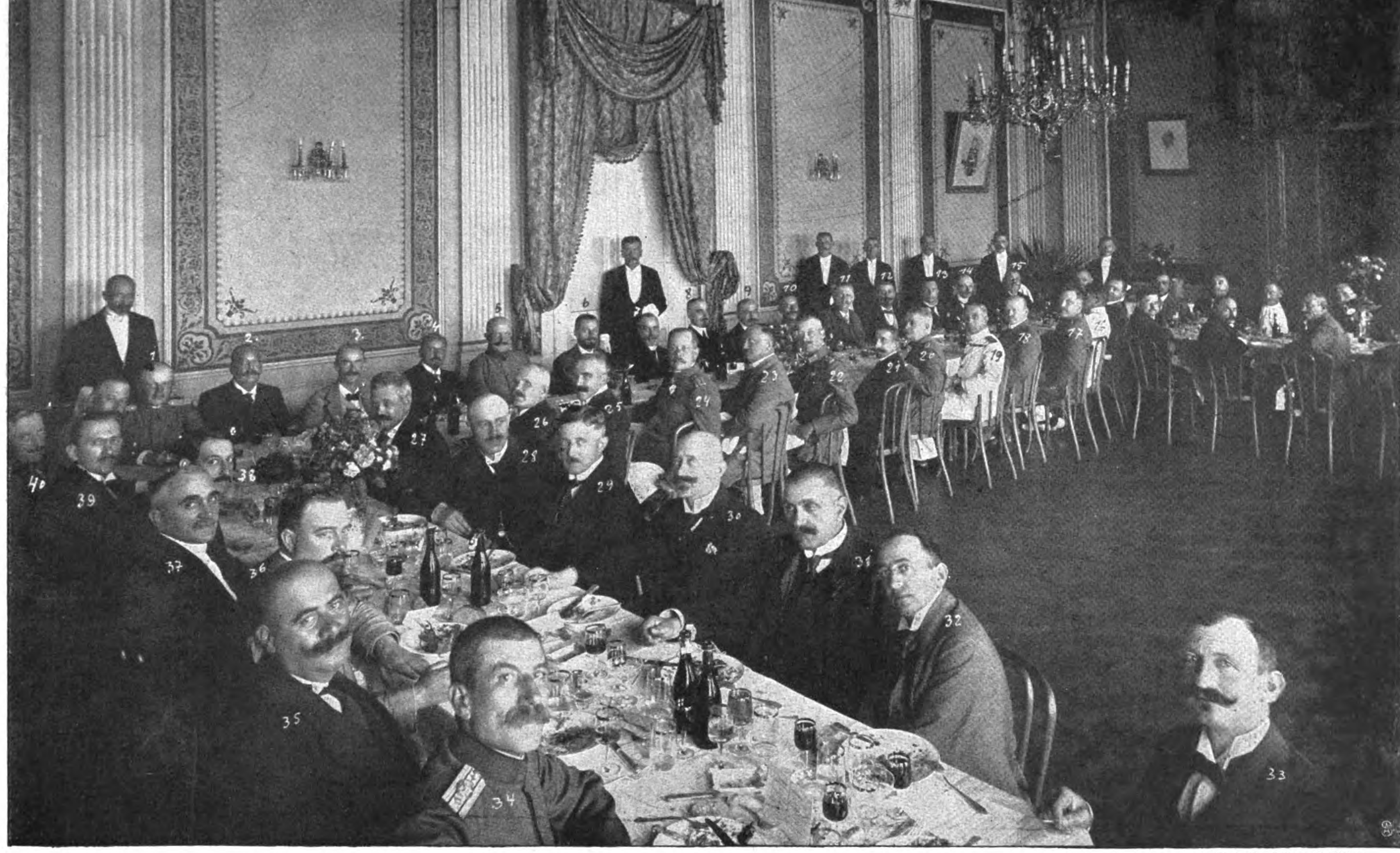


Prinzessin Johann Georg von Sachsen.



Hofphot. Klinkhardt u. Eyssen.

Prinzessin Johann Georg mit den Töchtern des Königs von Sachsen.



Phot. St. Balazs, Rustschuk.

Besuch der deutschen Reichstagsabgeordneten in Rustschuk.

1. Rittmeister Kühner. 2. Oberst Angheloff. 3. Dr. Müller, Meiningen. 4. Präsident des Appellationshofes Sokeroff. 5. Dr. Dietrich, Major a. D. 6. Minister Tschapraschikoff. 7. Dr. von Heydebrand und der Lase. 8. Oberbürgermeister G. Mihailoff. 9. Oesterr.-ung. Generalkonsul Peter von Moricz. 10. General Naslamoff. 11. Dr. Naumann. 12. Bulg. Abgeordneter Kostoff. 13. Dr. Pfeiffer. 14. G. Stomoniakoff. 15. Bulg. Abgeordneter Makaveeff. 16. Fregattenkapitän Masian. 17. Direktor der bulg. Versicherungsgesellschaft Bulgarie, G. Todoroff. 18. Dr. Stresemann. 19. Linienschiffskapitän Lutschitsch. 20. Abgeordneter Bassermann. 21. Präfekt von Rustschuk, Oberstleutnant Partenieff. 22. Oberstleutnant Baron von Gemmingen. 23. Dr. Mayer. 24. Platzkommandant Oberst Entscheff. 25. Bulg. Abgeordneter Kaltscheff. 26. Sektionschef des Kultusministeriums Sinigersky. 27. Dr. Tscherven Iwanoff. 28. H. Langbehn, Präsident der deutschen Kolonie. 29. Haußmann, Direktor der Kreditbank. 30. Kaufmann, Leiter der Z. E. G. 31. Tschakaroff, Direktor vom Mädchengymnasium 32. Dr. jur. W. Friedmann, Schriftsteller. 33. B. Kalmy, Bankier. 34. Dr. Georgieff, Primarius des Staatsspitals. 35. Aslanijan, Gemeinderatsmitglied. 36. Bulg. Korrespondent Damieff. 37. Toneff, Ingenieur. 38. E. Hauser, Präsident des öst. Unterst. Vereins. 39. Chefsekretär der M. F. T. R. 40. Hauptmann Kelner.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

11. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

So geschah es. Hinrich Wiek unterschrieb mit stillem Zagen, aber doch großem Stolz den Tausend-Mark-Wechsel und machte sich dann wieder an seine Pumpen. Baruch Löwenstein war die Freundlichkeit selbst und ließ sich bewegen, ein Glas Wein anzunehmen, nachdem Hinrich Wiek, der auch mittrinken sollte, dankend abgelehnt hatte. Dann verabschiedete sich der Händler mit einem freundschaftlichen Händedruck.

Niklas Wübbe ging zu seiner Frau hinein und sagte: „Wobke, es ist alles in Ordnung."

„Wo hast du Trinamudder so schnell getroffen?" fragte Wobke.

„Es ist diesmal auch ohne Trinamudder gegangen."

„Wer hat geholfen?"

„Hinrich Wiek. — Und nun schlaf ein, mein Deern. Und mach dir keine Gedanken. Halb sind wir aus der Bredullje heraus, wir kommen auch ganz raus. Das laß meine Sorge sein."

Da schloß Wobke die Augen und tat, was sie seit langem nicht mehr getan hatte: sie betete. Sie schloß ihr Gebet mit den Worten: „Gib, daß es Hinrich Wiek und Anke und ihrem kleinen Jungen wohl gehe und sie lange leben auf Erden." — Dann dachte sie darüber nach, wie seltsam es doch sei, daß im Augenblick wirklicher Not die reichen Freunde versagten und nur die armen aushülfen. Der Sohn des früheren Wübbeschen Knechts und die Nichte der früheren Wübbeschen Magd, die nichts hatten und nichts waren, stemmten die Schultern unter, damit das stolze Wübbesche Haus nicht stürzen sollte. Der Gedanke erschütterte sie zum Weinen, aber gleichzeitig bäumte sich ihr stolzer Sinn gegen eine solche Hilfe auf, und sie beschloß bei sich, Trinamudder alles zu beichten, sobald sie die schweren Tage hinter sich hätte.

Ähnliche Gedanken, nur mit einem guten Zuschuß Leichtsinn gemischt, flogen durch Niklas Wübbes Kopf. Gerettet, gerettet! jauchzte es in ihm. Es war ihm, als ob er Champagner im Gehirn und Gummisohlen unter den Füßen hätte. Er ging überlegend, kombinierend, hoffend in seiner Stube auf und ab, blieb zuletzt stehen, ballte die Fäuste und murmelte vor sich hin: „Ick do 't!" —

Als Hinrich Wiek nach Hause kam, kam ihm Anke mit verhaltenem Glücksleuchten auf dem Gesicht entgegen. Sie stand vor ihm, stattlich und vollkräftig weiß und rot, auf dem Arm den kleinen rotbackigen Bernd: es war eine Lust, sie anzusehen.

„Nun," fragte sie, „was sagte Niklas Wübbe zu den Pumpen? Und was macht Wobke?"

„Mit den Pumpen geht es klar," erwiderte Hinrich, „und mit Wobke geht es hoffentlich auch klar. Die lauert auf Jan Adebar."

„Schon," lachte Anke, „ich glaubte, es wäre noch lange nicht so weit. — Du hast an deiner Pumpe den negativen Windkessel erfunden, Hinrich, aber ich habe, während du wegwarst, auch was erfunden. Eine Sache, die für deinen hohen Geist viel zu klein ist, ein Patent werden wir nicht darauf kriegen. Aber praktisch ist sie. Einen Besenhalter. Was habe ich mit meinen Besen für Not gehabt, immer rutschten sie vom Stiel herunter. Jetzt habe ich was rausklamüsert, das sie festhält. Wir wollen es ausprobieren, und dann sollst du statt anderer Sachen eine ganze Woche lang Besenhalter machen. Du sollst sehen, die bringen uns Geld ins Haus."

Anke beschrieb nun ihre Erfindung näher, und ihr Mann nickte beifällig mit dem Kopf.

„Das ist was," sagte er, „das ist praktisch. Das machen wir. — Nun, vielleicht wird's nötig sein", setzte er mit etwas sorgenschwerer Stimme hinzu. „Ich habe in Langendeich eine leichtsinnige Geschichte gemacht, Anke. Aber ich konnte nicht gut anders."

Er berichtete, und auch Ankes Züge nahmen einen sorgenvollen Ausdruck an.

„Das ist Niklas, wie er leibt und lebt," sagte sie, „das sind die Wübbes. Das ist das Stück in seiner Natur, vor dem ich eine solche inwendige Angst hatte, sonst hätte ich mich damals doch wohl von Trinamudder herumschnacken lassen. Es ist recht, daß du ihnen geholfen hast, Hinrich," fuhr sie fort, „und dies eine Mal kann für uns nicht gefährlich werden. Dafür ist Trinatante da. Aber, Hinrich, versprich mir, tu es nicht zum zweitenmal. Leuten wie Niklas Wübbe ist nicht auf die Dauer zu helfen, und so gewiß ich weiß, daß Trinatante einmal zuspringen wird, zum zweitenmal tut sie es sicher nicht. Sie läßt eher Niklas zugrunde gehen als den Hof."

Zwei Tage später — an einem Sonntag — stand Hinrich Wiek des Abends in der Bahnhofswirtschaft hinter dem Schenktisch und betrachtete aufmerksam einen schweren gußeisernen Zylinder mit gewölbter Spitze und einem Messingventil, das mit dem Bierfaß verbunden war. Es war ein Behälter mit flüssiger Kohlensäure, der das Bier aus dem Faß in den Schankhahn trieb, eine ganz neue Erfindung. Der Wirt erklärte ihm die Sache, und Hinrich Wiek

grübelte seiner Natur entsprechend darüber nach, für welche anderen Dinge sich diese Erfindung nutzbar machen ließe. Ein zweiter geleerter Zylinder stand daneben. Hinrich Wiek fing an, mit einer Zange an dem Ventilkopf zu drehen und das Ventil aufs genaueste zu untersuchen. Er vergaß Zeit und alles über der neuen Erfindung und war ganz erstaunt, als plötzlich der letzte Hamburger Zug in den Bahnhof hereindonnerte.

Eine Hand schlug auf seine Schulter, und eine vergnügte Stimme rief: „Wiek, Junge, das ist aber famos, daß ich dich treffe."

Es war Niklas Wübbe, der mit glänzenden Augen und feurigem, freudigem Gesicht vor ihm stand.

„Nun laß man für heute deinen Tüftelkram, Hinrich," fuhr er mit lauter, fröhlicher, ein wenig schwerer Stimme fort und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er schlug mit der Hand auf den Tisch: „Kellner, eine Flasche Schaumwein. Nein, Hinrich, heute hilft nichts, du mußt ein Glas mittrinken."

„Nichts zu machen", erwiderte Hinrich Wiek abwehrend. „Aber dir muß es ja gut gehen. Kommst vom Rennen?"

„Woher denn sonst", lachte Wübbe. „Glück muß der junge Mann haben, Verstand muß er haben, Blick muß er haben, Wiek." Er stockte, seine Augen flackerten im Zimmer herum, und er erzählte mit aufgeregten Handbewegungen weiter: „Also ein englisches Halbblut sollte da laufen, eine Stute — einen Tip hatte sie nicht gekriegt — der Besitzer — wie heißt er doch gleich? Kann wahrhaftig auf den Namen nicht kommen — stand mit einem Gesicht wie 'ne Kruke Essig vor der Box und wollte Reugeld zahlen. ‚Sie sind wohl verrückt,' sagte ich, ‚die macht das Rennen.' ‚Wollen Sie sie kaufen?' Ich ließ mir die Kracke vorführen, taxierte sie und fragte; ‚Was soll sie kosten?' — ‚Dreitausend' — ‚Zweitausendfünfhundert.' — ‚Topp!' — Und was denkst du, Wiek? Der Schinder macht das Rennen — und für fünf hab ich sie warm aus der Hand wieder verkloppt. Wat seggst nu, Jung?"

„Diesen Schluck aus der Pulle gönne ich uns allen beiden", versetzte Wiek trocken. Er war durch die Leichtfertigkeit in Niklas Wübbes Wesen unangenehm berührt.

„Wenn du kein Glas Champagner von mir annehmen willst, Wiek," lachte Wübbe, „dann kannst du etwas Besseres haben. Hier!" Er drückte ihm den zerrissenen Wechsel über tausend Mark in die Hand. „Und dies leg ich drauf." Er holte einen Hundertmarkschein aus der Brieftasche, ließ ihn gegen das Licht hin und her flattern und schob ihn Hinrich Wiek in die Weste. „So, Jung, nun sind wir quitt!"

Es war kein kleiner Sorgenstein, der von Hinrich Wieks Seele herunterfiel, und über die hundert Mark freute er sich auch. Damit konnten gerade zehntausend Besenhalter in die Welt gesetzt werden.

„Ich bedank mich auch, Niklas," sagte er, „wie wird sich deine Frau freuen. Ist der Anerbe schon da?"

„Mett Meiersch kam jedenfalls gerade in die Tür rein, als ich aus dem Hofe karriolte", lachte Wübbe. „Ja, der künftige Herrenreiter wird wohl schon seine erste Wagenfahrt machen, wenn's nicht eine Deern geworden ist."

„Dann solltest du aber jetzt aufbrechen," meinte Wiek, „sie werden zu Hause schön auf dich lauern."

„Die Vaterfreuden laufen mir nicht weg," erwiderte Niklas Wübbe, „erst muß die Buddel alle. Wendt," rief er dem Wirt zu, „wir wollen auf die Zukunft von Wübbes Hof trinken."

Niklas Wübbe und Wendt tranken diese und noch einige andere Flaschen auf die Zukunft von Wübbes Hof, und Hinrich Wiek machte sich auf den Nachhauseweg.

Seine Freude war ungetrübt, aber die freudigen Gefühle in Niklas Wübbe waren nicht rein.

Er hatte seiner Frau und Trinamudder wegen gelogen.

Er hatte ein Pferd weder gekauft noch verkauft.

Er hatte gespielt!

* * *

Baruch Löwenstein und alle übrigen Geschäftsleute, die mit Niklas Wübbe zu tun hatten und es wußten oder wenigstens ahnten, wie es in Wirklichkeit um ihn und den Hof stand, wunderten sich, wie er es in diesen faulen Zeiten, wo die sichersten Leute verkrachten, fertigbrachte, sich über Wasser zu halten. In seiner Geschäftsweise änderte sich nichts. In seinem großtuerischen, sicheren Wesen änderte sich ebenfalls nichts. Er zahlte mit Wechseln und nahm Wechsel in Zahlung, er deckte seine Schulden am Verfalltage bald mit barem Gelde, bald mit neuen Wechseln, die manchmal auf hochadelige Namen, manchmal auf dunkle Geldmänner, manchmal auf ihn selbst gezogen waren. Hier mußten sich Hilfsquellen aufgetan haben, die man nicht kannte. Als die Zeiten ruhiger und die Geldverhältnisse wieder stabiler geworden waren, stellte sich auch bei den vorsichtigen Bauern das Vertrauen wieder ein. Er gab ja unbesehen die hohen Zinsen hin — sechs Prozent und mehr — die im Wechselverkehr, besonders bei den Rennleuten, üblich waren, als ob es Kirschenstiele wären, leichter konnte man wahrhaftig kein Geld verdienen. Kam einmal ein besonders Ängstlicher zu ihm auf den Hof, um von hinten herum in die Geschäftsgeheimnisse hineinzuhorchen, so führte Niklas Wübbe ihn in seine Stallung, wo jetzt ein englischer Bereiter ein sonderbares, aus Englisch und Plattdeutsch gemischtes Kauderwelsch sprach, zeigte ihm seine neuen englischen

oder anderen Halbblüter, deutete mit dem Finger nach hier und nach dort in unbestimmte Himmelsgegenden und sagte: „Ja, weißt du — Jan oder Johm — das Kniffliche und Feine und Großzügige bei einem Geschäft wie meinem, das kennt hier keiner. Sie können es mir nicht nachmachen, denn sie waren ja nicht drüben in England. Da sitzen die wirklichen Rennherren. Da gehört das Rennen zur Volkswirtschaft, es steckt nicht mehr wie bei uns in den Kinderschuhen. Durch meinen früheren Lord, bei dem ich der erste Mann im Stall war, habe ich großartige Beziehungen bekommen, Pferde schicken sie mir jetzt schon umsonst herüber, bloß damit ich sie placieren soll, und Geld, wenn ich es haben wollte, könnte ich kriegen wie Heu. Was spielen tausend Pfund bei einem großen englischen Rennstall für 'ne Rolle? Gar keine. Aber ich brauche es nicht, finde ja Geld und Kredit, wenn man es gerade mal braucht, hier bei uns, soviel wie ich will."

Dann zog er eine englische Zeitung aus seiner Jackentasche, wies auf einen blau unterstrichenen Namen hin und sagte: „Du glaubst wohl, ich prahle. Sieh hin, wie sie mich in England kennen, sie schreiben sogar schon über mich und meine Pferde." Dann kam aus einer anderen Tasche ein Zettel heraus: „Und sieh mal, was ich für Leute bei mir im Buch stehn habe: Grafen und Barone habe ich jetzt als Kunden."

Daß die Zeitungsnotiz ein aus einer deutschen Zeitung abgedruckter belangloser Rennbericht war, sagte Niklas Wübbe allerdings nicht. Und daß die Pferde, mit denen „Grafen und Barone" bei ihm zu Buch standen, kleine, halbfingerlange Pferdchen aus Blei waren, die für bestimmte Zwecke als Marken dienen, sagte er auch nicht.

Somit wurde es bei allen Vierdörfern Bauern und in allen Vierdörfer Wirtschaften stehendes Gespräch, daß Niklas Wübbe einmal als reicher Mann seine Tage beschließen würde. Nur die ganz alten, vorsichtigen Leute, die schon manchen künstlichen Glanz und großen Prahlhans um die Ecke hatten gehen sehen, blieben mißtrauisch und sagten zu ihren Söhnen und den jüngeren Leuten: „Wenn't man all wohr is! Rennbahnen haben einen glatten Boden, auf denen hat sich schon mancher den Hals abgeschossen."

Die Wahrheit war, daß Niklas Wübbe wieder spielte. Aber er spielte heimlich. Mit der Schlauheit des Vabanquespielers, der jeden Tag aufs neue um seine Existenz fechten muß, gab er sich in seinem ländlichen Verkehrskreis den Anschein des bei aller Großartigkeit soliden Mannes, der aus Grundsätzen keine Karte anrührt. So wußten auch weder Trina Groot noch seine Frau, wodurch er in Wirklichkeit seine großen Verbindlichkeiten deckte. Bei allem unausgesprochenen Mißtrauen gegen ihren Stiefsohn, das sich in Trina Groots Seelenfasern nun einmal fest hineingehäkelt hatte, war sie mit der Zeit doch stolz auf ihn geworden und segnete die Stunde, wo sie den Entschluß gefaßt hatte, ihn mit Wobke zu verheiraten. Denn auf die vertraute sie, Wobke war für sie das sichere Bleigewicht, das der Schiffer unterm Kiel haben muß, wenn er auf die hohe See hinausfährt. Und Wobke ihrerseits vertraute völlig auf Niklas, seitdem er sich aus der bösen kritischen Zeit mit eigener Kraft und seinem genialen Geschäftsblick herausgewunden hatte. So wenigstens glaubte sie, denn ihr Mann hatte ihr dasselbe Märchen erzählt, das er Hinrich Wiek aufgebunden hatte, und in der folgenden Zeit noch einige dazu. Sie baute jetzt auf sein Glück, sie war ruhig geworden, sie begleitete ihn zuerst des Kindes wegen, das sie selbst nährte, nicht mehr zu den Rennen und ließ ihn auch späterhin allein fahren. Mit dem Kinde war das Gefühl einer großen Verantwortlichkeit über sie gekommen. Sie kümmerte sich jetzt nur noch um den Hof; leitete ihr Mann jetzt allein die Handels- und sonstigen äußeren Geschäfte mit glücklicher Hand, so wollte sie für ihren kleinen Jungen und die vielleicht noch nachkommenden Kinder dem Hof ein neues, sicheres Fundament schaffen.

Die Zeit lief. Das äußere Ansehen Wübbes mehrte sich. Aber im geheimen wurden die Stimmen der alten Bauern, die das Wübbesche Glück mit mißtrauischen Augen betrachtet hatten, und die mancher anderen scharfsichtigen Leute lauter. Woher das Gerücht stammte — von dem Trainer, den Niklas plötzlich entlassen hatte? Einem Händler? Einem ruinierten Rennmann? — Das wußte so recht keiner. Aber man raunte es sich zu, zuerst in den Vierdörfern, dann in Bergstädt, dann auf der überelbischen Seite: daß Niklas Wübbes ganze Pferde- und Rennherrlichkeit sich jetzt nur noch auf den Makao- und Vingt-un-Karten aufbaue, mit denen die vornehmen Sportsleute und dunkle Ehrenmänner die großen Renntage zu beschließen pflegten.

Und schließlich kam der letzte unabwendbare Tag, an dem das stolze weiße Langendeicher Haus mit den Akroterien und Obelisken, mit den Mahagonimöbeln, Stutzuhren und englischen Bildern, mit Hinterhaus und Vieh, mit Stallung und Rassepferden, mit der ganzen Wübbeschen Pracht und Herrlichkeit mit schrecklichem, dumpfem Schlag in sich zusammenstürzte — mit dumpfem Schlag und Aufwirbeln einer häßlichen Staubwolke, wie sie vor fünf Jahren unter dem Fall des riesigen, rissigen, eichenen Querbalkens, des Hauptträgers in dem alten Wübbeschen Haus aus dem Jahre 1694, der jetzt von Unkraut und Nesseln überwachsen an Tüns Puttfarckens Scheunenwand lag, hervorgequollen waren.

* * *

Trina Groot kam im Stuhlwagen nach Bergstädt hineingefahren, ließ in „Stadt Lübeck" ausspannen und ging nach Hinrich Wieks Wohnung.

Auf dem Tisch in der Wohnstube stand ein großer Blumenstrauß, daneben ein Puffer auf einem Teller, in dessen Mitte ein großes Licht und auf dessen Rändern vier kleine brannten. Der Fußboden lag voller Spielsachen, mit denen sich der kleine Bernd nach Herzenslust vergnügte. Als Trina Groot in die Stube trat, stellte er sich breitbeinig vor sie hin, strich mit seinen kleinen Händen an seinem Anzug herunter und sagte: „Grootwäschen, kuck mich mal an. Ich hab eine Jungensbüx und eine Jungensbluse an."

„Das wird sich auch wohl so gehören, mein Berndje," sagte Trina Groot, „wirst ja heute schon vier Jahre alt. Sieh, ich hab dir eine schöne Mütze mitgebracht und eine Windmühle aus Federn. Wenn man dagegen pustet, läuft sie. Und hier hast du auch noch einen blanken Taler, den soll deine Mutter dir in den Spartopf stecken."

„Das wäre doch nicht nötig gewesen, Trinatante," sagte Anke Wiek, „sieh mal, was der Bengel für Spielsachen gekriegt hat. Wie für 'nen Grafenjungen. Ich habe mit Hinrich gescholten, aber er war zu vergnügt."

„Aber Anke," sagte Trina Groot mißbilligend und wies auf ein sonderbar aussehendes Gefäß hin, das in einer Stubenecke stand, „den alten, ekligen Eimer solltest du doch wirklich nicht in die Stube stellen. So 'nen großen Jungen mußt du nicht mehr so verwöhnen. Der muß sich schon allein helfen können. Oder hat's mit der neuen Büx ein Mallör gegeben?"

Anke lachte.

„Du sagst dasselbe, was Nachbar Böttchers Kinder sagten, die vorhin zum Gratulieren hier waren. Nein, was du denkst, ist dies nicht. Das ist die neueste Erfindung von Hinrich; vor einer Woche haben wir das Patent darauf gekriegt, und gestern war schon ein Herr aus Hamburg hier, der diese Eimer in seiner Fabrik massenweise machen lassen will. ‚Damit werden Sie und ich viel Geld verdienen, Herr Wiek', sagte er, und das ist der Grund, warum heute der ganze Boden voll Spielsachen liegt. — Da kommt er selbst aus seiner Werkstatt — Fabrik sagen wir immer ganz großartig dazu — er wird es dir gleich erklären, und dann sollst du es gleich einmal mit deiner Zunge probieren, was da drinnen ist."

„Da schall Gott mi vör bewohren," sagte Trina Groot sich schüttelnd, „dat ick ut so'n Ammer wat in de Mund nehmen do."

Hinrich Wiek hatte die Worte gehört. Er lachte gleichfalls, nahm ein Glas aus dem Schrank, hielt es unter einen Hahn, der an dem Eimer angebracht war, drückte oben auf einen Knopf und ließ das Glas voll laufen. Eine goldgelbe, milchige Flüssigkeit strömte heraus.

„Schämt euch was," rief Trinatante entrüstet — denn sie glaubte immer noch, daß Anke und ihr Mann sich mit ihr einen schlechten Scherz erlauben wollten — „eine alte Frau wie mich so zu brüden. Gittigitt, wenn ihr so was macht, denn will ich man gleich wieder umkehren."

„Das ist ja Bier, Trinatante", rief Hinrich Wiek. Er und seine Frau wollten sich vor Lachen ausschütten. „Das ist ja der neue Biersiphon, den ich erfunden habe, und dieser hübsche Eimer ist bloß das Modell dazu. Es kommt ein Blechmantel darum, der wird gelb und mit schwarzen Ringen angestrichen, dann sieht es aus wie ein kleines Faß."

Jetzt beruhigte sich Trina Groot, probierte einen Schluck und rief: „Das schmeckt ja großartig! Viel besser als das alte abständige Bier, das man in Jan Steen seiner Wirtschaft kriegt."

Trina Groot trank das ganze Glas aus und sagte: „Das bekommt wirklich. Mir war auf dem Wagen ganz flau geworden, ach, es kommt nicht vom Fahren her. Ich erzähle es euch nachher. — Aber das ist doch rein zum Lachen, Hinrich, daß du dir jetzt mit den Bierausschenken ein Vermögen verdienen willst. Du schimpfst doch immer auf das Bier, sagst, es wäre Gift, und trinkst niemals selbst welches."

„Das ist etwas anderes", sagte Hinrich Wiek. „Das ist Geschäft. Warum soll ich mich an meinen Feinden nicht bereichern?"

„Schade, daß Gerd und Liese nicht auch mitherausgekommen sind", sagte Anke. „Und Wobke mit Niklas dazu. Dann hätten wir heute eine lustige kleine Familienfeier halten können."

Trina Groot seufzte schwer.

„Wenn ich gehe, kann Liese nicht vom Hof weg. Und Gerd? Du lieber Gott, der ist wieder mal ‚krank'. Und Wobke und Niklas? Ich glaube, lustig wäre die Familienfeier nicht gerade geworden, wenn die hier wären."

„Was ist mit Wobke und Niklas?" fragten Anke und Hinrich.

„Ja, was ist?" sagte Trina Groot. „Nichts Gutes ist. Das weiß ich gewiß. Wüßte ich nur erst einmal, was es ist, ob die alten Moorwischer Klatschtrinen, die über sie herumschludern, recht haben, oder ob es wie gewöhnlich bloß der grasgrüne Neid ist. Ich bin nun einmal so'n altes Sorgenmensch und mache mir vielleicht ganz unnütz schwere Gedanken. Sei froh, Hinrich, daß du kein Bauer bist, sei froh, Anke, daß dein Junge später einmal keinen Bauernhof zu bewirtschaften und zu verwirtschaften kriegt."

Trina Groot ließ sich mit schwerem Körper auf einen Stuhl sinken, kreuzte die Hände im Schoß und stierte mit müdem, traurigem Blick vor sich hin.

Die fröhliche Geburtstagstimmung in der kleinen Stube war verflogen. Auf Ankes Herz fielen die Worte ihrer Trinatante schwer wie Blei, und Hinrich sagte aufmunternd: „Den Kopf hoch, Trinatante! Es regnet wohl jedem einmal durchs Dach, aber das läßt sich wieder flicken. Wie oft hat sich bei uns der Wagen schon fest gefahren, und wir haben ihn immer wieder flottgekriegt. Was sollen andere Leute machen, wenn eine Frau wie du zusammenklappt, bloß weil der Himmel ein bißchen schwarz aussieht."

„Er sieht nicht schwarz aus," erwiderte Trina Groot, „er ist es. Und er wird auch nicht wieder hell. Diesmal nicht. Was hat es für einen Zweck, wenn ich mich und euch belüge. Es ist kein leerer Schnackkram, was in Langendeich und Moorwisch und auf der überelbschen Seite über die Langendeicher umgeht. Es bricht etwas zusammen, und das ist Niklas sein Hof und sein Geschäft."

„So lat doch dat Unken, Trinatante," sagte Anke, „un vertell vernünftig."

„Vertell, vertell!" rief Trina Grott grimmig. Sie preßte die Hände zusammen und knirschte mit den Zähnen: „Also, was Johm Hitscher, Mett Meiersch und andere alte Schnackfässer mir in der letzten Zeit zugetragen haben, darauf habe ich nichts gegeben. Wobke ist ja da, dachte ich, Wobke wird aufpassen, wenn Niklas in seinem Geschäft allzusehr den Durchgänger spielt. Aber vorvorgestern war Zinstermin. Wobke hat die Hypothekenzinsen bislang immer selbst gebracht, immer pünktlich, auf die Minute. Mittags um zwölf lag das Geld auf dem Tisch. Sie kam nicht. Vorgestern kam sie auch nicht. Ich dachte, ist sie krank geworden? Sollst hingehen und nach ihr sehen? Aber das hätte so ausgesehen, als ginge ich aus Raffgier wegen des Geldes. Ich fragte den Briefboten, ob Wobke krank wäre. Nein, die wäre heute morgen noch ganz gesund im Hause herumgegangen. Ob Niklas krank wäre? Nein, der wäre verreist. Und gestern — nun, ratet, wer zu mir ins Haus kommt, und was er bei mir gewollt hat. Ihr könnt es nicht, ich will es lieber gleich sagen. Christopher Maak vom grünen Deich war es, und wißt ihr, wen er mitgebracht hatte? Seinen Adoptivsohn Harm Maak, Mine Behrens' und Harm Wübbes Jungen. Es ging mir wie ein Messer durch, als ich sie über den Süll treten sah, und ich dachte, hier ist was passiert. Und mit Niklas hängt es zusammen. — O diese Stunde mit Christopher Maak in meiner Döns, die vergeß ich nicht, und wenn ich hundert Jahr alt werde. Und als der mit seinem angenommenen Jungen wieder draußen war und den Deich hinaufstackerte, da stand der Tag vor neun Jahren wie ein Gerichtstag vor mir, der Tag, Anke, als Christopher Maak mit Mine Behrens und ihrem Jungen den Wübbeshof besuchen wollte und ich sie zurückwies und Christopher Maak zu mir sagte: ‚An düsse Stunn warst du noch denken!'"

Die große, starke Trina Groot, die dreißig Jahre lang allen auf den beiden Höfen über sie hereingebrochenen Schicksalschlägen standgehalten hatte wie ein unbeugsamer Eichenbaum, sank in sich zusammen, ein Zittern ging durch ihren Körper, und unter ihren grauen Wimpern perlten die Tränen über die hageren Backen herab. Anke trocknete sie ihr, faßte mitleidsvoll ihre Hände, streichelte sie und sagte: „Trinatante, ich glaub es nicht. Der tückische Kerl hat was Schlechtes von Niklas oder Wobke gehört und es dir in seiner hinterlistigen, gemeinen Art beipuhlen wollen. Weil er sonst nicht an dich kommen kann, sinnt er sich Schabernack aus, weiter ist es nichts."

„Ach, min Anke," erwiderte Trina Groot, „du kennst de Welt un de Minschen noch nich. — Nein, was in Christopher Maaks Kopf umgeht, ist was ganz anderes als Schabernack. Der gehört zu den Leuten, die es immer am ersten wissen, wenn bei einem anderen Feierabend im Geldbeutel ist. Ich ahnte es ja damals, vor neun Jahren schon, was hinter dieser Frigeratschoon mit Mine Behrens eigentlich steckte, und gestern hat er's mir direkt ins Gesicht gesagt. Das ist ein finessiger, der legt seine Angelschnüre überall aus und holt sie nicht eher an, bis der Hecht so fest sitzt, daß er sich nicht wieder lospaddeln kann, und diesmal ist Wübbes Hof der Hecht. Ja," rief sie in ausbrechender Leidenschaft und stand auf, „ein Frauenzimmer wie mich kriegt man nicht so ganz leicht in die Bütte, das weiß er ganz gut, und darum hatte er Mine Behrens' Jungen mitgebracht. Er kennt meine Natur, er weiß, daß mir alles Unglück den Nacken bloß steifer macht, und daß er mich an einer ganz anderen Stelle anbohren muß, wenn er mir das Blut abzapfen will. Er wußte, Anke, daß die Langendeicher die Hypothekenzinsen nicht bezahlt hatten, er wußte, daß Niklas auf Reisen war, ‚auf einer Reise, Trina Groot,' sagte er, ‚hähä, von der er aus guten Gründen wohl nicht wieder kommen wird. Der ist fertig, pleite, puttjehupp, bankrott, Trina Groot, und der alte Wübbeshof in Langendeich kommt an die Juden. Das heißt, wenn du ihn nicht übernimmst. Und du mußt es ja, wenn du dein und Gerds Geld retten willst.' — ‚Maak dat du rutkummst ut min Hus, Judas', blökte ich ihn an, aber er blieb ganz ruhig sitzen. — ‚Wirf mir an den Kopf, was du willst, Trina Groot,' sagte er, ‚aber erst laß mich aussprechen. Wenn ich nicht recht habe, wenn der Exekutor in drei Tagen auf dem Langendeicher Hof nicht alles versiegelt hat, kannst du mich meinethalben auch noch Spitzbube und Mörder schimpfen. Du siehst in deinen Niklas und in seine Frau wie in einen goldenen Becher, aber dies Gold ist tumpachen. Dein Niklas ist der Schwindler und Spitzbube. Er ist nicht ruiniert,

er hat sich ruiniert, er hat den Hof, sein Geschäft und alles verspielt. Das weiß ich, das wissen alle die, die Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen, in Langendeich, in Moorwisch und in Bergstädt — bloß du weißt es nicht. Darum will ich es dir jetzt sagen. Hab ich ihm den Hals umgedreht? Das hat er selbst getan, und andere Leute haben dabei geholfen, nicht ich. Ich komme nur wegen des Hofes. Denn ich kenne deinen Charakter, Trina Groot, du läßt den Hof nicht Konkurs gehen, weil du in der Wübbeschen Familie die einzige bist, die noch auf Ehre und Reputatschon hält. Zwei Höfe kannst du aber nicht halten, einer muß in andere Hand kommen, und das soll meine Hand sein."

(Fortsetzung folgt.)

„Gottesbrück".

Eine ländliche Kolonie für Frauen und Mädchen. — Von Emma Stropp. — Hierzu 9 Aufnahmen von A. Matzdorff.

Von Erkner, dem seenumflossenen Vorort Berlins, eine knappe Wegstunde entfernt, grüßen inmitten weitgestreckter Felder und Wiesen, umrahmt von blauschattenden Wäldern, die roten Dächer eines ländlichen Anwesens. Schwer hebt sich der Fuß des Wanderers im lockeren märkischen Sand, der laue Sommerwind trägt den Duft frisch gemähten Heus in sanften Wellen über die Breiten. Ruhe und Frieden atmet die liebliche Landschaft, die freundliche Dörfer und sanftgeschwungene Höhen im Hintergrund abschließen.

Ein Hafen der Ruhe und des Friedens, aber auch Kraft und Genesung spendender Arbeit ist das Heim, das die roten Dächer umschließen. Sie krönen eine Gruppe von Häusern, die um einen schlichten Gutshof gelagert ist, wie ihn frühere Zeit anlegte, praktisch, ein wenig nüchtern — der typische märkische Gutshof. Neuzeitlichen Landhausstil aber zeigen zwei dem Haupthause naheliegende Bauten mit blinkenden Fenstern, rankendem Grün und lustigen, bunten Blumen. Gemüsefelder begrenzen den Weg, ein alter Backofen träumt unter blühendem Holunder von vergangener Zeit, würdevoll schreitet ein Zug Enten über den Weg, aus den Stallungen tönt das Klirren der Ketten von Pferden und Rindvieh.

Im Hofe und im Hause, im Garten und auf den Feldern aber herrscht reges Leben; junge und ältere Mädchen sind in emsiger Arbeit, heitere Scherzworte fliegen, der Brunnen rauscht, von kräftiger Hand bewegt, weiße Wäsche flattert im Wind, in vollen Körben wird die Ernte des Gemüsegartens in das Haus getragen.

Das ist „Gottesbrück", das Heim für elende, verwahrloste und obdachlose weibliche Jugend, für die schiffbrüchigen Mädchen der Großstadt. Manche von ihnen zogen voll froher Zuversicht aus einfachen schlichten Verhältnissen dem blendenden Licht der Reichshauptstadt entgegen, unbewußt der Gefahren, die ihrer Unerfahrenheit drohten. Der Strudel verschlang sie, zog sie hinab, tiefer und tiefer — in Not, Schande, Verzweiflung. Andere wuchsen unbehütet oder gar von Kind an zu Schlechtem angehalten in ihr auf, und dennoch blieb ein guter Keim in ihnen erhalten, der sie ihren Weg finden ließ in dieses Asyl werktätiger Menschenliebe, das, soweit die Räume reichen, diejenigen aufnimmt, die seinen Schutz begehren, nur bestrebt, seinen Gästen die Möglichkeit zu geben, sich selbst wiederzufinden, sie ausruhen zu lassen und ihnen die Wege zu ebnen, die in ein geordnetes Leben zurückführen.

Vierzig Gäste kann „Gottesbrück" aufnehmen. Ihnen dient das alte Gutshaus zum Tagesaufenthalt, zur hauswirtschaftlichen Arbeit und Geselligkeit, der hübsche freundliche Landhausbau aber zur nächtlichen Ruhe. Eine Reihe von lichten, luftigen Einzelzimmerchen enthält der Oberstock des „Schlafhauses", im Erdgeschoß sind größere Räume mit je drei bis fünf Betten vorgesehen. Nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände enthalten sie, denn knapp sind die verfügbaren Mittel, aber peinliche Sauberkeit herrscht in ihnen. Blumensträuße, einfache Bildchen schmücken die Zimmerchen und legen Zeugnis davon ab, daß auch in den Ärmsten der Armen Sehnsucht nach Behaglichkeit und Schönheit lebt. Durch die geöffneten Fenster aber schweift der Blick hinüber zu den wogenden Getreidefeldern und blühenden Wiesen, und der nahe Wald sendet würzigen Duft hinein in die Stübchen, als wollte er helfen, zu lindern und zu trösten, allen, die mühselig und beladen hier eingekehrt sind, als wolle er Vergessen schenken denen, die verirrt und ausgestoßen hier eine Zuflucht gefunden.

Denn verwahrlost und verkommen, krank und seelisch geschwächt betreten die meisten der Schutzsuchenden das gastliche Haus. Nach kurzem Aufenthalt aber blühen sie auf, erstarken körperlich und geistig und schöpfen Mut für ein neues Leben.

Dies ist auch das hohe, dankenswerte Ziel, das sich das „Komitee für Rettungsarbeit unter der weiblichen Jugend" gestellt hatte, als es vor Jahren die Gründung eines ländlichen Heims für hilfsbedürftige Frauen und Mädchen ins Auge faßte. Der heimgegangene Pastor von Bodelschwingh griff den Gedanken mit Begeisterung auf und führte ihn mit gewohnter Tatkraft zur Verwirklichung, die letzte Liebesarbeit dieses verdienten Mannes.

Im Jahre 1909 öffnete „Gottesbrück" seine Pforten, seitdem haben über 700 Mädchen und Frauen hier Zuflucht gefunden. Aus Krankenhäusern und Irrenanstalten, aus Gefängnissen und von der Straße kamen sie, obdachlos, die Nerven zerrüttet, von Entbehrungen geschwächt, enttäuscht und verzweifelt viele, von ihren Verführern verlassen, von den Eltern verstoßen andere, manche aber auch aus eigennützigen Gründen, um sich von der Polizeiaufsicht zu befreien, ihre Papiere in Ordnung bringen zu lassen oder anderes mehr.

Aber das Heim fragt nicht viel, woher der Weg zu ihm geführt. Es nimmt die Hilfesuchenden unterschiedslos auf, soweit seine Räume ausreichen. In der Meldestelle des Vereins, Beusselstraße 44 h, erhalten die Mädchen Auskunft und Beratung und werden in dringenden Fällen dem „Heim Sofort" überwiesen, das für die erste vorübergehende Aufnahme sorgt. Im Jahre 1914 sind in der Meldestelle 382 Fälle eingehend behandelt worden, von diesen wurden 287 Mädchen dem „Heim Sofort" zugeführt und 95 dann nach Gottesbrück gesandt, wo die meisten von ihnen in Luft und



Begießen der jungen Pflanzen.

Sonne, bei geordneter Arbeit und unter freundlicher Leitung wieder inneren Halt gewannen.

Wie der bewährte und unermüdliche Leiter der Kolonie, Pastor Liz. Bohn, der Generalsekretär des Deutschen Sittlichkeitsvereins, mitteilt, ist es psychologisch interessant, wie schnell sich ein tief gesunkenes Mädchen wieder emporarbeitet, wenn die Hilfe schnell genug einsetzt und sie gesund geblieben ist. Er sieht die Ursache hierfür darin, daß die Mädchen in der ländlichen Kolonie wieder den einfachen Verhältnissen zugeführt werden, aus denen sie meist entstammen. Weiter überrascht es, daß sie wenig Lust zur Fabrikarbeit zeigen, sondern das Unterbringen in häuslichen Dienststellen vorziehen. Anders ist es natürlich mit den Gesun-



Das Schlafhaus.



Feierabend: Rückkehr vom Felde.



Beim Holzzerkleinern.



Am Dunghaufen.



Zwischen Bohnen und Erbsen.

kenen aus den höheren Gesellschaftskreisen, von denen eine gewisse Anzahl gleichfalls die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nimmt; aber auch von ihnen gelang es, die Mehrzahl in geordnete Verhältnisse zurückzuführen. Da alle Heimbewohnerinnen durchaus freiwillig nach Gottesbrück kommen, ist Widersetzlichkeit dort so gut wie unbekannt; was jedoch nicht ausschließt, daß die Leiterin des Heims und ihre Hilfskräfte eine Fülle von Geduld und Nachsicht, von zielbewußter Erziehungsarbeit und Energie zu entfalten haben, um das von ihnen Erstrebte zu erreichen.

Nach ihrem Austritt aus dem Heim, das sich bemüht, ihnen Stellungen zu verschaffen, werden die Mädchen vom Komitee dauernd im Auge behalten, geraten sie trotzdem wieder in Not, so können sie jederzeit wieder nach Gottesbrück zurückkehren.

Da die Mädchen und Frauen in noch viel geringerem Maße imstande sind als die Männer (für die bekanntlich ähnliche Anstalten in umfassenderem Maßstabe seit langem bestehen), ihren täglichen Lebensunterhalt zu verdienen, so sind die Zuschüsse, die die Kolonie aus Vereinsmitteln erfordert, sehr beträchtlich. Die Unterhaltungskosten der Kolonie belaufen sich jährlich auf 20000 Mark, von denen nur ein Teil durch die aus ihr entspringenden Einnahmen gedeckt wird.

Dankenswert wäre es daher, wenn sich der Arbeit, die hier im stillen an hilfsbedürftigen Mädchen geleistet wird, auch die öffentliche Teilnahme in verstärktem Maße zuwenden würde. So wert-



Kaffeepause.

herrscht, ist sie nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Eine Erweiterung der Kolonie wäre daher dringend zu wünschen, leider aber zeigen die Erfahrungen, daß für die männlichen Hifsbedürftigen der Bodelschwinghschen Anstalten sich leichter die Mittel aufbringen lassen als für die auf Abwege geratenen Mädchen und Frauen — anscheinend ein Nachklang der noch immer nicht ganz erstorbenen doppelten Moral, die auch in Werken der Nächstenliebe ihre Wirkung trägt.

Sechs Häuser plante der verstorbene Gründer,

voll die geleistete Arbeit ist, die ohne öffentliche Unterstützung nur durch die Gaben verständnisvoller Menschen ermöglicht wird, so kann durch sie doch nur ein Bruchteil der zu Versorgenden erfaßt werden. Angesichts der unsagbaren Not, die unter Tausenden junger Mädchen



Bei der Heuernte.

außer dem schmucken Wohnhaus des der Landwirtschaft vorstehenden Diakons stehen erst zwei, das alte, etwas ausgebaute Gebäude auf dem Bauerngehöft und das neue Schlafhaus. Möchten sich bald Freunde der guten Sache finden, die eine Vergrößerung der Kolonie möglich machen. Ist es doch auch eine Forderung der Zeit, möglichst viele arbeitsfähige Mädchen vor dem leiblichen und seelischen Untergang zu bewahren und sie zu nützlichen Gliedern des Volkes zu entwickeln.



Beim Wasserholen.

Die Erfahrungen, die „Gottesbrück" mit seinen ehemaligen Schutzbefohlenen gemacht hat, sind durchaus günstig, viele von ihnen sind jetzt glücklich verheiratet und sorgsame Mütter gesunder Kinder. Andere haben sich in den ihnen verschafften Stellungen bewährt, einige sind dauernd in dem Heim geblieben und betätigen sich nutzbringend im Haushalt und in dem Wäschebetrieb für auswärtige Kunden.

Stimmt auch der Anblick der Schützlinge der Kolonie ernst und schwer, wenn man an das denkt, was hinter ihnen liegt, so sind sie doch selbst oft von einer so kindlichen Heiterkeit, die überrascht und bewegt, aber auch die Zuversicht stärkt, daß die an ihnen geleistete opferfreudige schwere Arbeit aus haltlosen schwachen Geschöpfen leistungsfähige und arbeitsfrohe Menschen heranzubilden vermag.

Marianne . . .

Skizze von Margot Isbert.

Der Professor und Oberlehrer Anselm Burger kam in der Stille des Sommerabends die kleine Straße entlang und steuerte, seinen großen Hut behaglich in der Hand schaukelnd, auf das Haus des Doktors zu. Der Tag war heiß gewesen, drückend fast, und das kühle Gärtchen hinter dem alten, stillen Haus des Freundes, in dem um diese Zeit des Jahres alles in berauschender Buntheit blühte, lockte den alten Herrn mehr, als er selbst es sich eingestehen mochte. Und als er nun den Messinggriff an der schweren Eichentür zog, schrillte die Schelle fast ungeduldig in die Ruhe der dämmrigen Diele hinein, so daß sich alsbald der Klang von Schritten aus der Stille drinnen löste und näherkam und gleich darauf die Tür weit aufsprang, in jener eigentümlich einladenden und feierlichen Art, wie es die Türen solcher alten Häuser oft an sich haben. — Der Herr Professor trat ein, reichte der Magd Stock und Hut und schritt geradeswegs über die Diele hin, zur Hintertür wieder hinaus und in den Garten, der zwischen hohen, überwucherten Mauern gänzlich abgeschieden dalag, ein Stück vergessene Einsamkeit mitten in der großen Stadt. Sauber, mit Silberkies bestreut, zogen sich die Wege zwischen Rosenrabatten und breiten Beeten blühender Stauden hin. Rund um die Laube, in die der Professor jetzt trat, waren Königskerzen aufgeschossen, sprühend in sommerlichem Gelb und mit dem Tiefblau hoher Rittersporne zärtlich verschlungen. Weiter abseits aber, an der Mauer, stand Diptam mit mattfarbigen Blüten, die sich in Duft verzehrten.

„Grüß Gott, Doktor!" sagte der Professor und nickte dem Freund, der da im Halbschatten der Laube saß, vertraut zu. „Heißer Tag heut! Und dazu Ärger mit den Bengels, die nun mal nicht stillsitzen wollen bei dem Wetter!"

„Guten Tag", sagte der Doktar einsilbig, und der andere fühlte sofort das mühsam Beherrschte in der Stimme, die er doch nun schon seit Jahren bis in die feinsten Schwingungen kannte.

Er setzte sich umständlich, zog die langen Schöße des Rockes zurecht, pfiff leise ein paar Takte zwischen den Zähnen und machte sich auf einen schweigsamen Abend gefaßt. Sie waren ja lange genug miteinander befreundet, um sich diese feinste und zarteste Art des Verkehrs, das Miteinanderschweigen, leisten zu können.

Aber als nun vom Hause her Schritte kamen und das Mädchen auf silbernem Tablett zwei hohe Rheinweingläser und eine Flasche mit verstaubtem Etikett brachte, da wandte der Doktor schnell den Kopf und sagte: „Nein, nicht hier . . . Stellen Sie die Gläser in die Erkerstube hinauf. Wir werden heute abend nicht hier draußen sitzen." — Und dann, nachdem das Mädchen wieder gegangen war, mit einem entschuldigenden Lächeln zu dem Professor hin: „Es ist nur, weißt du, weil ich heute abend die Fenster meiner kleinen gnädigen Frau von gegenüber sehen muß."

Der Professor nickte und ging hinter dem Arzt her über die Kieswege hin, deren Steinchen unter ihren Schritten knirschten, dem Hause zu.

Sie stiegen die breit ausladende Treppe hinauf und traten in die Erkerstube droben, die mit dem seidigen Grün ihrer graziösen Möbel, mit all ihren feinen, erlesenen Kostbarkeiten, japanischen Stichen, alten Porzellanen und Bronzen alles das enthielt, was der gute Professor Anselm Burger sein Leben lang entbehrt hatte. Darum liebte er dieses Haus des Freundes auch mit jener schmerzlich zärtlichen Resignation, wie man eben Dinge liebt, die man nie besitzen und erreichen wird, und deren Köstlichkeit man doch immer von neuem dankbar als Glück empfindet. —

Sie rückten sich schweigend die Sessel am Erkerfenster zurecht, stellten den kleinen Nußbaumtisch mit den schlanken, gebogenen Beinchen zwischen sich und ließen das Licht einer grün abgetönten Lampe über die geschliffenen Ränder der Weingläser hinleuchten. — Aber selbst das störte den Doktor auf die Dauer, und sie hatten sich kaum gesetzt, als er auch schon wieder aufstand und die Lampe löschte. Nun lag der Raum im Halbdunkel, nur von dem Schein einer Straßenlaterne, deren Licht hereinfiel, matt erhellt.

Der Doktor saß in seinem Sessel zurückgelehnt, das Gesicht dem Fenster zugewandt, und Anselm Burger, der dieses kluge, beseelte Gesicht nun ungestört von der Seite betrachten konnte, erfaßte erst jetzt ganz, wie sehr es sich in den letzten zwei oder drei Tagen verändert hatte. Es war starr geworden, sah gleichsam entsetzt aus, und wie der Professor jetzt dem Blick des Freundes folgte, führte er ihn quer über die Straße hin, zur Front eines ebenso alten, ebenso vornehmen Hauses wie dieses hier. Es lag still und auf den ersten Blick ganz dunkel in der schmalen Straße. Über der geschnitzten Eingangstür hielten zwei Putten ein Wappenschild, dessen Prägung man nicht erkennen konnte, und unter den Fenstern des ersten Stockes her lief als einzige Zier der glatten Front ein schmaler Fries mit von der Dämmerung verwischten Ornamenten. Aber wenn man genau hinübersah, fand sich, daß keineswegs alle Fenster da drüben im ersten Stock dunkel waren. Nein, die zwei letzten in der Reihe waren hinter den Gardinen erhellt, wenn auch ganz schwach nur, und nach diesen beiden eben sah der Doktor unausgesetzt, ohne auch nur minutenlang den Blick zu wenden. Von irgendeinem Kirchturm in der Nähe schlug die Uhr; die Schläge tönten eine Weile und tauchten dann unter in der warmen Sommerabendruhe.

„Halb zehn", sagte der Doktor, und der Professor nickte.

Im ersten Stock drüben wurde von einem hellen Fenster der Vorhang zurückgezogen, so daß das Licht nun wärmer in die dunkle Straße strömte. Das Fenster selbst wurde weit geöffnet, und man konnte jetzt deutlich einen kleinen Tisch mit einer Schüssel sehen, in der gerade eben jemand eine Kompresse anfeuchtete. — Der Doktor stand auf, lehnte nun am Fenster, die Hand um den Griff gespannt, und sagte, ohne sich ins Zimmer zurückzuwenden: „Sie machen ihr kalte Kompressen auf die Stirn ... Kanntest du sie eigentlich, Professor? — Nein? Hast du sie nie gesehen hier bei mir in meinem blauen Renaissancesessel drüben, den sie so liebte, vielleicht weil sie wußte, wie wundervoll er ihr Gesicht mit dem dunklen Haar rahmte? Frauen pflegen ja solche Dinge instinktiv zu wissen. — Oder wenn sie aus dem Haus drüben kam, in einem ihrer weißen Sommerkleidchen und zu mir herauf grüßte? — Du sahst sie wirklich nie? Einerlei, ich muß dir doch von ihr erzählen.

„Als sie noch klein war, ein schmales, zwölfjähriges Dingelchen, küßte sie einmal eine Rose in meinem Garten. Ich kam dazu und erschrack fast vor dem Ausdruck in ihrem kleinen Gesicht. Nie habe ich in einem Kindergesicht eine solche Innigkeit gesehen! Sie stand auf den Zehen, den ganzen Körper, Hände und Kopf zu der Blume emporgehoben und die Augen geschlossen. — So blieb sie dann auch später: ganz Seele und Wärme. Dabei doch sehr herb. — Ich sah sie groß werden. Sie war fast Tag für Tag hier bei mir, und jedes Ding in meinem Haus haben ihre Fingerchen neugierig betastet oder seiner Schönheit wegen gestreichelt. Bei ihren Kinderkrankheiten war ich drüben und saß an ihrem Bett in dem Zimmer, dessen Fenster jetzt hell sind. Sie war nie ernstlich krank, nicht einmal sonderlich zart, obwohl sie fast zerbrechlich aussah. Eigentlich hatte ich als Arzt nie Sorge um sie. Ich dachte immer, sie ist wie ein dünnes Weidengertchen, das wohl jeder Windzug biegen, jedoch nicht so leicht brechen kann — Wie sie d nn groß wurde, lieber Freund, erblühte und erwachte, das war das Schönste, was ich alter Kerl je erlebt habe. Sie reifte sehr langsam, wurde erst ganz allmählich bewußt und war mit zweiundzwanzig Jahren noch fast ein Kind.

„Dann kam im Sommer 1914, so gegen Ende Juni war es, ein Tag, an dem ich von drüben zu einem Gartenfest eingeladen wurde. Ich dachte: nun wird sie sich freuen, die Kleine, denn ein Gartenfest hat sie sich ja schon lange gewünscht! — Und am selben Vormittag noch kam sie selbst zu mir herüber, lachend, Erwartung bis unter die Spitzen ihrer feinen Fingerchen hinein. — ‚Du kommst doch, Onkel Doktor, gelt? — Hast du noch einen blauen Frack mit Goldknöpfen im Schrank deiner seligen Frau Großmama droben? Denn es soll ein Fest von Anno dazumal geben, weißt du! Ich, ich hab ein Krinolinenkleidchen, weiß, fliederfarben gestickt, mit dem alten Amethystschmuck von Tante Alwinchen dazu! Und Puffärmelchen mit alten Spitzen! — Es wird mein Fest, weißt du; alles soll sein, wie ich es will, hat Papa gesagt!'

„Ich suchte tatsächlich den blauen Frack hervor, dazu ein großes Spitzenjabot und hohen, steifen Zylinder und ging an dem Abend zum Gartenfest hinüber, erwartungsvoller als ein Primaner zum ersten Tanzstundenball.

„An diesem Abend begegneten sie sich zuerst. — Ich sah sie zusammen durch den Garten kommen und wußte gleich alles. Sie hatten sich vielleicht selbst noch gar nicht erkannt, aber ich merkte es an Mariannens Gesicht, daß sich etwas in ihr verändert hatte. Sie blieben auch immer beieinander, die beiden, ganz als müsse es so sein, mit einer köstlichen Selbstverständlichkeit. Manchmal sahen sie sich mit einem kurzen, warmen Blick in die Augen, erstaunt noch und doch schon verstehend. — Wie sie aussah an diesem Abend, Marianne! Unbeschreiblich zart in dem weißen Kleid mit den großen fliederfarbenen Blumen am Rand des weiten Rockes. Sie strahlte mich an: ‚Gefall ich dir? Goldig das Kleidchen, gelt?' — Ich nickte und strich über ihr schmales, sonnengebräuntes Aermchen. ‚Ist's denn auch schön, Mariannel? Bist du froh?' — Da hat sie auf einmal Tränen in den Augen — weiß der liebe Himmel, wie das kommt, und geht in so einem kleinen Mädelgesicht, Lachen und Weinen dicht beieinander! ‚Froh?!', sagt sie, ganz langsam und schwer ‚Ach ... glücklich!'

„Es war ihr Fest, Professor — ein seltsamer Abend. Der alte Garten drüben voller Rosenduft; bunte, schaukelnde Lichter zwischen dem Grün der Büsche; gedämpfte Musik und unter den Laubendächern weit überhängender Kastanien die jungen Menschen in ihrer altmodischen Tracht, die so ganz in die Stimmung des Abends paßte — in Kleidern, an denen noch der Duft einer längst vergessenen Zeit haftete. —

„Ich saß mit den Eltern und ein paar Tanten und alten Herren im Gartenhaus, durch dessen offene Fenster wir gerade den Rasenplatz überblicken konnten, auf dem die Jugend zu der leisen, zärtlichen Musik von ein paar Geigen tanzte. Plötzlich aber wurde der Platz leer; das Wiesengrün leuchtete auf, von den bunten Lichtern der Lampions abenteuerlich gesprenkelt, die jungen Damen und Herren gruppierten sich um den Rasenrand, riefen sich lachend etwas zu und standen dann einen Augenblick wartend. — Und nun löste sich aus dem Schatten der Büsche ein einziges Paar: Marianne und ihr junger Kavalier. Sie schreiten über den Rasen hin, langsam und feierlich, die Fingerspitzen ineinanderruhend, beide den Kopf leicht seitwärts und zurückgeneigt. — Ich kann dir nicht sagen, wie das alles war, Professor, es war eben Jugend, Sommer .... Und in Mariannens Gesicht derselbe Ausdruck wie damals, als sie die Rose küßte. — — Sie tanzten ein Menuett, und wir anderen alle sahen schweigend zu. Es war wie ein Traum, so lautlos und unwirklich — ein plötzlich Leben gewordenes Stück Vergangenheit mit dem zarten Duft von getrockneten Rosen und Lavendel. — Bis schließlich die Geigen zu einer anderen Melodie übergingen und ein paar Walzertakte den Tanz beschlossen.

„Was soll ich noch sagen von diesem Abend .... Du lachst doch nicht, Freund, daß ich plötzlich anfange, dir Mädchengeschichten zu erzählen, nachdem es so etwas seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gegeben hat zwischen uns! — Gut, du lachst nicht! Danke dir dafür, denn du wirst noch mehr hören müssen.

„Du weißt ja, wie dieser Sommer 1914 endete, wie die Wellen der großen Zeit über uns allen zusammenschlugen. Dann kam der Herbst, und der Winter ging hin.

„Dann, das war im Mai vorigen Jahres, hatte er einer leichten Verwundung wegen längeren Heimat-

urlaub, es gab eine Kriegstrauung drüben; das lag ja so nah.

„Zwei Monate hatten sie Zeit, bis er wieder ins Feld kam. Und diese zwei Monate müssen mehr gewesen sein, als sonst ein ganzes Leben an Glück faßt. — Dann kehrte sie ins Elternhaus zurück, und ich nenne sie seitdem meine kleine gnädige Frau, denn Mariannel paßt nicht mehr. Sie ist so ganz Frau nun, lebt so ganz in ihrer Welt für sich, daß nichts anderes an sie heranreicht. Sie liest viel, meist Bücher, die auch er liebt; sie arbeitet im Lazarett, spielt des Abends mit ihrem Vater Schach, wie sie es als Mädchen zu tun pflegte; sie kommt auch zu mir und sitzt in meinem blauen Sessel, ganz wie früher und doch so ganz anders. — Sie hat etwas Leuchtendes bekommen, anders kann ich es nicht nennen.

„Und doch schien mir, als sei sie nicht mehr ganz so sicher wie früher. Zuweilen sah ich unter der stillen Innigkeit in ihrem jungen Gesicht die verzweifelte Angst hervorbrechen. Und einmal sagte sie zu mir: ‚Wenn es kommen sollte, Doktor, dann sieh du nach den Eltern, gelt?‘ Damals verstand ich sie nicht ganz oder wollte sie nicht verstehen. —

„In manchen Nächten wurden die zwei Fenster drüben überhaupt nicht dunkel bis zum Morgen. In diesen Nächten saß auch ich hier wach. — So war es auch vorgestern nacht. Ich wachte hier und sie drüben. Es war schon nach Mitternacht. Da der Abend so klar und frisch gewesen war, hatte man die ganze Reihe von Fenstern im ersten Stock drüben geöffnet, um über Nacht die jetzt wenig benutzten Räume lüften zu lassen. — Ich aber, wie ich so da hinüberschaue, sehe plötzlich diese ganze Flucht von Zimmern hell werden: den kleinen roten Salon neben Mariannens Schlafzimmer, dann das Musikzimmer in Ebenholz und Elfenbein mit dem reichen Gold der Wände und schließlich das holländische Kabinett, in dem die alten, hohen Delfter Vasen stehen ..... Dann aber schreitet aus der Tür ihres Schlafzimmers meine kleine gnädige Frau, langsam und feierlich, in dem weißen Krinolinenkleid mit der fliederfarbenen Stickerei, das jedoch nicht richtig geschlossen, sondern anscheinend nur flüchtig übergeworfen ist. Sie geht mit nackten Füßen und geschlossenen Augen, den Kopf leicht seitwärts und zurückgeneigt, die linke Hand erhoben, als ruhe sie in einer anderen Hand. — Ich starre hinüber, kann die Augen nicht losreißen und weiß dabei mit einer eiskalten Bestimmtheit: jetzt ist es zu Ende! Jetzt ist alles zu Ende! — — Und derweilen geht sie da drüben mit leichten, wiegenden Menuettschritten durch den roten Salon und das Musikzimmer, neigt sich in tiefen Verbeugungen und setzt die Füße so korrekt, als gelte es einen Hoftanz vor Majestäten. — Hast du schon einmal geträumt, Professor, und im Traume, halbbewußt, den krampfhaften Wunsch gehabt, zu erwachen, ohne es jedoch zu können? In einem ähnlichen Zustand muß ich in jener Nacht gewesen sein — ach, es hat ja keinen Wert, auch nur eine Erklärung zu versuchen. Es war in dieser kurzen Spanne Zeit mehr Entsetzen, mehr Not und Zerrissenheit, als mir vorher mein ganzes Leben gebracht hat. — Und es endete damit, daß meine kleine gnädige Frau drüben plötzlich mitten auf dem blanken Parkett des Musikzimmers, zwischen all den steifen alten Sesseln mit ihren hohen Lehnen, stehenblieb, erstarrte und die Augen öffnete. Ihre Hand griff in die Luft. Dann fiel sie.

„Ich war in zwei Minuten drüben. Wir brachten sie zu Bett; bis zum Morgen war ich bei ihr, machte dann die nötigsten Patientenbesuche und kam wieder zurück. Sie war ohne Bewußtsein den ganzen Tag. Aber einmal, gegen Abend, wurden ihre Gedanken klar. Sie sah mich neben sich, blickte mich eine Weile an und sagte dann mit merkwürdig erloschener Stimme: ‚Ist die Nachricht schon da?‘ — Ich sagte: ‚Nein‘, versuchte zu lächeln. ‚Rede dir um Gottes willen keine Dummheiten ein, kleine Frau! Es ist ja alles gut!‘ — Aber sie lächelte nur, fein und überlegen, wie ein kluges Kind, das nicht mehr an Märchen glaubt.

„Die Nachricht kam noch an diesem Abend. Bei einem Sturm vor Verdun hieß es: sofort tot. Und vorgestern nacht zwischen ein und zwei Uhr ist es geschehen. — Wir brauchten's ihr nicht zu sagen, denn sie war immer ohne Bewußtsein; sie hätte wohl auch nicht mehr gefragt. Zwischen Menschen, die sich angehören, muß es doch zuverlässigere Verbindungen geben, Freund, als Telegraphendrähte. —

„Und nun, siehst du, mußte ich als Arzt zwei Tage lang alles tun, um ihr Leben dem alten Sensenmann aus der Hand zu spielen. Ich hab's redlich getan und dabei doch nichts sehnlicher gewünscht als den Tod für sie. Denn ein Leben kann es ja doch nie mehr werden. — Was wissen wir beiden alten Junggesellen denn, Professor, was solch ein Ineinanderranken von zwei Menschenseelen bedeutet! An so etwas reicht man nicht mit Worten, kaum mit Gedanken. — Es gibt Menschen, die lieben und wieder vergessen können; schwer oder leichter, aber doch eben vergessen. Das sind die glücklichen oder die ganz starken Naturen. — Aber andere, die stehen und fallen miteinander, unbedingt und unerbitterlich. — Und darum, siehst du, sitze ich jetzt hier und warte.“

Der Doktor schwieg, und sein Freund, der Oberlehrer Anselm Burger, schwieg auch. Unberührt standen die hohen Gläser mit Rheinwein zwischen ihnen. So saßen sie nun und warteten miteinander.

Draußen stand die warme, schöne Nacht. Ein hoher Baum streckte seine Krone vom Garten her über den Giebel des dunklen Hauses drüben. Wenn der Wind die Zweige bewegte, brachte er zugleich eine Welle von Duft mit; dann fühlte man, daß die Rosen blühten. — Ab und zu hörte man die Uhren der Stadt schlagen. Die Töne gingen gedämpft durch die kleine Straße wie verzaubert .....

Es wurde zwei Uhr. — Drüben an dem offenen Fenster nahm jemand die weiße Schüssel fort und trug sie hinaus. Eine Hand glättete die Decke; dann wurde auch das zweite Fenster geöffnet. Man sah, daß Kerzen angezündet wurden. — Und nach einer Weile erlosch das Lampenlicht.

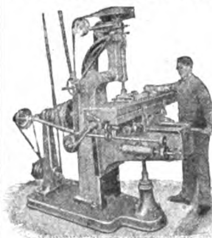
Der Doktor wandte sich ins Zimmer zurück und sagte: „Nun ist meine kleine gnädige Frau gestorben. — Gott — sei — Dank!“ Dann setzte er sich und legte die Hand über die Augen. Er sah unendlich müde aus.

Der Professor stand auf, strich sich die Rockschöße glatt und machte gar keinen Versuch zu sprechen. Wahrscheinlich hätte er es doch nicht gekonnt. Er strich dem Freund über die Hand, nickte dann, ging langsam zur Tür und nickte dort noch einmal. Darauf ging er leise hinaus, nahm drunten Stock und Hut und tappte durch die Stille der wundersamen Sommernacht heim.

Schluß des redaktionellen Teils.



In den Potsdamer Waldungen ist seit einiger Zeit die Ernte des Harzes im Gange, das dort aus Kiefern gewonnen wird. In eingeschlagenen löffelförmigen, Mulden werden zum Einfangen des aussickernden Harzes Bleche eingesetzt. Das Harz wird dann mit Löffeln in Eimern eingesammelt.



DIE WOCHE

Nummer 32. **Berlin, den 5. August 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

25. Juli.

Nördlich der Somme werden die englisch-französischen Kräfte auf der Front Pozières—Maurepas zu entscheidendem Stoß zusammengefaßt. Er ist wieder zusammengebrochen, meist schon im Feuer, an einzelnen Stellen nach scharfem Nahkampf. Südlich der Somme führen gleichzeitig die Franzosen starke Kräfte im Abschnitt Estrées—Soyecourt zum Sturm, der nur südlich von Estrées vorübergehend Boden gewann, sonst aber unter schwersten blutigen Verlusten für den Gegner zerschellte.

26. Juli.

Nördlich der Somme halten sich nach heftigem Kampf die Engländer in Pozières. Weiter östlich am Foureaux-Wald und bei Longueval wurden kleinere feindliche Vorstöße abgewiesen, am Trônes-Wäldchen Angriffsabsichten durch Feuer vereitelt.

Gegen die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern richten die Russen Angriffe östlich und südöstlich von Gorodischtsche. Sie scheitern wie alle früheren unter schwersten Verlusten für den Gegner.

Von der Heeresgruppe des Generals v. Linsingen werden nordwestlich von Beresteczko stärkere russische Angriffe abgewiesen.

27. Juli.

Die Russen stürmen vergebens gegen unsere Stellungen an der Schtschara nordwestlich von Ljachowitschi an. Auch westlich von Beresteczko werden sie blutig zurückgewiesen.

Nördlich des Prislopsattels nehmen die österreichisch-ungarischen Truppen die Vorrückung auf, überschreiten den Czarny Czeremosz und gewinnen mit Teilen die jenseitigen Höhen, auf denen Gegenangriffe abgewiesen werden.

28. Juli.

Dem nördlich der Somme zur größten Kraft gesteigerten englischen Feuer folgen starke Angriffe, die bei Pozières sowie mehrfach am Foureaux-Walde und südöstlich davon vor unseren Stellungen völlig zusammenbrechen. Sie führen in Longueval und im Delville-Walde zu erbitterten Nahkämpfen.

Gegen die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern laufen die Russen bei Skrobowa—Wygoda (östlich von Gorodischtsche) mit zwei Armeekorps vergeblich an. Die Verluste des Gegners sind sehr schwer.

Im Raume nördlich von Brody setzt der Feind seine Anstürme den ganzen Tag über fort. Einem neuerlichen Massenstoß der Russen gelingt es, östlich der von Leszniow nach Brody führenden Straße in die Stellung einzudringen. Die Truppen setzen den Kampf am Südrande von Brody fort.

29. Juli.

Im Somme-Gebiet finden lebhafte Artilleriekämpfe statt. In der Gegend von Pozières scheitern starke englische Angriffe.

In der Nacht vom 28. zum 29. greift ein Marineluftschiffgeschwader den mittleren Teil der englischen Ostküste an und belegt dabei die Bahnanlagen von Lincoln, Industrie-Anlagen bei Norwich, die Flottenstützpunkte Grimsby und Immingham sowie Vorpostenfahrzeuge vor dem Humber mit Bomben. Ein Leuchtturm an der Humber-Mündung wird vernichtet. Trotz Beschießung mit Brandgeschossen sind alle Luftschiffe unbeschädigt in ihre Heimathäfen zurückgekehrt.

30. Juli.

Das feindliche Feuer ist zwischen Ancre-Bach und Somme zu größter Heftigkeit gesteigert.

31. Juli.

Englische Unternehmungen bei Pozières und Longueval leiten einen neuen, großen englisch-französischen Angriff ein, der zwischen Longueval und der Somme am Morgen unter Einsatz von mindestens sechs Divisionen einheitlich erfolgt. Ueberall wird der Gegner unter schwersten blutigen Verlusten abgewiesen.

1. August.

Der Kaiser erläßt eine Kundgebung an das deutsche Volk und spricht der Wehrmacht seinen Dank aus.

ooo

Kunsterziehung.

Von Prof. A. Kampf, Direktor der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste, Charlottenburg.

Exzellenz v. Bodes Aufsatz „Über die Aufgaben der Kunsterziehung nach dem Kriege" in Nr. 14 des 18. Jahrgangs der „Woche" regt in dankenswerter Weise eine wichtige Zeitfrage an und beantwortet sie so, daß die Ausführungen der Zustimmung einsichtiger Kreise unseres Volkes sicher sein können. Ich möchte im folgenden nur den Kernpunkt seiner Vorschläge aufnehmen und etwas erweitern.

So bestechend der Gedanke der Einheitschule in seiner Anwendung auch auf die Kunsterziehung auf den ersten Blick erscheint, so werden die Fachleute sich den Blick für die Schwierigkeiten in seiner Durchführung nicht trüben lassen, Schwierigkeiten, die im tiefsten Grunde psychologischer Natur sind.

Die Fähigkeiten, die für die sogenannte hohe oder für die angewandte Kunst, das Kunstgewerbe, bestimmen, sind wesentlich verschiedener Art und nur in den seltenen Fällen einer allumfassenden Künstlerschaft alle beieinander. Die weitaus meisten Künstler werden über eine gewisse Einseitigkeit der Begabung verfügen, was aber, wie auch sonst im Leben, ihre Stärke zu sein pflegt. Die Schulung für die sogenannte hohe Kunst muß infolgedessen fraglos eine gänzlich andere sein als die für die kunstgewerblichen

Fächer. Das schließt nicht aus, daß die elementare Vorbereitung für beide Arten der Kunstbetätigung die gleiche ist, und daß wir hierfür also eine einheitliche Schulform finden werden. Die Fachausbildung in der hohen Kunst einerseits und die in den kunstgewerblichen Fächern anderseits wird notwendig jede ihre eigenen Wege gehen. Und solange sich ein Volk nicht der Ehrenpflicht entziehen kann und will, das Seinige für die Pflege der Kunst zu tun, wird es auch die Mittel zur Förderung dieses Zweckes schaffen müssen, und dazu gehören in erster Linie mit die entsprechenden Schulen, das heißt die Akademien. Diese und Kunstgewerbeschulen werden also als Fachschulen auch künftighin nebeneinander bestehen müssen, da ihre Unterrichtsmethoden und ihre Ziele zu sehr voneinander verschieden sind, als daß sie auch nur auf die Dauer unter einem Dache zusammen betrieben werden könnten. Wie jede dieser Schularten zu organisieren und einer etwaigen Reform zu unterziehen ist, das ist eine zweite Frage, die jede Generation von neuem zu lösen haben wird.

Wie wesentlich verschieden die Betätigungsgebiete der Künstler und Kunstgewerbler sind, wurde eine brennende Frage, als vor zwei Jahrzehnten durch das Eindringen von Außenseitern, nämlich Malern und einigen Bildhauern, in die Kunstgewerbebewegung diese von Grund aus aufgewühlt wurde. Es kann übrigens als kein schlechtes Zeugnis für den Wert der Akademieschulung angesehen werden, daß es diesen Künstlern gelang, den ihnen zunächst wohl mit Recht vorgeworfenen Mangel an Fachbildung zu ergänzen und sich zu Führern in der neuen und, wie wir heute zugestehen, erfolgreichen Bewegung durchzukämpfen. Eine weitere Tagesfrage ist die nach der Einschränkung des Besuches der Akademien als einem Mittel, der Bildung eines Künstlerproletariats vorzubeugen. Eine objektive Prüfung dieser Frage führt möglicherweise zu dem Ergebnis, daß gar nicht so sehr die vielgeschmähten Akademien an der Ueberfüllung des Künstlerberufes die Schuld tragen, daß vielmehr die ungezügelte „Privatindustrie“ in Kunstunterricht, in Verbindung mit der abnormen Gestaltung eines Teiles unseres Ausstellungswesens und Kunsthandels bei der Schuldfrage stark in Betracht kommt.

Die Akademien mit ihren Aufnahmebedingungen und ihrem langjährigen Lehrgang schränken naturgemäß schon die Zahl derer ein, die ihre Ausbildung dort suchen und vollenden können. Je mehr dazu die Akademien in ihrem Bestreben, die strengste Auswahl vorzunehmen, geschützt werden, um so weniger wird sie der Vorwurf treffen können, unnütze Glieder im sozialen Organismus zu züchten. Daß „Zehntausende von Kunstmalern und Kunstbildhauern“ die deutschen Städte bevölkern, ist wohl auch nicht wörtlich zu nehmen. Eine sichere Statistik wird ja nie aufzustellen sein, weil die Grenze zwischen dilettierenden Männern und Frauen, die durch Benutzung jeder Ausstellungsgelegenheit nach außen hin als Künstler gelten, und solchen, die die Kunst ausschließlich als Beruf und Erwerbsmöglichkeit betrachten, schwer zu ziehen ist. Die Zahl der letzteren wird im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung eine verschwindend kleine sein. Einen gewissen Anhalt zur Schätzung liefern die Mitgliederzahlen der verschiedenen Künstlervereinigungen: Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft, Künstlerbund, Secessionen usw. Danach können wir auf eine Zahl von 4 500, sehr breit gerechnet, kommen. Es wäre interessant, festzustellen, wie groß der Bruchteil der florentinischen und venezianischen Künstler im 16. Jahrhundert oder der holländischen Künstler im 17. Jahrhundert innerhalb der Bevölkerung gewesen ist, die Ziffer dürfte überraschend sein. Wir wissen ja aber auch, daß damals genau wie heute die Künstler mit gewissen Ausnahmen um ihre materielle Existenz zu ringen hatten.

Kommen wir zu dem Ergebnis, daß in Wirklichkeit die Zahl der Künstler im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung keine ungesund große ist, so ist es vielleicht nur eine Frage der Organisation, um Angebot und Nachfrage so zu regeln, daß beiden Teilen geholfen ist. Bei den heutigen Verkehrsmöglichkeiten ist eine Dezentralisation, zu der bereits lebensfähige Ansätze zu bemerken sind, durchaus möglich und zu wünschen.

Bezüglich der Akademien möchte ich zum Schluß meine Meinung noch einmal dahin zusammenfassen, daß es eine Ehrenpflicht der deutschen Staaten ist, den Weiterbestand dieser Anstalten zu sichern, da sie mit ihren Unterrichtsmitteln allein imstande sind, den höchsten Anforderungen an die berufliche Ausbildung von Künstlern gerecht zu werden. An der mir unterstellten Königlichen Akademischen Hochschule für die bildenden Künste werde ich mit größter Aufmerksamkeit dahin wirken, daß den jungen Künstlern das für ihren Beruf unbedingt notwendige handwerkliche Können beigebracht wird. Wenn so dafür gesorgt wird, daß das Können in der Kunst nicht auf ein zu niedriges Niveau sinkt oder ausstirbt, so werden, wie Exzellenz von Bode mit Recht vermutet, die jeweiligen Mode-Ismen ohne dauernde Schädigung unserer Kunstkultur schließlich auch wieder der verdienten Vergessenheit anheimfallen.

Luftkampf.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Selten ist der dem Deutschen angeborene Widerspruchsgeist mehr zur Geltung gekommen als bei der neuesten Waffe, den Luftstreitkräften. Zum Beweis dafür braucht ja nur an die Kämpfe erinnert zu werden, die dem Grafen Zeppelin beschieden waren, ehe es ihm gelang, seine und damit alle anderen deutschen Luftschiffe durchzusetzen. Bei Entwicklung der Fliegerei, womit man jetzt schlechtweg diejenige Luftfahrt bezeichnet, die sich der Fahrzeuge „schwerer als Luft“ bedient, war der Widerspruch begreiflicher, weil über Jahrhunderte sich erstreckende Mißerfolge den Glauben an die Möglichkeit, mit Maschinen aufzusteigen, die ohne Gasblasen in die Luft getragen werden, sehr schwer machten. In Deutschland sind es gerade berufene Fachleute gewesen, die in gutem Glauben die Entwicklung des Flugwesens nach Kräften gehindert haben, weil ihnen weiter Blick versagt war, während Laien leichter an die Erfüllung des Traumes, den Vögeln gleich die Luft zu durchsegeln, geglaubt haben. An dieser Stelle sei im Hinblick auf den kürzlich erfolgten Tod des Generalstabschefs Grafen von Moltke

darauf aufmerksam gemacht, daß, was wohl die wenigsten wissen, dieser sowohl wie sein Vorgänger Graf Schlieffen stets alle Bestrebungen, Luftschiffbau und Flugwesen vorwärts zu bringen, sehr gefördert haben, und daß überhaupt der Große Generalstab ein wesentliches Verdienst daran hat, daß die deutschen Luftstreitkräfte allen Anstrengungen unserer Gegner zum Trotz unbestritten die Ersten in der Welt sind. Im großen Publikum pflegen Namen von Militärs in erster Linie als die größten Förderer genannt zu werden, von denen der Kenner weiß, daß sie die größten Hinderer gewesen sind, dagegen sind wenig oder gar nicht bekannt die Namen solcher Generalstäbler, die, abseits der Oeffentlichkeit stehend, ganz hervorragendes Verdienst haben um die Entwicklung der fünften Waffe, wie sie die Franzosen genannt haben. Einen Namen darf sich vielleicht der Verfasser erlauben zu nennen: es ist der dem ganzen deutschen Volke wohlbekannte Generalstabschef Hindenburgs, Exzellenz Ludendorff. Dieser und besonders einer seiner Mitarbeiter im Großen Generalstabe, der nach außen wenig hervortritt, obwohl er die wichtigste Stellung in der Feldluftfahrt einnimmt, haben auch schwer kämpfen müssen, um die Waffe durchzusetzen und sie an die Spitze zu bringen.

Noch als die Tatsache des Fliegens der Drachen nicht mehr bezweifelt werden konnte, wurde gehöhnt über die Anregungen, die gegeben wurden, die neueste Waffe nicht nur zur Aufklärung, sondern auch zum Kampf zu verwenden. Der Widerspruch wurde allerdings gereizt durch solche Schriftsteller, die ohne jedes Verständnis für die Technik der Flugzeuge höchst phantasievolle Erzählungen über ihre baldigen Leistungen in die Welt flattern ließen.

Als erstes wurde das Abwerfen von Sprengstoffen angeregt. Hervorragende Fachleute haben die Möglichkeit auch nur einigermaßen genügender Treffsicherheit bezweifelt, so daß sie ein starker Hemmschuh in der Entwicklung dieser Kämpfe gewesen sind. Die Schwierigkeiten des Schießens und Werfens aus der Luft sind ja auch größer als das Schießen von der Erde aus. Ein Geschütz steht fest am Boden, es schleudert schwere Geschosse mit großer Eigenbewegung durch die Luft, denen die Luftbewegungseinflüsse nicht allzuviel anhaben können. Und doch muß jedes Geschütz erst durch Einschießen die „Tageseinflüsse“ erschießen, ehe Erfolg vorhanden sein kann. Ein Flugzeug ist in rascher Bewegung, es wechselt seine Stellung nach Höhe und Entfernung zum Ziele ständig und vermag vorläufig noch nicht sehr große Mengen sehr schwerer Munition mitzuführen, daß es etwa Dutzende von Geschossen zum Einschießen verwenden könnte. Da war es denn ganz natürlich, daß die Schießfachleute sogar an der Hand von einwandfreien Berechnungen beweisen konnten, die Treffsicherheit der „Artillerie der Lüfte“ sei zu gering, nur Zufallstreffer seien zu erreichen, deshalb habe es keinen Zweck, sich mit dem Ausbau von Schießvorrichtungen für Flugzeuge abzugeben.

Einen Gegenbeweis konnte nur die Praxis, der Krieg, bringen. Und er hat ihn gebracht! Die Berichte der obersten Heeresleitungen bringen fast alltäglich Nachrichten über befriedigende und hervorragende Treffergebnisse. Natürlich werden die Sprenggeschosse nicht, wie auch nur ganz zu Anfang der Versuche — man kann eigentlich dies Wort nicht gebrauchen, sondern müßte sagen Spielerei, die bei Wettfliegen ausgeübt wurde — mit der Hand abgeworfen, sondern es sind Lancierrohre und andere Vorrichtungen vorhanden sowie Zieleinrichtungen, die die Einflüsse der Geschwindigkeit des Flugzeuges in sinnreicher Weise berücksichtigen lassen. Dadurch wird tatsächlich eine Treffsicherheit erreicht, welche die Benutzung der Drachen zum Kampfe aus der Luft nach unten rechtfertigt. Nach der Wichtigkeit des zur Beschießung aufgegebenen Zieles richtet sich der Einsatz der Zahl der Flugzeuge zum Kampf.

Auch die lebendige Kraft der Wurfgeschosse beim Auftreffen aufs Ziel sollte nach früheren Ansichten nicht hinreichen zur Erzielung genügender Wirkung. Das ist doch der Fall! Wohl ist sie geringer, aber dafür kann die Sprengladung der Munition verhältnismäßig weit größer sein als bei Geschossen, die beim Abschießen im Geschützrohr so außerordentlich hohen Druck auf ihre Wände aushalten müssen; die Ladung kann auch weit leichter explosibel sein.

Gar nicht geübt ist im Frieden der Luftkampf, Flugzeug gegen Flugzeug. Fesseldrachen als Ziel zu verwenden, hätte wenig Zweck, denn gerade die gegenseitige Beweglichkeit erschwert den Erfolg. Der beweglichere Flieger hat den Vorteil auf seiner Seite, es käme also darauf an, sich äußerst bewegliche Ziele zu schaffen, was nicht so leicht möglich ist. Und doch gibt es eine Weise den Luftkampf friedlich zu üben, bei der sehr gut festzustellen ist, ob ein Erfolg im Ernstfalle vorhanden sein würde oder nicht; die volle Beweglichkeit des Zieles und Angreifers ist dabei vorhanden. Wie das zustande kommt, kann hier nicht erörtert werden.

Das gegenseitige Rammen ist die roheste und leichteste Art des Luftkampfes. Rammen führt aber unweigerlich zum Absturz beider Kämpfer, wenn auch leichtes Streifen wohl den einen, aber nicht immer beide Gegner zu Fall bringen kann. Rammen ist im Kriege mehrfach vorgekommen, so in Galizien bei einem Ort nahe Zolkiew, nördlich von Lemberg, wo ein mit Luftschrauben geschmückter Grabhügel Kunde davon gibt, daß ein hervorragend tüchtiger österreichischer Flieger von einem Russen gerammt ist, der sich so geopfert hat, um seine Truppe von einem gefährlichen Feind zu befreien.

Schnelligkeit der Maschine ist eine erste Vorbedingung für den Erfolg. Die früheren Prophezeiungen, daß das Mehrfache der Schnellzugsgeschwindigkeit von den Drachen erzielt werden würde, sind eingetroffen. 200 Kilometer Eigenbewegung in der Stunde sind keine Utopie mehr. Je gewandter ein Flugzeugführer ist, desto leichter wird er selbst zum Schuß kommen, dagegen dem Streuungsbereich des Gegners sich entziehen. Maschinengewehre und kleinere Geschütze sind die Waffen; auch mit gewöhnlichen Gewehren sind sogar schon Erfolge erzielt worden!

Die Bemannung der Kampfflugzeuge kann aus einem oder mehreren Fliegern bestehen. Bei den Einsitzern bedient der Führer Flugzeug und Waffe gleichzeitig ohne jede Schwierigkeit. Man kann nach vorn und nach hinten schießen, gleichgültig, wo die Luftschraube sich befindet. Sinnreiche Bauart verhindert Verletzung der Schraube durch den eigenen Schuß.

Von höchster Bedeutung ist es, den Gegner rechtzeitig zu erblicken, Überraschung bedeutet schon den halben Sieg. Zur Überraschung stürzt sich der Flieger aus großer Höhe raubvogelartig in jähem Sturzfluge auf den Feind. Der Unterlegene täuscht häufig seinen Gegner durch plötzlichen jähen Absturz, um Getroffensein zu heucheln und zu entkommen, wenn der Kampf aussichtslos erscheint. Dutzende von Kriegslisten werden

angewandt und führen oft zum Erfolg. Das wichtigste bleibt aber eine gute, wendige und schnelle Maschine, größte Gewandtheit des Führers, seine Schießfertigkeit und Kaltblütigkeit. Immelmann hat diese Eigenschaften im höchsten Maße besessen. Sein Tod bedeutet einen schweren Verlust! Aber wir haben noch andere, ebenso tüchtige Flieger und eine Anzahl, die jetzt allmählich hervortreten und ebensogut zu werden versprechen. Unbestreitbar ist die Überlegenheit der deutschen, wohldurchgebildeten Flieger im ganzen genommen größer als die der Gegner, die in Frankreich vielfach aus ehemaligen Steppenreitern und fahrend Volk aller Herren Länder bestehen. Aber unablässige, nie ermüdende Arbeit aller im Felde und in der Heimat ist erforderlich, den Vorsprung zu behalten. Daß die Arbeit geleistet wird, darüber kann das deutsche Volk beruhigt sein.

Das „Dörren" von Gemüse und Obst.

Von Otto Teich.

Die Notwendigkeit, die grünen Erzeugnisse des Gartens und der Landwirtschaft für längere Zeit haltbar zu machen, hat zur Folge gehabt, daß man der künstlichen Trocknung neben der Naßkonservierung eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet.

Der Ausdruck „Dörren" ist zwar allgemein gebräuchlich, aber nicht ganz richtig. „Trocknung" ist richtiger. Mit dem Begriff „Dörren" ist leicht der Nebenbegriff „Ertöten", „Vernichten" verbunden. Das aber geschieht bei der Haltbarmachung durch Entziehung großer Wassermengen aus dem grünen Gemüse und Obst nach den neuzeitlichen Methoden durchaus nicht, vielmehr wird die nasse Grünware nur bis zu einem gewissen Grade getrocknet, der ihre Haltbarkeit ermöglicht, ohne ihren Wert und ihre spätere Verwendung als Nahrungsmittel auch nur im geringsten zu beeinträchtigen.

Die Erfindung selbst ist sehr alt. Das Trocknen verderblicher Grünware ist wohl die älteste Art ihrer Haltbarmachung. Die natürlichste obendrein. Man braucht bloß an die Trocknung des nassen Grases an der Sonne zu erinnern. Oder an das Trocknen von Bohnenkraut und Pilzen an der Sonne, das ziemlich allgemein bekannt ist, an das „Backobst", das seit undenklichen Zeiten unsere Voreltern in primitivster Weise auf Backöfen herstellten. Weniger bekannt dürfte sein, daß schon vor Jahrhunderten die südamerikanischen Indianer Kartoffel trockneten, um sie haltbar und leichter transportabel zu machen. Daß mit diesen Methoden natürlich keine Qualitätsware geschaffen wurde, wie es heute mit den vorzüglichen technischen Anlagen der Dörrgemüse-Fabriken und mit den nicht genug zu empfehlenden Herddörren möglich ist, ist ja selbstverständlich.

Der Trocknungsvorgang besteht darin, daß dem frischen Gemüse sein hoher Wassergehalt zum größten Teil entzogen wird. Hierdurch vermindert sich Umfang und Gewicht des Naßgutes um 80 bis 90 Prozent. Um hier nur leicht verständliche runde Zahlen zu gebrauchen, kann man also im allgemeinen sagen, daß zur Herstellung von einem Waggon Dörrgemüse etwa 10 Waggon Frischgemüse gehören. Natürlich ist diese Zahl bei den einzelnen Gemüsesorten sowie nach Jahreszeit und Produktionstätte verschieden. Daß eine solche Verminderung des Umfanges und des Gewichtes den großen Vorteil der Raumersparnis und leichteren Fortbewegung in sich schließt, also vor allem die Transportkosten des Dörrgemüses gegenüber dem Grüngemüse ganz gewaltig verbilligt, ist ja ohne weiteres einleuchtend. Man könnte z. B. aus einem Würfel, der einen Kubikmeter groß ist und zusammengepreßtes Dörrgemüse enthält, eine Mahlzeit für 30 000 Soldaten herstellen.

Ein weitverbreitetes Vorurteil ist es, daß Dörrgemüse meist unansehnlich sei und an Nährwert verloren habe. Demgegenüber ist festzustellen, daß getrocknetes Gemüse guter Qualität weder an Farbe noch an seinem eigentümlichen Geschmack noch an Bekömmlichkeit und Nährwert das Geringste verliert.

Jede Hausfrau sollte also beim Einkauf von Dörrgemüse zunächst darauf achten, daß die Ware von schöner, natürlicher Farbe ist: Möhren müssen ein kräftiges Rot, Bohnen ihr natürliches dunkles Grün, Grünkohl, dessen Farbe sogar im Trocknungsvorgang schöner und kräftiger wird, muß ein tiefes Smaragdgrün zeigen usw. Alles Dörrgemüse, das blasse, graue, häßliche Farben hat, ist nicht von guter, sondern von geringerer oder schlechter Qualität. Ungenießbar ist es in den meisten Fällen auch dann zwar noch nicht; nur wenn verbrannte, d. h. dunkelbraune und schwarze Bestandteile in größeren Mengen darin enthalten sind, sollte von der Verwendung abgesehen werden.

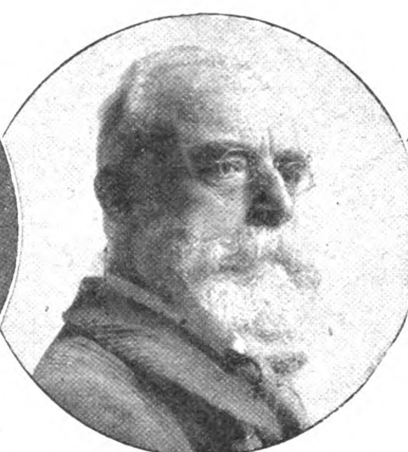
Ein Grund, der viele Hausfrauen früher abhielt, Dörrgemüse einzukaufen, ist der scheinbar hohe Preis. Sie vergegenwärtigen sich nicht, daß sie diesen Preis für ein zehnmal größeres Gewicht zahlen, denn bei der Zubereitung nimmt das Dörrgemüse die ihm im Trocknungswege entzogenen 80 bis 90 Prozent Wasser wieder auf, so daß aus einem Pfund Dörrgemüse etwa 10 Pfund zubereitete Nahrung entstehen. 100 Gramm gedörrte grüne Bohnen z. B. ergeben etwa 1000 Gramm, also 1 Kilo fertige Mahlzeit. Für eine erwachsene Person genügen 25 Gramm Dörrgemüse. Wenn also 1 Kilo grüne Bohnen 6 Mark kostet, so kosten 100 Gramm gleich 4 Portionen 60 Pfennig oder die Portion für eine erwachsene Person 15 Pfennig. Dies ist ein Preis, der niedriger ist als der konservierter Bohnen bester Qualität. Ähnlich verhält es sich mit allen anderen Gemüsen. Es können fast alle Gemüse-, Pilz-, Obst- und Kräuterarten getrocknet werden, sogar Tomaten; nur auf Spargel und Salat ist die Trocknung nicht anwendbar.

Bei der Zubereitung des Dörrgemüses ist zu beachten, daß es längere Zeit vor dem Kochen eingeweicht werden muß. Es ist empfehlenswert, sich an folgende, von der Leitung der Dörrgemüse-Ausstellung verfaßte Kochvorschrift zu halten.

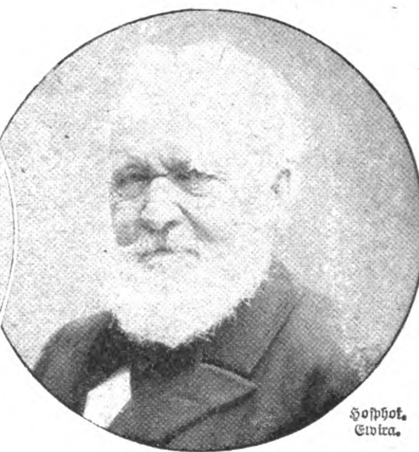
Für eine reichliche Gemüseportion genügen 25 Gramm Dörrgemüse. Man wasche die erforderliche Menge in kaltem oder lauwarmem Wasser gründlich durch, bei Spinat, Grünkohl und Rosenkohl empfiehlt sich besonders sorgfältiges, mehrmaliges Waschen. Es ist empfehlenswert, das gereinigte Dörrgemüse schon am Abend vor dem Gebrauch oder wenigstens einige Stunden vor dem Kochen in frischem Wasser sich vollsaugen zu lassen, damit es seine ursprüngliche Form wieder an-


Phot. Meyer.

Karl Klindworth †
Klavierpädagoge.



Professor Fritz Schaper, Berlin,
Bildhauer,
vollendete sein 75. Lebensjahr.

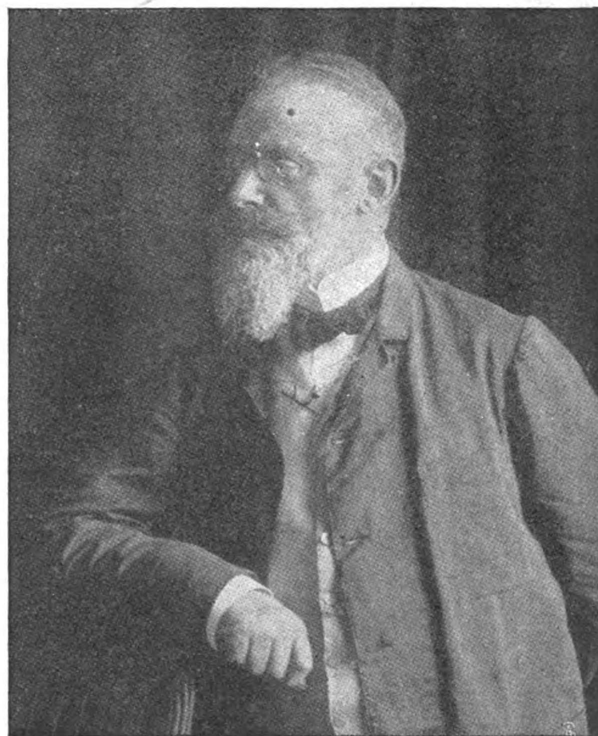

Hofphot. Elvira.

Johannes Ranke †
Anthropologe, München.

nimmt. Darauf koche man das Gemüse in demselben Wasser — in dem Einweichwasser — langsam gar. Für 100 Gramm Dörrgemüse dürfen nicht weniger als 2 Liter Wasser genommen werden. Kochdauer der Gemüse etwa ³/₄ bis 1 Stunde, die sonstige Behandlung ist wie bei frischem Gemüse.

Die diesjährige Gemüse- und Obsternte muß — infolge des Mangels an Blechdosen und Gummiringen — wohl in großem Umfange durch künstliche Trocknung haltbar gemacht werden. Diese Einsicht hat veranlaßt, daß zahlreiche Dörrgemüse-Fabriken neu entstanden sind. Im Frieden gab es in Deutschland etwa 20 große Dörrgemüse-Fabriken. Während des Krieges hat sich die Zahl wohl verdoppelt und verdreifacht, abgesehen davon, daß auch viele Stadtverwaltungen selbst Dörrgemüse-Fabriken errichten, wie Berlin, Leipzig, Frankfurt u. a. m. Es kommt nun darauf an, daß die Bevölkerung von den zu schaffenden großen Vorräten an Dörrgemüse und Dörrobst auch wirklich umfangreichen Gebrauch macht, und es ist vielleicht auch eine der Hauptaufgaben der Ernährungsbehörden, eine Verbrauchspropaganda mit Belehrung über die richtige Zubereitung und über die Qualität zu betreiben, damit Vorurteile und Unerfahrenheit nicht die guten Absichten und den erstrebten Endzweck illusorisch machen.

Von ganz besonderer Bedeutung aber ist, daß die Gartenbesitzer und die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe, die ländliche Bevölkerung überhaupt die Erzeugnisse ihrer Frühjahrsarbeit und ihrer sommerlichen Pflege und Sorge selbst durch Trocknung haltbar machen. Nur wenn dies in größtem Maße geschieht, können wirklich „das letzte grüne Blatt", „der letzte gefallene Apfel", „die letzte Pflaume" für die Volksernährung nutzbar gemacht werden. Denn die kleinen Mengen der Erzeugnisse der Privat- oder Schrebergärten und Laubenkolonien können unmöglich den Dörrgemüse-Fabriken zugeführt we.den, namentlich würde das minderwertige oder abgefallene Obst verderben, ehe es in die Fabrik gelangt, die auch übrigens nur gute, einheitliche Ware verarbeiten darf. Es heißt also: Selbst dörren! Früher hat man das in den ländlichen Backöfen oder auf der Herdplatte, zum Teil auch an der Sonne getan (z. B. mit Bohnen und Pilzen sowie mit Pflaumen). Dabei ist natürlich kein besonders gutes Resultat zu erzielen, und es gibt bei diesem primitiven Verfahren viel Verlust, denn nicht die Wärme allein ist es, worauf es ankommt, sondern die bewegte Luft, die bewegte Wärme spielt beim Trocknungsprozeß die größte Rolle. Dagegen kann heute jede ländliche Hausfrau spielend leicht ihre Gartenerzeugnisse auf einer Herddörre trocknen, ohne daß dazu eine besondere Heizquelle nötig ist. Ein solcher Herdapparat wird einfach während, vor oder nach dem Kochen auf die heiße Platte des Küchenherdes oder auf den Gaskocher gestellt, er arbeitet dann ganz allein und stellt bei einiger Aufmerksamkeit prachtvolles Trockengemüse und getrocknetes Obst her. Die Anschaffung solcher Herddörren macht sich reichlich bezahlt, da wirklich gute, leistungsfähige Dörrapparate für den Haushalt schon für 40 bis 50 Mark zu haben sind. Das sind die einzigen Kosten, denn weitere Ausgaben für Gläser oder Gummiringe usw. fallen weg. Das gewonnene



Geh. Medizinalrat Prof. Albert Neißer †
hervorragender Dermatologe, Breslau.



Beiramfest in Wünsdorf: Auf dem Wege zum Gebetplatz.



Spezialaufnahmen für die „Woche".

Begrüßung der türkischen Abordnung im Gefangenenlager.

Beiramfest in Wünsdorf.

Dörrgut wird auf die einfachste Weise in Säckchen aus Leinen oder Nessel aufbewahrt, die man an einem luftigen Orte aufhängt, wo sie fast keinen Platz einnehmen. Jede Hausfrau kann sich auf diese Weise einen für den ganzen Winter ausreichenden Gemüsevorrat schaffen. Für Laubenkolonien und kleine Genossenschaften empfiehlt sich die Anschaffung etwas größerer Apparate, die bei hoher Leistungsfähigkeit schon für etwa 200 Mark zu beschaffen sind.

Von großer Bedeutung ist es für ländliche Kleinbetriebe, daß auch die durch das Vorputzen des Gemüses entstehenden Abfälle (Blätter, Schalen, Strünke usw.) ebenfalls auf diesen Haushaltdörren getrocknet werden können, um dann während des Winters aufgeweicht als wertvolles Grünfutter für Kleinvieh (Hühner, Kaninchen, Ziegen, Schweine) Verwendung zu finden. Auch können den Winter hindurch dauernd alle Küchenabfälle diesem Zwecke dienstbar gemacht werden.

Es liegt im Interesse der Sicherstellung der Volksernährung und der restlosen Verwertung aller Grünerzeugnisse, daß eine das ganze Reichsgebiet umfassende Organisation des Hausdörrens geschaffen wird. Die vor kurzem ins Leben getretene „Zentralstelle für das Trocknungswesen" befaßt sich hauptsächlich mit der industriellen Trocknung und der Zuführung der gewaltigen Mengen Grünware an die Dörrgemüse-Fabriken, wird aber weniger das Dörren im Kleinbetrieb und im Haushalt fördern und unterstützen können. Nachdem bereits im vorigen Jahr der Bundesrat meine Anregungen für die Hausdörrung an die Bundesregierungen weiter gegeben hatte, sind seitdem unzählige Anfragen aus ländlichen Kreisen an mich ergangen. Ich habe sie nach bestem Können beantwortet und bin auch weiterhin dazu bereit, jede gewünschte Auskunft unentgeltlich zu erteilen. Richtiger aber und wirkungsvoller wäre es, wenn diese Anfragen in Zukunft von einer Zentralstelle erledigt würden, damit in der Tat die weitesten Kreise der Bevölkerung angeregt werden, reichlich Dörrgemüse und Dörrobst zu essen.



Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die große Schlacht im Westen grollt erbittert fort. Schwer ist auch in der verflossenen Woche gerungen worden. Als ob der Ansturm aufs neue zur höchsten Wucht anschwellen könnte, nachdem er weder im ersten Anprall noch im zweiten uns zu erschüttern vermocht hat. Als ob er imstande wäre, uns durch seine Beständigkeit auf die Dauer zu ermüden.

Der Feind benimmt sich bei allen Fehlschlägen seiner Unternehmungen nicht anders, als ob es nur eine Frage der Zeit sei, wann wir klein beigeben werden. Die Unbeugsamkeit unserer Kraft anzuerkennen, scheint ihm nach all den Erfahrungen der beiden Kriegsjahre noch nicht unvermeidlich. So geht das Schicksal weiter seinen Gang.

England wird es jetzt, trotz aller Bemühungen den äußeren Schein aufrechtzuerhalten, aber empfindlich klar gemacht, daß seine Zurückhaltung in diesem Kriege, wenn es ihn auch noch so in die Länge zieht, auch noch so geschickt den andern Nationen den Vortritt im Kampfe zuschiebt, sich nicht behaupten läßt. England muß heran. Prahlerisch und anmaßend bleibt auch



Während der Andacht auf dem Friedhof.



Ankunft des persischen Gesandten.

Spezialaufnahmen für die „Woche."

Beiramfest im Mohammedaner-Lager in Wünsdorf.

jetzt noch sein Gebaren, wie aus den Tagesbefehlen seiner Truppenführer und aus allen Einzelheiten hervorgeht, die von dem englischen Teil der Westfront bis zuletzt berichtet wurden. Dem vorher angekündigten Ziele der sogenannten Durchbruchsoffensive sind die Engländer in keiner Weise auch nur annähernd nahegekommen. Vorsatz und Erfüllung stehen in vollem Gegensatz. Nach Maßgabe der Kriegskarte ist auch keine Aussicht, daß dies anders werden könnte. Sie vermochten nichts bei Poziéres zu erreichen. Erbitterte Nahkämpfe bei Longueval, im Walde von Delville belehrten sie, daß ihre Anstrengungen so zwecklos sind wie der Wunsch überhaupt, an Péronne und Bapaume derart heranzukommen, daß die Offensive sich darauf stützen könnte. Schmerzlich aber werden im Inselreich die schweren Verluste empfunden, die die erfolglosen Kämpfe mit sich bringen.

Frankreichs dauernde Erfolglosigkeit ist längst ein ebenso fester Zustand wie das dauernde Verbluten seiner Heereskraft. Zwei Drittel der gesamten französischen Kriegsmacht erschöpft sich Tag für Tag allein im Gebiet von Verdun. Mit Recht wird Verdun als blutende Wunde am Körper Frankreichs bezeichnet. Der Griff, mit dem wir Frankreich bei Verdun angepackt haben, den wir unerbitterlich verstärken, ist nicht abzuschütteln. Hat er von vornherein seine Bewegungsfreiheit derart lahmgelegt, daß die von der Entente geplante Entscheidungsoffensive nicht gleichzeitig und nicht gleichmäßig auf allen Fronten einsetzen konnte, so bestimmt auch jetzt unser Wille den Verlauf.

So stehen wir fest im Sturm nach Westen.

Und im Osten halten wir den Stößen, die vereinzelt einsetzen, und von denen keiner, so wuchtig sie andringen, unsere Ausdauer erschüttert, stand. Dort war als Ziel der Entscheidungsoffensive Lemberg bezeichnet. Schon jetzt erscheint dieses Ziel dem Feinde unerreichbar. Türkische Kräfte helfen den Oesterreichern den Druck abwehren. Die Karpathenpässe bleiben den Russen verriegelt. Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold, des Grafen Bothmer bestehen den Feind. Aller Augen richten sich auf Rumänien, das in dieser Stunde vor Entschlüssen steht, von denen sein Schicksal abhängt.

Italiens Verhalten besteht in einer Verbissenheit, die unter seinen unaufhörlichen Mißerfolgen die schwersten Blutopfer nicht achtet. Dazu kommt, daß seine Stellung in Tripolis nahe am völligen Zusammenbruch ist.

In Saloniki lauert die Ententearmee und wartet ab, ob sich ein geeigneter Zeitpunkt ergeben wird.

Nach Einmütigkeit unserer Feinde ringsum sieht die Lage nicht aus. Die weitere Entwicklung wird zeigen, was ihnen schließlich als unabänderliches Schicksal durch das Recht, durch die Macht des Stärkeren vorgeschrieben wird.

Inzwischen hat England einen neuen Angriff unserer Luftflotte erfahren, nachdem eines seiner Großkampfschiffe an seiner Küste von zwei deutschen Torpedos überrascht wurde. Auch einen Luftangriff auf den russisch-englischen U-Boot-Hafen von Aland, der von 700 Kilo Sprengbomben getroffen wurde, hatten wir in verflossener Woche zu verzeichnen.

Der englische Franktireur Fryatt, der in unsere Hände fiel, wurde zum Tode verurteilt, weil er als Führer eines nicht zur bewaffneten Macht gehörigen Schiffes eines unserer U-Boote überfallen hat. X.

Zum Abschluß des zweiten Kriegsjahres sollen einige Zahlenangaben über das bisherige Ergebnis des **Krieges** gemacht werden.

I.

Die **Mittelmächte** haben jetzt auf europäischem Boden vom feindlichen Gebiete besetzt:

Belgien . .	rund	29000	Quadratkilometer
Frankreich . .	„	21000	„
Rußland . .	„	280000	„
Serbien . . .	„	87000	„
Montenegro .	„	14000	„
Im ganzen	rund	**431000**	Quadratkilometer

Der **Feind** hat besetzt:

Elsaß . . .	rund	1000	Quadratkilometer
Galizien und Bukowina .	„	21000	„
Im ganzen	rund	**22000**	Quadratkilometer

Am Ende des ersten Kriegsjahres war das Zahlenverhältnis gewesen:

180000 zu 11000 Quadratkilometer.

II.

Die Gesamtzahl der **Kriegsgefangenen** betrug gegen Ende des zweiten Kriegsjahres:

In Deutschland		1663794
„ Oesterreich-Ungarn		942489
„ Bulgarien	rund	38000
„ der Türkei	„	14000
Im ganzen		**2658283**

Vor einem Jahr hatte die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn betragen:

1695400.

Von russischen Kriegsgefangenen befinden sich

in Deutschland	9019	Offz.	1202872	Mann
„ Oesterreich-Ungarn	4242	„	777324	„
„ Bulgarien u. der Türkei	33	„	1435	„
Im ganzen:	13294	Offz.	1981631	Mann

In deutsche Kriegsgefangenschaft sind bisher geraten:

Franzosen	5947	Offz.	348731	Mann
Russen	9019	„	1202872	„
Belgier	656	„	41752	„
Engländer	947	„	29956	„
Serben			23914	„
Im ganzen:	16569	Offz.	1647225	Mann

III.

In Deutschland ist folgende **Kriegsbeute** bisher festgestellt worden:

11036 Geschütze
mit 4748038 Geschossen
9096 Munitions- und andere Fahrzeuge
1556132 Gewehre und Karabiner
4460 Pistolen und Revolver
3450 Maschinengewehre

Hierbei muß bemerkt werden, daß nur die nach Deutschland zurückgeführte Beute angegeben ist, während eine nicht annähernd zu bestimmende Anzahl von Geschützen, Maschinengewehren und Gewehren mit Munition im Felde sogleich in Gebrauch genommen ist.

IV.

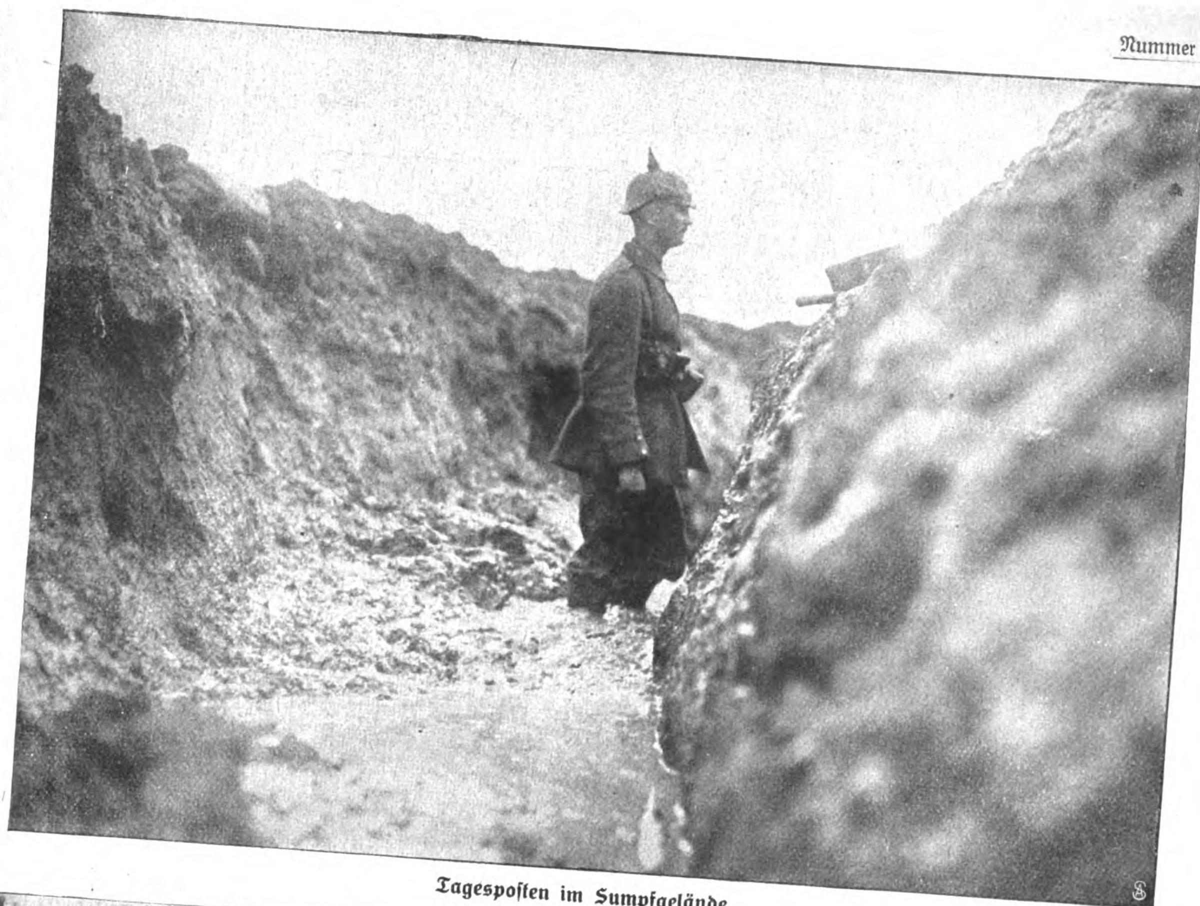
Von den in den Lazaretten des gesamten deutschen Heimatgebietes behandelten Angehörigen des deutschen Feldheeres wurden nach der letzten vorliegenden Statistik **90,2 v. H. wieder dienstfähig**, 1,4 v. H. starben, 8,4 v. H. blieben dienstunbrauchbar oder wurden beurlaubt.

Infolge der hygienischen Maßnahmen, besonders infolge der streng durchgeführten Schutzimpfungen ist die Zahl der Erkrankungen an Seuchen im Heere verschwindend gering geblieben. Stets hat es sich nur um Einzelerkrankungen gehandelt, und niemals sind die militärischen Maßnahmen durch Seuchen gestört worden. W. T. B.



Der Kaiser,

der mehrfach beim Oberkommando des Kronprinzen den Kämpfen vor Verdun beiwohnte, beobachtet durch ein Scherenfernrohr die Wirkung der schweren deutschen Artillerie gegen das Fort Souville.



Tagesposten im Sumpfgelände.



Stützpunktbau auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



1. König von Bayern. 2 Admiral Scheer. 3. Admiral Hipper

Ansprache des Königs.

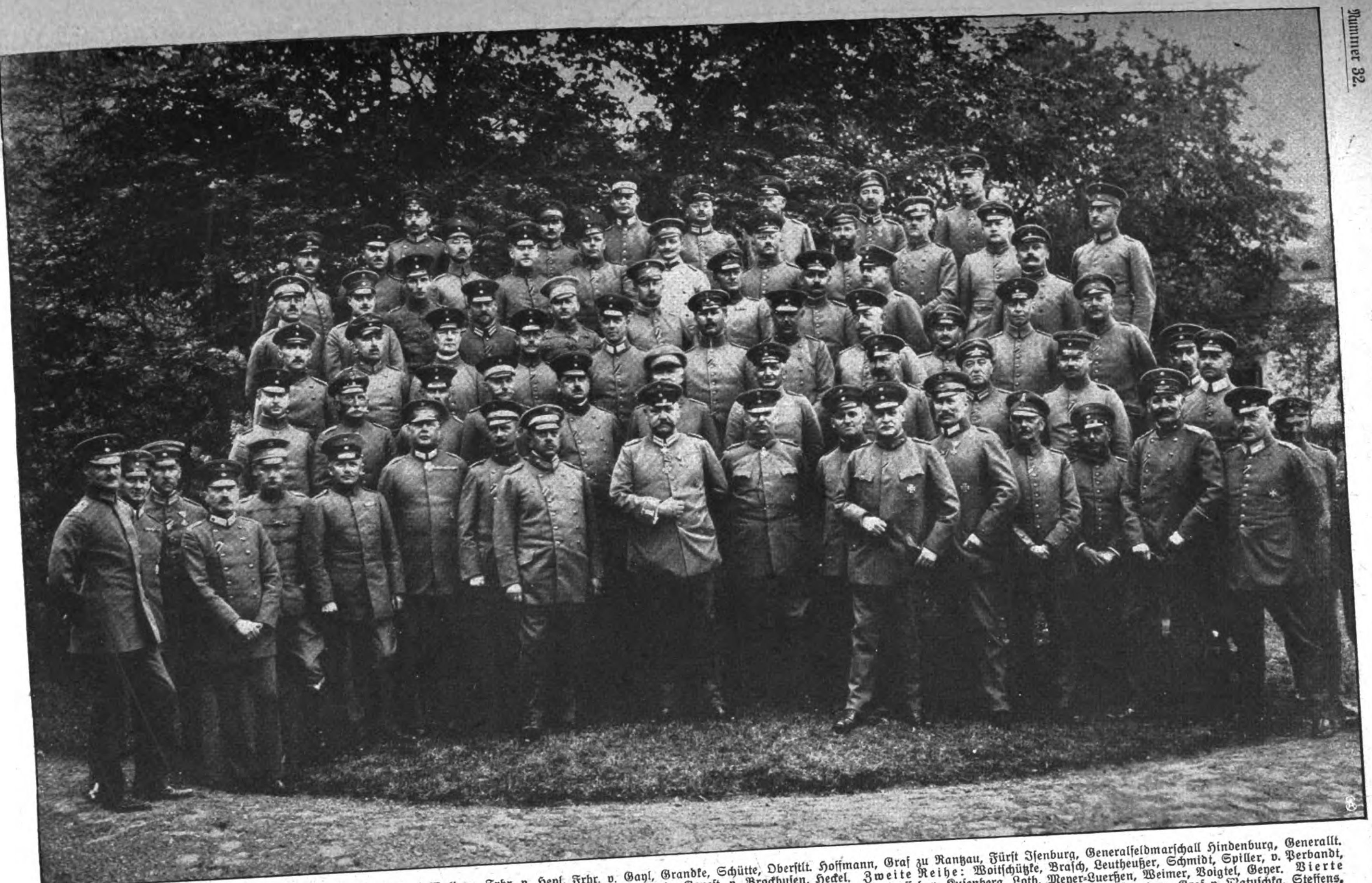


Abnahme der Front.

König Ludwig von Bayern in Wilhelmshaven.



Das Gebiet der englisch-französischen Offensive im Westen, aus der Vogelschau gesehen.



Von links nach rechts, erste (untere) Reihe: v. Bismarck, v. Waldow, Frhr. v. Heyl, Frhr. v. Gayl, Grandke, Schütte, Oberstlt. Hoffmann, Graf zu Rantzau, Fürst Isenburg, Generalfeldmarschall Hindenburg, Generallt. Ludendorff, Moll, v. Harbou, Oberst v. Eisenhart, Baur de Bétaz, v. Rudzinski, v. Wietersheim I, Pauly, Genest, v. Brockhusen, Heckel. Zweite Reihe: Woitschützke, Brasch, Leutheußer, Schmidt, Spiller, v. Perbandt, Schütte, Luther, v. Rautenberg, Hinz, Prinz Loewenstein. Dritte Reihe: Maguhn, v. Dewitz, Schulte-Heuthaus, v. Morenhoffen, v. Manteuffel, v. Kusenberg, Loth, Meyer-Luerßen, Weimer, Voigtel, Geyer. Vierte Reihe: Schmige, Borchardt, v. Wietersheim II, Löslein, Oesterreich, v. Gramatzki, Fuhrmann, Korell, Schön, Pusch. Fünfte Reihe: Frhr. v. Hausen, Schmidt, Janetzki, Bierbach, Gaertner, Graf v. Matuschka, Steffens, Dryander, v. Kunhardt, Hausmann, Schlichting. Sechste Reihe: v. Reinersdorff, Busse, Marchand, Kleine, v. Brockhausen, v. Trotha, Graf v. d. Goltz.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit Stab zum Besuch bei der deutschen Verwaltung für Litauen.


Leutnant Karl Tuttmann.


Phot. Kolon.
Leutnant Karl Dornhoff.


Phot. Kümbler-Reinhard.
Leutnant Cornell.


Leutnant Jürgen Sellschopp.


Offizierstellvertreter Hugo Hammerich.


Wachtmeister Jago.


Vizefeldwebel Heinrich Pollmann


Vizefeldwebel Neusitzer


Unteroffizier Josef Kiel.


Unteroffizier Max Pechmann.


Unteroffizier Heinz Kosche.


Vizefeldwebel Herm. Hammer.


Unteroffizier Emil Zupie.


Unteroffizier Wilhelm Grote.

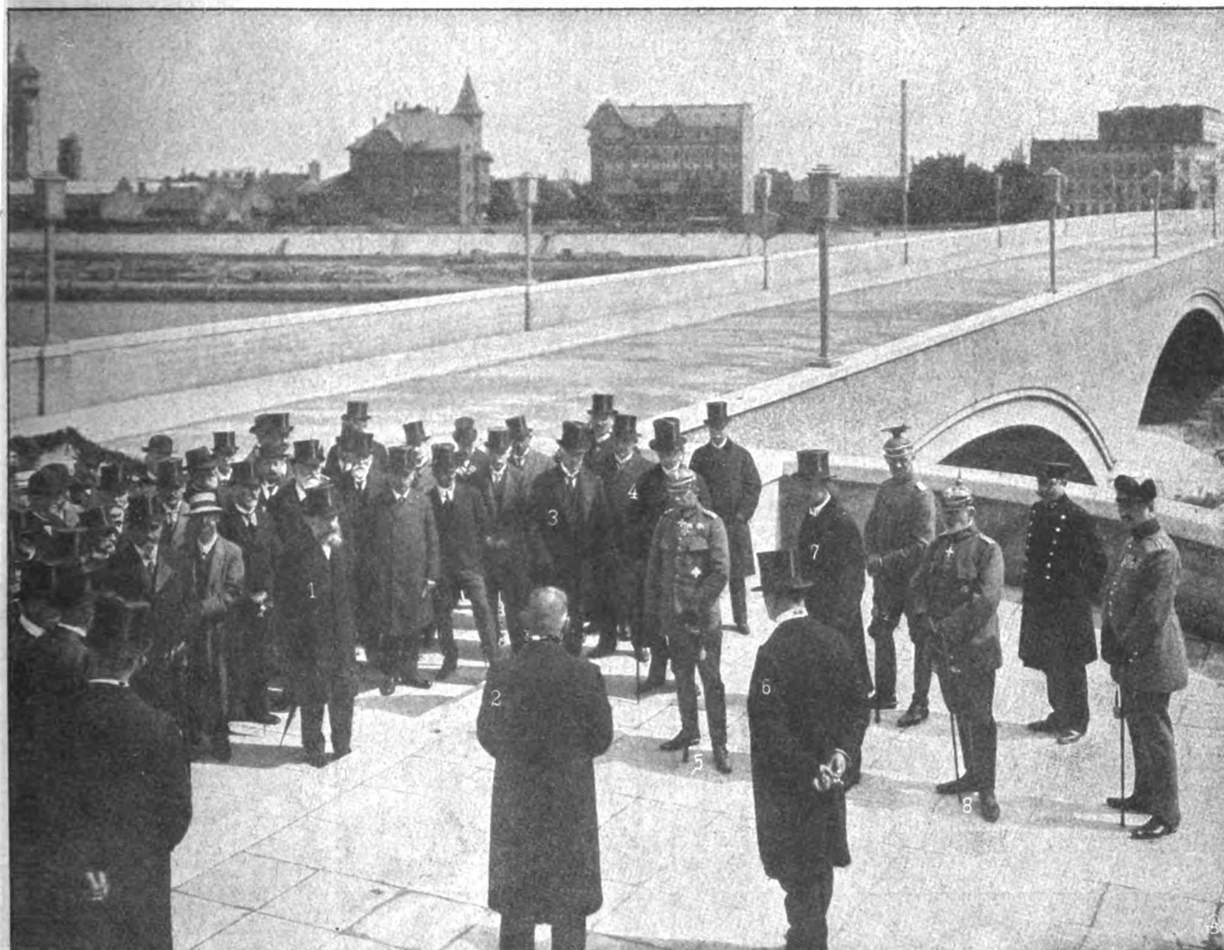

Phot. M. Reuter.
Gefreiter Walter Antebach.


Phot. Pegenau & Finck.
Musketier Karl Simon.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





1. Dr. Heilberg, Justizrat, Stadtverordnetenvorsteher. 2. Stadtbaurat von Scholtz. 3. Polizeipräsident Dr. von Miquel. 4. Regierungspräsident von Jagow. 5. General der Infanterie von Bacmeister. 6. Oberbürgermeister Matting. 7. Oberpräsident Dr. von Guenther. 8. Generalmajor von Paczenski u. Tenczin.

Einweihung der Hindenburg-Brücke.



Die Rosenthaler Brücke. Phot. Götz.

Einweihung der Hindenburg- und der Rosenthaler Brücke in Breslau.



„Deutsche Barbaren" I.

Französische, von französischen Granaten verwundete Kinder in einem L. F. L. in N. — In der Mitte der deutsche Militärarzt und Operateur.



„Deutsche Barbaren" II.

Dieselben französischen, durch französische Geschosse schwer verwundeten Kinder auf dem Wege der Besserung. Es sind inzwischen einige hinzugekommen. Derselbe deutsche Militärarzt im Hintergrunde (mit einer französischen Schwester).

Freunde der deutschen Schaumünze.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Menadier. — Hierzu 6 photogr. Abbildungen.

Wien, die alte Kaiserstadt an der Donau, ist als eine Paris gleichwertige Stätte kleinplastischer Kunst seit langer Zeit allgemein anerkannt. Sie erfreut sich seit vielen Jahrzehnten auch einer besondern Graveur- und Medailleurschule, und die k. k. Münze versorgt die Monarchie nicht nur mit Geldmünzen, sondern bewährt seit jeher auch eine hervorragende Tüchtigkeit in der Herstellung von Schaumünzen. Seit geraumer Zeit bemüht sich auch eine Gesellschaft von Sammlern und Kunstfreunden, die kleinen Kunstschöpfungen der Bildhauer von Jahr zu Jahr volkstümlicher zu machen und den altbewährten, wie jung aufstrebenden Künstlern neue Aufgaben zu stellen. Es war nur selbstverständlich, daß nach Ausbruch des Krieges auch die Medaillenkunst unmittelbar dem Staatsdienst eingegliedert wurde und eine besondere Abteilung des Kriegsministeriums die Herstellung von Medaillen auf die Heerführer auf sich nahm, befähigten Künstlern die Möglichkeit gewährte, ihrer Kriegspflicht statt in den Schützengräben in der alten Werkstatt zu genügen und den aus ihren Leistungen sich ergebenden Gewinn für die Kriegsfürsorge nutzbar zu machen. Kein Wunder daher, daß auch manch eine Anfrage der k. k. Waffengenossen nach amtlichen Reichskriegsfürsorgemedaillen bei uns eingelaufen ist. Aber ebensowenig ein Wunder, daß im Deutschen Reiche bisher niemand auf den Gedanken verfallen ist, dem österreichischen Beispiel zu folgen, obgleich seit den Tagen der Brüsseler Weltausstellung allgemein bekannt ist, daß wir eine deutsche Medaillenkunst besitzen, die nicht nur jeder auswärtigen gleichwertig ist, sondern an innerm Gehalt, Tiefgründigkeit und Mannigfaltigkeit jede fremde Kunst hinter sich läßt. Das Geringste will dabei besagen, daß die Kunstverwaltung nicht Sache des Deutschen Reiches ist, sondern der einzelnen Bundesstaaten; denn darüber hätte der Kriegzustand mit all seinen außerordentlichen Maßnahmen mit Leichtigkeit hinweggeführt. Und jedem von uns würden gleichbefremdlich wie Reichskriegsmedaillen so auch einzelstaatliche Medaillen der Königreiche Preußen oder Bayern usw. erschienen sein. Die Befreiungskriege vor hundert Jahren haben überhaupt keine preußische Staatsmedaille gezeitigt, und die Einigungskriege nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts haben auch nur je eine amtliche Medaille entstehen lassen, die der sieggekrönte greise Herrscher seinen Paladinen verehrt hat. Niemand im ganzen Deutschen Reiche hat mit einem andern Verfahren in dem gegenwärtigen gewaltigen Kriege gerechnet, mag er auch jeden Vergleichs mit den früheren Kriegen spotten: die Reichs- und Staatsbehörden haben Größeres zu sorgen. Aber trotzdem ist von allem Anfang an seit dem glorreichen Sturm auf das feste Lüttich und namentlich seit der rettenden Tat Hindenburgs in allen Gauen des Deutschen Reiches und in allen Volkskreisen ein stetig zunehmendes Verlangen nach Kriegsdenkmünzen erwachsen und hat sie in den zahlreichen Fabriken in solch fabelhaften Massen herstellen machen, wie sie bisher noch keine Zeit und kein Volk erlebt hat. Diese Massenerzeugnisse haben jedoch im vornherein nur allzusehr auf jeden Anspruch einer Kunstschöpfung verzichtet und somit, je mehr sie selbst anwachsen, um so stärker das Begehren nach kunstgerechten Medaillen hervorgetrieben, welche den gefeierten Helden in der Tat ehrten und den betrachtenden Kunstfreund erhöben. Da haben sich Freunde der deutschen Schaumünze aus allen Reichsteilen und auch aus der waffenverbündeten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie zusammengeschlossen, um in freier Tätigkeit dem Bedürfnis zu genügen.

Selbstverständlich haben die leitenden Beamten der öffentlichen Münzsammlungen, deren Lebensaufgabe zu einem guten Teil in der Beschäftigung mit Schaumünzen besteht, dieser Entwicklung sich mit Eifer angenommen, aber wenn sie auch in dieser Tätigkeit ihres amtlichen Charakters sich nicht völlig entkleiden können, so liegt sie doch durchaus jenseit ihrer dienstlichen Verpflichtungen. Auch beschränkt sich ihre Tätigkeit im wesentlichen auf ein Vermitteln und ein Anregen, und der Charakter der neuen Gesellschaft wird ausschließlich bestimmt durch die in Verbindung mit ihr arbeitenden freien Künstler und die freien Kunstfreunde. Daß ihrer so viel aus den führenden Ständen des deutschen Volkes zusammengetreten sind und dauernd hinzutreten von Mitgliedern der deutschen Fürstengeschlechter, von den obersten Reichs- und Staatsbeamten, von Kriegsmännern und Wissenschaftern, von Großindustriellen und Großkaufleuten und namentlich auch hervorragenden Frauen, hat überhaupt erst ermöglicht, die Aufgabe in Angriff zu nehmen, und bietet allein die Gewähr, daß sie aller anfänglichen Schwierigkeiten ungeachtet zur Durchführung gelangt. Frei von jedem staatlichen Zwang, sind die Freunde der deutschen Schaumünze nicht gebunden an staatliche Rangordnung, nicht verpflichtet auf ein peinliches Abwägen jedes einzelnen Verdienstes, das ihnen geradezu unmöglich sein würde, dürfen sie vielmehr ungehindert dem Folge geben, was ihnen das große Erleben aufdringt, und für was sich ihnen der gestaltende Künstler bietet, und dürfen sie gleichwohl gewiß sein, mit der Zeit jedem gerecht zu werden. Die Medaillenkunst ist von Anfang an auf den Preis der Persönlichkeit gestellt, und vor allem hebt die Kriegzeit den Wert des überragenden Mannes und gibt der Heldenverehrung neue Nahrung: aber wenn es bereits ausgesprochen ist, daß das einstige Denkmal des auf uns lastenden Volkskrieges nur ein Bild des schlichten deutschen Kriegers bieten dürfe, so gilt auch für die Kleinkunst die Forderung, daß den Schaustücken zu Ehren der ragenden Feldherren typische Darstellungen der einzelnen Truppengattungen zur Seite treten müssen, die nur ein völlig freies Gestalten zu schaffen ermöglicht. Und weiterhin ist es allein die Ungebundenheit der freien Gesellschaft, welche den Kreis ihrer Schöpfungen beliebig erweitern und über die deutschen Heere und die deutsche Flotte hinaus, mögen sie zurzeit auch noch so sehr die herrschenden sein, auf alle Führer des deutschen Volkes daheim, in Reich, Staat und Kirche, in Industrie, Handel und Ackerbau, in Wissenschaft und Kunst und nicht zuletzt auch auf die Frauen ausdehnen und für jeden dieser verschiedenen Lebenskreise einen besondern Maßstab schaffen kann, dem es erlaubt ist, auch dem Groll und dem Zorn und der Verachtung den Feinden gegenüber künstlerischen Ausdruck zu verschaffen. Und auf der andern Seite besitzt diese Gesellschaft dieselbe

Freiheit den schaffenden Künstlern gegenüber, denn sie ist weder allein eingeschworen auf die allgemein anerkannten großen Meister, noch ist sie an ein Preisausschreiben mit seiner ungeheuren Kräftevergeudung gebunden. Mit Freuden jeden großen Künstler begrüßend, der sich ihr anschließen will, braucht sie es keineswegs von sich zu weisen, sondern darf sie sogar als einen andern Teil ihrer Aufgabe erachten, aufstrebenden Künstlern die Hand zu reichen und zum Aufstieg zu verhelfen. Diesen mit jedem Rat zur Seite tretend, darf sie jenen gegenüber bescheiden jede Kritik zur Seite stellen in der Überzeugung, daß zu Recht besteht, was ein echter Künstler für sich selbst als das Rechte anerkannt hat. Weit entfernt, daß die Gesellschaft gehalten wäre, ohne alle Prüfung jedes ihr gebotene Werk zur Ausführung und verlangen im Gegenteil die Verknüpfung mit jeder Überlieferung auch der fernsten Vorzeit. Wer die Erwerbung eines archaischen griechischen Götterbildes und eines Gemäldes des italienischen Cinquecento während der Kriegzeit als eine höchste Kulturleistung anerkennt, darf auch keinen Anstoß daran nehmen, Gestalten des Altertums und des Mittelalters auf neuen Medaillen zu finden: die Künstler haben unter allen Schichten des deutschen Volkes den Vorwurf des Barbarentums zumeist zurückzuweisen. Nicht nur ist der Kopf der Pallas Athene nach wie vor der gegebene Schmuck der Kehrseite einer Medaille auf v. Wilamowitz-Möllendorf, den Erforscher des griechischen Altertums, sondern ebenso willkommen heißt auch Rudolf Herzog die Gestalt des Tyrtaeus, des alten griechischen Kriegsfängers, ist dem





Immelmann.
Medaille von Else Fürst.

zu bringen, darf sie doch als ihre treibende Absicht den Ausschlag geben lassen, daß überhaupt etwas Erkleckliches zustande kommt. Die Achsel zuckend sich zurückzuziehen, hat noch niemals einen Fortschritt gebracht, sondern nur werktätig das Geringere durch ein Besseres zu ersetzen.

Mögen immerhin die Bildnisse der ersten Medaillen, für welche nur ungenügende Abbildungen als Grundlage zur Verfügung gestanden, zu wünschen übriglassen; seitdem die Künstler fast durchgehends nach dem Leben zu arbeiten vermögen, werden ihre Schöpfungen auch den höchsten Anforderungen gerecht. Und ist es nicht jedem Künstler eine höchste Anerkennung, wenn der Feldmarschall von Bülow, wenn der Großadmiral von Tirpitz den Wachsmodellen mit eigener Hand ihren Namenzug einschreiben, wenn der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, wenn Krupp von Bohlen die Künstler hinterdrein langdauernd zu Gaste bitten? Die kehrseitigen Gestaltungen sind von Anbeginn an auf der Höhe gewesen, und im Laufe des Jahres hat sich solch eine Mannigfaltigkeit und solch ein Reichtum ergeben, wie sie niemals zuvor ein künstlerisches Unternehmen gezeitigt hat. Wir weisen es zurück, Kinderzeichnungen als maßgebend aufzustellen für ernste Kunstwerke, um sie auf dem Boden naiver Natürlichkeit zurückzuführen, Feldmarschall von Bülow der löwenwürgende Herakles recht, erkennt der General Litzmann den Simson, der die Philister mit dem Eselskinnbacken niederschlägt, als geeignetes Sinnbild an, wird auch der Unterseebootskommandant, der den englischen Goliath vernichtet hat, das Bild des David nicht beanstanden. Noch viel weniger bedarf es einer Rechtfertigung, daß auch die Gestalten der alten deutschen Götter- und Heldensagen, ein Thor und ein Aegir, ein Siegfried und ein Wieland, zum Preise unserer neu entstandenen Helden heraufbeschworen sind. Auch allegorische Gestalten soll niemand schlechthin als billiges Flickwerk schmälen; den Reichtum des Landes und den Segen der Landwirtschaft wird man ohnedies nicht zur Anschauung bringen. Die reitende Germania auf dem dem Reichskanzler gewidmeten Ehrenstück, die Landesgöttin im Lichthof der Ruhmeshalle auf dem zu Ehren der preußischen Staatsbahnen gearbeiteten Schaustück und die mit der Mauerkrone geschmückte Stadtgottheit Berlins weisen weder die Quellnymphen der Lipa noch die trauernde Tochter der Südsee zurück. Und wem sollte es unverständlich bleiben, wenn die ungeschlachten Massen unserer Feinde im Osten durch das Großwild ihrer Einöden versinnbildlicht werden, durch Bären und Wölfe, durch Elche und





Wilamowitz-Möllendorf.
Medaille von A. Löwental.

Wildschweine, und der britische Leu gelegentlich in einen Seelöwen umgewandelt erscheint. Aber daneben erscheinen auch Darstellungen aus der Wirklichkeit des Krieges, Gruppen von Kriegern und die gewaltigen Kriegsinstrumente. An die besten Vorbilder der deutschen Kunst der Reformationzeit anknüpfend, trägt die Medaille auf den Bayern v. Bothmer das gräfliche Wappen, und in künstlerischer Freiheit erscheinen aus dem Schilde gelöst die württembergischen Wappentiere auf der dem Herzog Albrecht gewidmeten Medaille, das grimme Haupt des bayrischen Löwen allein auf dem Schaustück zu Ehren des Kronprinzen Rupprecht. Und schließlich kommt auch unter jedem Verzicht auf irgendwelche bildliche Zutat die Schrift zu ihrem Recht: ein nach dem Leben geformtes Brustbild des Kaisers wird lediglich von der Wiedergabe der Ansprache vom 4. August begleitet; wirkungsvoller als auf diesem und einigen dem Ausbruch des Krieges schlechthin geltenden Schaustücken ist die Schrift noch nie verwendet. Aber trotz dem bereits vorliegenden Reichtum versprechen die Skizzen erst auszuführender Stücke noch eine wesentliche Steigerung, lassen sich völlig neue Einzelerscheinungen und ganze Gattungen versprechen, welche die deutschen Schaumünzen des Weltkrieges gleich den deutschen Waffen den feindlichen unbedingt überlegen erweisen werden. Schon jetzt steht es unzweifelhaft fest, daß die Freunde der deutschen Schaumünze einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Medaille errichtet haben: es wird ihnen gelingen, sie so volkstümlich zu machen, wie sie zur Zeit ihrer ersten Blüte gewesen ist.





Graf v. Bothmer.
Medaille von H. Schwegerle.



Das Sensenmähen.



Mähmaschine.



Binden der Garben.



Aufstellen der Garben.

Unsere Ernte. Spezialaufnahmen der „Woche“.



Vesperpause.



Das Feld nach dem Aufstellen der Garben.



Das Vieh auf der Weide.

Unsere Ernte. Spezialaufnahmen der „Woche“.



Die Frühkartoffeln werden geerntet.



Abladen des Heuwagens.



Der Erntesegen wird heimgebracht.

Unsere Ernte. Spezialaufnahmen der „Woche“.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Von Wilhelm Poeck.

Trina Groot fuhr fort: ‚Ich will ihn nicht für mich,‘ sagte Christopher Maak, ‚ich will ihn für diesen da —‘ damit schob er mir seinen Harm zu — ‚denn das ist vor Gott der einzige und richtige Wübbesche Anerbe. Daß er den Namen nicht trägt, dafür können wir beide nicht, wir haben beide getan, was wir konnten, daß er ihn bekommen sollte. Jetzt trägt er meinen Namen, er ist so ehrlich wie ich und du. Aber auf der überelbischen Seite, wo er so lange als Harm Behrens herumgelaufen ist, hängt ihm sein und seiner Mutter Unglück an. So wird es auch später sein, wenn er sich mal befreien will, so wird es sein ganzes Leben lang sein. Darum soll er später auf dem Hof sitzen, auf den er seines rechten Vaters wegen hingehört, und du selbst sollst ihm dazu verhelfen, du selbst sollst sein gutes Recht anerkennen, damit er den Makel unter den Leuten los wird — das ist eine Frau von solchem Charakter, wie du ihn hast, Trina Groot, dem Jungen von Peter Wübbes ältestem Sohn schuldig. Um dir das vor Augen zu stellen, darum hab ich ihn heute selbst mitgebracht.‘ — Ich kann euch nicht sagen, wie mir das alles durch und durch ging. Alles drehte sich um mich, und ich mußte wieder denken, was ich schon manchmal gedacht habe — der liebe Gott möge es mir vergeben — hätte die Elbe doch mich damals in der Sturmnacht mitweggespült. Christopher Maak mochte mir wohl ansehen, was in mir vorging. Er stand auf und sagte: ‚Jetzt merkst du wohl, Trina Groot, daß ich kein Judas bin. Meine Familie ist mir gerade so viel wert wie deine, auch ich will den Placken von unserer Ehre herunterhaben. Kannst du mir das verdenken? Nun kannst du dir ja bei anderen Leuten und am besten auf dem Langendeicher Hof selbst alles befragen, ob ich gelogen habe oder nicht. Ich setze wegen dieser Sache keinen Fuß mehr über deinen Süll, wenn es aber so kommt, wie es kommen muß, und du willst mir dann einen Brief schreiben oder selbst herüberkommen, so können wir ja das andere gerichtlich fertigmachen.‘“

Trina Groot hatte sich wieder hingesetzt. Ihre Augen und ihre Züge hatten wieder den alten festen Ausdruck angenommen. Man sah es ihr an, sie war mit ihren Entschlüssen innerlich im reinen.

Auch Anke atmete erleichtert auf.

„Es ist gut, daß du dich ausgesprochen hast, Trinatante“, sagte sie. „Wie es auch kommt, du wirst schon das Richtige treffen, das wissen wir, Hinrich und ich, gewiß. Du hast es immer getroffen, du hast für den Hof und deine Kinder alles getan, viel mehr, als eine rechte Mutter getan haben würde, du hast alles über Wasser gehalten und dein ganzes Leben für andere aufgeopfert. Ich war heute morgen so stolz auf Hinrich und seine Erfindung, aber auf dich, Trinatante, bin ich es jetzt noch viel mehr. Ich war dir früher wegen der Hand, mit der du oft so fürchterlich fest zugriffest, böse, aber jetzt sage ich es: wäre ich du, ich hätte alles genau so gemacht, wie du es gemacht hast. Ich bin stolz darauf, daß ich ein Stück von deinem Charakter habe. Durch dein Beispiel ist er bei mir richtig herausgekommen, das wollen mein Mann und ich dir nicht vergessen, solange wir leben.“

„Und wie steht es in Wirklichkeit?“ fragte Hinrich Wiek. „Bist du nicht nach Wobke hingegangen?“

„Nein“, sagte Trina Groot hart. „Sie muß zu mir kommen.“ In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Wobke Wübbe trat in die Stube.

Anke und Hinrich Wiek sprangen auf. Trina Groot blieb sitzen.

Um Wobkes Kopf hingen die Haare in wirren Strähnen. Ihre Augen blickten hohl, über die Stirn und um den Mund zogen sich tiefe Falten. Sie sah aus zum Erbarmen.

„Sie sagten, du wärest nach Bergstädt gefahren,“ sagte Wobke, „ich bin nachgelaufen. Gottlob, daß ich dich hier finde. Trinamudder, mein Mann ist weg. Trinamudder, es steht schlecht mit uns. Baruch Löwenstein und andere sind auf dem Hof. Sie haben Gerichtsleute mitgebracht, alles wird taxiert. Sie wollen uns den Hof verkaufen, die Möbel versiegeln und das Vieh verauktionieren. Wir sind ruiniert. Du lieber Gott, min Mann, min armen Kinner!“

„Also Christopher Maak hat recht gehabt“, sagte Trina Groot mit einer Stimme, als handele es sich um eine todgleichgültige Sache. „Also dein Mann ist weg? Ist durch die Lappen gegangen? Nun, um einen solchen Mann, der Frau und Kinder sitzen läßt, wenn das Unglück hereinbricht, würde ich gewiß nicht jammern. Dann wird es mit dem anderen auch wohl seine Richtigkeit haben. Habt ihr euer Vermögen und Geschäft durch Unglück verloren, Wobke? Oder hat Niklas es verspielt? Das will ich wissen.“

„Löwenstein und die anderen sagen, er hat es verspielt“, schluchzte Wobke. „Trinamudder, verlat mi und min Kinner nich.“

„Brot und Kleider sollen für euch da sein“, sagte Trina Groot hart. „Aber euch mit Geld helfen, kann ich nicht. Das geht bei einem so großen Konkurs über die Kräfte des Moorwischer Hofs. Niklas hat den

Hof gegen ein großes Stück Abfindungsgeld an Gerd und mich verschrieben, als er auf den Langendeicher Hof ging. Und du, Wobke, du hast die Zügel aus der Hand gelassen. Du mußtest wissen, daß ein Charakter wie Niklas nicht ohne Aufsicht sein darf. Du hast ihn allein fahren und wirtschaften lassen. Und du hattest mir versprochen, du wolltest aufpassen."

„So sprichst du zu mir in dieser Stunde," rief Wobke mit schriller Stimme, „wo alles über uns zusammenbricht. Für mich und meiner Kinder Unglück hast du keine Hand über, die meine jetzt drückt, kein tröstendes Wort, keine Träne? Du hast kein Herz, du hast einen Mauerstein in der Brust. Nein, betteln will ich nicht bei dir für mich und meine Kinder, Trinamudder, da kennst du mich schlecht. Mir bleibt noch etwas anderes, was unsere Schande und Unglück zudeckt: das Wasser in dem Kleigraben hinter unserm Hof."

„Wobke", schrie Anke auf. „Trinatante, hier mußt du helfen. Wobke, Trinatante meint es nicht, wie sie es sagt. Sie ist ja selbst so unglücklich."

„Ich will weg", stammelte Wobke. Sie wandte sich zum Gehen, aber gelangte nicht bis zur Tür. Ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl.

Die beiden Frauen bemühten sich, sie ins Leben zurückzurufen. Hinrich lief nach Wasser. Als er mit dem Glas in die Stube hereinstürzte, prallte er zurück.

Am Fenster starrte ein bleiches, gänzlich verstörtes Gesicht. Es war das Niklas Wübbes. Er winkte, und Hinrich lief hinaus.

„Gottlob," rief Hinrich, „daß du wieder da bist, Mensch. Deine Trinamudder und deine Frau sind bei uns. Deiner Frau geht es schlecht. Sie ist in fürchterlicher Sorge um dich, komm schnell rein."

„Ne, Hinrich," knirschte Niklas Wübbe, „dat doo ick nich. Mit allem, was Frauenzimmer heißt, will ich nichts mehr zu tun haben, am wenigsten mit Trinamudder. Ich wollte bloß dich sprechen. Aber nicht hier. Komm mit. — Nein, es nützt nichts, du kriegst mich nicht mit hinein. — Komm mit nach dem ‚Beichtstuhl'."

Sie gingen nach dem „Beichtstuhl". Niklas Wübbe zog Hinrich Wiek in eine Ecke und begann aufgeregt auf ihn einzusprechen.

„Ich bin fertig. Radikal fertig. Viel Zeit hab ich nicht mehr, Junge. Du mußt mir helfen, sonst sitz ich morgen im Kittchen. — Zu Trina Groot hineingehen?" Niklas Wübbe lachte verzweifelt. „O weh, o weh, die risse mir jawohl gleich den Kopf herunter. Schadete am Ende nichts, die Ehre hab ich mir ja selbst abgeschnitten. Und dann ist das andere ohnehin nicht viel mehr wert. Hinrich, du mußt mir helfen. Du mußt mir dreihundert Mark geben oder zweihundert oder hundert. Sonst kann ich's nur so machen wie vor dreißig Jahren mein Alter. Ich muß weg von hier, auf der Stelle, sehen, ob ich mich an einem anderen Ort wieder raufarbeiten kann. Dann laß ich Wobke und die Kinder nachkommen. Jetzt kann ich sie nicht brauchen. Sie müssen warten, Wiek, sag du ihnen, daß sie später kommen sollen. Ach du lieber Gott, wenn sie mich in ein paar Tagen nicht schon am Schlafittchen haben."

„Was hast du bloß gemacht, Mensch?" fragte Hinrich Wiek entsetzt.

„Ich habe," flüsterte Niklas Wübbe mit heiserer Stimme und sah sich in der leeren Wirtsstube scheu um, „ich habe — — auf dem letzten Wechsel — — als mir das Wasser bis an den Hals stand — — und sich kein anderer mehr fand — — du hättest es vielleicht noch einmal getan, Wiek, aber vor dir schämte ich mich — — ich habe auf meinem letzten großen Wechsel mit eigener Hand querüber geschrieben: Angenommen Trina Groot."

„Herrgott!" rief Hinrich Wiek. Kurz setzte er hinzu: „Über wieviel?"

„Zweitausend!"

„Ist ihr der Wechsel schon präsentiert? — Nein, sonst hätte sie's erzählt."

„Wird schon kommen", murmelte Niklas Wübbe.

„Wer hat ihn?"

„Baruch Löwenstein."

„Er ist jetzt in Langendeich," sagte Hinrich Wiek, „deine Frau erzählte es eben. — Ich werde ihm aufpassen, wenn er zurückkommt", setzte er nach kurzem Besinnen hinzu.

„Und was willst du dann?" forschte Niklas Wübbe.

„Den Namen deiner Trinamudder ausstreichen und meinen dafür hinsetzen", sagte Hinrich Wiek verächtlich. „Es soll von einem aus der Freundschaft meiner Frau nicht heißen, daß er mal Wolle gesponnen hat."

Niklas Wübbe atmete erleichtert auf. Also die schrecklichste Gefahr war vorüber. Blieb nur noch der Bankrott und die übrige Schande.

„Mir hat der Teufel dabei die Hand geführt", sagte er, „und noch etwas anderes. Du weißt nicht, wie es in einem Menschen aussieht, wenn die Gedanken erst anfangen, einen zu beißen wie tolle Hunde. Es war nicht bloß Verzweiflung und Leichtsinn. Es war — — die Wut, die ich auf sie gehabt habe mein ganzes Leben lang, weil sie mich selbst immer mit Verachtung behandelt hat wie einen Hund. Ich wollte mich an ihr rächen. An ihrer Natur. An ihrer eisernen Hand, an ihrem steinernen Gesicht, an ihrer fürchterlichen Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit. Ich dachte: mußt du vor die Hunde, so soll ein gutes Stück von ihrem Stolz und ihrem Geldbeutel mit. Denn das sind die einzigen Dinge, auf die sie etwas gibt."

Hinrich Wiek sah Niklas Wübbe lange forschend an. Es war klar, er fieberte, er war seiner Sinne nicht mächtig.

„Komm zu dir, Wübbe. Besinn dich. Das Schlimmste ist ja vorüber. Und wenn das Unglück noch so groß ist, du gehörst jetzt zu deiner Frau. Beruhige dich ein bißchen, und dann komm mit mir."

„Nach Wobke? Zu dir?" rief Niklas Wübbe. „Wo meine Trinamudder dabei sitzt? Ne, Jung, dat kannst von mi nich verlangen."

„So komm, wenn Trinamudder wieder weg ist", sagte Wiek.

„Ja, ich komme", sagte Niklas Wübbe. „Aber leih mir zuerst hundert Mark. Ich habe — — ich muß schnell aufs Gericht — — es muß eine andere Klage zurückgenommen werden — — heute noch. Dann komme ich."

Hinrich Wiek nahm einen Hundertmarkschein aus seiner Brieftasche und gab ihn Niklas.

„Aber du kommst wirklich, Niklas!" sagte er. „Du kommst, du mußt es mir versprechen bei deinen Kindern."

„Ich verspreche es", murmelte Niklas Wübbe.

Auf dem Nachhauseweg begegnete Hinrich Wiek ein Wagen. Baruch Löwenstein saß darin. Wiek winkte ihm und ging mit ihm in die nächste Wirtschaft. Dort erbat er sich den Wechsel, zeigte Löwenstein den Inhalt seiner Brieftasche — er enthielt die Anzahlung des Hamburger Kaufmanns, der die Siphonsache übernehmen wollte — und fragte den Händler, ob er damit einverstanden sei, wenn er Trina Groots Unterschrift durch seine ersetzte.

„Leider habe ich die ganze Summe nicht bei mir, Herr Löwenstein," fuhr er fort, „sonst könnten wir den Wechsel gleich kaputt reißen. — Oder ich gebe Ihnen das, was ich habe, und stelle Ihnen über den Rest einen neuen Wechsel aus."

So geschah es, und Hinrich Wiek begab sich mit schwerem Herzen nach seiner Wohnung zurück. Aber es war nicht der Schmerz um das wahrscheinlich verlorene Geld, was ihn drückte.

Dort saß Trina Groot schon auf dem Wagen. Hinrich sagte ihr flüchtig und ohne weiter nach Wobke zu fragen Lebewohl und ging unter dem Vorwand eines eiligen Geschäftes wieder fort. Er ging nach dem Gerichtsgebäude, um dort auf Niklas zu warten. Aber er kam nicht. Er suchte ihn im „Beichtstuhl". Auch dort war er nicht. Schließlich eilte er voll banger Sorge nach dem Bahnhof und fragte den Bahnhofsvorsteher, ob er Niklas Wübbe gesehen habe?

„Herr Wübbe aus Langendeich?" sagte der Vorsteher. „Der ist vor fünf Minuten nach Hamburg gefahren."

Da zerknüllte Hinrich Wiek mit wildem Zorn den von Löwenstein zerrissenen Wechsel in seiner Jackentasche und begab sich, ohne nach seinem Hause zurückzukehren, in seine Werkstatt. — Sein schöner Erfolg und sein kleiner Bernd machten ihm für heute keine Freude mehr.

* * *

Vierzehn Tage später saßen Trina Groot und Gerd Wübbe mit Christopher Maak in dessen Grünendeicher Döns gegenüber, und zwischen ihnen saß ein Notar.

Trina Groot ließ den Moorwischer Hof auf Christopher Maak und damit auf dessen angenommenen Sohn Harm, den blutechten, ältesten Enkel Peter Wübbes, überschreiben.

Sie selbst hatte, mit Gerds und Lieses Einwilligung, den alten Wübbeschen Hof in Langendeich übernommen. Sie hatte in den Wellen des Unglücks wie immer als ein steinerner Pfeiler dagestanden und fühlte sich jetzt im Gewissen ihr selbst und dem Andenken Beeke Wübbes gegenüber frei.

Als die Möbel und das Vieh aus dem Hause getragen und getrieben wurden, zuckte sie mit keiner Wimper. Aber ein grimmiges Lächeln — wie von befriedigter Rachsucht — spielte um ihre Lippen, als Marikenwäschen und Jürgen Wübbe aus den schönen Zimmern des stolzen Hauses in die Häuslingskate ziehen mußten, die früher Bernd Wiek bewohnt hatte. Das hatte sie Liese gegenüber durchgesetzt — mit Marikenwäschen konnte und wollte sie die Herrschaft im Hause nicht teilen.

Als beide kurz nacheinander starben, blieben ihre Augen trocken, und sie ging mit ihren gewohnten Redewendungen „ja," „nee" oder „ick weet nich" unter den Leidtragenden umher.

Auch Wobkes wegen hatte sie nicht geweint. Sie war mit ihren Kindern ihrem Mann nachgezogen, der bei einem Altonaer Pferdehändler eine Stelle als Stallknecht gefunden haben sollte — und von allen dreien hörte man nichts mehr.

* * *

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen", sagte Tüns Puttfarcken zu sich selbst, legte das weiße Ahornfurnier, aus dem er handgroße Blumenkörbe für eine neue Intarsiabrautausstattung gesägt hatte, in die Schublade, schloß die Werkstatt zu und machte sich auf seine stackerigen Beine. Tüns Puttfarcken war ein alter Knast geworden, aber das Beste am Menschen, das Herz, war in ihm jung geblieben. Förmlich leichtsinnig war er auf seine alten Tage geworden, es kam ihm gar nicht darauf an, die Bude auch einmal an einem Werktag zuzumachen, wenn das Wetter schön war, die Elbe blänkerte, die Blumen dufteten und die Vögel sangen. Und das war auch heute der Fall.

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen", summte Tüns Puttfarcken vor sich hin und

stelzte mit seinem dünnen, schwarzen Untergestell den Deich entlang. Zu Leuten, die er liebhatte, wollte Tüns. Er wollte nach Bergstädt, um sich endlich mal die große Fabrik seines ehemals jugendlichen Freundes Hinrich Wiek von oben bis unten genau anzusehen. Aber nicht nur deswegen. Am letzten Palmsonntag war dessen junger Bernd eingesegnet worden, und dazu hatte Tüns Puttfarcken statt mit seiner eigenen Person nur mit einem nach altbewährtem Kunstgriff halb von ihm selbst und halb von Matthias Claudius gemachten Gedicht gratuliert.

So hatte Tüns sich lange nicht über ein Gedicht gefreut wie an diesem, er war seinem und Matthias Claudius lieben Gott so dankbar wie ein Kind, daß er ihm die hohe, köstliche Gabe der Dichtkunst bis in sein hohes Alter bewahrt hatte, und malte sich gleichzeitig die Freude und Bewunderung aus, mit denen die ganze Wieksche Familie und ihre vornehmen Gäste das schön gereimte Kunstwerk betrachten und sich gegenseitig vorlesen würden. Er selbst war zu der Feier nicht hinausgegangen, weil er sich vor den feinen Herren und Damen aus Bergstädt und Hamburg genierte. Ja, sie würden vielleicht sogar über ihn gelacht haben, wenn er mit seinem altmodischen braunen Rock, den schwarzen, dürren Beinen mit den Schnallenschuhen und dem himmelhohen Zylinder in die Döns trat, und diese Schande wollte er seinem hochverehrten ehemaligen jugendlichen Freund Hinrich Wiek nicht antun. Darum ging er heute, an einem Werktag.

Aber noch aus mancherlei anderen Gründen war Tüns Puttfarcken in seinen alten Tagen wieder fröhlich geworden wie ein Kind. Wer hatte nun recht behalten? Er oder Doktor Gräfe? — Ach, der war nun auch schon wie viele andere aus der alten Generation nach dem Kirchhof verzogen, und Tüns hatte bei diesem traurigen Fall ein Gedicht bloß in das Schreibbuch mit dem marmorierten Umschlag geschrieben, denn es einem s t u d i e r t e n toten Menschen auf den Sarg zu nageln, hatte er sich nicht getraut. — War die Intarsiakunst wieder hochgekommen, oder war sie es nicht? Schrieben jetzt nicht schon Leute aus Hamburg und Berlin, sogar aus Amerika und Australien an ihn und bestellten Tische und Stühle mit Blumenkörben und Hamburger oder Lübschen Wappen, mit Sternen und Blumenarabesken? Die alten Vierdörfer Leute, ja, die starben hin wie die Fliegen, und von den alten Vierdörfer Trachten sah man so gut wie nichts mehr. Aber es gab in der neuen Zeit Leute, die die schönen Vierdörfer Lande mit ihren alten Häusern, Menschen, Deichen, Bracks, Wiesen, Gärten, mit der lebenden und der Dovenelbe, mit ihren roten Erdbeerbeeten und Glastreibhäusern, mit den blühenden Obstgärten und leuchtenden Maiblumenfeldern dennoch schätzten. Diese Leute hatten Sonne in den Augen, fröhliche Herzen unter den Westen, neben allerlei Allotria Verstand im Kopf, Farben in ihren Malkasten, Tinten in ihren Federn und lustig klingende Saiten auf ihren Gitarren. Und was das beste war: in Langendeich hatte man für den alten ausgedienten Pastor Lüdemann einen jungen, frischen, vergnügten Pastor bekommen, einen, der selbst von Bauern her war und es wußte, wie Bauern ums Herz war, der sie in ihren Häusern besuchte, dort mit ihnen über Wirtschaft, Kultur, Verbesserungen, Festhalten und Belebung alter Sitten, Schönheit der alten Intarsiakunst und der alten Bauernhäuser sprach, kurz, so recht ein Mann vom Herzen Matthias Claudius'. Nicht nur die Hamburger, auch Fremde kamen jetzt im Frühling und im Sommer — das heißt, wenn es nicht gerade geregnet hatte, denn dann waren die Vierdörfer Deiche noch ebenso grundlos wie in Doktor Gräfes jungen und alten Tagen — und es tat Tüns Puttfarckens altem Herzen jedesmal wohl, wenn er sah, wie sie mit bewundernden Blicken an den alten Häusern mit den geschnitzten Windbrettern, den vorspringenden Walmen und buntem Mauerwerk vorbeigingen und „ideal schön", „prachtvoll" sagten.

Nun begann Tüns Puttfarcken auch mit dem Gesicht zu lachen, denn da saß mitten auf dem Deich, als ob er ihm allein gehöre, einer von der jungen Paletten- und Gitarrensorte, pinselte Mett Meiersch' alte Kate auf ein tischgroßes Stück Leinwand, und Mett Meiersch, die Fünfundneunzigjährige, saß als Staffage oder Modell davor. Das war einer, der sich auf so altes, holländisches Deich- und Hauswerk verstand, und einen Namen, der dazu paßte, hatte er auch. Ubbe tom Holte hieß er. Er hatte ihn, Tüns, gleich zu Anfang gemalt, als er eben nach den Vierdörfern hereingeschneit war, und auf einer Ausstellung gleich eine Medaille dafür bekommen; seitdem waren Tüns Puttfarcken und Ubbe tom Holte dicke Freunde, obgleich er zu seiner Gitarre manchmal leider recht gottlose Lieder sang. Dafür waren sie wenigstens plattdeutsch, und dann klang es nicht so schlimm.

Tüns stand vor Ubbe tom Holtes Bild still, um es mit den beiden Modellen, Mett Meiersch und ihrer Kate, zu vergleichen.

„Der Herr segne deinen Ausgang, Tüns Puttfarcken", krächzte Mett Meiersch ihn an, und ihr altes fünfundneunzigjähriges Gesicht verzog sich zu einem geschäftsmäßigen Lächeln, so daß von ihm nur noch die Mundritze und die Backenknochen übrigblieben. „Herr du meine Zeit, hest di opvijolt as en Jungkeitel, de nah de Deern will. Wandelst du, nachdem der Herr der Heerscharen vor dreißig Jahren deine selige Margareta aus diesem Jammertal abgerufen hat, wieder auf Freiersfüßen, Tüns? Ich habe was Schönes und Passendes für einen so schmucken jungen Mann, wie du bist. Tüns, en ganze Reeg hevv ick an'n Band, wenn di dat op 'ne Specksit oder en halben Schinken

nich ankummt. Du könntest zum Beispiel mich selbst heiraten, Tüns. Ich bin fünfundneunzig, und du bist fünfundsiebzig, und wenn du steuerlos wirst, dann ist einer da, der die Leine anzieht. Kannst di ook mit min Dochter befreen, Tüns, de is achtunsöbentig, dat paßt sick noch beter. — Schade, eigentlich hättest du Ilsabe Popp freien müssen, das ist 'ne blutjunge Deern, einundfünfzig Jahre alt, het Knaken as en Perd, en Hatt as en Lamm, en Kopp as en Körbs, wenn du em mit rode un blaue Farw anstriken deist — und wat de Hauptsack is, se het en grooten Buerhof dabi. Aber das ist leider zu spät, Tüns, ich hab sie schon vor vierzehn Tagen mit Harm Maak aus Moorwisch zusammengemackelt."

„Weiß ich, Meiersch", sagte Tüns. „Ich habe ja die Brautausstattung zu machen. Den alten Kram will sie verkaufen, Betten, Brautstuhl und alles sollen neu sein, wenn ihr Harm mit seinen Baxbeeren hier anzieht."

„Sie sind ja in den Jahren ein bißchen auseinander," hüstelte und krächzte Mett Meiersch, „aber warum soll es trotzdem nicht eine glückliche Ehe werden? Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, es sei denn, daß der Tod sie scheide. Und eine Ehe, die ich zusammengemackelt habe, Tüns, die hält. — Was sagt denn Trina Groot und ihre Leute zu der neuen Nachbarschaft?"

„Frag sie selbst, Meiersch," knurrte Puttfarcken „hevv keen Tid, mutt na Bargstädt — tjüs, Meiersch."

„Nehmen Sie mich 'ne Ecke mit, Tüns," sagte Ubbe tom Holte, „bin für heute morgen fertig. Und vertelln Sie mal ausführlich die Geschichte von der alten einundfünfzigjährigen Dame mit den Pferdeknochen und dem Lammherzen und ihrem Jungkeitel. Dies ist wohl wieder 'ne Geschichte, wo er den Geldbeutel freit und sie das Herz. Was?"

Der Maler packte seine Sachen zusammen und machte sich mit Tüns Puttfarcken auf den Weg.

„Ja, mein lieber junger Freund," begann Tüns — bei wichtigen Sachen sprach er gern Hochdeutsch und in gewählten Wendungen, wenn der Zuhörer danach war — „ja, mein lieber junger Freund, dies ist eigentlich das, was die großen Dichter schon mehr eine Tragödie nennen. Sehn Sie mal, um das zu begreifen, müßte ich Ihnen erst mal die ganze Geschichte meiner hochverehrten Freundin Trina Groot und ihrer Familie erzählen, aber das geht nicht, denn ich bin ihr Vertrauter, und was ihre Schwestertochter Anke und der ihr Mann, Herr Hinrich Wiek in Bergstädt, der früher als kleiner Knabe schon eine Himmelsmaschine erfunden hat und jetzt die große, stolze Fabrik in Bergstädt hat und die Lungenmaschinen erfunden hat, womit sie in den Kohlenbergwerken tote Menschen, die bei den großen Explositionen von dem giftigen Kohlengas erstickt sind, wieder lebendig machen, die will ich heute besuchen. Die gehören auch zur Familie, und mein hochverehrter Freund Hinrich Wiek soll mir nicht sagen, daß ich sein Nest schmutzig gemacht habe. Sehen Sie, Harm Maak gehört von Rechts wegen auch zur Familie, nur daß sein Vater damals von der großen Sturmflut in ein frühes Grab gebettet wurde, bevor er die Deern heiraten konnte. Es war ein schmucker Jungkeitel, nur en bißchen wild wie alle die Wübbes Jungen. Harm wuchs nun in Grünendeich auf auf der überelbischen Seite bei seinem Adoptivvater Christopher Maak, der zu Mine Behrens ihrer Freundschaft gehört. Weil sie ihm allerlei nachriefen, kaufte er damals, als Niklas Wübbe kaputtgegangen war und Trina Groot, was seine Stiefmutter und überhaupt das ganze Haupt von der Wübbeschen Familie ist, als die den Langendeicher Hof übernehmen mußte, da kaufte er also den Wübbeschen Hof in Moorwisch, und auf dem sollte sein Harm später ein großer Mann werden und sollte sich befreien mit einer großen Bauerntochter aus den Töchtern des Landes, damit der Maaksche Name groß wurde. Aber sehn Sie mal, mein lieber junger Freund, mit so einem Makel, der einem anhaftet von Kindesbeinen an, ist es so eine Sache, den wird man nicht los, der läuft einem nach, auch über Länder und Meere. So lief er auch Harm Maak über die Elbe nach, und wie gesagt, es fand sich keine von den Töchtern des Landes, die sich mit ihm befreien wollte, weil er ja sozusagen ein illegitimer Sprößling war. Da blieb er ledig, und weil der Mensch für das fehlende Herz einen Ersatz haben muß, wollte er in Moorwisch Gemeindevorsteher werden. Aber die Gemeinde sagte, den überelbschen Harm Maak wollten sie nicht als Vorsteher haben. Und sie haben ihn nicht einmal zum Deichgeschworenen oder als Kirchenvorsteher und Schulvorsteher gewählt. Da wurde Harm Maak mit Recht falsch, und weil er als Bauer auf dem Moorwischer Hof nicht so wirtschaften kann, wie er will — denn sein Adoptivvater lebt ja noch, und das ist ein alter Gnargelpeter — da begab es sich, daß er auf einer Swier seine dazumals jungverwitwete und jetzt jungverlobte Braut Ilsabe Popp kennen lernte. Auf dem Poppschen Hof, drei Häuser weit von meinem Haus, waren keine Kinder als Erben. Denn warum? Die Ehe war unglücklich, und Ilsabe Popp hat sich an die Buddel gewöhnt: das ist für die Kinderzucht nicht ersprießlich. Aber sie ist ja kein unansehnliches Frauensmensch, und Harm Maak ist stattlich und geschmeidig wie alle Wübbes Jungen. Da warfen sie also gegenseitig ein Auge aufeinander, Ilsabe Popp auf den stattlichen jungen Bauersmann und Harm Maak auf den großen Hof. Das übrige machte Mett Meiersch, und in vier Wochen ist fröhliche Hochzeit. Und jetzt wird es so kommen, wie mir schwant: Harm Maak will als freier Mann mit Ilsabe Popps Hof und

ihrem Geld und dem Geld, was er später noch mal erbt, den großen Christopher spielen. Er ist intelligent, denn er stammt ja mütterlicherseits von der überelbschen Seite her, wo die Intelligenz sitzt, wie der alte selige Herr Doktor Gräfe immer zu sagen pflegte, aber es wird ihm auch hier mißlingen. Denn warum? Er ist ein unruhiger Kopf. Und sie wählen auch hier keinen Überelbschen in die höchsten Ämter, dazu ist der Vierdörfer Bauer zu konsavertiv, und das Regiment läßt er sich nicht aus den Händer winden."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburger Frauen im Kriegsdienst.

Von E. Grüttel, Hamburg. — Hierzu 10 Bildnisse.

Die Frau ist im Grunde ihrer Seele und ihrer ganzen Veranlagung nach immer eine Hüterin des Friedens gewesen. Kampf liegt ihr nicht. Sie ist glücklich, Heiteres und Schönes spenden zu dürfen. Und diese anmutige Betätigung friedlicher Zeiten überträgt sie nun ganz ebenso anmutig auf die Liebesarbeit der Kriegsjahre. Mit Wohltätigkeit im hergebrachten Sinne hat dieses Wirken nichts zu tun. Lediglich das Selbstverständliche, Geräuschlose, mit dem es vollbracht wird, ist Wohltat.

Als in jenen schwülen, schweren Augusttagen 1914 der Kaiser rief und alle, alle kamen, da strömten nicht nur die Männer Deutschlands zu den Fahnen, auch Frauen und Mädchen scharten sich um sie. Das ganze deutsche Volk stand auf in des Wortes größter und tiefster Bedeutung. Wo der Mann kämpfte, wollte auch die Frau nicht müßig stehen. Und wir erlebten das Wunderbare, daß insbesondere solche Frauen, in denen man eine Kampfeskraft nie vermutet hatte, am raschesten und zuverlässigsten mobil machten. Und erlebten ferner im Lauf der Weltkriegsjahre, daß Organisationen von Frauen, die im Frieden gewohnt waren, jede für sich und oftmals nur im engsten Interesse zu arbeiten, sich nun mit schöner Selbstverständlichkeit gemeinschaftlich dem einen großen Gedanken einordneten, der das deutsche Volk beseelt: nicht um des Krieges willen kämpfen wir den Kampf, sondern für den Frieden.

Hamburgs Frauen waren zur Stelle, als der Krieg ausbrach. Sie kamen im ersten Rausch vaterländischer Begeisterung so zahlreich, daß nicht annähernd alle beschäftigt werden konnten. Erst als dieser gewaltige Ansturm naturgemäß nachließ, war Sichtung, Siebung und Verteilung der verfügbaren Kräfte denkbar. Heute, nach zweijähriger Wirksamkeit, läßt sich bei ernsthafter Überzeugung feststellen, daß die Frauen der durch den Krieg besonders hart bedrängten See- und Handelsstadt zwischen Elbe und Alster im Kriegsdienste Hervorragendes geleistet haben. Wenn ihnen auch die besondere Art der Organisation der beiden großen hamburgischen Kriegsarbeitzentralen eine Tätigkeit an allererster Stelle nicht gestattet, so sind doch ihre Leistungen im Rahmen der gesamten Hamburger Kriegsarbeit als erstklassig und hochbedeutsam für die Entwicklung einzelner Arbeitszweige zu bezeichnen. Und diese Bewertung gilt nicht etwa nur den Leistungen führender Frauen, sondern ganz ebenso den vielen Tausenden, die, ungenannt, nun ebenfalls schon zwei Jahre lang ohne Ermüden Tag für Tag in steter, treuer Arbeit stehen und in aller Stille Taten reifen lassen, die zur Bewunderung und zu warmem Danke zwingen. Ein tüchtiger Offizier muß die Kompagnie führen, doch nur mit ganzen Kerlen kann er's schaffen. Und der Glaube an den endlichen Sieg erfüllt auch unsre Frauen mit heiligem Mut zum Durchhalten.

Hamburger Rotes Kreuz und Hamburgische Kriegshilfe sind die vorerwähnten beiden großen Organisationen, in denen auf fast allen Gebieten zahlreiche Frauen tätig sind. Das Rote Kreuz sorgt für die Krieger draußen und für die Verwundeten daheim, die Hamburgische Kriegshilfe neben dem Lieferungsverband für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer und für die sonst durch den Krieg Betroffenen. In enger Fühlung mit diesen beiden Organisationen stehen ferner der Hamburgische Landesausschuß für Kriegsbeschädigte, der Hamburgische Landesausschuß für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen sowie die Kriegsspende deutscher Frauendank 1915. Auch hier werden wichtige Ämter von Frauen bekleidet.

Das Hamburger Rote Kreuz umfaßt drei im Hamburgischen Landesverein vom Roten Kreuz vereinte Organisationen: den Vaterländischen Frauenhilfsverein, die Kolonne vom Roten Kreuz, die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger, und arbeitet außerdem in enger Gemeinschaft mit dem Schwesternverein der Hamburgischen Staats-Krankenanstalten. Ein reiches Feld für aufopferungsvolle Betätigung bot sich hier den Frauen. Waren doch etliche Anordnungen und Verrichtungen schlechterdings nicht denkbar ohne die Hilfe sanfter, weiblicher Hände, ohne milden, duldsamen und heiteren Frauensinn. Wo blieb die sprichwörtliche steife Zurückhaltung der Hamburgerin, als es galt, am Hauptbahnhof in kurzen Abständen Truppentransporte vor 1000 Leuten mit Getränken und Speisen zu versorgen; wo ihre Vorliebe für Abgeschlossenheit, als der Opfertag 1915 eine Haus- und Straßensammlung allergrößten Stiles forderte? Nur willige Mienen sah man da, nur hilfsfreudige Hände und eine Bereitschaft, die alles Persönliche zurückdrängte, um restlos der Notwendigkeit des Augenblicks Rechnung zu tragen. Allerdings widerspricht es dem Charakter der Hamburgerin, sich irgendwie hervortun zu wollen. Erheischt aber eine Vaterlandsarbeit ihre Mithilfe, so sind wie durch Zauberstab sofort Tausende von Frauen und Mädchen am Werk. Das war so, als in der Gepäckhalle der Hamburg-Amerika-Linie die Truppen-Weihnachtsbescherung 1914 vom Roten Kreuz fertiggestellt werden sollte; als im Sommer 1915 die wertvollen Liebesgaben für Sibirien und einige Monate später rund 170000 Pakete für die Weihnachtsgabe 1915 gepackt wurden. Und auch ein dritter Winterfeldzug würde der Hilfe aller gewiß sein.

Doch nicht nur Sonderereignisse sind zu verzeichnen. Die größten Ansprüche an Ausdauer und Kraft der weiblichen Hilfskräfte stellt der Kriegsalltag. Es gibt zahlreiche Frauen, die unermüdlich seit der Mobilmachung den Verpflegungsdienst am Hauptbahnhof zu Tag und Nachtzeiten versehen; Frauen, die mit Emsigkeit täglich in den Annahmestellen der Liebesgaben



Gräfin S. v. Oeynhausen,
Vaterländischer Frauenhilfsverein.



Frl. Helene Bonfort,
Frauenausschuß des H. K. Frauendank.

arbeiten; Künstlerinnen, die in den Lazaretten regelmäßig die Verwundeten durch Vorträge erfreuen; weibliche Chöre, die in den Hallen der Lazarette wöchentlich mehrmals Lieder singen. Und daneben gliedern sich dem Roten Kreuz doch auch die Scharen weiblicher Krankenpfleger an, die, berufsmäßig oder als Hilfsschwestern, überall an den Krankenbetten Wunden lindern und Schmerzen besänftigen. Häufige Gäste in den Lazaretten sind außerdem die Damen vom Vaterländischen Frauenhilfsverein, die die Versorgung mit Liebesgaben überwachen. Wenn man bedenkt, daß wöchentlich allein 40=—50000 Zigarren an die Soldaten verteilt werden, so erhält man einen Begriff von den Wünschen, die die Finanzwirtschaft des Roten Kreuzes auch in dieser Richtung zu erfüllen hat. Denn nicht die tätige Hilfe allein ist imstande,



Frau Geheimrat Auffschläger,
Vaterländischer Frauenhilfsverein.

eine derartig umfangreiche Organisation zu erhalten. Vor allem muß in diesem Zusammenhang auch der Beteiligung der Gesamtbevölkerung gedacht werden, die es den Helfern und Helferinnen des Roten Kreuzes durch immer neue Geldopfer ermöglicht, mit sichtbarem Erfolge Kriegsdienste zu tun.

Der Hamburgischen Kriegshilfe geht es ebenso. Ohne den Opfersinn aller Hamburger wäre sie nur theoretisch da. Ständig fließen jedoch dieser Einrichtung, die um so freudiger bedacht wird, als sie in erster Linie Hamburgern dienen soll, aus den verschiedensten Bevölkerungschichten neue Geldmittel zu und schaffen den gesunden finanzwirtschaftlichen Boden, aus dem die gemeinschaftliche Arbeit von Männern und Frauen zum Wohle des Ganzen emporwächst. Einheitlichkeit und Dezentralisation sind die wichtigen Gesichtspunkte,



Fräulein Marie Woermann,
Kriegskreuz 1914.



Hofphot. Benque & Kindermann.
Frau Anna Schaper,
Ausschuß der H. K. für Kriegsbeschädigte.

unter denen diese Organisation geschaffen wurde, Einheitlichkeit zur Vermeidung von Doppelunterstützungen — weshalb zahlreiche Vereine und Körperschaften hier Hand in Hand arbeiten, und Dezentralisation in Form einer Einteilung der ganzen Stadt in 27 Bezirke. Für die Angehörigen der Krieger und alle sonst durch den Krieg Betroffenen will die Kriegshilfe sorgen. Diese Aufgabe wäre ohne Frauenhilfe unlösbar. Und so finden wir auch in dieser Organisation Frauen der verschiedensten Lebensanschauungen zu gemeinsamem Liebesdienst freudwillig vereint. Aus ihren Familien kamen sie, aus der Zurückgezogenheit alter Patrizierhäuser und dienen der großen Sache. 62 Frauenvereine aller Art traten dem Frauenausschuß der H. K. (Hamburgische Kriegshilfe) bei, um ihre seit Jahrzehnten geleistete soziale Arbeit den Zwecken der Kriegshilfe nutzbar zu machen. Dieser Frauenausschuß und das Vortragskartell von Frauenvereinen in Hamburg und Umgebung gründeten dann Ende 1915 gemeinsam den Stadtbund Hamburgischer Frauenvereine, zu dessen Gunsten sich die beiden Organisationen auflösten. Dem Stadtbund gehören 47 Vereine mit 17 000 Einzelmitgliedern an.



Hofphot. Dührkoop.
Frau Ida Dehmel,
Künstlerhilfe. Frauendank.

Über die ganze Stadt spannt die Kriegshilfe das Netz ihrer Wirksamkeit. In Turnhallen, Haushaltungsschulen, Volkskaffeehallen, in Privathäusern und sonstigen geeigneten Räumen sind 78 Kriegsküchen in Betrieb, in denen von Frauen täglich nach Leistungsfähigkeit der Küche bis zu je 5000 Liter Essen gekocht und an die Bevölkerung verabreicht werden. Eben in den letzten

Monaten der Lebensmittelknappheit hat diese mustergültig geleitete Abteilung außerordentliche Bedeutung gewonnen. Die Bekleidungsgruppe sorgt für Beschaffung von Kleidungstücken zur Weitergabe an Bedürftige, wobei die Sachen entweder direkt gekauft, in den fünfzig Nähstuben der Gruppe oder von Heimarbeiterinnen angefertigt oder aus den gesammelten Wollvorräten des Wollverwertungslagers der H. K. hergestellt werden. Militärlieferungen bringen beschäftigunglosen Frauen ebenfalls willkommene Aufträge, so daß etwa 5000 Näherinnen und Strickerinnen ständig mit Arbeit versehen sind. Überhaupt bilden die weitgreifenden Maßnahmen zur Arbeitslosenfrage einen wichtigen Zweig der Hamburgischen Kriegshilfe. Sie unterhält auch heute noch finanziell zum größten Teil die junge, von Frauen gegründete Gesellschaft für Arbeitsnachweis, die vor annähernd 1½ Jahren den Allgemeinen Weiblichen Arbeitsnachweis eröffnete. Doch sind nicht alle weiblichen Arbeitsuchenden genügend vorgebildet, um einen Beruf auszufüllen. Ihrer nimmt sich während der Kriegzeit besonders die fast ausschließlich von Frauen geführte weibliche Jugendpflege der Kriegshilfe an. Überall in Hamburg unterhält sie Heim- und Arbeitstätten und hat neben der Gewährung wirtschaftlicher Unterstützung vor allem bedeutsam erziehliche Aufgaben, für die Hamburg bis jetzt annähernd 90000 Mark aufwandte. Neun- bis zehntausend weibliche Jugendliche sind von dieser Kriegsjugendpflege bereits erfaßt worden. Im Rahmen der H. K.-Arbeit sei schließlich noch die weibliche Mitarbeit bei der Kriegspende Deutscher Frauendank 1915 hervor-



Hofphot. Dührkoop.

Fräulein Emmy Kaemmerer,
Allg. Weiblicher Arbeitsnachweis.



Phot. Meisner.

Frau Senator Sander,
Bekleidungsgruppe der H. K.



Phot. Mecsigay.

Frau Emma Ender,
Stadtbund Hamb. Frauenvereine. Weibl. Jugendpflege.

gehoben, der im engsten Anschluß an den Landesausschuß für Hinterbliebene der im Kriege Gefallenen tätig ist und dem gleichen Zweck dient wie jener.

Mit warmem Interesse wandten sich die Frauen auch den durch die Not der Zeit hart bedrängten Geistesarbeitern, Künstlern und überhaupt allen durch den Krieg in Sorge geratenen Feingebildeten zu. Unter weiblicher Schirmherrschaft und durch weibliche Arbeit gelangte die aus Dresden stammende Idee des Kriegskreuzes in Hamburg zur Aufnahme und Verbreitung. Der eifrige Vertrieb des kleinen sinnreichen Schmuckstückes, dessen Erlös hauptsächlich weiblichen Bühnenangehörigen, Kunstgewerblerinnen, Schriftstellerinnen und Angehörigen ähnlicher Berufe zugute kam, führte zu der ansehnlichen Einnahme von 20000 M. Ferner brachte die von Frauen geleitete Künstlerhilfe in aller Stille durch Vortragsabende in Privathäusern die schöne Summe von 24000 M. zusammen. Daneben gibt es noch eine Frauenkünstlerhilfe, eine Kriegshilfe für Lehrerinnen, Mittagstische für gebildete Männer und Frauen. Und wollte man von den Kriegschreibstuben und Kriegskinderheimen erzählen, von Kinderfreitischen und Mädchenkriegsheimen, von der Herstellung von Zeitungsheften für Soldaten oder von den ansprechenden Tagesheimen, die sich Soldatenrast nennen, von Feldsendungen und der großen Sorgfalt, mit der den Verwundeten in Hamburg allenthalben begegnet wird — man müßte ein Buch darüber schreiben. Alle genannten Einrichtungen werden von Frauen geführt und mit ganz der gleichen Gewissenhaftigkeit und Hingebung, mit der der letzte Mann im Felde sein Geschütz bedient.

Daß solche Arbeit Kraft und Ausdauer erfordert, weiß jeder, der einmal auf ähnlichem Posten stand. Der unerbittliche Krieg hat Hamburgs Frauen das eine wie das andere gelehrt. Und die Ausdauer ist dabei gewiß nicht zu unterschätzen. Über beiden aber flammt als leuchtender Stern, als Wahrzeichen dieser gewaltigen und furchtbaren Zeit, die Liebe. Und die läßt sich nicht erlernen. Die muß ursprünglich sein.


Hofphot. Bieber.

Frau Therese Münchmeyer,
Vaterländischer Frauenhilfsverein.

Ein Kriegsgericht.

Skizze von G. von der Gabelentz.

Vor dem deutschen Kriegsgericht hatte sich der Pächter Pierre Capus zu verantworten. Die Anklage lautete auf verbotenen Besitz einer Waffe, Verschwörung gegen die Sicherheit der deutschen Truppe und Mordversuch, begangen an seinem alten Knecht Viktor Bonneville, mit dem er durch dreißig Jahre in bestem Einvernehmen gelebt hatte. Pierre Capus war ein dicker, untersetzter Mann, sein rotes Gesicht wurde von ergrauendem Haar und Stoppelbart umrahmt. Unter den Brauen blickten listige, wasserhelle Äuglein. Er machte der Kleidung nach den Eindruck eines wohlhabenden Bauern. Neben ihm hockte auf der Bank ein langer Kerl, dem eine zerrissene Arbeiterbluse am mageren Leibe herabschlotterte. Da sein struppiger Kopf mit einem blutgefleckten Tuch umbunden war, konnte man nur einen Teil des Gesichtes sehen. Das war Viktor Bonneville, des Dicken Knecht. Er starrte mit blöden Augen vor sich hin und hielt die runzligen Hände unbeweglich auf den Knien, weil er augenscheinlich verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Der Vorsitzende winkte jetzt Pierre Capus und befahl ihm, sich zu verteidigen und den Hergang zu erzählen. Der kleine dicke Pächter erhob sich mit einem Seufzer, ließ seine Augen über die Reihe der Richter gleiten und begann dann, indem er sich ab und zu unter Tränen schneuzte:

„Ich bin nicht schuldig der Verschwörung und will ehrlich und offen sagen, wie sich alles zugetragen hat. In mein Haus quartiert sich eines Tages der Herr Doktor Neumann ein, und wie ich ihn in sein Zimmer führe, bemerkt er, daß ich bei mir 'ne eingelegte Kommode und 'ne alte Uhr stehen habe. Er sieht sich die Dinger an und sagt zu mir, daß er auch Altertümer sammle, er habe schon manches Stück gekauft, aber es müßten ganz aparte Sachen sein. Nun, ich kenne ja das, zu mir sind in ihren Autos schon viele feine Herrschaften aus Paris gekommen und haben sich bei mir etwas mitgenommen. Wenn ich nämlich in Geschäften so draußen herumfuhr, suchte ich nebenbei derlei altes Zeug zusammenzubringen. Je älter es war, um so lieber kauften es die Herrschaften, um so mehr bezahlten sie.

So einer schien auch der Herr Doktor. Nun muß man aber als Geschäftsmann die Liebhabereien des einzelnen herausbekommen, und der Herr Doktor interessierte sich

besonders für alles Absonderliche, da war mit der Kommode und der Uhr nichts anzufangen. Eines Tages nun sagte er mir: „Das ist ja großartig, Herr Capus, ich habe eben von der alten Martelle gehört, daß es hier in Ihrem Garten spuken soll."

„Das stimmt", antworte ich und spitze die Ohren. Wo nämlich jetzt hinten am Bach das Wäldchen anstößt, da hat früher ein Kloster gestanden. Sie haben's in der Revolution abgerissen, nur die ehemaligen Weinkeller sind noch da, und die alten Weiber meinen, daß der letzte Prior, der ein großer Weinkenner gewesen ist, noch immer in ihnen umgeht. Und also, wie wir so darüber sprechen, da fällt mir ein Bild ein, das ich auf dem Boden stehen habe. Es stellt einen Mönch vor, ich hatte es nur aus reiner Gefälligkeit seinerzeit für eine halbe Flasche Korn von einem Pfarrer erhandelt, war aber das verfluchte Ding nicht wieder losgeworden. Der Kerl mit seiner klumpigen, roten Weinnase war auch wirklich nicht schön. Und mit einem Mal kommt mir ein famoser Gedanke. Was der Mensch glaubt, das macht ihn glücklich. Ich sage also dem Herrn Doktor: „Ob Sie mich auslachen oder nicht, ich behaupte, ich kann Ihnen sogar das Porträt des Gespenstes zeigen. Ich habe nämlich zufällig von dem Prior ein Bild auf dem Boden."

Und ich hatte ganz richtig kalkuliert. Das war etwas für den Herrn Doktor. Gleich stieg er mit mir auf den Boden und ließ sich das Bild zeigen. Ich hoffte schon, daß er es auch gleich kaufen würde, denn in den schlechten Zeiten, der Mensch will doch leben. Er aber sah sich's 'ne Weile an und brummte, es sei eigentlich verdammt schlecht gemalt, ein richtiger alter Schinken. „Aber ich bitte Sie," sagte ich, „das Bild eines Geistes, was will man da mehr?"

„Nun," sagte er darauf, „wenn mir einer beweisen kann, daß der Prior wirklich umgeht, dann läßt sich weiter darüber reden, und in dem Falle sind mir auch zweihundert Frank nicht zuviel."

Soviel hatte ich nämlich verlangt, ein Bild von einem Prior, der spukt, kann man doch nicht für einen Pappenstiel hergeben. Ich sage mir, 's ist Kriegzeit, so oder so, loswerden mußt du diesmal das Bild, sonst bleibst du am Ende mit dem Kerl in der braunen Kutte ewig hängen. Nun verstaubte bei mir im Schrank eine alte Kutte vom Pater Josef, mit dem ich verwandt war, und die ich mir nach seinem Tode hatte geben lassen, um mir mal eine Wagendecke draus zu schneiden. Die nahm ich eines Tages und meine alte Pistole und ging damit zu Bonneville, den ich nur so aus Gutmütigkeit dreißig Jahre bei mir behalten habe, obgleich ein so dummer Kerl kaum zum Stallausmisten zu brauchen ist. Also ich sag ihm.

„Paß mal auf, Viktor," sag ich, „ich weiß, wie du dir ein gutes Stück Geld verdienen kannst."

„Nun?" fragt der Kerl. Für Geld war er immer zu haben.

„Als Gespenst", sag ich. „Gib mal Achtung. Du ziehst dir morgen nacht die alte Kutte an, unten im Klosterkeller, nachher, sobald es zwölf von der Kirche schlägt, steigst du als toter Prior heraus und gehst ein paarmal im Garten hin und wieder, aber ganz langsam. Dann kletterst du wieder runter, und drunten schießt du die Pistole ab. Mehr hast du nicht zu tun. Verstehst du das? Und dafür bekommst du drei ganze Frank von mir."

„Aber wozu denn das?" sagt der Esel. „Ich habe Angst. Man soll mit solchen Dingen keenen Spaß treiben. Im Garten ist's doch nicht richtig."

Ich erkläre ihm da, es sei doch weiß Gott ein leichter Verdienst, ihm könne gar nichts passieren. Ich wollte nur zum Spaß der alten Martelle mal einen Schrecken einjagen, sie sollte glauben, daß der tote Prior auch manchmal aus seinem Keller heraufsteigt. Nun, nach langem Hin- und Herreden sagte er schließlich zu, für zehn Frank und eine Flasche Schnaps das Gespenst zu machen. Schnaps müsse er dazu haben, sonst bekäme er die Ähnlichkeit mit dem Prior nicht heraus, und um Mut zu kriegen. Wir üben's ein paarmal, und als der Schafskopf endlich verstanden hat, worauf es ankommt, da bringen wir die Geschichte ins reine. Kurz vor Mitternacht, es war gerade Vollmond, lauf ich ans Bett von der alten Martelle, sie ist die Witwe vom Straßenwärter nebenan, und sage ihr: „Um Gottes willen, Frau Martelle, stehen Sie auf, und gucken Sie mal rasch durchs Fenster! Ich glaub, der Prior ist gar aus dem Keller hervorgestiegen und geht leibhaftig in meinem Garten umher!"

Die Alte ist abergläubisch wie 'ne Gans, sie springt aus dem Bett, weckt auch noch die Schwiegertochter, und nun drücken sie sich zitternd hinter die Fensterscheiben. Wie 's zwölf schlägt, steigt pünktlich mein Bonneville drüben aus der Erde herauf und schlürft auf und ab. Dann ist er wieder mit einem Mal verschwunden, und es tut einen lauten Krach. Die beiden Weiber fallen fast um vor Schreck, und am Morgen schwören sie bei allen Heiligen, daß sie den Prior leibhaftig haben spuken und mit einem Donnerschlag haben zur Hölle fahren sehen.

Noch am selben Tag erfährt es der Herr Doktor durch seinen Burschen. Er geht aufgeregt umher, fragt die Martelles aus und dann noch mich. Ich sage ihm: „Ja, ich möchte auch darauf schwören, daß ich den Prior gesehen habe, und eigentlich möchte ich nun das Bild nicht mehr hergeben. Für solche Dinge finden sich immer gute Kunden, die sonst was bezahlen und — man kann nicht wissen, da gibt es verrückte Amerikaner — — —"

Nun dacht ich, der Köder war gut, der Fisch wird anbeißen, aber der Herr Doktor überlegte 'ne Weile, dann meinte er: „Da können wir ja später noch darüber reden, jedenfalls muß ich Ihren spukenden Prior erst mal selbst sehen."

Was blieb mir da übrig? Ich antwortete: „Herr Doktor, ganz wie Sie wünschen. Ich werde aufpassen, und sobald ich wieder etwas sehe oder höre, werde ich mir erlauben, Sie zu rufen."

Ich bezahle unterdessen die zehn Frank an Bonneville pünktlich auf den Centime, wie verabredet. Ein paar Tage später ging starker Sturm, das schien mir das rechte Wetter, ihn wieder runter in den Keller zu schicken. Ich gestehe ihm also: „Es handelt sich um das Bild, und der Herr Doktor will mir 's nur abkaufen, wenn er den Prior selber sieht. Du mußt also noch einmal spuken, und nimmt er dann endlich das Bild, so bekommst du noch einmal zehn Frank."

Aber Bonneville machte wieder allerlei dumme Schwierigkeiten und meinte: „Ich will nichts mehr damit zu tun haben, die Sache ist mir zu kitzlich. Wenn mir was passiert? Nein, unter zwanzig Frank und 'ne Flasche Schnaps mach ich das nicht wieder."

„Was?" antworte ich ihm. „Für die paar Minuten auf und ab laufen ist zehn Frank schon reichlich. Für zwanzig Frank kann ich ein halbes Kapitel spuken lassen."

„Nun, da nehmen Sie sich nur einen anderen, der 's billiger macht," meint Bonneville, „mir kann's recht sein." Der Mensch wußte natürlich, daß ich nicht den ganzen Ort einweihen konnte, und da mußte ich ihm schon die zwanzig Frank zahlen, sogar ehe er noch gespukt hatte.

Doch ärgern tat mich das Geld, nachdem ich den Esel dreißig Jahre bei mir habe.

Ich verlaß mich aber auf ihn, fülle ihm seine Schnapsflasche, und wie es nun zwölf schlägt, klopfe ich beim Herrn Doktor an, der noch auf war und rufe: „Herr Doktor, kommen Sie schnell! Ich glaube bei Gott, der Prior ging eben wieder um!"

Wir laufen auf die Terrasse am Haus, es ist zwölf vorbei, der Wind heult, aber kein Gespenst ist zu sehen. Hat der Kerl am Ende die Kirchenuhr nicht gehört? Wir warten und gucken, schließlich fängt der Doktor an zu lachen und meint: „Mein Lieber, Ihr Bild ist gar nichts wert. Die Geschichte ist einfach Schwindel. Für ein so unsichtbares Gespenst geb ich keinen Sous."

Damit ging er ins Haus zurück, und ich stand als der Blamierte da. Da aber lief ich in den Garten, um nachzusehen, wo denn der dämliche Kerl, der Bonneville, eigentlich geblieben war. Sollte ich mich denn von ihm um meinen Verdienst bringen lassen? Wie ich in den Keller hinunterstolpere, sitzt der Lump da ganz gemütlich auf einem Stein, raucht seine Pfeife, grinst vor sich hin und tut gar nicht desgleichen. Nicht einmal die Kutte hat er angezogen, aber die leere Schnapsflasche liegt neben ihm. Und wie ich ihn zur Rede stelle und verlange, daß er sich in des Dreiteufelsnamen sofort heraufscheren und spuken solle, da meint er seelenruhig, er habe sich's noch einmal überlegt und wolle fünfzig Frank haben, weil die Gefahr größer geworden sei. Der Herr Doktor könne ja am Ende seinen Säbel brauchen.

Ich antwortete natürlich: „Nichts da! Zwanzig Frank hast du schon bekommen, du kriegst nicht einen Centime mehr! Gleich gehst du 'nauf, sonst sollst du sehn!"

Muß man denn als ehrlicher Mensch nicht sein Wort halten? Der Kerl war natürlich angesoffen, er bleibt ruhig sitzen, hat die Pistole und einen Haufen Patronen da und rappelt sich nicht. „Ich könnt sogar hundert Frank verlangen," meint er. „Das ist nur die Hälfte von Ihrem Verdienst, Herr Capus, und für einen spukenden Prior ist das nicht zu viel Lohn."

Das war also die reine Erpressung, und der Lump wollte mich noch obendrein zum Narren halten? Da bekam ich aber die Geschichte satt. Sollte ich denn dem Gauner dreißig Frank und den Schnaps gezahlt haben und am Ende nachher nicht mal mein Bild loswerden? Ich also in der Wut nehm die Pistole und schlag dem Kerl über den Kopf, daß ihm die Pfeife aus dem Maule fliegt. Weiß Gott, umbringen wollt ich ihn ja nicht gerade, aber der Schuß ging von selber los, und da hat er die Schramme davongetragen. Mir kann niemand etwas Unredliches nachsagen. Das mit dem Spuk war doch nur Geschäftsreklame, und ich kann doch verlangen, daß mein Knecht seinen Vertrag hält. Nun hat man mich auf das Geschrei von dem Kerl auch noch als Verschwörer und Mörder verhaftet."

Der dicke Pächter zerdrückte einige Tränen und schwieg. Die Richter ließen Milde walten, da es sich nur um die Mißhandlung eines Gespenstes handelte und dieses zweifelos den Dicken zuerst übers Ohr gehauen hatte.

Liebeslied.

Von Helene Brauer.

Wo ich wandle, neigt der Wind am Wege
Segnend sich zu meinem Munde nieder,
Und er lehrt mich seine schönsten Lieder,
Daß ich sie in deine Hände lege.

Darum war mein Leben leidumfangen,
Daß du lösest Kummer und Beschwerde,
Und ich küsse die geliebte Erde,
Weil dein Fuß darüber hingegangen.

Deine Liebe süß und unermessen
Ist ja viel zu rasch vor mich getreten —
Ach, ich hab vor glücklichen Gebeten
Schon solange Schlaf und Traum vergessen.

Denke nicht, daß ferne ich mit Klagen,
Daß sehnsüchtig deiner ich gedächte —
Ich bin selig still, weil Tag und Nächte
Alle dein geliebtes Antlitz tragen.

Es kommt ein Sommer . . .

Von Wilhelm Westerhold.

Es kommt ein Sommer groß und ernteschwer,
Wenn Tambourklänge nach der Heimat weisen,
Und wenn im Sonnenglast ob fahnenfrohem Heer
Die Blumenkränze unsrer Helden Heimkehr preisen.

Und über Sommergarben raunt der Toten Lied . . .
Nicht schmerzend tief, nicht wie zerriss'ne Klage,
Nein! die auf Schlachtenfeldern jung dahingeblüht,
Sie singen jubelnd hell am deutschen Heimkehrtage . . .

Zwar fällt noch mancher Held wie loses Blatt am Baum
Und sinkt in Sommersblust zur stillen Totenfeier,
Und manche Seele bebt in müder Nächte Traum
Um all die Toten, die uns lieb und teuer . . .

Doch kommt ein Sommer groß und ernteschwer . . .
Wo wir mit Eichengrün die blanken Schwerter kränzen,
Und wo in Augen, blank wie Brünn und Wehr,
In Sommertagen deutsche Freudentränen glänzen . . .

Bilder aus aller Welt.





Phot. Max Aldy.

Der vollbenagelte „Eiserne Wehrmann" in Königsberg.

Schöpfer des Standbildes ist Prof. Stanislaus Cauer.



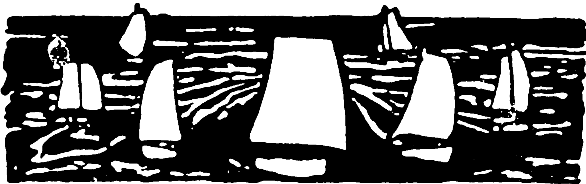
Litfaßsäule aus Zement, von deutschen Soldaten auf dem östlichen Kriegschauplatz errichtet. Phot. Haeckel.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 33. | Berlin, den 12. August 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

1. August.

Mehrere Marineluftschiff-Geschwader greifen in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August London und die östlichen Grafschaften Englands erfolgreich an.

Nördlich der Somme haben räumlich begrenzte, aber erbitterte Kämpfe als Nachwehen der großen Angriffe vom 29. Juli stattgefunden. Ein in acht Wellen vorgetragener feindlicher Angriff in der Gegend von Maurepas wird glatt abgewiesen.

2. August.

An der Ostfront findet eine neue Regelung der Befehlsverhältnisse statt. Unter Generalfeldmarschall von Hindenburg werden mehrere Heeresgruppen der Verbündeten zu einheitlicher Verwendung zusammengefaßt.

Rechts der Maas machen wir nordwestlich und westlich des Werkes Thiaumont Fortschritte, gewinnen die Bergnase nordöstlich der Feste Souville und drücken den Feind im Bergwalde sowie im Laufée-Wäldchen wesentlich zurück.

In Ostgalizien brechen südwestlich von Buczacz, bei Wisniowczyk und im Süden, Südwesten und Westen von Brody mehrere zum Teil starke russische Angriffe zusammen; ebenso scheitern alle Anstrengungen des Gegners zwischen der obersten Turya und der von Rowno nach Kowel führenden Bahn, die Front der Verbündeten zu durchbrechen, an der Abwehr der dort kämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen.

3. August.

Nördlich der Somme brechen starke englische Angriffe zusammen. Zwischen Maurepas und der Somme wiederholt sich der französische Ansturm bis zu sieben Malen. In zähem Ringen bleiben unsere Truppen Herren ihrer Stellung.

In der Nacht vom 2. zum 3. August greift wiederum eine größere Anzahl unserer Marineluftschiffe die südöstlichen Grafschaften Englands an und belegt besonders London, den Flottenstützpunkt Harwich, Bahnanlagen und militärisch wichtige Industrieanlagen in der Grafschaft Norfolk mit einer großen Zahl Spreng- und Brandbomben mit gutem Erfolg.

4. August.

Den Franzosen gelang es gestern abend, sich in den Besitz unserer Stellungen am Dorf Fleury und südlich des Werkes Thiaumont zu setzen. Unsere heute morgen einsetzenden Gegenangriffe bringen uns wieder in den vollen Besitz des Dorfes Fleury und der Gräben westlich und nordwestlich dieses Ortes.

Im Abschnitt Sitowicze—Wielick entspinnen sich heftige Kämpfe, in deren Verlauf der Gegner in das Dorf Rudka-Mirynska und die anschließenden Linien eindringt. Im Gegenangriff gewinnen deutsche und österreichisch-ungarische Bataillone sowie Teile der Polnischen Legion den verlorenen Boden restlos zurück.

In den Karpathen in Gegend des Kopilas gewinnen deutsche Truppen an Boden.

Die Türken greifen in einer Stärke von 14 000 Mann die englischen Stellungen bei Romani östlich von Port Said in einer Front von sieben bis acht Meilen an.

5. August.

Die im Abschnitt von nördlich Ovillers bis zum Foureaux-Walde vorbrechenden Engländer werden unter großen Verlusten für sie zurückgewiesen. Neue Kämpfe sind bei Pozières im Gange.

Rechts der Maas entwickeln sich in der Gegend des Werkes Thiaumont von neuem erbitterte Kämpfe.

Die in den Karpathen kämpfenden Streitkräfte der Heeresfront des Erzherzogs Karl gewinnen neuen Raum. Die Kämpfe dehnen sich bis in die Gegend von Delatyn aus.

6. August.

Die Kämpfe bei Pozières dauern an. Abends, scheitern Teilangriffe am Foureaux-Walde und hart nördlich der Somme.

Im Maasgebiet finden um das ehemalige Werk Thiaumont erbitterte Infanteriekämpfe statt.

Die Erfolge der deutschen Truppen in den Karpathen werden erweitert.

7. August.

Bei Pozières wurden den Engländern Grabenteile, die sie vorübergehend gewonnen hatten, im Gegenangriff wieder entrissen.

Die Kämpfe auf dem Thiaumont-Rücken sind, ohne dem Feind Erfolge zu bringen, zum Stehen gekommen.

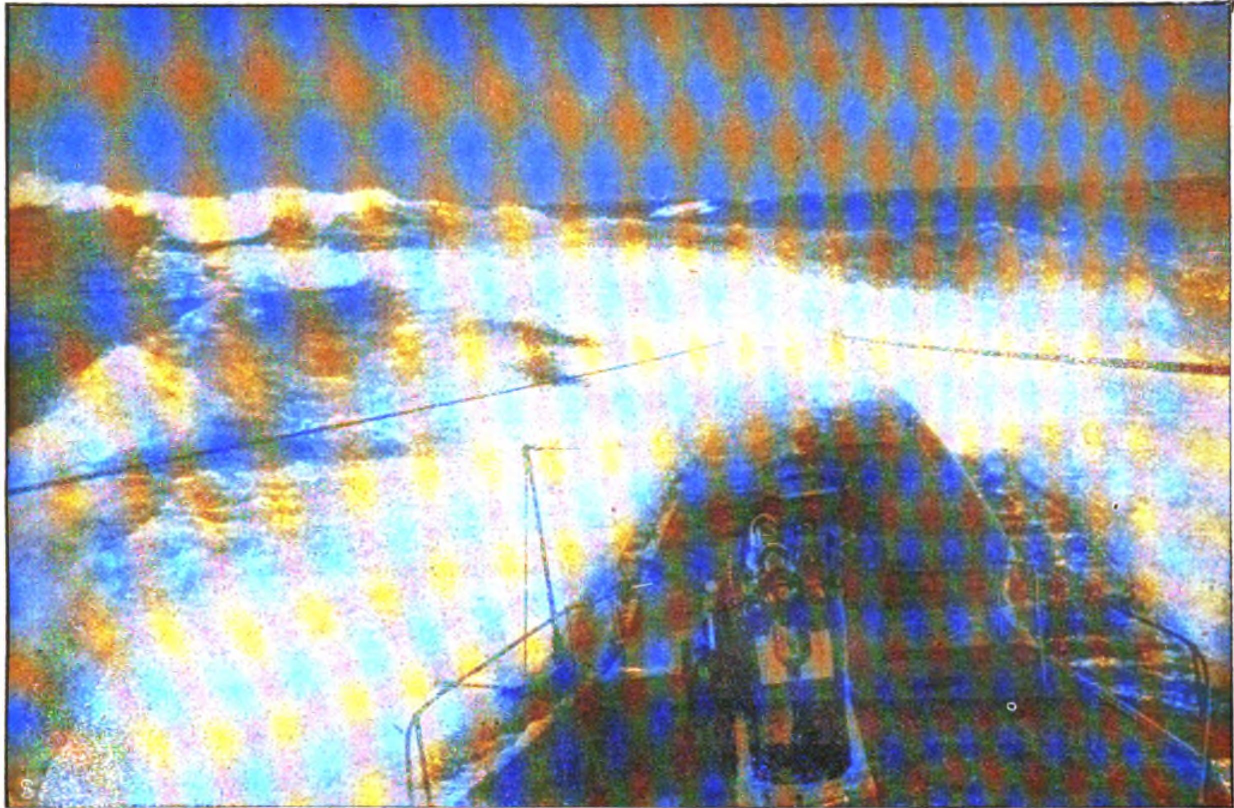
Der Öldampfer.

Von Kapitänleutnant Freiherrn v. Spiegel.

Wir waren alle in glänzender Stimmung, in einer Stimmung, wie man nur auf einem U-Boot sein kann, wenn man endlich wieder einmal gut geschlafen hat, wenn die Spiegeleier zum Frühstück trotz des langen Seetörns noch frisch gewesen waren und das Wetter sich plötzlich zum guten gewendet hatte, gerade da, wo man es nach dem Stande des Barometers am wenigsten erwartet hatte. Derlei freudige Überraschungen bewirken, daß der ganze innere Mensch sich wie frisch gewaschen fühlt, ohne sich im geringsten daran zu stoßen, daß er sich in einer gänzlich ungewaschenen Hülle bewegt; denn waschen tun wir U-Bootsleute uns nur sehr selten, erstens aus Sparsamkeit und zweitens, weil es sich nicht lohnt.

Die Märzmorgensonne vom 52. Breitengrad beschien also lauter ungewaschene Gesichter mit lachenden, strahlenden Augen darin. Sie schmeichelte sich mollig erwärmend in unsere kellerfeuchten Lederwämser hinein und streichelte liebkosend die sturmgepeitschten, hellgrauen Flanken unseres braven „U 202", von denen der Rost in langen Streifen herunterlief, wie der Schweiß von einem abgehetzten Pferde.

Mit halber Fahrt steuerten wir gen Westen in den glitzernden blauen Atlantik hinein. Eine endlose, lange



1. **Das Heck von „U 202“ im Sturm.**

Dünung — die Nachläufer jedes Sturmes — wiegte uns gemächlich hin und her und erzeugte zusammen mit den ungewohnten Sonnenstrahlen, die uns von Osten her auf den Rücken brannten, eine wohlige, behagliche Faulheit. Keiner von uns sprach ein Wort. Wir waren viel zu faul dazu, zumal wir uns doch nichts Neues mehr zu sagen hatten. Wer uns so gesehen hätte, regungslos nebeneinander ums Turmluk hockend, in molligem Wohlbehagen zusammengesunken, die Augen vor dem silbernen Wasserglanz halb geschlossen, die Köpfe wie teilnahmlos nach drei verschiedenen Richtungen gedreht, der hätte glauben können, wir schliefen. Und doch waren wir nie so wach gewesen, wie gerade an diesem Morgen, denn von heute an waren wir nach langen Anmarschtagen in unserem Operationsgebiet angelangt, und die „Arbeit“ sollte beginnen, nach der wir schon lange hungrig waren. Und unsere Augen, die so schlaftrunken schienen, waren in Wirklichkeit hell wach. Unter den halbgeschlossenen Lidern hervor kreisten sie seegeübt und scharf über den klaren fernen Horizont und suchten nach den schleierdünnen kleinen Schmutzflecken, aus denen dann Rauchwolken werden und dicke, fette Handelsschiffe. So entsteht für uns ein Dampfer. Das ist U-Boots-Zoologie.

Oberleutnant Gröning, die kalte Morgenzigarre im Mund, kam die steile Treppe zum Turm hinauf und klopfte von unten an unsere Stiefelsohlen, zum Zeichen, daß er zu uns hinaufwollte. Wir mußten uns also bequemen, die herabbaumelnden Beine anzuziehen, um ihm Platz zu machen. Bald saß er seelenvergnügt zwischen uns geklemmt, steckte sich seine Zigarre in Brand und brach gegen seine sonstige Gewohnheit in eine begeisterte Lobeshymne über das herrliche Sonnenwetter aus.

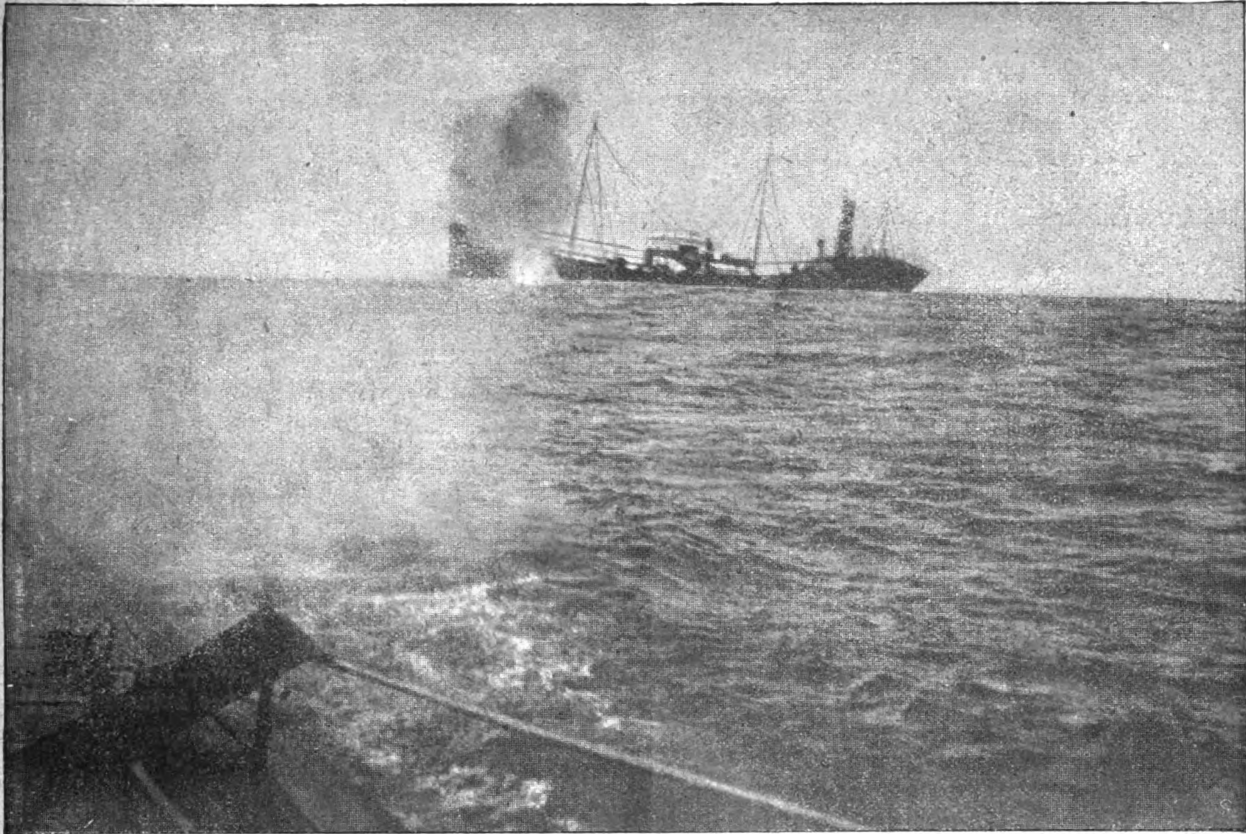
Leutnant Petersen, der bisher die Wache gehabt hatte und nun von Gröning abgelöst werden sollte, unterbrach seinen Freund und Wachgenossen unwirsch und durch die Ergebnislosigkeit seiner Wache verärgert: „Ach was, wolkenloser Himmel — blauer Horizont! Viel zu blau ist es, keine Spur von Rauchwolken, ich habe mir die Augen aus dem Leibe gekiekt.“

„Na, denn mach nur, daß du schnell nach unten kommst,“ erwiderte Gröning, „und bessere deine Laune durchs Frühstück auf. Ich werde schon etwas in Sicht kriegen.“ Damit schob er den jüngeren Kameraden mit freundschaftlichem Schubs nach unten und nahm dessen Platz im Turmluk ein.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, da hatte Gröning etwas in Sicht. Ich merkte es an dem hastigen Ruck, mit dem er sein Doppelglas vor Augen nahm. Gleich darauf sah ich es auch, ein feines, kräuselndes Gewölk am Horizont, 4 Strich an Steuerbord.

Wir erhöhten unsere Fahrt und drehten auf das ferne Wölkchen zu. Das wurde höher und schwärzer und wuchs von Minute zu Minute, bis es tiefdunkel und scharf gezeichnet über dem blauen Atlantikwasser stand. Unsere Vorbereitungen waren getroffen, das Geschütz besetzt und Schweckerles unfehlbarer Torpedo klar zum Schuß. Mit der Summe unserer Geschwindigkeiten näherten wir beide Fahrzeuge einander, so daß wir bald den Dampfer unter der Rauchwolke erkennen und freudigen Herzens als „Engländer“ feststellen konnten.

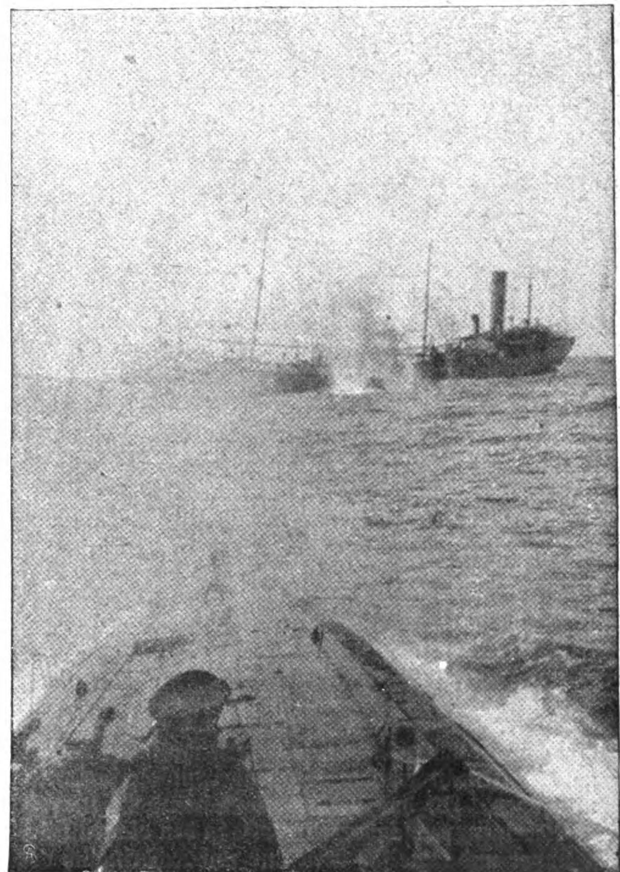
„Ein Tankdampfer,“ sagte ich und ließ das Glas sinken, um mir vergnügt die Hände zu reiben, „ich gratuliere, Gröning, das ist ein guter Fang, Öl ist jetzt selten und kostbar.“



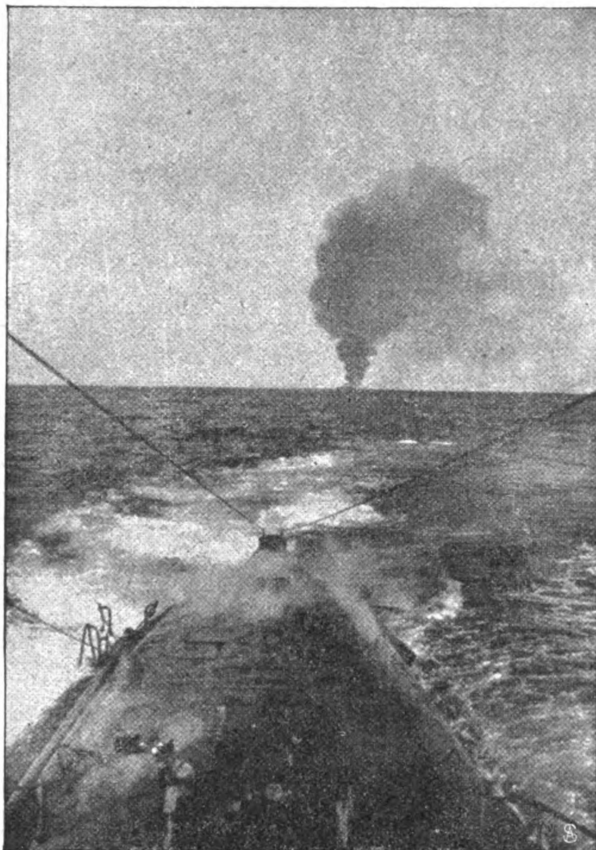
„Donnerwetter, den müssen wir kriegen," frohlockte der, „kriegen wir auch ganz sicher, so weit von der Küste ab. Die alte Schlurre kann uns nicht entfliehen, die läuft ja höchstens 9 Meilen."

Mit aller, durch Erfahrung gelernten Vorsicht gingen wir näher an den Dampfer heran. Petersen, der auf die Alarmnachricht hin seine köstlichen Spiegeleier im Stich gelassen hatte, feuerte auf Kanonenschußweite einen Warnungschuß, der kurz vor dem Bug des Dampfers ins Wasser schlug. Der Erfolg war verblüffend — prompte Bedienung, wie Petersen meinte — denn der Dampfer stoppte augenblicklich und ließ, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, sämtliche Boote vollbesetzt zu Wasser.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß es auch dann noch gefährlich sein konnte, über Wasser an einen Dampfer heranzugehen, wenn die Besatzung scheinbar in die Boote gegangen war. Wer garantierte uns dafür, daß nicht einige beherzte Männer an Bord zurückgeblieben waren und uns beim harmlosen Näherkommen aus gut versenktem Geschütz plötzlich mit Granaten überschütteten, deren jede einzelne ihr Ziel treffen mußte? Deshalb gingen wir auch in diesem Falle nicht, über Wasser fahrend, an das Schiff heran, sondern tauchten unter, um es zunächst aus nächster Nähe durch das Periskop abzurevidieren. Mehrmals umkreisten wir so unsere Beute und unterzogen jeden Aufbau und jeden Nietkopf einer eingehenden Untersuchung. Die Boote, in denen sich die Besatzung geborgen hatte, ruderten aus Leibeskräften davon, wie gejagt von Schreck über unser plötzliches, unheimliches Verschwinden. Nachdem ich die Überzeugung gewonnen hatte, daß das Schiff ungefährlich und wirklich von der ganzen Besatzung verlassen sei, tauchte ich auf und ließ



2. u. 3. Der Dampfer wird beschossen.



4. **Der brennende Dampfer in ca. 20 km Entfernung.**

aus geringer Entfernung seine Wasserlinie mit Granatlöchern durchsieben, um es auf diese Weise zum Sinken zu bringen. Schon nach dem vierten Schuß begann der Dampfer zu brennen, und dieser von Minute zu Minute zunehmende Brand des großen, mit mehreren tausend Tonnen Öl beladenen Schiffes wurde zu einem einzig dastehenden imposanten Schauspiel.

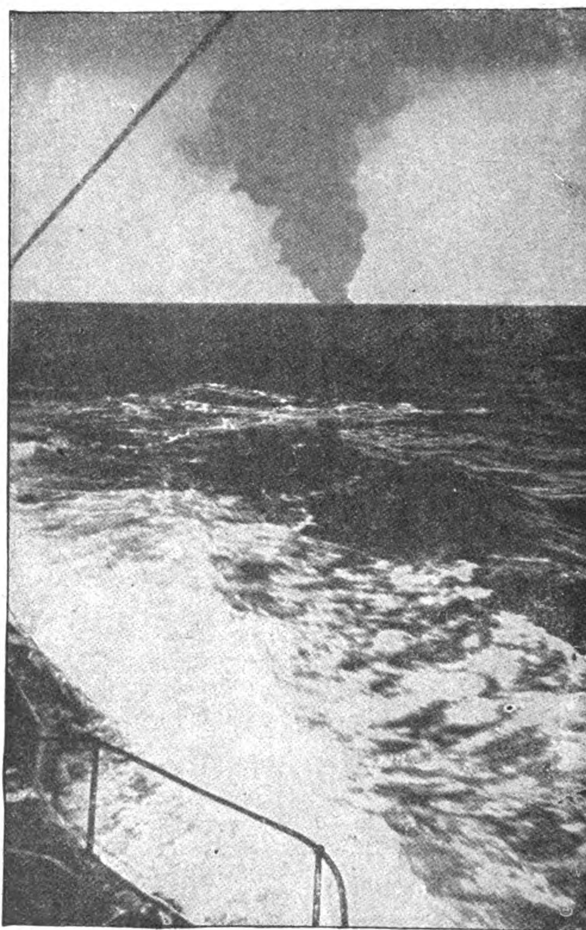
Erst brannte der Dampfer achtern, in der Gegend der Wohnräume, und hüllte uns in übelriechenden, braunen Qualm, so daß wir uns schleunigst auf die Windseite begaben. Nach wenigen Minuten schlugen bereits Flammen aus dem Schornstein heraus. Kurz darauf muß der hinterste Öltank von dem Feuer erfaßt worden sein, denn mit einer explosionsartigen Erschütterung flogen seine schweren Deckel auf, und eine dicke, schwarze Rauchsäule stieg empor. Das alles war nur Vorspiel, der eigentliche Akt begann erst jetzt.

Das Öl brannte. Nicht allein das Öl in dem Dampfer, sondern plötzlich auch all das Öl, das um ihn herum auf dem Wasser schwamm und durch die vielen Schußlöcher unserer Granaten fortgesetzt neue Nahrung erhielt. Im Handumdrehen stand das ganze Schiff vom Bug bis zum Heck in lodernden Flammen, die leuchtend und wild prasselnd weit über hundert Meter hoch emporschossen. Und rings um das glühende, feuerspeiende Schiff tanzten und züngelten in weitem Umkreise rötlich flackernde Feuerwogen. All das verbrannte kostbare Öl stieg in einer klebrigen, pechschwarzen Wolke in den blauen Himmel empor und legte sich breit und undurchdringlich vor die Sonne.

Wir hatten uns wegen des immer größeren Umfanges, den der Ölbrand auf dem Wasser angenommen hatte, einige tausend Meter weit von dem Schiff entfernt und beobachteten von dort mit Staunen das fabelhafte Schauspiel. Selbst bis zu unserem entlegenen Standpunkt hin war die ungeheure Hitze zu spüren. Zwanzig Minuten, nachdem der Brand begonnen hatte, war der ganze Dampfer bis hinauf in die Mastspitzen zur Weißglut erhitzt, und als er dann endlich mürbe war und schräg übers Heck in die Tiefe sank, da zischte und sprühte das Wasser, als ob es koche.

Wenn wir gedacht hatten, daß der Brand mit dem Untergang des Dampfers beendet sein würde, so sahen wir sehr bald, daß wir uns geirrt hatten. Er nahm im Gegenteil fortgesetzt an Umfang zu. Das Öl, das bekanntlich leichter ist als Wasser, stieg aus der Tiefe des Atlantiks an die Oberfläche und speiste die Flammen, die sich bald über eine Wasserfläche von mehreren Quadratkilometer ausgebreitet hatten und immer mehr Fläche an sich rissen. Es war der reine Geisterbrand, da man seine Ursache nirgends mehr finden konnte.

In der sicheren Annahme, daß uns die riesige, schwarze Qualmwolke, die den halben Himmel verdeckte, verraten mußte, verließen wir das Gebiet und fuhren nach Süden davon. Das war um 2 Uhr nachmittags. Und — trotzdem wir hohe Fahrt liefen — konnten wir bis in den Abend hinein den Brand des brennenden Öls verfolgen.



5. **Die Oel-Qualmwolke in 70 km Entfernung.**

Alster- und Elbfahrt.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Heiß steht der Hochsommer über der Stadt — endlich. Wir haben lange auf diese Wärme warten müssen. Sie wirkt zauberhaft, streift schmeichelnd alle dunklen Regenkleider ab und belebt die Straßen mit einer Fülle lichter, heiterer Gestalten. Ein Ziel aber haben sie alle — das Wasser. Hamburgs Hochsommer liegt auf dem Wasser, und es sieht gar nicht nach Krieg aus, wenn jetzt täglich Hunderte von Menschen in leichten Kanus die Alster befahren und Hunderte sich von schmucken Dampfern elbabwärts nach Blankenese und zu den Freibädern bringen lassen, wenn Lachen und Musik ertönt und Wimpel wehen und alles bunt und froh und verlockend ist . . . Kein Feind wird uns diesen farbigen, heiteren Hamburger Hochsommer glauben, und das neutrale Ausland erst recht nicht. Halten sie uns doch alle für verstimmt, unser Hanseatenleben für tot, unsere Farben für erloschen. Wir aber, wir lachen darein: Hamburg lebt, es ist auch heute, nach zweijährigem Kriege, noch „'ne Stadt, in der sie alle Dampfer fahren", und wer es hören will, dem wollen wir ein wenig von unseren blühenden, glühenden Hochsommertagen 1916 erzählen. . . .

Von der Alster zunächst. Da ist jetzt jeder Tag ein köstliches Geschenk, jeder Abend ein kleines Fest. Wie erfrischend, daß man auf der schimmernden, von warmen Dunstschleiern überspannten Wasserfläche in dieser ernsten Zeit einmal harmlos heiter sein kann. Losgelöst vom Ufer, ziehen die vielen Fahrzeuge geräuschlos an blumigen Gärten vorüber, kleinen Teichen, stillen Kanälen, heiteren Sammelplätzen zu. Es gibt allein 2000 Kanus jetzt auf der Alster, dazu kommen Segel-, Flach- und Ruderboote, und weil in diesem zweiten Kriegsommer mehr Hamburger als sonst ihre Ferien zwischen Elbe und Alster verbringen, glaubt man auf dem umgrünten und umblühten Flußbecken täglich einer Festlichkeit beizuwohnen. Wer kein eigenes Boot hat, nimmt einen „Mietklepper", polstert ihn weich mit bunten Kissen aus und verbringt bei den Klängen der Fährhauskapelle einige sorglose Abendstunden auf reizvolle Art. Kinder lenken die Fahrzeuge mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Ihre Gärten stoßen ans Wasser, da ist es ihnen mehr Freund als Feind; schon früh am Morgen kann man sie mit Spielzeug oder einem Lieblingsbuch im Ruderboot antreffen. Sie kennen die wenigen Stellen, wo unter hängenden Weidenzweigen noch Seerosen träumen, und biegen gewandt den flinken, weißen Alsterdampfern aus, die den Pflichtenmenschen in kurzen Minuten von Ufer zu Ufer an seine Arbeit bringen. Vor 50 bis 60 Jahren, als der schwerfällige Bassongsche Wasseromnibus noch mehrere Stunden brauchte, um von der Lombardsbrücke vorbei an Milchewern, an schilfumkränzten Ufern und vereinzelten lateinischen Segeln nach Eppendorf seine zwanzig bis dreißig Fahrgäste zu tragen, fehlte freilich das jugendliche Element auf der Alster noch fast völlig. Damals gab es auch noch keine Fähre, keine Alsterpolizei und keine Bootsvermieter; friedlich drehten sich die Mühlenflügel auf der Lombardsbrücke, und dem gemilderten Lauf des anmutigen Flusses geschah nirgends Einhalt.

Nur die Schwäne waren schon da. Sie sind sozusagen eine Hamburger Spezialität und haben sich ganz allmählich auf der Alster eingebürgert. Schon im 16. Jahrhundert ist von ihrer eleganten Schönheit die Rede gewesen; man spricht von einer damaligen Schenkung „zur Unterhaltung der Armen und Schwäne", spricht auch von einem Vermögen, das ihnen derzeit eine reiche Dame vermacht haben soll. Jedenfalls wurde das Halten von Schwänen auf offenem, freiem Wasser in Hamburg stets als eine Regel betrachtet. Seit 1664 gehören sie dem Staat, der sie durch die Baudeputation für die ansehnliche jährliche Summe von 7000 Mark verpflegen läßt und in jedem Jahre eine Reihe von Paaren nach auswärts verschenkt. Seit Kriegsausbruch geht es den mehr als 300 Tieren jedoch nicht so gut wie früher. Auch an ihre Nester trat unbarmherzig der Krieg. Ihre Nahrung, Gerste, Hafer und Mais, wurde ihnen entzogen, sie müssen sich selbständig von allerlei Algen, Schnecken und Pfahlmuscheln ernähren, und ihre Eier nimmt man ihnen fort, um sie am Brüten zu verhindern, da es an Brot für die Jungen fehlen würde. Die Schwanenpaare jedoch tragen diese schmerzlichen Verluste mit der ihnen angeborenen Würde und ziehen auch an Kriegshochsommertagen majestätisch ihre schillernde Bahn. Sie sind die Freude der Verwundeten und finden oft den Weg alsteraufwärts durch die Kanäle, deren Pflege unter ständiger Aufmerksamkeit der Baudeputation steht. Gerade während der Kriegsjahre wurde an der oberen Alster eifrig gearbeitet. Ihre Kanalisierung zwischen Winterhude und Fuhlsbüttel erreichte eine schlanke Kurvenführung des früheren breiten, vielfach gekrümmten Flußbettes. Ein Höhenunterschied von fast 4½ Meter wurde durch Staustufen geschickt überwunden, Rutschen erleichtern die Überführung der vielen Kanus, so daß nun der fröhliche Wassersport bis in das liebliche Alstertal ausgedehnt werden kann. Von freundlicher Bedeutung für den fremden Beschauer idyllischer Alsterfreuden ist auch der neue, durch Anlagen neben dem Wasser herlaufende Fußweg. Man kann heute vom Alsterpavillon bis nach Fuhlsbüttel und weiter ins Landgebiet hinein am Ufer der Alster entlangspazieren.

Am schönsten freilich bleibt auch für den Fremden immer noch der freie Rundblick der breiten Außenalster. Hier pulst im Sommer der Lebensnerv aller Geselligkeit; und wenn auch im Kriege keine bunten Leuchtkugeln über sprühenden Feuerrädern aufsteigen, wenn auch das Uhlenhorster Fährhaus seine Umrisse jetzt nicht mit Lichterschnüren behängt und Blumenkorso und Lampionfeste glücklicheren Zeiten vorbehalten bleiben müssen . . . märchenhaft schön ist eine blaue, warme Abendstunde auf der Alster in diesen sommerhellen Nächten doch, und mancher feldgraue Mann, der wirr von Kämpfen heimkommt, trinkt durstig einer solchen reichen Abendstimmung köstlichen Trank.

Nur mit Motoren sollte man die Alster verschonen. Für derlei Sonderscherze eines einzelnen ist sie wirklich zu schade. Und auch viel zu klein. Als kürzlich ein solches Alsterauto die zahlreichen Wassersportfreunde, die vielen hübschen Mädchen und Frauen, die niedlichen Kinder aus der Ruhe ihrer zierlichen Fahrzeuge aufscheuchte, folgten dem an sich nicht üblen Privatmotorboot erschreckte Blicke und zwangen — wie man schadenfroh behauptete — den Motorführer zu eiliger Flucht durch die Lombardsbrücke über die Binnenalster, vorbei an den Alsterarkaden zur

Schleuse, die schützend das also boykottierte Fahrzeug aufnahm, um es durch die Kanäle der inneren Stadt, vorüber hinter Bankhäusern, Speichern, Steuergebäuden und Kontorhäusern, unter leicht geschwungenen Brückenbogen hindurch, dem Hafen und damit der Elbe, seinem eigentlichen Element, wiederzuzuführen.

Gebändigt liegt des Hafens Kraft. Doch ist sie nicht tot. Sie schlummert nur: der Hafen träumt. Schwer geht um die Hochsommerzeit sein glühender Atem. Und ist draußen Krieg — wohlan. Er trägt sein Teil dazu bei. Der größte Hammerkran der Welt, das größte Schwimmdock der Welt, sie sind wahrlich nicht für Spielereien geschaffen. Und Krangewichte und Preßluftapparate haben heute durchaus keine Zeit, müde zu sein. An Alltag und Sonntag knirscht und knattert es von den kleinen arbeiterfüllten Elbinseln herüber zu den Landungsbrücken, und viele Tausende von Arbeitern werden morgens und abends von den grünen Hafendampfern über die Elbe befördert. Es gibt nahezu siebzig solcher Hafenfähren und -rundfähren. Wer in Hamburg zu Gast war, kennt sie gut. Und farbig und beweglich ist auch heute das Bild, dem sie uns zuführen.

Denn Hamburgs Hafen wächst. Eine dritte Elbbrücke reckt schon die gewaltigen Betonmassen ihres Unterbaus aus dem Wasser empor; weiterhin ist ein neuer Kai und an ihm eine Reihe von Backstein-Lagerhäusern fertig geworden. Hungrig vertilgt der deutsche Hafenriese ein Stück Wiesenland nach dem andern; man wird die Veränderung auf einer Fahrt nach der Fischerinsel Finkenwärder deutlich gewahr. Das idyllische Waltershof wurde aufgehöht und eingeteilt zu neuen Hafenbecken — wie lange mag es noch dauern, und die begierige Hand des Tiefbauingenieurs reckt sich auch nach dem anmutigen, geruhsamen Fischereiland aus. Einstweilen speien hier schon lange Rohre den ausgebaggerten Elbsand auf die Inselmitte. Denn tief und gerade muß die Fahrrinne sein, wenn eines Tages wieder die Ozeandampfer zu fernen Zielen an den Hamburg-Altonaer Ufern vorübergleiten werden, flußabwärts, seewärts. Auch Hamburgs Schiffe liegen nicht tot. Altes wird ausgebessert und vorbereitet; Neues, Gewaltiges befindet sich im Bau. Auf dem „Imperator" herrscht von Zeit zu Zeit reges Leben . . . wenn man bulgarischen Freunden in den hohen Festsälen an Bord einen Empfang bereitet; wenn Hunderte von Verwundeten, die noch nie auch nur das kleinste Schiff gekannt haben, bereitwillig durch diesen schwimmenden Hotelpalast geführt werden. Mehr als 22 000 Besucher — größtenteils verwundete Soldaten mit ihren Angehörigen — sahen im Laufe der letzten achtzehn Monate unentgeltlich das Schiff, das, entgegen weitverbreiteter Meinung, niemals als Lazarett gedient hat und ebensowenig wie andere hochwertige deutsche Ozeandampfer dafür in Aussicht genommen war.

Freilich wird ihm nicht mehr lange der Ruhm gebühren, das größte Schiff der Welt zu sein: Gigantischeres wächst dort hinten am Werftkai unter geschäftigen Händen empor, „Bismarck", der vom Kaiser getaufte 56 000-Tonnen-Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Erst kürzlich hat sich ihr Generaldirektor Herr Ballin über das Bauprogramm der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften geäußert. Danach baut die Hapag in Hamburg noch das Turbinenschiff „Tirpitz" von 32 000 Tonnen und drei andere Schiffe von je 22 000 Tonnen; bei Bremen sind unter neun Dampfern allein die vier größten Frachtdampfer der Welt von je 18 000 Tonnen bestellt; Flensburg baut fünf Schiffe, in Geestemünde entstehen zwei Frachtdampfer von je 17 000 Tonnen für den Verkehr durch den Panamakanal. Rege sorgen auch die übrigen Schiffahrtsgesellschaften vor; die Afrika-Linie baut sechs, die Hansa-Linie acht, die Kosmos-Linie zehn Schiffe, deren Größe zwischen 9000 und 13 000 Tonnen schwankt. Fahrtbereit liegt im Hamburger Hafen seit einigen Wochen der „Cap Polonio", ein bedeutend verbessertes Schwesterschiff des im September 1914 als Hilfskreuzer untergegangenen „Cap Trafalgar" der Hamburg - Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Und wenn man aus der Nachbarstadt Bremen erfährt, daß der Norddeutsche Lloyd in Danzig die großen Schnelldampfer „Hindenburg" und „Columbus" von je 35 000 Tonnen, ferner „München" und „Zeppelin" von je 16 000 Tonnen und zwölf weitere Schiffe von je 12 000 Tonnen in Auftrag gab, so wird uns bei einer Fahrt durch Deutschlands ersten Handelshafen nicht etwa trübe und mutlos zu Sinn, sondern vielmehr froh und zuversichtlich beseelt. . .

Die an der Wasserkante können warten. Sie wissen, daß jeder Sturm auf dem Weltmeer einmal stille wird. Dann aber sind sie bereit, und gemeinsam sollen die deutschen Riesen „Bismarck" und „Hindenburg" den Ozean befahren.

Sommerabendstimmungen.

Von Bodo Wildberg.

Irgendwo im Westen Berlins verstecken Häuser und Gärten einen ansehnlichen Schilfsee. Durch zwei, drei Kaffeegärten gelangt man noch an seine Ufer. Der Zerstörer Krieg hat uns hier ein Stück märkischer Aulandschaft bis auf weiteres noch lebendig erhalten. Denn auf dem Papier ist sie schon „bebaut", eine neue Straße schneidet gerade durch den Wald uralter Kastanien am Seeufer. Wenn das fröhliche Toben der Jugend, das Orgeln des nachbarlichen Karussells — in Österreich nennt man's auf gut deutsch „Ringelspiel" — verhallt ist, sitzt man gern in einem der alten Gärten am Schilfsee. Das Schwanenhäuschen, das mit dem wachsenden Sommer stets tiefer im sanftbewegten Schilfgrün versank, wird jetzt am täglich kürzeren Abend immer früher und früher vom Schatten erreicht, der aus den Baumgärten auf das Röhricht heranrückt. Noch ist das rote Dreiturmhäuschen hell beleuchtet, aber die Schattenhälfte des Sees grenzt schon an seine Nordwand. Dann werden die Wildenten einfliegen, die jetzt statt der Schwäne dort im Rohre heimisch sind.

* * *

Am Ausfluß des Neuen Sees im Tiergarten schwingt sich eine Brücke über den langen, gerade nach Westen laufenden Kanal. Die Abendsonne strömt hier blendend dem Wasserlauf entgegen und verklärt die zahllosen Boote, in denen helle Gestalten sich der Kühle hingeben. In der laubüberwölbten Gasse herrscht in solchem Augenblick eine Heiterkeit und eine Fülle

des Lichtes, die dem einfachen Bilde etwas Unzeitliches, Tagfernes leihen. Harmlose Lust, spätsonniger Friede schweben über dem Wasser.

* * *

Wir waren lange nicht im Zoologischen Garten gewesen. An einem laugrauen Sommerabend entschlossen wir uns dazu, wieder einmal hineinzugehen. Beim ersten Betreten des Gartens erschien uns alles kleiner, als es in der Erinnerung gelebt hatte, dann aber grüßte man die alten Schönheiten wieder und die alten Freunde aus dem Tierreich. Man hielt wieder am Ufer des Ententeichs den Schritt an, wo der Blick auf die Waldschenkenbrücke und den chinesischen Pavillon fällt: die Weidenmassen, wallendes Graugrün, tauchen ihr Gezweig in die dunkle Flut, und die Eichen, die unmittelbar aus jenen emporzuwachsen scheinen, runden sich vornehm vor dem leicht verschleierten Osthimmel. In gleißenden Stößen treibt der Springbrunnen sein Weiß aus dem Herzpunkt dieses Bildes lustig und kräftig zur Höhe empor.

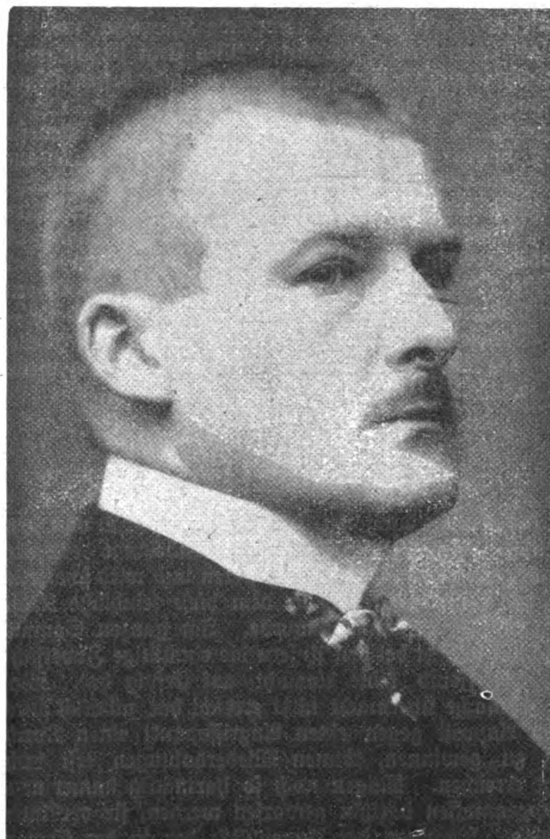
Auf dem Platz hinterm Raubtierhaus lagert schon vollkommene Einsamkeit. Über Dach und Kuppelturm baut eine sehr hohe Pappel, jene allbekannte an der Löwenecke ist es, ihr schönes Laubminarett in großer Ruhe auf. Die mächtigen Katzen haben sich schon zum Schlummer hingelegt; in einem Außenkäfig streckt noch ein patagonischer Puma, hellgelb vor finsterm Hintergrund, in Sphinxstellung die Pranken aus, und ein Paar seiner Stammesbrüder jaumen und schmälen in einem entfernteren Ausbau.

Musik schallt herüber wie in alten Tagen. Vorbei am bengalischen Tiger, der die Pracht seines Felles gleichmütig am Gitter ausstellt und nur ab und zu lässig mit dem Schwanze nach Fliegen schlägt, gehn wir zum Muschelpavillon am See. Da scheint das Leben noch genau so zu wogen wie einst in der Friedenzeit. Und während eine Lampe nach der andern sich entzündet und die scheckigen Schopfenten im Grase durch das wachsende Licht aus ihrem ersten Schlummer aufgeschreckt werden, schauen wir wie im Traum auf den Wasserfall, der mit dem Brückenbogen und ein paar exotischen Kiefern zum unwirklichen Parkgemälde zusammenfließt. Ein Walzer verliert sich in den Lindenkronen, unter der Platane versammeln sich blaßrötliche Flamingos zu erregtem Abendgespräch. Die Farben im Menschenstrom sind etwas stiller und weniger auffällig als ehedem. Doch immer mehr Wärme und Lebendigkeit strömt aus den Glanzeilanden des Teichufers in die Sommernacht hinaus.

Auf dem Heimwege sehen wir überall Menschen vor den Haustoren, sie pflegen der Abendruhe in freier Luft. Man sah dies sonst im Westen weniger, alles flog aus ins Vergnügen, die Straßen lagen um diese Zeit einsam da. Durchleuchtet hebt sich die Steinmasse des Tauentzienpalastes, die durch die goldgelbe Lichtfülle der unteren Bogenreihen eine Gliederung erhält, wie man sie am Tage nicht erwartet hätte. Der mächtige Oberbau schwebt lastlos darüber wie ein flämisches Stadthaus über seiner Arkadenreihe.

* * *

Unter den Linden gegen zehn. Die stolze, alte Straße bildet einen ruhigen Gegensatz zur Friedrichstraße, die fast ebenso stark vom Verkehr überquillt wie in Friedenzeiten. Ja, die Urlauber, die vom Bahnhof drüben unmittelbar ins Rauschen der Weltstadt getreten sind, machen das Menschengedräng im oberen Teil, da wo er in die Linden einmündet, noch kräftiger und bewegter. Ein paar Schritte nach dem Brandenburger Tor oder nach dem Zeughaus hin bringen uns schon in stillere Breiten, und in der Mittelallee schreitet man nahezu einsam auf fernhinlaufendem Kies dem Reiterbild des Großen Friedrich entgegen. Von dem leuchtenden Stamm des Straßenkreuzes strecken sich die Arme, die beiden Hälften des Lindenganges, so hüben als drüben in vornehme, feierliche Nacht hin. Aus einem Kaffeehaus schallt Musik ins Grüne hinaus, in die kaum leise herbstenden Wipfelreihen. Die klassizistischen Fresken an seinen Wänden gewinnen im weißen Lichte eine trauliche Heiterkeit. Lind und frei streicht die Abendluft, die in diesem Jahre sogar im Stadtinnern noch einen Hauch von ländlicher Frische auf den Fittichen trägt, in den weitgeöffneten Raum.



Phot. Gottheil u. Sohn.

Otto von Brünneck,

bisher Landrat des Kreises Königsberg, wurde zum Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen gewählt.

Aufrecht und versonnen schreitet ein schlankes Paar, er in Feldgrau, sie ganz und gar in Weiß, beide wohlgeschaffen und weit über mittlere Größe, aus der Dämmerung des westlichen Teiles der Allee in die Helligkeit der Kreuzung und dann, ohne Hand von Hand zu lassen, wieder in den Rahmen der Bäume hinein. Sie sprechen wohl nicht viel miteinander, Ungesprochenes wandelt zwischen ihnen. Die hohe graue, die hohe weiße Gestalt verschwinden nun gemeinsam im Schatten des Standbildes, dort, wo die Lindenreihen zu Ende sind.

* * *

Ewig schade, daß der Botanische Garten in Dahlem seine Tore schon um sieben Uhr zumacht. Denn gerade

hier muß ein rechter Sommerabend seine kostbarsten Gaben reicher und Düfte verschenken, die außerhalb dieses Geheges unbekannt sind. Auch so, im vollen Spätsommerzauber, ist der Abend reich und prächtig genug. Am Abhang des Himalaja — des kleinen, botanischen nämlich — loht ganz plötzlich der unglaubliche Brand des beerenvollen Cotoneasterstrauchs in einem unerhörten, wahrhaft betäubenden Hochrot. Über dem saftgrünen Grund wieder das elefantengraue fremdartige Gewölbe des Schauhauses, das wunderbar zu diesem indischen Buschfeuer paßt. Vorher haben wir den Schilfwald im märkischen Luch durchschritten, auf Schlängelwegen duftumsponnen die „Alpen“, die „Karpathen“ umklettert, endlich das chinesische Häuschen und den südländischen Garten berührt. Alles steht jetzt in einem geisterhaft zarten Augustabendnebel, aus dessen feinem Gespinst noch der glühende „Fuchsschwanz“, Celosia magnifica, dann die purpurne Rudbeckie, die Schwester jener hohen goldgelben überseeischen Sterne, die auch in einem deutschen Tale wild zwischen Ruinen wuchern — zuletzt noch die erdbeerroten Blütenmassen der Phloxart „Matador“, die man vor ein oder zwei Jahren als Modeblume in den meisten Anlagen sehen konnte, als stärkste Töne klingen, wenn es auch keine dem lodernden Contoneaster gleich tut. Da schrillt die Schelle — ein Viertel vor sieben — es heißt der Pforte zueilen und des leise grauenden Abends sich draußen weiter freuen.



Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Entscheidung an der Westfront, die von dem englisch-französischen Offensivstoß unbedingt erwartet wurde, ist unbedingt nicht eingetreten und wird schwerlich in dem Sinne eintreten, in dem diese feindliche Kraftäußerung unternommen wurde. Im ganzen Somme-Abschnitt besteht bei den Unsern die einmütige Zuversicht, daß der Feind keine Aussicht auf Erfolg hat. Was die zehnfache Übermacht nicht erreicht hat, nämlich durch ihren Anprall gegen einen Angriffspunkt einen Durchstoß zu gewinnen, können Wiederholungen erst recht nicht erreichen. Mögen noch so hartnäckig immer neue Truppenmassen dorthin geworfen werden, sie verbluten nutzlos. Nachdem der Augenblick, der in der Erwartung der Feinde die Krisis bedeutete, ohne Eindruck auf die Standhaftigkeit unserer Truppen vorübergegangen ist, und das ist er zweifellos, zersprühen die Anläufe in Einzelkämpfe. Der Übergang zum alten Zustande des Stellungskrieges trat schneller ein als gedacht. Schon ist das Bild der Lage am bedrohten Punkte so, daß nicht wir in Bedrängnis sind, sondern vielmehr so, daß die Angreifer im Kessel stecken. Fast von drei Seiten umschließen wir diesen Kessel und nützen in voller Ruhe und Sicherheit den Vorteil aus, den wir damit in der Hand haben. Jetzt wundert man sich in den feindlichen Heerlagern, wie die Deutschen es wider alles Erwarten fertiggebracht haben, auf der großen Front von der See bis an die Alpen ihre Reserven so zu verteilen und zu bewegen, daß sie im entscheidenden Zeitpunkt an der Entscheidungsstelle da waren. Besonders ist in seiner taktisch ungünstigen Stellung dem Gegner die rechtzeitige Verstärkung unserer Artillerie verhängnisvoll geworden, in deren konzentrischem Feuer er steht, ohne auch nur annähernd in gleichem Maße nach verschiedenen Seiten ringsum erwidern zu können.

Bei diesem Stand der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß die französische Heeresleitung jetzt schwankt, ob die Somme-Schlacht oder die Schlacht um Verdun für ihre Streitkraft bedrohlicher ist. Heftige Kämpfe um Thiaumont und Fleury sind neu entbrannt. Nach den Berichten unserer Obersten Heeresleitung sind wir bei diesen zu Ende der Woche noch nicht abgeschlossenen Kämpfen in der Oberhand. Es wird sich ja aber mit der Zeit herausstellen, ob die sichtlichen Anstrengungen Joffres, uns bei Verdun stärker zu beschäftigen, in der Tat diesen Zweck zugunsten der englisch-französischen Offensive erfüllen. Die Feinde haben helle Fanfaren darüber angestimmt. Wir haben guten Grund, die Berechtigung dazu zu bezweifeln. Es scheint, daß man sogar in Paris selbst und auch in London nicht recht davon überzeugt ist.

In London berechnet man einerseits nach rückwärts, daß von 50 englischen Divisionen volle 32 an den Fehlschlag an der Somme eingesetzt sind, anderseits rechnet man nach vorwärts mit dem immer noch verfügbaren Zustrom von Kampfmitteln ins Kampfgebiet. England hat sich ja aber im ganzen Verlauf des langen Krieges immer und immer wieder verrechnet.

Überhaupt sieht die zähe englische Energie doch längst wie Eigensinn aus. Und Eigensinn ist bekanntlich die Energie solcher Charaktere, die sich regelmäßig als beschränkt erweisen. Also hoffen wir das Beste, und überlassen wir es ruhig den Engländern, sich weiter so hoch einzuschätzen, wie sie es gewohnt sind.

Die Hinrichtung Casements war ein Schlag gegen Irland, der in der ganzen irischen Welt innerhalb und außerhalb des englischen Machtbereichs als Racheopfer empfunden wird, durch den für alle weitere Zeit ein unauslöschliches Blutzeugnis gegen England geschaffen ist. Es ist mehr als eine Schändlichkeit, es ist eine Torheit von England, diesen Akt der Willkür in einem Atemzug zu nennen mit der rechtmäßigen Verurteilung des Freibeuters Fryatt durch deutsche Gerichtsbarkeit.

Die Kunde von der Erweiterung des Befehlsbereichs Hindenburgs auf die gesamte Ostfront tönte mit stählernem Klang über Deutschland hin und über seine in Feindesland vorgeschobenen feldgrauen Mauern nach außen. Diese, wie man in Auslandsblättern schon vor einiger Zeit las, von den Feinden in banger Vorahnung vorausgesehene Tatsache berechtigt uns zu guten Erwartungen. Nunmehr steht also alles, was an Truppen von der Ostsee bis zur Strypa hinab in Hindenburgs Hand ist, unmittelbar neben den Heeresabteilungen des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, des Erzherzogs Karl Franz Joseph.

Was von der Balkanfront zu berichten war, fügte sich den bisherigen Ereignissen folgerichtig an. Die Haltung der türkischen Heeresleitung läßt erkennen, daß die Türkei den wesentlichen Punkt des Kriegschauplatzes fest im Auge behielt, indem es seine Hauptstreitkräfte in gesammelter Bereitschaft hält. Ebenso steht Bulgarien an seiner Front gewappnet.

Die englische Suezstellung erfuhr einen Vorstoß größerer türkischer Streitkräfte, der bei der Ausdehnung der Verteidigungslinie zweifellos eine besondere Beachtung verdient und nicht ohne beunruhigende Wirkung auf England blieb.

Auch die wuchtige Wiederholung unseres Luftangriffes trägt nicht zur Sicherheit Englands bei. Ergebnislos waren diese Angriffe nicht. Daß England es bestreitet, hängt eben mit seinem Eigensinn zusammen und ist nicht ernst zu nehmen. X.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Kühlewindt.

Neuste Aufnahme des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Während der Anwesenheit Seiner Majestät des Deutschen Kaisers an der Ostfront hat in Übereinstimmung mit Seiner k. und k. apostolischen Majestät eine neue Regelung der Befehlsverhältnisse dort stattgefunden, die der durch die allgemeine russische Offensive geschaffenen Lage Rechnung trägt. Unter Generalfeldmarschall v. Hindenburg wurden mehrere Heeresgruppen der Verbündeten zu einheitlicher Verwendung nach Vereinbarung der beiden Obersten Heeresleitungen zusammengefaßt



Ein deutscher Schützengraben im Somme-Gebiet nach achttägiger feindlicher Beschießung.



Leipziger Presse-Bureau, Leipzig.

Ein durch unsere Truppen eroberter feindlicher Schützengraben, der noch deutlich die Wirkung des deutschen Artilleriefeuers zeigt.

Neue Aufnahmen von der Somme-Schlacht.

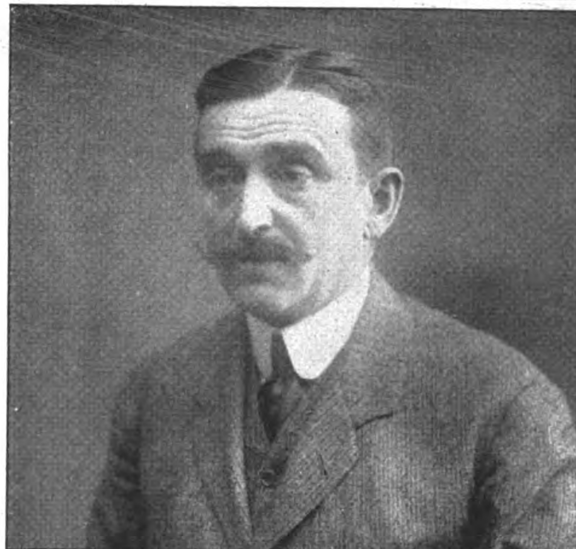


Spezialaufnahme für die „Woche“.

Gedenkgottesdienst im Berliner Dom.



Erster Bürgermeister Dipl.-Ing. Piotr Drzewiecki.



Stadtpräsident Fürst Zozistow Lubomirski.



Nach der ersten Sitzung:
Begrüßung der Stadtverordneten durch die Bevölkerung.



orsitz. der Stadtv.-Versamml. Univers.-Rektor Dr. Brudzinski.



Zweiter Bürgermeister Dipl.-Ing. Zygmund Chmielewski.

Das Warschauer Stadtparlament. — (Phot. Wysmyk.)



Phot. Wyżmyl.

Feierliche Eröffnungsitzung des Stadtverordnetenkollegiums von Warschau.


Hofphot. Ciolina.
Major Boldewin v. d. Knesebeck.


Hauptmann Haken.


Oberleutnant Eduard Rotzoll.


Leutnant Fritz Rotzoll.


Hofphot. Engelmann.
Oberleutnant Herbert Alt.


Leutnant von Gynz-Rekowski und Gefreiter Schmidt.


Phot. Lagast-Carpentier.
Unteroffizier Karl Joeres.


Leutnant Alex Spitz.


Vizefeldwebel Kurt Schneider.


Vizefeldwebel Herrmann.


Unteroffizier Hammer.


Unteroffizier A. Niesel.


Unteroffizier Strom.


Kriegsfreiwilliger Joseph Frick.


Phot. Felst.
Gefreiter Ramsperger.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Hofphot. Atelier Kosel.

Generaloberst Erzherzog Leopold Salvator im Kreise seiner Familie.

Von links, sitzend: Erzherzogin Margarita, Erzherzog Leopold Salvator, Erzherzog Rainer Karl, Erzherzog Anton, Erzherzog Franz Joseph (am Klavier). Stehend: Erzherzogin Maria Antonia, Erzherzog Leopold, Erzherzogin Maria de los Dolores, Erzherzogin Assunta, Erzherzogin Blanca, Erzherzog Karl Pius (auf dem Klavier sitzend), Erzherzogin Maria Immakulata (mit Geige).



Hofphot. C. H. Schiffer.

Oberst Hoefer,

Regimentskommandeur, wurde mit dem Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.

Hinein und Hinaus.

V. Von Hans Ebhardt.

Wieder rollten wir durchs hier ganz besonders weite, weil sehr flache deutsche Land, diesmal gen Osten, der Reichshauptstadt zu. In meinen Knabenjahren war es eine sehr lange, langweilige Fahrt gewesen — über acht Stunden durch öde, unbelebte Heide und Moorgegenden, die streckenweise kaum die Spur menschlicher Arbeit aufwiesen. Jetzt flogen wir in knapp fünf Stunden durch ein Land, das zwar seinen ursprünglichen Charakter noch immer nicht verleugnete, die Einwirkung des Menschen aber fast überall verriet. Auch hatte ich inzwischen anders sehen gelernt und sah infolgedessen mehr, sei es nun von noch unberührten stillen Schönheiten, sei es von staunenswerten Umwandlungen. Immer noch gab es dunkle Fichtenwälder und lichte Birkenhaine, deren weißschimmernde Stämme mir noch hell aus Jugendtagen herüberleuchteten. Aber viele braune Moore fand ich als sattgrüne Wiesen wieder, und weite Heidestrecken als reiche Getreidefelder und Kartoffeläcker, auf denen teils die Ernte just im Gange war — — hier besorgt von fleißigen deutschen Frauen und Kindern, dort wiederum von anscheinend meist russischen Kriegsgefangenen — — teils breiteten sich unendliche Stoppelreihen weithin aus, die sich vor unseren eilig vorüberhuschenden Augen krümmten. Denn es war mittlerweile Herbst geworden, und ein kühles Lüftchen wehte, das unsereinem schon als recht scharfer kalter Hauch durchs tropenmürbe Gebein drang.

Am deutlichsten zeigte sich der Unterschied zwischen einst und jetzt in der Zunahme von Zahl und Größe der Bahnhöfe. Ülzen und Stendal, damals bescheidene Stationen, waren zu bedeutenden Knotenpunkten herangewachsen, und so manche weltvergessene Haltestelle von ehedem ließ, sich nach rechts oder links, rückwärts oder vorwärts abzweigend, Schienenstränge ausgehen, die das ganze weite und einst so tote Gebiet lebendigem Verkehr aufschlossen. Je mehr wir uns Berlin näherten, desto umfangreicher wurden diese Anlagen, desto zahlreicher, unabsehbarer die Verschiebebahnhöfe, die Werkstätten, die Kohlenlager, bis wir den Eindruck hatten, in unserem Deutschland müßten — — wie in China und der Türkei die Begräbnisplätze — — die Bahnkörper und was dazu gehört fast mehr Raum einnehmen wie die Städte selbst, auf deren Nähe sie vorbereiteten. Aber auch diese zeigten überall, von dem unendlich weit hinausgreifenden Groß-Berlin ganz zu schweigen, eine kräftige Ausdehnung. Immer wieder lange neue Straßenreihen, vielfach schon von elektrischen Bahnen durchzogen, neue saubere Häuser unter freundlich roten Dächern, schlanke und behäbige, spitze und stumpfe neue Kirchtürme, die jüngsten erfreulicherweise nicht mehr nach Schema F erbaut, sondern sich der Landschaft anpassend und altererbter Bauweise folgend. Und ein unendliches Heer strack und selbstbewußt aufgerichteter Fabrikschlote, immer häufiger zu Gebäuden gehörend, die bewiesen, daß man auch derartige reine Nutzbauten in für das Auge gefälliger Form aufführen kann. Was hatte ich dagegen in Italien, in England, in den Vereinigten Staaten (in letzteren mit Ausnahmen!) für Schauderdinge sehen müssen!

Als unser Zug über die große, militärisch bewachte Elbbrücke rollte, zog ich meine Frau ans Fenster rechts, kommandierte in den Verhältnissen angemessenen Ausdrücken: „Helm ab zum Gebet!" und wies auf eine schöne Baumgruppe, das sich darüber hebende Dach eines alten Herrenhauses und einen ungefüge aufstrebenden Kirchturm, der ein zierliches Dachreiterlein trug wie weiland Sankt Christoffel das Jesusknäblein: — „Sieh da — Schönhausen, unseres Bismarck Geburtshaus!" — Und wir blickten hinüber, solange wie nur konnten, und in mir war eine große Traurigkeit. Weshalb nur mußte ich hier stets im Schnellzug vorübergerissen werden? Wie viele von den heiligen Wallfahrtsorten des deutschen Volkes waren mir überhaupt von eigenem Anschauen bekannt?! — Die Antwort lautete beschämend. —

Über Berlin selbst viel zu sagen, werde ich mich hüten! In dem Riesentiegel — Hexenkessel und chemische Retorte, Planschbecken und Gralskelch zugleich — brodelt gar zu unendlich viel durcheinander. Und ich habe natürlich nur hier und da ein Schaumflöckchen abschöpfen können. Dabei sind mir mehr als irgendwo sonst in der ganzen deutschen Reichswanne die verschiedenartigsten Gerüche in die Nase gestiegen, manche heftig zum Niesen reizend. Man wendet sich aber ab, wenn man sich schneuzen muß. —

Daß Groß-Berlin sehr lang und breit ist, weiß man schon, auch ohne daß ich es bestätige. Daß es auch eine Achtung gebietende Höhe hat, bewiesen mir die ersten Luftschiffe, die ich hier zu Gesicht bekam, die ersten meines Lebens. Und so unwissend war ich in dieser Hinsicht, daß ich keinen Parsival vom Schütte-Lanz, noch beide vom Zeppelin unterscheiden konnte, und es half mir wenig, als ich mich an Berliner Straßenjungen als Sachverständige wandte, denn die hatten auch jeder seine eigene Meinung, oft auch mehrere. Aber da waren sie himmelhoch über den Linden, dem Königsplatz, den riesigen Gleisdreiecken, westlich des Charlottenburger Bahnhofs oder dem Tempelhofer Felde zogen sie ihre vornehm stillen Bahnen, als meinten sie es gut mit mir, als wollten sie mich für langes Warten entschädigen. Und ich fürchte, ich markierte den krassesten, unverbesserlichsten Provinzler (von jenseit der Reichsgrenzen); denn wenn sie mir auf meinen unermüdlichen Entdeckungsreisen „begegneten" — ich blieb immer wieder stehen und starrte benommen hinauf zu jenen imponierenden Beweisstücken deutscher Überlegenheit auch in den höheren Regionen.

Den leicht beschwingten Flugzeugen aber habe ich sogar einen Besuch in ihrem Kindergarten gemacht, da draußen irgendwo, rechts um die Ecke geradeaus in großem Bogen hinter einer einstmals befestigten Vorstadt im Nordwesten. Da, wo die Personenzüge auf der Klingelbahn in erster Linie Munition befördern und die Reisenden andrer Klassen hübsch warten müssen, bis all die schweren Jungen eingestiegen sind, die später in Frankreich und Rußland, und wer weiß wo sonst noch, gleichfalls Luftreisen machen wollen, mit dem Unterschied, daß sie nie zurückkehren, sondern in oder hinter den feindlichen Linien niedergehen und, sich selbst opfernd, ungeheure Verwüstung um sich her verbreiten.

Die lebendigen Flügelmenschen aber habe ich bei ihren ersten Geh- oder vielmehr Schwebeversuchen be-

obachten dürfen und werde den Nachmittag auf dem weiten Felde, den fernen Waldrand vom Schein der blutig rot untergehenden Sonne übergossen, inmitten des ohrenbetäubenden Gesurrs der Motoren, zwischen den schneidigen und dabei so lustigen Fliegern nicht vergessen. Im übrigen ging's dort zu wie auf einem sehr belebten Stadtbahnhof: alle drei Minuten mit nie versagender Pünktlichkeit Abfahrt und Ankunft. Es schien alles so selbstverständlich und einfach, daß dem Laien die Summe von Ordnung und Energie, von Nervenkraft und Todesverachtung — waren es doch lauter Anfänger! — gar nicht zum Bewußtsein kam. Und es war darunter einer, den ich kannte, der nicht gut zu Fuß gewesen und deshalb, als es losging, zu den Reitern gegangen war. Als ihm im Felde nun etwas zugestoßen, daß er nicht mehr reiten konnte, ging er zu den Fliegern! Wie gesagt: Alles ganz einfach und selbstverständlich! Man schraubt sich eben höher, wenn's unten nicht mehr will. —

Ich aber mache es umgekehrt und kehre zurück von den Fliegern zum ganz gewöhnlichen Fußvolk, das in Berlin der weiten Entfernungen wegen andauernd Elektrizität und Dampf zur Fortbewegung benutzt. Was habe ich mir da zusammengefahren! Außer in meinem Bett ruhte ich nirgends so lange wie auf den Bänken der Straßen-, Untergrund-, Hoch- und Oberhoch-, Stadt-, Ring- und Vorortbahnen — d. h., wenn sie noch Platz boten. Sonst stand ich ungezählte Kilometer weit von einem Ort zum andern!

Aber profitiert habe ich doch auch davon: Ich fand gerade dabei vielerlei Gelegenheit zu Einblicken in die „Volksseele“. Hier nur e i n Beispiel: Eines frühen Morgens traf ich, vorzeitig an der Endstation einer Vorstadtlinie angelangt, zwei der mir überall so sympathisch gewordenen Straßenbahnschaffnerinnen bequem auf die vorderen Eckpolster des Triebwagens verteilt, wie sie Meinungen und Wärmflaschen mit Kaffee austauschten. Kaffee schienen beide reichlich zu haben. Dagegen hatte die eine von ihnen nur eine Meinung, die sie der anderen mit großem Wortschwall vortrug. Diese hatte anscheinend viele Meinungen, wenigstens begann sie immer von neuem: „Man bloß, ick meene man“ — aber weiter ließ die andere sie nicht kommen. Ich kürze das Gespräch wie folgt ab.

„Ne!“ sagte Eurykleia I. „Ick wieder beis Blumenzuppen?“ — (Ob sie Kunstblumenfabrikationsheimbetrieb meinte?) — „Nee, nicht in die Lamäng! Ick bleib beis Fahren! Den janzen Tach in de frische Luft, det bekommt mich wundervoll, un nu ick mir an dat ville Stehn jewent hab, fiel ick mir zehn Jahr jinger! Ne, ick bleib beis Fahren!“ — Kaffeepause. — „Du, weeste, wat mir immer 'n diebischen Spaß macht? Wenn ick so 'ne dicknäsige Madam den Wagen lang kommandieren kann. Ih wo, immer mit de jreßte Hochachtung: ‚Bitte, meine Dame, etwas mehr nach vorn! Meine Dame, Sie versperrn hier 'n Verkehr: Bitte, immer aufricken, meine Damens!‘ Stullenpause. — Das vorstehende hätte man nicht nur hören, sondern auch sehen müssen! Nichts Übertriebenes, bewahre, vornehme Zurückhaltung! Ganz Großstadt, ganz Preußen (unterm Belagerungszustand): Höflichkeit mit Entschiedenheit gepaart, nur vielleicht darunter versteckt ein wenig — befriedigtes Bewußtsein eigener Würde und Wichtigkeit.

Weshalb aber nahm ich so viele „janze Strecken“ zu mir? — Ei nun, außer der Wiederauffrischung und Erweiterung meiner geographischen Kenntnisse von den 36 Weichbildern dieses so unglücklich ineinander verzahnten und verklammerten Städtehaufens, der sich „Groß-Berlin“ nennt und manchmal Unbefangenen den Eindruck erweckt, als wäre, außer im Kern selbst, „Losvonberlin“ die richtigere Bezeichnung — außer diesem löblichen Lerneifer ging ich einer sehr unlöblichen Sucht nach „Sensationen“ nach.

Ich wollte das Volk auf offener Straße am Hungertuche nagen sehen, aber ich fand keine Hungertücher, vermutlich weil auch die schon beschlagnahmt waren. Ich wollte die Bilderstürmer — Verzeihung! Butterstürmer bei der Arbeit des organisierten Fenstereinwerfens belauschen — fand auch unzählige zum Teil riesige Schaufenster, aber sie waren alle heil. Und davor fand ich nur unendlich ruhige, geduldige, wie im Warten erstarrte Menschenmengen, wohlgeordnet und ausgerichtet, nach preußischer Art. Da standen sie, jammervoll vergeudete Stunden lang, viele abgehärmte Gesichter, aber doch nicht gerade abgezehrte Züge, manch schwarzes Gewand, aber keine Lumpen und wenig Flicken. Ich fand Stumpfheit, aber keine Verzweiflung, Ergebenheit, doch keine Hoffnungslosigkeit. Und ich hörte im Vorüberstreifen mancherlei Gevatterinnenschnack, und einiges Gestöhn, aber keine Hetzreden und keine Drohungen. Dabei bin ich, wie schon früher erzählt, hinaufgewesen bis dort, wo hoch im Norden der Acker zur „Chaussee“ wird, im Osten, wo die große Frankfurter Straße sich nobel „Allee“ nennt, und bis zum südlichen „N“ von Neukölln.

Nun müßte ich eigentlich eine Auslese des überwältigend vielen geben, was ich in Berlin gesehen und gehört habe. Doch ist dies gerade in seiner Vielheit überwältigende in meiner Erinnerung so sehr zurückgedrängt von einem einzigen, dafür aber überwältigend Großen, daß es mir nur noch schattenhaft vorschwebt. Ich entsinne mich traumhaft eines Orgelkonzerts des nun schon heimgegangenen Meisters Irrgang im Dom, welcher mir baulich allerdings alles andere, nur kein Dom erschien. Ich habe noch einen leisen süßkräftigen Nachgeschmack von deutscher Musik auf der Zunge, wovon ich lange nicht so viel kosten konnte, wie ich gewünscht hätte, und beneide die Schlemmer, denen gerade in Berlin solche Hochgenüsse von den ersten Köchen der Welt so verlockend mundgerecht gemacht werden. Und da wir gerade von Musik sprechen, will ich nur gestehen, daß ich im Schauspielhaus Beethovens Trauermarsch auf Lottis Tod mit zugehöriger Handlung vernommen habe. Mehr aber als davon selbst wurde ich von dem Ort und dem Drum und Dran der „historischen“ Aufführung beeindruckt, und ich fühle heute noch das atembeklemmende Erschauern, das mich durchrann, als ein hochgewachsener Logenschließer in echt friderizianischer Tracht, in Kniehosen, langschößigem, braunem, silberbesticktem Rock, mit Dreispitz und Puderperücke mir in den Wintermantel half und sogar selbst darunterkroch, oben und unten an mir ziehend, bis das elende moderne Kleidungstück richtig saß. Bange fragte ich mich, ob ein solcher Mann das Trinkgeld anzunehmen sich herablassen würde, das ich in der Eile schon verstohlen verdoppelt hatte — und ich darf sagen: ich fühlte mich außerordentlich erleichtert, als er anstandslos geruht hatte, es zu tun.

Aber alles das ist wie zugedeckt, wie verschüttet von dem Andenken an den großen Schlußauftritt des Schauspieles, das dem fernher gekommenen Sohn sein Vaterland geboten, ehe es ihn wieder entließ. Ich hatte mir fest vorgenommen, daß ich nicht wieder von hinnen

pilgern wolle, ohne daß ich es sozusagen in seiner offiziellen Vertretung vor meinen Augen verkörpert gesehen hätte, ohne daß ich einer Reichstagsitzung, und zwar einer „großen" Sitzung, wie die große Zeit sie zeitigte, beigewohnt hätte. Und das ist mir, nicht ohne allerlei Schwierigkeiten, denn auch gelungen, und den unauslöschlichen Eindruck dieser großen Stunden habe ich mit mir wieder hinausnehmen können als teuerstes Vermächtnis meiner deutschen Heimat.

Was hatte mir da draußen das Wort „Reichstag" bedeutet? — Sehr viel und sehr wenig. — Sehr viel, in Erinnerung an meine Jugendjahre, die in die erhabene Zeit der Kriegsjahre von 1870-71 und die zunächst darauf folgenden fielen, in denen die frische Begeisterung für diese Errungenschaft, die untrennbar zu Kaiser und Reich gehörte, von den Erwachsenen auf uns Kinder lebhaft abfärbte. Ich hoffe an anderer Stelle und in breiterem Zusammenhang noch einmal ausführlich schildern zu können, welcher Zug damals durch alt und jung ging, und welche Rolle auch der Reichstag in ihrem Denken und Fühlen spielte. Hier nur so viel, daß ich mich noch genau des Tages entsinne, an welchem mein Vater zum erstenmal nach dem Friedenschluß „wählen" ging. Und danach weiterer Wahlen, an denen auch wir Jüngeren bereits „aktiv" teilnahmen. Das will sagen, daß wir Gymnasiasten und Handelsschüler, wie unsere Eltern in „Moslemiten" und „Meirianer" gespalten, uns prügelten, während jene sich mit leidenschaftlichen Reden und Druckerzeugnissen befehdeten, und daß der Riß mitten durch manche Familie ging!

Bei dem Wort „Moslemiten" muß man nun allerdings nicht meinen, es habe sich vorahnend um Freunde und Gegner eines Türkenbündnisses, eines Naumannschen Mitteleuropa, gehandelt; daran dachte damals natürlich noch niemand, und Bismarck hatte noch nicht einmal sein Wort vom Überwert pommerscher Grenadierknochen gegenüber den Balkandingen gesprochen. Es handelte sich einfach um die Namen der beiden Gegenkandidaten in meiner Vaterstadt, die in die feindlichen Parteien der National liberalen und National liberalen gespalten war (damals konnte unser Bürgertum sich noch solchen Luxus leisten), im Grunde aber um den Tabak kämpfte, der schon zu jener Zeit „bluten" mußte. —

Von einem Wahltermin zum andern scheint dann die erste Begeisterung langsam abgeflaut zu sein. Später ging ich schon in sehr jugendlichem Alter nach Indien hinaus und wurde dadurch den Dingen der Heimat äußerlich weit entrückt. Aber der Gedanke, jede Brücke hinter mir abzubrechen, hat von Anfang an keine Stätte in mir gefunden. Stets bin ich mit besonderer Aufmerksamkeit den Reichstagsverhandlungen gefolgt. Da hat es denn freilich im Laufe der Jahre manch böse Stunde zwischen uns gegeben, und ich bin den Herren oft recht gram geworden. Nun, sie werden ja wissen, was ich meine, und an ihre Brust schlagen, so daß ich weiter nicht darauf einzugehen brauche.

Schließlich blieb doch nur wenig von dem lebendigen Eindruck jener ersten Jahre. Was war's, das bis zu mir herausdrang? — Papier, bedrucktes und zuweilen bebildertes Papier! Namen, aber keine Personen dahinter, Worte ohne lebendigen Klang, Bilder ohne Körperlichkeit! Nur den Abklatsch des gesprochenen Wortes nahm ich durchs Auge in mich auf, sein Ton, der erst die Musik macht, blieb meinem Ohr fern. Die lächerliche Parodie des Parlamentarismus, wie sie sich z. B. in den „Legislative Councils" englischer Kronkolonien aufspielte, zählt nicht mit, obwohl ich deren Sitzungen während meines langjährigen Aufenthalts in Singapore verschiedentlich zu besuchen pflegte und manche stillvergnügte Stunde unterm Vergleichen ihrer echt englisch gespreizten Aufmachung mit ihren dürftigen Leistungen verbrachte.

Nun endlich hatte ich zu großer Stunde das Vaterland wieder, sei es auch nur für eine kurze Spanne Zeit, und seine berufenen Vertreter tagten, sein leitender Staatsmann würde zu ihnen reden — und da sollte ich nicht einmal dabei gewesen sein, bevor ich die Grenzen wieder hinter mir ließ? — Das konnte, das durfte nicht sein, um so weniger, als ich gerade in Berlin mit Kreisen in Verbindung gekommen war — wie ich überhaupt unter allen Deutschen die Berliner am meisten aufgelegt zum Zweifeln und Nörgeln gefunden, unter ihnen wiederum nicht zum mindesten solche Berliner, die nicht in Berlin geboren waren — mit Kreisen, die dem Parlamentarismus im allgemeinen und dem gegenwärtigen Reichstag im besonderen kühl, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstanden. — Nein, da wollte ich mich nicht beeinflussen lassen — selber wollte ich sehen, selber hören, was in solcher Stunde der Kanzler des Deutschen Reichs zu seinen Vertretern, zum ganzen Volk, zur ganzen Welt sagen würde.

Es scheint mir, als wäre meine ganze Reise in die Heimat ein leeres Nichts gewesen ohne diesen krönenden Augenblick. Ich darf mir zubilligen, daß ich mich gründlich auf ihn vorbereitet habe. Sogar eine Generalprobe habe ich mir geleistet, indem ich vor der in Rede stehenden großen Sitzung schon eine frühere Sitzung besuchte, um bei jener nicht mehr durch Zersplitterung meiner Aufmerksamkeit auf örtliche und äußerliche Dinge abgelenkt zu werden. Und ich habe so sehr alle Sinne auf die intensive Aufnahme der Vorgänge eingestellt, daß ich glaube, ein Bild mit mir davongetragen zu haben, in dem die Hauptsachen den ihnen gebührenden Raum einnehmen und in das hellste Licht gerückt sind.

Gar zu leicht wird es dem gewöhnlichen Sterblichen nicht gemacht, durch die enge Pforte einzugehen, zumal da sie recht lange vor ihm und den mit ihm andrängenden Scharen geschlossen gehalten wird. Es ist nicht jedermanns Sache und erst recht nicht die eines etwas beschädigten „Südländers", im Winterlüftchen, gemildert durch einiges Schneetreiben, über eine Stunde lang vor dem Nord- oder Ostportal des mächtigen Wallotbaues auszuhalten. Sollte das „Dem Deutschen Volke" gewidmete und gehörige Haus den Mitgliedern dieses Volkes, die ihm an wichtigen Tagen seines und ihres Daseins nahen, nicht eine Art Vor- oder Wartehalle zur Verfügung stellen können, worin sie vor den Unbilden der Witterung geschützt sind?! —

Das rein Räumliche des Saales hatte ich bereits bei meinem ersten Dortsein auf mich wirken lassen, so gut das hinter einem der Riesenpfeiler hervor, die Meister Wallot bedachtsam mitten in die Tribüne A hineingesetzt hat, möglich war. Den ragenden Präsidentensitz, die Rednertribüne, den Tisch des Hauses, die rechtsseitigen Plätze der Mitglieder des Bundesrats und einige wenige Pulte des rechtesten Flügels, darauf hatte sich meine Aussicht beschränkt, abgesehen von einem Teil der großen leeren Wandflächen mir gegenüber, die schon einmal mit Gemäldeschmuck versehen gewesen sein sollen. Das vorherrschende Braun und Gold, die schweren Holzschnitzereien mißfielen mir nicht, das Ganze fand ich ernst und

würdig, aber an das Bild, das ich mir von dem Feierlichen, Erhabenen eines Raumes gemacht, in dem Deutschlandtagt, reichte der Gesamteindruck doch nicht heran. Gehört hatte ich an diesem ersten Tage nicht ein Sterbenswörtchen, wenn ich einzelne Sätze der Rede des Reichsschatzsekretärs ausnehme, dessen kühle und schneidende Stimme manchmal bis in meinen Winkel heraufdrang. Und von den Erwählten des Volkes war rein gar nichts zu sehen gewesen, denn die Pulte ganz rechts blieben leer, und die Mitte war wie ein verdecktes Orchester nach Bayreuther Art: einiges dumpfe Gemurmel drang herauf, aber hineinsehen konnte ich von meinem Platz aus nicht.

Es ist eine alte Regel, daß in solchem Falle die Vorstellung selbst um so besser wird, und das bestätigte sich auch diesmal. Ich hatte das Haus in der Flanke gefaßt und verstand in der denkwürdigen Sitzung klar und deutlich jeden Redner, und von dem ehrwürdigen Präsidenten wenigstens die Glocke, ja sogar das Warum? ihrer Anwendung. Auch hatte ich einen vorzüglichen Überblick, und, nachdem es mir gelungen, mich bis ganz ans Geländer durchzuwinden, konnte ich auch in den Abgrund dicht zu meinen Füßen hinabschauen. Es sei ferne von mir, dies Bild von dem „Abgrunde" weiter ausführen zu wollen, obwohl dort ein unheimliches Durcheinanderwogen und -drängen herrschte und das Auge, sobald es gelernt hatte, aus der Gesamtheit Einzelheiten herauszuschälen, die nach Typus wie Ausdruck und Minenspiel fremdartigsten Figuren und Köpfe entdeckte.

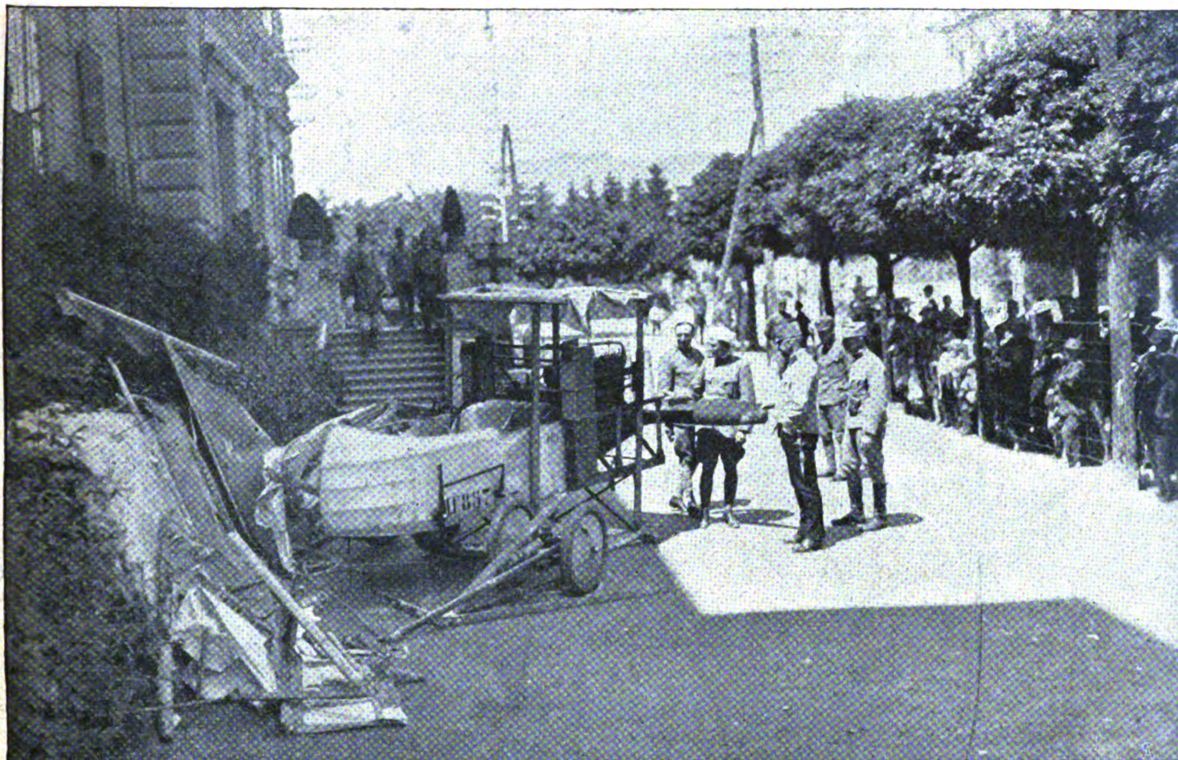
Zunächst aber richtete sich naturgemäß all meine Aufmerksamkeit und Spannung auf jenen bekannten Eckplatz auf der Bundesratsestrade, eben jenseit der Rednertribüne, wo einst Bismarck zu sitzen pflegte. Noch war er leer, während die Nebensitze schon gefüllt waren und dahinter sich ein buntes Gedränge von schwarzen und feldgrauen Würdenträgern aufgebaut hatte. Doch während ich noch suchte, an Hand meiner Hilfsmittel die Männer auf jenen Sitzen festzustellen, die in diesen schweren Tagen Deutschlands Geschick mitbestimmten — Tirpitz im stattlichen zweigespitzten Vollbart und Helfferichs Adlerprofil hatte ich ohne weiteres erkannt — war der Reichskanzler eingetreten, und mein Blick traf ihn genau in dem Moment, wo er sich schon wieder erhob, Worte zu sprechen, die nun der Geschichte angehören. Da vergaß ich alles andere um ihn wie um mich her, Auge und Ohr waren auf den einen Mann gebannt, der dort stand, hochragend aufgerichtet, im einfachsten Feldgrau, das tiefernste Denkerantlitz mit den echt deutschen Zügen halb herüber gewandt, so daß ich jede Bewegung darin verfolgen konnte. Die volle, tiefe, wohllautende, nicht überstarke und doch das ganze Haus mühelos füllende Stimme klang über lautloses Schweigen hinweg, und in dem Augenblick wußte ich, was für ein unendlicher Unterschied es ist, den Redner zu hören, ihm an den Lippen zu hängen oder hinterher, eine Meile oder tausend entfernt, den Niederschlag seiner Worte zu lesen. — Welche Wärme, welche Zuversicht, welches Vertrauen in die gute Sache strömte ohne allen Schmuck der rednerischen Phrase dieser Mund aus, welch heiligen Ernst, welch unbeugsamen Willen blickte dies ruhige Auge, welch verhaltene Kraft lag in den wenigen, kargen Bewegungen der Hand, des Armes! Und etwas von dieser Zuversicht, dieser Ruhe, diesem Vertrauen floß über auch in mich und wirkt nach in mir bis auf diese Stunde und wird weiter wirken, bis alle Dinge sich erfüllt haben zu einem Frieden nach Deutschlands Willen. —

Während dann die Debatte weiterging, fand ich die Möglichkeit, neben dem Ohr auch das Auge wieder mehr zu beschäftigen. Nicht jeder der führenden Parteimänner redete an jenem Tage, aber sie waren doch alle da, und ich wollte sie gesehen haben. Manchen fand ich leicht, so Bassermanns kräftige Reckengestalt, den bejahrten Dr. Spahn auf seinem Eckplatz der ersten Zentrumsreihe, Graf Westarps schneidige Offiziersfigur. Andere mußte ich erraten, denn mit Verlaub: „die Rackers" wollten nicht stille sitzen. Aber für eins kann ich mit gutem Gewissen Zeugnis ablegen, wenn ich mir den Gesamteindruck des „hohen Hauses" ins Gedächtnis zurückrufe, wie ich ihn von meinem Platze sozusagen aus der Vogelschau in mich aufgenommen: auf allen Bänken, in jeder Partei, durch alle Farbschattierungen hindurchleuchtend, handle es sich nun um das grellste Rot, das zarteste Rosa, das dunkelste Schwarz, das treueste Blau — überwogen unter den Ratmannen des deutschen Volkes die „hellen Köpfe" — und das machte nicht nur einen freundlichen Eindruck auf den Beobachter, sondern entließ ihn auch mit einem Gefühl der Beruhigung, daß des Reiches Geschicke bei ihnen als Gesamtkörperschaft gut aufgehoben seien!

Was könnte ich hiernach noch sagen? Was noch schildern und berichten? — Von der eiligen Fahrt durch weite, weiße Flächen? — Von Jena und Saalfeld, zwei Namen, die Gespenstern gleich über ein Jahrhundert herwinkten?! — Unser Volk schrecken keine Gespenster mehr, dem Himmel sei Dank und den Millionen tapferer starker Arme, dem Vaterland geweiht! Oder vom Scheitelkamm des Thüringer Waldes, den der Schneesturm umbrauste — ein Bild, so ernst und düster, wie ich es diesem sanften Mittelgebirge gar nicht zugetraut hätte?

Halt, ich muß München noch die versprochene Ehrenrettung angedeihen lassen, München, das uns diesmal zwar greulichstes Winterwetter zu kosten gab, sich aber als lebensvollste, den Zeiten Rechnung tragende Großstadt erwies. Auch hier wehten von allen Häusern die Fahnen, als wir durchpassierten. Jedenfalls hatte ich meine ganz besondere Freude daran, daß im Gegensatz zu manchem, was ich früher hie und da gelesen, das angeboren bayrisch zarte Hellblau und Weiß sich zu schönster Farbenharmonie vereinigt hatte mit dem kräftigen Schwarzweißrot des Reiches!

Und dann zu guter Letzt das trauliche Lindau! So höflich man uns seinerzeit ein anderes Tor geöffnet zum Hereinspazieren ins liebe alte Vaterland, so liebenswürdig und unbehelligt ließ man uns aus diesem wieder hinaus. Der Himmel blaute wie damals, mochte auch der Wind kälter hereinwehen vom weiten Bodensee, dessen Wellen ungeduldig ans Gestade pochten. Klar und deutlich, in ihre weißen Pelze gehüllt, standen diesseit der Rheinmündung im Hintergrund freundlich ansteigenden Geländes die ernsthaften Männer der Säntisgruppe, als wollten sie namens der gastfreien Schweiz uns ihren Willkomm bieten. Bunt durcheinander gewürfelt sandten von der anderen Seite des Flußtales vorarlbergische Kuppen einen bundesbrüderlichen Gruß. Auf dem abgesperrten Bollwerk des Lindauer Hafens aber exerzierte eine Schar bevorrechtigter junger Deutscher, wohl Kinder von Hafen- und Zollwächtern, und hell und grell klangen die jungen Stimmen zum hinausfahrenden Dampfer herüber: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" — Und der riesige Wittelsbacher Löwe am Molenende nickte mir kaum merklich in ernsthaftem Selbstbewußtsein zu: „Ja, so sei es! Ja, so ist es! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"



Gefangene italienische Fliegeroffiziere besichtigen ein von österreichisch-ungarischen Truppen herabgeschossenes Flugzeug.



Phot. Groß.

Gruppe von Mitgliedern der türkischen Kolonie zu Berlin vor der Kaiserl. Türkischen Botschaft zu Berlin zum Empfange bei S. H. Haki-Pascha anläßlich des Nationalfestes.



Chinesische Offiziere und Studenten mit Generalsekretär Dr. Linde
gelegentlich einer vom deutsch-chinesischen Verbande veranstalteten Besichtigung der Rüdersdorfer Kalksteinbrüche.





Phot. Frankl.

Der weibliche Sprengwagenkutscher
in den Straßen des Vorortes Friedenau bei Berlin.

Sorge für die Reinlichkeit der Straßen.
Beim Einfüllen des Wassers in den Kessel.

Ein neuer weiblicher Beruf.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

13. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Sie waren inzwischen bei der Abfahrtstelle des Dampfers angekommen, und hier verabschiedete sich Tüns von seinem jungen Freunde Ubbe tom Holte, um den zweiten und dritten Teil seiner Reise anzutreten: mit dem Hamburger Dampfschiff auf der Dovenelbe bis zur Bergstädter Schleuse und von der Bergstädter Schleuse auf dem Bergstädter Schleusendamm entlang per pedes apostolorum bis zur Wohnung und Fabrik seines Freundes Hinrich Wiek.

Hinrich Wiek bewohnte seit einigen Jahren eine hübsche Villa an der Wendenhäuserchaussee, und das war eigentlich der Grund, weshalb Tüns ihn seit dieser Zeit nicht mehr aufgesucht hatte. Seine Freundin Trina Groot hatte ihm erzählt, daß dort überall Teppiche lägen und im ganzen Haus der Fußboden gebohnert sei; und Tüns hatte eine unbestimmte Empfindung, daß er vielleicht einmal an einer unpassenden Stelle ausspucken möchte. Und darüber hätten die beiden feinen Dienstdeerns mit den großen weißen Schürzen und Hamburger Mützen, die da aufwarteten, vielleicht gelacht. Heute aber faßte er sich ein Herz, ging durch die schmiedeeiserne Gittertür, fand den elektrischen Knopf, auf den man drücken mußte, und gelangte glücklich ins Empfangzimmer. Ehrfurchtsvoll stellte er seinen Zylinder neben sich auf den Fußboden und sah sich im Zimmer um: es hingen Ölbilder darin und Photographien, und zu seinem freudigen Erstaunen erkannte Tüns in einer Photographie sich selbst. Sie war nach dem Bilde gemacht, das sein Freund Ubbe tom Holte von ihm gemalt hatte. Da fühlte er sich plötzlich in dem vornehmen Raum ganz heimisch.

Nun kamen Anke und Bernd herein, um ihn zu begrüßen. Gott sei Dank, Anke sagte ganz natürlich wie früher auf plattdeutsch „Gon Dag, Tünsohm“, und auch sonst war sie ganz wie früher, nur ein bißchen dicker und ein bißchen älter geworden. Und dann trug sie auch ein sehr feines modernes Kleid wie die übrigen Stadtdamen, aber sonst war es die alte Anke. Der frisch konfirmierte Bernd war Gott sei Dank auch kein hochmütiger, geleckter Stadtschnösel geworden, sondern ganz tutig und ebenweg mit einem langen Kopf und braunen Augen, dabei von Gestalt ein bißchen dünn und schladderig, wie es junge, eben konfirmierte Herren zu sein pflegen.

„Du siehst ihn dir so genau an, Tünsohm,“ sagte Anke, „ja, mit der breiten Brust hat es noch gute Wege. Aber was für ein prächtiges Gedicht hast du geschickt, wir haben uns sehr dazu gefreut.“

Nun mußte Tüns ins Wohnzimmer kommen, und Anke ließ eine Flasche mit Portwein und kalten Aufschnitt hereinbringen.

„Du wirst hungrig sein, Tünsohm,“ sagte sie, „aber du mußt erst mal so vorliebnehmen. Wir haben englische Tischzeit, Hinrich ist noch auf der Fabrik. Ich will gleich hintelephonieren, damit er kommt. Aber ich sage nicht, wer hier ist, der wird Augen machen, wenn er dich hier sitzen sieht. Warum bist du nicht längst einmal herausgekommen?“

„Ja,“ sagte Tüns, „die alten Beine wollen nicht mehr so recht — und dann seid ihr auch so gräsig feine Leute geworden.“

„Das nehm ich dir nicht ab, Tünsohm,“ sagte Anke, „und komm bloß Hinrich nicht mit solchem Tühnkram. Was macht Trinatante und Gerd und Liese, und wie sieht es überhaupt in Langendeich aus? Wir kommen selten heraus, die Fabrik macht furchtbar viel Arbeit, und selbst des Sonntags haben wir Hinrich nur auf ein paar Stunden bei uns. Er sitzt in seinem Bureau, klamüsert und erfindet.“

„Am Sonntag sollte er seinen hohen Geist ausspannen,“ meinte Tüns, „sechs Tage soll der Mensch arbeiten, und am siebenten soll er ruhen.“

„Er tut es nicht nur für sich, auch für andere,“ erwiderte Anke, „in dieser Zeit grübelt er mächtig über soziale Fürsorge nach.“

„Er will wohl mit seinen Arbeitern teilen?“ forschte Puttfarcken. „Das mußt du ihm ausreden, Anke, damit könnt ihr nicht bestehen. Auf einem Bauernhof können nicht einmal die Kinder zu gleichen Teilen gehen, sonst wären sie in der folgenden Generation alle Katenleute und in der dritten Tagelöhner.“

„Eine Fabrik ist etwas anderes als ein Vierdörfer Bauernhof“, lachte Anke. „Du wirst Augen machen, wenn du die siehst.“

„Ja,“ sagte Tüns, „darauf bin ich mächtig neugierig. Am liebsten ging ich gleich hin.“

Das Mädchen kam herein und meldete: „Herr Wiek kann augenblicklich nicht abkommen.“

„Schön,“ sagte Anke, „dann also erst die Arbeit und dann das Vergnügen. So halten wir's auch. Bernd kann dich hinführen, der weiß in der Fabrik besser Bescheid als in seinen Büchern. Er kann dich überall herumführen und dir alles zeigen, falls mein Mann keine Zeit hat.“

* * *

Wiek Werke las Tüns Puttfarcken in großen lateinischen Buchstaben über dem Portal, hinter dem das

hohe vielfenstrige Fabrikgebäude lag, und mit noch viel größerer Ehrfurcht als vorhin beim Eintritt in die Villa schritt er jetzt an Bernds Seite durch das Tor, hinter dem Hinrich Wiek viele von ihm erfundene Dinge und Sauerstoffrespiratoren für beinah schon tote Menschen fabrizierte. In der Fabrik gab es einen Empfangsraum, der war geschäftsmäßig einfach gehalten. Hier hingen Photographien von kleineren und größeren Maschinen und Apparaten sowie andere Bilder, auf denen man diese in Tätigkeit sah. Während Bernd in das Privatkontor seines Vaters hinaufstieg, betrachtete Tüns Puttfarcken voll Interesse die Bilder. Seine Bewunderung wuchs immer höher, denn er begriff nicht das Geringste davon.

Bernd kam zurück: „Herr Puttfarcken, Sie möchten nur gleich heraufkommen."

Tüns Puttfarcken traf seinen ehemaligen jugendlichen Freund Hinrich Wiek in dessen Privatkontor. „Komm nur herein, Tüns, du störst nicht. Givv dinen Hoot her, Tüns, so, sett di hier bi mi dal, steck di en Zigarr an, und denn lat mal hören, wo di un de Langendiker dat geiht."

Tüns Puttfarcken zog die Schlippe seines langen, braunen Großvaterrockes auseinander, stäubte sorgfältig den rückwärtigen Teil seiner Schöttelbüt ab, ließ sich vorsichtig und ehrfurchtsvoll in den schweren Ledersessel niedergleiten und zündete sich mit großer Umständlichkeit die von Hinrich Wiek dargebotene Havanna an. Sollte er gleichfalls Plattdeutsch sprechen oder die hochdeutsche Rede anwenden?

„Tüns," sagte Hinrich Wiek, „nun sollst du auch den Sauerstoffstichflammenapparat und ein paar andere dazu kennen lernen. Du wirst Augen machen. Mit einer Flamme, nicht länger als deine Hand, schneiden wir jetzt in der Fabrik fünfzöllige Eisenplatten auseinander wie Butter und schweißen sie ebenso schnell wieder zusammen."

„Und das hast du alles erfunden?" fragte Tüns Puttfarcken bewundernd. „Junge, wenn das dein Vater erlebt hätte."

„Erfunden kann ich eigentlich nicht sagen", sagte Wiek. „Ich habe die Sache nur verbessert. In der Technik steht immer einer auf den Schultern des anderen. Nun, das ist ja auch sonst meistens in der Welt so. Wir machen in der Fabrik auch noch allerlei andere hübsche Sachen, die mit dem Sauerstoff zusammenhängen. Sauerstoff, weißt du, Tüns, das ist das belebende Element der Luft, der Teil, den Menschen und Tiere zum Atmen gebrauchen."

„Ja, ja," nickte Tüns, „ich weiß: es ist das, womit man tote Menschen wieder lebendig macht. Denkst du wohl noch daran, Hinrich, als du noch ein Junge warst und wir zusammen an dem — an dem —"

„Dem Tellurium", half Hinrich Wiek ein.

„An dem Tellurium und der Elektrisiermaschine herumklamüserten und dabei über Menschen sprachen, wann sie tot wären und wann nicht. Und als du sagtest: ›Oh, das weiß ich schon, wenn ein Mensch tot ist, wenn keine Luft mehr in ihm ist‹, und ich stritt dagegen. Du machtest so'n komisches Gesicht, aber wer hat nun recht behalten? Ich oder du? Jetzt machst du sie wieder lebendig. Wenn Dr. Gräfe das erlebt hätte, dann wüßt ich, was er jetzt sagen würde: Er würde so machen" — Tüns Puttfarcken tippte sich ein paarmal mit dem Finger gegen die Stirn — „und sagen: ›Bei Hinrich Wiek sitzt es hier im Kopf. In den Büchern steht es nicht richtig, aber im Kopf steht es richtig.‹"

„Bei mir hätte er recht", nickte Wiek beipflichtend. „Mit Büchern und Theorien hab ich's nicht gemacht. Vom Leben hab ich das Beste gelernt. Ja, nun prahle ich wohl, was? Und damit Schluß. Jetzt komm mit, damit du siehst, wie alles auf natürlichem Wege vor sich geht."

Hinrich Wiek führte Puttfarcken von einem Fabrikraum in den andern, und Tüns mußte sich oft für einige Augenblicke niedersetzen. Er war durch die Wunder der Technik, die unter dem mächtigen Genie seines Freundes Hinrich Wiek wie gehorsame Kinder arbeiteten, vollkommen überwältigt.

„Für heute habe ich genug gesehen", sagte Tüns. „Ja, Hinrich, jetzt begreife ich es, daß du dich nicht mehr bei uns in Langendeich sehen läßt. Sie sagen bei uns, du wärest hochmütig geworden, aber ich sage: die Vierdörfer sind für dich zu klein geworden."

„Hochmütig?" sagte Hinrich Wiek. „Du lieber Gott, den Erfinder möchte ich sehen, der wegen seiner Erfolge hochmütig wird. Kleinmütig wird man, wenn man in die wunderbaren Kräfte der Natur hineinsieht. Kaum ist man durch ein Tor hindurchgegangen, so steht man vor hundert verschlossenen anderen, in die man gern hineinmöchte. Nein, Tüns, warum ich nicht nach Langendeich hinauskomme, das hat einen anderen Grund. Wenn ich hinkäme, könnte ich doch an Trina Groot und dem Wübbeshof nicht vorbeigehen. Und mit einem Menschen einen Nachmittag an einem Tisch zu sitzen, der energielos ist wie ein alter Lappen, der anstatt hinter dem Pflug in die Wirtschaften geht, der, wenn er einen Wagen voll Korn nach der Mühle fährt, an den drei Kneipen nicht vorbei kann, die auf dem Wege liegen, der seinen Hof längst durch die Gurgel gejagt hätte, wenn Trina Groot nicht da wäre, nein, Tüns, mit einem solchen Menschen wie Gerd Wübbe einen Nachmittag an einem Tisch zu sitzen: das halte ich nicht aus. Ich weiß ganz genau, wie es da steht, ich treffe hier in Bergstädt Leute genug, die davon zu erzählen wissen. Tüns, dat Supen, dat Supen! Wenn das nicht wäre, wäre mehr Glück und nicht so viel Elend auf der Welt. Ich möchte

wissen, wie lange er den Hof noch halten kann, und in wessen Hände der noch einmal hineinkommt. In eine Wübbesche nicht mehr. Nun, es ist ja auch ganz gut, daß keine Kinder da sind. Die Kinder von Trinkern werden wieder Trinker. Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, das ist ein wahres Wort."

Tüns seufzte.

„Leider, leider hast du recht, Hinrich. Mit Gerd Wübbe steht es nicht zum besten, und wenn man ihn und seine Frau ansieht: es ist ein Jammer."

„Trina Groot soll ihn jawohl hauen," bemerkte Wiek, „hilft das auch nicht?"

„Ich weiß nicht, wie es damit steht", erwiderte Tüns Puttfarcken. „Aber darin hast du recht, wenn er so dabei bleibt, hat er den Hof in ein paar Jahren klein. In welche Hand er dann kommt, wenn Trina Groot erst einmal tot und Gerd kaputt ist? Ja, wer weiß das? Vielleicht nach Gottes ewiger Gerechtigkeit an den blutechten, richtigen Anerben. An Harm Maak aus Grünendeich. Der kommt dem alten Wübbeschen Stammhof auf Umwegen immer näher, zuerst von Grünendeich nach Moorwisch und nun von Moorwisch nach Langendeich. Er freit in den Poppschen Hof und wird in vier Wochen unser Nachbar. Er ist intelligent wie alles, was von der überelbschen Seite kommt, und in seinem Herzen" — Tüns Puttfarcken tippte einigemal mit ernster Miene gegen seine linke Westenseite — „in seinem Herzen bohrt ein geheimer Wurm, Hinrich. Wer weiß es, ob er Ilsabe Popp mit ihrem großen Hof und großem Geldsack nicht mit geheimen Absichten heiratet. Ich erlebe es wohl nicht mehr, vielleicht aber du, daß er als Herr auf dem Hof seiner rechten Väter sitzt."

„Und das wäre Trina Groots Tod", sagte Wiek.

„Vielleicht", erwiderte Tüns Puttfarcken. „Vielleicht aber auch nicht. Sie hat eine harte Hand und ein hartes Gemüt, es ist immer anders gekommen, als sie es sich in ihrem Kopf vorgesetzt hat, und darum hadert sie leider manchmal mit der göttlichen Gerechtigkeit. Aber wenn Harm Maak einmal wirklich auf den Wübbes Hof zu sitzen käme, wäre das nicht ein Stück wirklicher göttlicher Gerechtigkeit? Vielleicht lernt sie das noch einmal erkennen."

* * *

Tüns Puttfarcken heiligte wie früher auch in seinen alten Tagen den Sonntagnachmittag immer noch durch Lektüre erbaulicher Bücher und stille Betrachtungen, anstatt in irgendeiner Wirtschaft bei den Spöttern und Grogtrinkern zu sitzen. Aber am folgenden Sonntag machte er eine Ausnahme, obwohl es zugleich der heilige erste Ostertag war. Er war mit den Bergstädter Neuigkeiten zu sehr geladen, und es drängte ihn, sie an den Mann zu bringen. Er landete schließlich in der angesehenen Gastwirtschaft von Hein Lünk. Dort war es immer am vollsten, und auch sein junger Freund Ubbe tom Holte hatte bei Hein Lünk sein Quartier aufgeschlagen. Er selbst sagte: wegen der schönen Elbausſicht, und die Leute sagten: wegen Hein Lünks hübscher Nichte Mariken. Ferner hatte Tüns gehört, daß auch Harm Maak mit seiner jungverlobten Braut, der verwitweten Frau Ilsabe Popp, nebst mehreren Freunden dort sein würde, um eine Art Verlobungsnachfeier abzuhalten: dies junge Paar wollte er sich ein wenig genauer ansehen, und darum lenkte er gegen Abend seine Schritte nach Hein Lünks Haus.

Ja, hier war schon lustiges Leben genug. Jungkeitels waren da, die so viel Spektakel machten, als ob die ganze Wirtschaft ihnen allein gehörte; ältere Bauern waren da, die Solo oder Skat kloppten, und selbstverständlich war Gerd Wübbe da, der Grog trank. Hein Lünk der Ältere, der wegen seiner klugen, witzigen Art bei allen Langendeichern sehr beliebt war, saß mit am Skattisch. Hein Lünk der Jüngere und sein Bruder Krischan schenkten hinterm Träsen warme und kalte Getränke ein, und ihre anmutige Marikenwäschen kredenzte sie den Gästen.

Die sah mit ein Paar Augen, die sie vom Frühling draußen geborgt hatte, nach oben, seufzte inwendig ein bißchen und sagte zu Tüns Puttfarcken: „Setz dich nur hier hin, Tüns. Er kommt gleich runter."

Es dauerte auch nicht lange, bis Ubbe tom Holte, und zwar in Begleitung seiner Gitarre, erschien. Er begrüßte die anwesenden jüngeren und älteren Leute in frischer, natürlicher Weise, alle auf plattdeutsch, er kannte sie alle beim Namen. Darauf waren die Bauern auch nicht wenig stolz.

„Ich freue mich, mein lieber junger Freund," sagte Tüns Puttfarcken, „immer aufs frische freue ich mich, wenn ich höre, wie fein Sie Plattdeutsch snacken können. Wo haben Sie das als gebildeter junger Mann eigentlich gelernt? Ihre Eltern waren doch sozusagen studierte Leute."

„Von min Vadder un min Mudder", lachte der Maler. „Von den Emdener Grachtjungens und von Bauern und Fischern."

„Ach, singen Sie doch einmal das Lied von den Emdener Windmühlen, Herr tom Holte", bat Marikenwäschen.

„Ja, man to, dat Leed von de Windmöhlen", riefen die jungen Leute.

Der Maler griff ein paar Akkorde und sang das Lied zur Gitarre.

„Noch mal", rief Gerd Wübbe mit feucht glänzenden Augen, indem er mit den Händen auf dem Tisch den Takt trommelte, „und eine Runde Grog für alle, Hein, damit wir als Zuhörer nicht so trocken dabei sitzen."

Hein Lünk machte die Grogs zurecht, sein Bruder

Krischan raunte Tüns zu: „Sechs Glas hat er schon hinter der Binde. Er wird heute abend wieder schön dicke nach Haus kommen."

„Du sollst auch einen mit haben, alter Junge", rief Gerd Wübbe Tüns Puttfarcken zu. „Kumm hier an den Disch, Tüns."

„Gott soll mich bewahren," sagte Tüns ernst, „daß ich auf meine alten Tage noch das Grogsaufen anfange. Du solltest dich lieber nach deinem Vieh richten, das Wasser trinkt, wenn's durstig ist."

„Ich könnte ja man gleich lieber das blaue Kreuz nehmen wie der hochnäsige Bengel, der Regenbogenmaker in Bergstädt", lachte der halbbetrunkene Gerd.

„Das wäre für dich, deine Frau und deinen Hof allerdings das beste", meinte Tüns Puttfarcken.

Der Maler wiederholte das Lied.

„Komische Namen", bemerkte ein junger, hochgewachsener Bauer, der während des Gesanges mit mehreren anderen Männern und Frauen in die Gaststube hereingekommen war. „Hein Lünk, hat deine Dolsch Fisch und Braten schon zu Feuer, und hast du ein paar Goldköpfe kalt gestellt?"

„Das ist Harm Maak," raunte Tüns Puttfarcken Ubbe tom Holte zu, „und die Große hinter ihm, das ist die jungverlobte Braut."

Der Maler betrachtete das Paar aufmerksam. Der junge Bauer, dessen Ähnlichkeit mit Gerd Wübbe unverkennbar war, gefiel ihm mit seinem intelligenten Gesicht und seinen geschmeidigen Bewegungen trotz seines prahlerischen Auftretens nicht übel. Aber die jungverlobte Braut Ilsabe Popp? „Gerechter Himmel", brummte er vor sich hin, nachdem er sie vom Kopf bis zu den Füßen durchgemustert hatte.

Harm Maaks Augen glitten über die anwesende Gesellschaft hin und her und blieben an Gerd Wübbe hängen. Gerd saß nach seiner Gewohnheit an einem Seitentischchen allein, Harm Maak gab seiner Braut einen Wink, sie setzten sich zu Gerd Wübbe, und Maak sagte: „Also Wübbe, jetzt wollen wir mal schnell auf künftige gute Nachbarschaft anstoßen, was?"

„Diese Runde gebe ich aus", sagte Wübbe.

„Und die folgende ich", nickte Maak zurück. „Prost, Gerd, prost Ilsabe."

Ilsabe Popps Kopf war ebenso gerötet wie der von Gerd Wübbe. Mett Meiersch hatte mit ihrer Beschreibung nicht so unrecht gehabt.

Harm Maak befahl für alle Anwesenden jetzt eine Batterie Rotwein — „von dem guten, schweren, Hein Lünk, den zu 'nem Taler" — und wandte sich dann wieder Gerd Wübbe zu.

„Also nochmals auf gute Nachbarschaft, Wübbe, Prost! In vier Wochen pflügen wir Scheide an Scheide. — Sehr weit bist du mit deiner Pflügerei noch nicht, Wübbe, wie ich gesehen habe", fügte er mit einem lauernden Blick hinzu.

„Mein Spannwerk langt nicht", sagte Wübbe verdrießlich.

„Wir wollen den Fuchs und den einen braunen Wallach abgeben," sagte Maak, „nicht, Ilsabe, du bist damit einverstanden?"

Ilsabe Popp nickte, und Maak fuhr fort: „Die kannst du billig haben. Brauchst sie auch nicht gleich zu bezahlen, wenn dir das bare Geld knapp sein sollte. Oder falls Trina Groot es lieber im Strumpf behält."

„Trina Groot hat auf meinem Hof gar nichts zu sagen", fuhr Gerd Wübbe auf.

„Das weiß ich", sagte Maak beschwichtigend. „Ein Wübbe wird sich doch nicht von einem alten siebzigjährigen Frauenzimmer an die Kandare nehmen lassen."

„Die regierte noch drei Junge tot, wenn es nach ihrem Willen ginge", sagte Wübbe. „Aber ein Mann wie ich," er schlug mit der Faust auf den Tisch, „ein Mann wie ich — wie ich" —

„Ein Mann wie du weiß am besten, was seinem Hof zuträglich ist", bestätigte Maak. „Wie ist's, willst du die beiden Schinder haben?"

„Allemal, Junge!" Gerd Wübbe schlug Harm Maak auf die Schulter. „Das Geld sind sie ja wert — was sollen sie denn eigentlich kosten? Ach, ist ja ganz egal, was sie kosten. Ich bezahle dir, was sie wert sind, und Micheli hast du dein Geld."

„Weihnachten ist früh genug," bemerkte Maak, und Ilsabe Popp nickte dazu. „Und wenn dir sonst einmal der bare Groschen knapp wird — das kommt ja auf den größten Bauernhöfen vor — dann brauchst du nicht gleich zum Juden zu laufen."

„Ja, das verdammte bare Geld", stieß Gerd Wübbe zwischen den Zähnen hervor. Er selbst wußte am besten, wie es augenblicklich wieder einmal in seiner Geldschieblade aussah. Er grübelte einige Augenblicke vor sich hin, dann trank er wieder. Er hatte sich statt des Weins Grog ausgebeten, das scharfe Getränk belebte ihn aufs neue, und plötzlich blitzte ein Gedanke in ihm auf: die beiden Pferde, die er erst Weihnachten zu bezahlen brauchte, konnte er gleich wieder verkaufen und mit dem Erlös eins der Löcher, die ständig da waren, zustopfen. Und sogar weiteres Geld wollte Harm Maak freiwillig hergeben, wenn er es gebrauchte. Ja, das versprach ein wirklicher Freund und getreuer Nachbar zu werden.

„Prost, Maak, prost Ilsabe!" rief er. „Wenn du deine Ilsabe erst gefreit hast, sollst du mein Bankier werden, Maak, ob Trina Groot ihren Segen dazu gibt oder nicht."

„Wir können vielleicht bald ein ganz hübsches Geschäft zusammen machen", meinte Maak. „Ich will eine Ziegelei anlegen, Landwirtschaft allein bringt heutzutage nichts mehr ein. Aber in Form von Zie-

gelsteinen wird unser Kleiboden Gold. Wie wird jetzt überall gebaut! Hast du mal von den Hadeler Bauern gehört? Früher waren es schon Herren. Jetzt liegt auf ihren Höfen eine Ziegelei neben der andern, jetzt tauschen sie mit keinem Grafen. Wir liegen ja jetzt Scheide an Scheide, wenn ich bei dir mitausschachten darf, will ich dir deinen Klei gut bezahlen."

„Junge, das ist 'ne Idee!" rief Gerd Wübbe erfreut. „Topp, darauf geh ich ein."

Er sah in Gedanken schon seinen Ackergrund in die Maakschen Ziegelstreichformen wandern und als Gold wieder herauskommen, ohne daß er die geringste Mühe davon hatte. Er sah sich schon mit der Zigarre deichauf, deichab spazieren als wohlhabenden Mann, dem sein Land in Form von Ziegelsteinen eine große sichere Rente abwarf. Land Hadeln kannte er zwar nicht, aber er war einmal an der Este gewesen und hatte in dem Deichvorland die viele Meter tiefen Ausschachtungen gesehen, die den dortigen Ziegeleien ihre Tonerde lieferte. Konnte man auf dem Lande auch kein Korn mehr bauen, was schadete es? Der Grund war ja unerschöpflich, man brauchte nur immer tiefer zu graben, bis mitten in die Erde hinein. Sein ganzer Hof war ihm mit einem Schlage zu einer einzigen riesigen Goldgrube geworden. Und das Angenehmste bei der ganzen Sache war: den zum Ausschachten bestimmten Grund brauchte man nicht mehr zu beernten. Die ganze Bauernschinderarbeit war er los, wenn Harm Maak seinen Plan ausführte. Und das würde er sicher tun, Maak war dafür bekannt, daß er Dinge, die er anfaßte, auch durchführte.

„Prost, auf gute Nachbarschaft und Freundschaft, Harm Maak!" rief er. „Auf deiner Ziegelei kann eine Runde stehn, und die geb ich."

„Morgen," sagte Harm Maak, „heute hab ich nun mal die Spandierbüxen an. Komm morgen nachmittag wieder hierher, dann sollst du der Wohltäter sein. — Aber Trina Groot braucht von dem, was wir eben abgesprochen haben, nichts zu wissen," fügte er leise hinzu, „verstehst du wohl, Gerd? Sie hat für neumodische Ideen keinen Sinn, und wenn sie Wind davon kriegt, wirft sie dir einen Knüppel zwischen die Beine. Du kennst sie ja."

„Der Bauer bin ich, mit meinem Hof kann ich machen, was ich will, und wenn ich ihn als Baggersand verkaufe", rief Gerd Wübbe, mit der Faust auf den Tisch schlagend, und trank.

„Das kannst du," bestätigte Maak, „aber halte dicht, damit uns nicht andere Leute das Geschäft verpfuschen. Wenn die anderen erst merken, was der Klei in Form von Ziegelsteinen für Wert hat, dann haben wir bald eine Ziegelei neben der anderen, und dann bringt das Geschäft nichts mehr ein."

„Dat lücht mi in, Junge", flüsterte Gerd Wübbe.

Hein Lünks Frau kam herein und meldete, nebenan sei gedeckt. Harm Maak und seine mitgebrachten Gäste verabschiedeten sich einstweilen, und Gerd Wübbe blieb, seliger Hoffnungen voll, vor seinem Grogglas zurück.

In seinem Gehirn sprangen die Gedanken wie lustige junge Füllen. Vor seinen Augen tanzten lauter Ziegeleien, sein künftiges Glück ließ ihm keine Ruhe, es drängte nach Mitteilung. Wenn er auch über die Maaksche Ziegelei nicht sprechen durfte, warum sollte er sich mit anderen nicht ein bißchen über die Ziegeleien an der Este und den großen Reichtum der Hadeler Ziegeleigrafen ausschwatzen?

Hein Lünk war ein in der Welt herumgekommener Mann und hatte einen hellen Kopf. Wie der wohl über Ziegeleien dachte?

Er rief ihn an seinen Tisch und begann mit ihm ein Gespräch über Hadeler Ochsen und den großen Wohlstand der Hadeler Bauern. Von da kam die Rede ganz von selbst auf die Ziegeleien.

Hein Lünk betrachtete aber die ganze Ziegeleiherrlichkeit mit sehr mißtrauischen Augen.

„Diese Hadeler Ziegeleibarone," sagte er, „die haben sich schön in die Nesseln gesetzt. Damals in der schönen Gründerzeit, ja, da war ihr Klei wirkliches Gold, und sie wußten sich vor Wähligkeit nicht mehr zu lassen. Das weiß ich noch ganz genau, bin als junger Bengel mit meinem Alten oft genug in die Hadeler Marsch auf den Viehhandel gegangen. Ihre Töchter schickten sie in die feinsten Pensionen, und in ihrer besten Stube stand nicht ein Klavier, nein zwei. Und Schaumwein haben sie getrunken! Herrje du meine Güte. Aber als die Zeiten schlecht wurden, die Baukonjunktur abflaute, da saßen sie da mit ihrem dicken Kopf und ihrem ausgeschachteten Grund, der nichts mehr wert war. Da hatten die Gerichtsvollzieher gute Tage, und mehr als einen von denen, die um die Ecke gegangen waren, haben sie vor Tau und Tag im Kirchhof auf der Abseite eingekuhlt. Ein Bauernhof ist wie eine gute Milchkuh, Gerd Wübbe, wenn die ihr Futter, Pflege und Streu kriegt, kann eine Familie davon leben, schlägst du sie aber mit der Axt vor den Kopf, weil die Rindhäute gerade hoch im Preise stehen, und du hast das Fleisch verputzt, dann merkst du bald, daß das Hohlteil nicht mehr viel wert ist. Es ist die alte Geschichte, Wübbe, je beter dat Land, je fuler de Buer."

„Das wissen andere Leute aber besser, Hein Lünk", schrie Gerd Wübbe ärgerlich. „Was du da tühnst, ist Quasselkram."

Hein Lünk kannte seinen Mann und stand auf.

„Wenn di min Quasselkram nicht gefallt, brukst em ja nich antohören, Wübbe", sagte er. „Und nun

solltest du nur bald nach Hause gehen, sie werden mit den Pascheiern wohl schon auf dich warten."

„Wullt du mi rutsmieten", brüllte Wübbe den Wirt an.

„Das hätte keinen Zweck," sagte Lünk, „denn du kämst ja doch zur Hintertür gleich wieder rein."

„Ick glööw, da kommt Trina Groot," rief Krischan Lünk vom Träsen herüber, „ick hör ehr buten snacken."

Wie der Wind und seines Weges so sicher, als ob er statt neun Glas Grog neun Glas Wasser getrunken hätte, war Wübbe aus der hinteren Zimmertür und der hinteren Haustür hinaus, drückte sich an der Hauswand hinauf und pilgerte eilig den dunklen, schmutzigen Deich entlang, bis er, hinten am Ort, die Fenster von Jan Achterbrack vor sich aufleuchten sah. Dort ging er, froh, Trina Groots Händen glücklich entronnen zu sein, wieder zu Anker und spann seine Träume von der zukünftigen Rentnerherrlichkeit weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lager von Wagna.

Von Dr. Ernst Decsey. — Hierzu 9 Aufnahmen von Reg.-Rat Dr. Karl Hassack.

Als die Italiener uns im Mai 1915 überfielen, in den Garten Österreichs einbrachen, um — vergebenes Hoffen! — in das österreichische Haus zu gelangen, bedrängten sie zu allererst ihre eigenen Volksgenossen, die italienischen Bauern und Kleinstädter unseres friaulischen und istrischen Südens. Sie begannen ihr „Erlösungswerk" damit, daß die Leute aus Görz, Gradisca, Sdraussina, Monfalcone, Cervignano, Ronchi, Sagrado wie die um Pola und Rovigno aus Haus und Hof vertrieben wurden: unsere Truppen räumten freiwillig einen Gebietstreifen, der sich nicht verteidigen ließ, und so mußten die Leute fort, arm und reich, ins Innere Österreichs. Samstag vor Pfingsten, nachmittag, war noch ein friedlicher Lastenzug gegen Cormons abgerollt; Montag abend hörte man Patrouillenfeuer. Aus Altangesiedelten wurden über Nacht Obdachlose, die die Kuh am Strick hinter sich herzerrten, oft nicht einmal dazu Zeit fanden, sondern flüchteten, wie sie waren; und so verschieden sie voneinander im Charakter sein mögen — die Istrianer gelten als jäher und heftiger, Friulaner als milder und friedfertiger — sie erlitten das gleiche Schicksal, den gleichen Anteil. In „Gedräng und Getümmel" waren sie davongezogen, „auf staubigem Weg der drängende Zug ... ordnungslos und verwirrt ..." — wohin? — wie ein wiedererwachtes Bild aus Hermann und Dorothea war das. Wer halbwegs bemittelt war, konnte sich in Wien ansiedeln, in Graz; aber wer arm war, nichts hatte als ein paar arbeitende Hände, die Füße zum Laufen und ein Schock Kinder, die im Süden üppig gedeihen — wer nahm sie auf? Die Flüchtlinge hatten Glück im Unglück. Nachdem sie einige Zeit in ungarischen Gegenden verbracht hatten, kamen sie nach Steiermark, und auf dem Boden der grünen Mark blieben sie, denn es zeigte sich, daß der Anteil, den der Staat an ihrem Geschick nahm, sich hier am leichtesten in Hilfe verwandeln konnte.

In der lieblichen Gegend von Leibnitz, eine Autostunde von Graz, zu Füßen blauer Waldhügel, war eine Barackenstadt angelegt, in welcher der Statthalter der Steiermark, Graf Clary und Aldringen, polnische Flüchtlinge angesiedelt hatte. Mit der ganzen Wärme seiner unbureaukratischen Natur nahm er sich nun der Friulaner und Istrianer an, machte den gastlichen Hausherrn, vergrößerte die Barackenlager zu einer Riesenfarm, die heute, nach dem Abzug der Polen, 20 000 Einwohner zählt, nach dem Urdörfchen, das einst dort stand, den Namen Wagna trägt und die drittgrößte Stadt der deutschen Steiermark ist. So bilden die Flüchtlingsmassen aus dem nahen Süden eine neue italienische Stadt im Norden.

Ein schweres Stück Arbeit mußte geleistet werden. Unterkunft, Verpflegung, Beschäftigung, Kinderaufsicht, Kindererziehung, Gesundheitspflege — ein Bündel von Fragen, deren jede ein neues Fragenbündel erzeugte. Sie wurden gelöst, und in kürzester Zeit. Man braucht heute mehr als einen Tag, um Wagna zu durchschlendern, um Straßen und Gärten, Wiesen, Höfe, Kirche, Verwaltungsgebäude, Arbeits-, Spielschulen, die Volkschulen (für 3 000 Kinder), die Krankenhäuser, Bäckereien, Schlächtereien, Basare, Kino und — nicht zu vergessen — den Arrest zu besichtigen. Und es wird nicht lange dauern, so muß die erste elektrische Lagertrambahn Wagna durchqueren.

Eine Barackenstadt ... darunter stellt man sich gewöhnlich frostige, kahle Holzhütten mit Pritschen vor. Im ältesten Stadtteil finden sich auch noch ziemlich primitive Holzhütten, rasche Notbauten aus der ersten Zeit. Was seither zugebaut worden ist, kann man als idyllische Kleinwohnungen bezeichnen. Da stehen Häuschen mit blumenbunten Fenstern, reizenden Mansarden, grünen Läden, roten Dächern, gelben Fassaden — selbst über die Not hin hat hier die Kunst einen eigenen Stil entwickelt und einen eigenen Farbenklang — rot, grün, gelb — den auch die schöne, ragende Pfarrkirche aufweist, die aus einem romantischen Zeltkirchlein herausgewachsen ist. Nach südlicher Gewohnheit hängt natürlich die Wäsche auf den Balkonen, und wenn man das Leben sieht, das sich in den Häusern, auf den Straßen, auf dem abendlichen Korso entwickelt, glaubt man nicht auf mittelsteirischem Boden, sondern im Land der blauen Distel, des weißen Felsens, der azurblauen Adria zu sein. Hochgestöckelte schlanke Mädchen, schwarze Krollköpfe mit Fackelaugen, zu dreien, vieren, sechsen untergefaßt, durchschlendern wiegend die Straßen und lassen die Zunge quirlen. Alle tragen die elegante Bestiefelung, auf die die Südländerin so großes Gewicht legt, alle tragen das buntgescheckte Farbengewirr des Kleiderflitters am Leib, salatgrün, maikäferbraun und perlgrau oder noch toller. Und alle erzählen, alle wiederholen, was sie hundertmal erzählt und wiederholt haben, das große Ereignis, die Flucht; wie die Italiener hinter ihnen her waren, wie sie vom Paradeissetzen, vom Rebenschwefeln davonflogen, von ihren Mühlen, Ställen, Sägen, und alle fragen, was sie schon hun-



Gesamtansicht von Wagna.



Das Eingangstor.

dertmal gefragt haben: Dove é mio fratello, mio padre, mio marito, wo ist mein Bruder, mein Vater, mein Mann, wann sehen wir Ronchi wieder, wann Sagrado, Cervignano ..? Spettate ancora un poco ... warten Sie nur ein bißchen .... colla fiacca tutto andra ben ... mit der Zeit wird alles gut werden ... so tröstet eine die andre, und alle vertrauen auf den Kaiser. Mit Temperament und Brio werden Reden und Gegenreden getauscht, aber ein Grundton klingt vernehmlich durch, dem eine Görzerin beredten Ausdruck gab: „Gott sei Dank, daß wir wenigstens hier sind; die Familie ist zersprengt, hier bilden wir eine neue!“

Niemand geht müßig in Wagna — jeder Beruf kann sich betätigen und tut es. Das Wort des heiligen Franz von Assisi wird Wirklichkeit, daß kein Leiden wertlos ist, wenn es einem Ziel dient. Die alten Männer und die Buben sind Modelleure, Tischler, Zimmerleute, Buchbinder, Ofensetzer, Schlosser, Schmiede, Anstreicher, Schuster, sie flicken Kleider, machen Fischnetze, Obstkörbe oder arbeiten in den landwirtschaftlichen Betrieben, bei den Rindern, Hühnern, Kaninchen oder bilden eine Ortspolizei mit eigener Uniform. Auch die



In der Nähschule.

Werkstättenleiter und Volksschullehrer sind aus den Reihen der Flüchtlinge genommen. Ein fleißiger Arbeiter kann bis zu 45 Kronen monatlich verdienen, aber niemand wird zur Arbeit gezwungen. Die Frauen und Mädchen widmen sich der Wäscheerzeugung, den Filetarbeiten, dem Klöppelei-, dem Weißstickereikurs oder machen Frauen- und Kinderkleider. In geräumigen, lichten Hallen reihen sich Tische und Bänke hintereinander,



Blick in die Korbflechterei.



und überall in den hellen, schrägen Sonnenstrahlen niedergebeugte Frauenköpfe, emsige Hände. Die dunkelblitzenden Augen schauen auf, da wir eintreten, die Hände gehen weiter. Wir betrachten die wunderbaren Spitzen auf Netzgrund, die hier erzeugt werden, die uralten, aus der Barocke stammenden Familienmuster, die sich forterben, behelmte Köpfe, duftige Amoretten, reizende Gewirke, die wie die köstlichen farbenstrahlenden Perlbeutel (borseta) alle nach Wien wandern und dort einen von Damen ungemein begehrten Verkaufsgegenstand bilden. Im Kinderspital sehen wir die Frauen neben den blendend weißen Bettchen stehen und die Säuglinge hochheben, während die Mütter draußen warten, um das Kind zu stillen, und hören vom Chefarzt, daß der ganze Betrieb nach Moabiter Muster eingerichtet worden ist. Dann finden wir wieder Frauen als Plätterinnen mit aufgestreiften Ärmeln in den großen weißdurchnebelten Dampfwäschereien, bald wieder als Spielleiterinnen in den Kindergärten, wo die Kinder mit dem angeborenen Schauspielertalent des Südens den Schmied, das lahme Pferd, das gesunde Pferd und den Bach machen: „Come é bello serpeggiando pel ruscello . . .“ In einer eigenen Halle aber stehen Hunderte Knaben und



Stickereikursus.

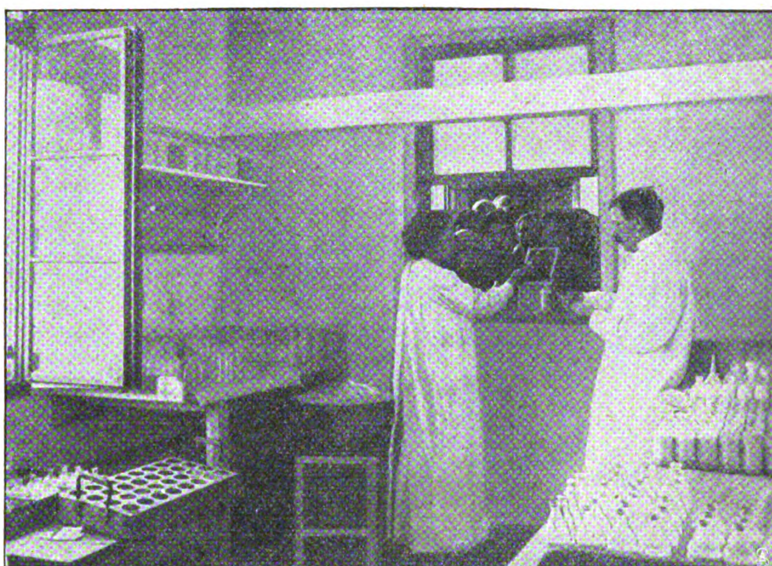
Oben: Spielschule.



Bei der Brotverteilung.

Mädchen beisammen und üben mit ihren hellen, krachenden Stimmen zum Klang des Orchesters: es ist die Chorschule, die Meister Seghizzi, der Görzer Domkapellmeister, leitet, und die schon eindrucksvolle, ertragreiche Konzerte mit furlanischen Liedern in Graz, in Wien veranstaltet hat — und die kleinen Künstler waren vor dem Krieg die muleria, die Straßenjugend von Monfalcone und Umgebung!

Die landflüchtigen Leute arbeiten hier für sich, für ihre Zukunft. Sie werden gerüstet sein, manches erlernt haben, ihre Kinder werden erzogen und unterrichtet sein, wenn wieder einmal der Friede über die weißen Felsen, die sonndurchglühten Rebengelände, die grünen Brackwasser des Küstenlands kommt und aufbauende Friedensarbeit geleistet werden muß. Mehr als eine halbe Million Kronen läßt sich der Staat diesen Betrieb monatlich kosten. Er wartet Mittag und Abend mit einer gesunden, ausgiebigen Nahrung auf, morgens mit Kaffee und 20 Gramm Zucker, was in diesen Zeiten 20 Gramm Silber gleichkommt. Zwei Fleischtage die Woche, sonst meistens „Kartoffeln mit —" oder „Bohnen mit —" oder die beliebte Jotta und am Abend die unvermeidliche „Polenta mit —". Die Nahrungschemiker haben Menge und Zusammensetzung genau festgestellt und wachen darüber daß Kartoffeln mit Bohnen aus 400 g Kartoffeln, 80 g Bohnen, 5 g Schweinefett, 8 g Speck, 4 g Tafelöl, 2 g Weizenmehl, 2 g Pfeffer, 2 g Salz, Petersilie und Zwiebeln nach der Chemie des Geschmacks bestehen; sorgen, daß die Jotta nicht um ein Jota weniger Sauerkraut, Bohnen, Fett und Speck enthalte, als vorgeschrieben ist. Ja, die Lagerverwaltung hat nicht die nötige Abstufung der Nahrung für Kinder bis zu drei Jahren und solche bis zu sechs Jahren übersehen (Milchgrieß, Obstbutter, Wasserkakao, Grießbrei),





In der Schuhmacherwerkstatt. — Oben: **Milchverwertung.**

der Staat sorgt für die nötige sterilisierte Säuglingsmilch, er hat eine Liegehalle für Tuberkulose erbaut, er hat ein Postamt, sogar eine eigne Zeitung für die Flüchtlinge herausgegeben. So lernen die Flüchtlinge den Staat von einer neuen Seite kennen: hielten sie ihn bisher für die ewig nehmende, so sehen sie jetzt seine gütig sorgende, offene Hand.

Das Fliehenmüssen gehört ja zu den geschichtlichen Überlieferungen der Bewohner des Küstenlands. Ihre Urväter flohen vor Uskoken, Sarazenen, Venezianern. Ihre Großväter vor Napoleon, als er Triest brandschatzte und Görz beschoß. Damals flüchteten sie in ihrer Angst zu andern, die wieder vor ihrer Angst flüchteten. In die Tolmeier Berge, in die Karsthöhlen, ziellos, heimlich, friedlos... Heute ist das Flüchtenmüssen rasch zu Ende. Der Staat nimmt die Unglücklichen an der Hand, bietet ihnen Haus und Herd und gibt ihnen eine Zwischenheimat. Das werden die kaisertreuen Furlaner und Istrianer auch nicht vergessen. Werden die Kaiserbüsten wieder hervorholen und auf ihre Kommoden stellen wie früher und bekräftigen, was sie vor dem Krieg zu bekräftigen pflegten: daß sie Todechs, daß sie Austriacs seien, d. h. Deutsche, was für sie gleichbedeutend ist mit Oesterreicher. —

Die stärkere Macht.

Skizze von Dora Kejers.

„Maria, der Wind!" sagte er und bog den Kopf dem wehenden Nordost entgegen.

„Ja, der Wind", antwortete sie und sah zu dem Mann empor, der im Schatten des Segels saß.

„Maria, das Land — sieh, wie blau es ist."

„Ich sehe", sagte sie lächelnd, ruhevoll. Sie blinzelte zwischen den geschlossenen Augenlidern. Möwen flogen vom Weideland herüber.

Und richtig: „Sieh, die Sturmmöwen, Maria."

„Ja", sagte sie, wieder mit der gleichen beruhigenden Zärtlichkeit.

Wie er alles neu empfindet, dachte sie — wie ein Kind ist er, man muß ihm sein Glück immer neu bestätigen.

„Ob wir nach Altendorf segeln, Maria?"

„Ja, und bei Timm Abendbrot essen — in der Holunderlaube."

„Viel Abendbrot," sagte er ernsthaft, „ich habe schon wieder schrecklichen Hunger."

Sie lachte auf, ihr warmes, tiefes Lachen, das in diesen Tagen sooft kam, aus der Tiefe ihres Glückes

„Du" — seine Augen wurden dunkler — „komm her."

Sie bog sich seinem suchenden Munde entgegen. „Achtung, das Segel", sagte sie atemlos zwischen zwei Küssen.

„Euch beide regiere ich noch mit einer Hand, Tyrann, nicht? Findest du nicht, daß ich ein Tyrann geworden bin, Maria?"

Sie lächelte und dachte: Wie gut es ist, geführt zu werden, ganz über sich bestimmen zu lassen, nach diesen Jahren, da man alles allein wissen und tun mußte — wie gut.

Sie lag auf dem braunen Boden des Schiffes und sah in den prangenden Himmel Wolfgangs Kopf braun und schön hineingeschnitten — —immer hätte sie so weiter fahren mögen, in dies warme, wehende Blau hinein, über ihr Wolfgangs Augen.

Diese Tage rollten dahin wie eine Kette goldener Steine — aber am Ende war da ein dunkler Riß — man sah in einen Abgrund, lichtlos, unendlich wie der, dem man eben für diese Tage entronnen war. Ihr Gesicht wurde müde, fiel in sich zusammen.

„Maria", sagte die geliebte Stimme; sie lächelte in seine Augen hinein. Nicht daran denken, nicht diese Tage — das Versprechen halten — nichts von Krieg und neuer Trennung — alles kam noch allzufrüh.

„Froh, Maria?" fragte er hinter dem gewendeten Segel.

„Ja, froh", antwortete sie zitternd.

Sonne lag nun breit und strahlend auf seiner Gestalt — in einem schönen Bogen, die kleinen Wellen hinter sich ziehend, fuhr das Boot in die geschwungene Bucht.

„Hallo! Fockmatrose", rief er mit scharfer Kommandostimme.

„Ich bin zu faul", antwortete sie und richtete sich gemächlich auf. Aber sie half ihm dann doch, das Boot seegerecht zu vertauen.

Hand in Hand wanderten sie über das flache Land dem Wirtshaus zu. Zwischen den grünen Knicks blitzte das Außenmeer auf.

„Tag, Vater Timm," rief er schon von weitem zu der Bank vor dem Hause hinüber, „habt Ihr was zu essen?"

„Fur een Feldgrauen schall dat woll da sin", sagte der alte Wirt. „Tag ook, Herr Leutnant, wie dachten, Sie sind all wedder in Krieg. Wie wird denn dat mit dem Krieg?"

Wolfgang machte eine Handbewegung — als ob er den ganzen Krieg fortschieben wollte, dachte Maria — „weiß ich nicht, Vater Timm. Ich weiß überhaupt nicht mehr, daß Krieg ist. Wir haben nur eine Parole — welche?"

„Genießen", sagte Maria jubelnd.

„Da hören Sie's, Vater Timm." Er hob mit beiden Armen Maria hoch in die Luft. — „Und wenn Sie noch mal von Krieg reden, trinke ich Ihren ganzen Rotspon aus!" . . .

Und der Morgen brachte den warmen Abend, und der Abend den Morgen, kühl aufsteigend aus erhelltem Meer. Oft wachte sie auf in dieser lichten Stunde vor Tag — sah ihn an, der tief und traumlos schlief.

Noch bist du mein, dachte sie glühend, noch nimmt das da draußen mir nichts von dir.

Sie saßen auf der weißen Terrasse, Schwalben flogen vom Binnenstrand her.

„Keine Zeitung, Maria", sagte er bittend, wenn der Postbote kam.

„Nein, nein", antwortete sie begütigend und legte das Blatt ungelesen fort. Der Krieg war ausgelöscht in diesen Tagen. Wie stark solch ein Mann ist, mußte sie denken, wenn er mit einem flüchtigen Blick an den Depeschen des Postamts vorbeiging, eben waren wir nichts, Liebe

und Frauen, und nun ist es wieder der Krieg, der ein Nichts ist. Darum haben sie wohl auch soviel Kraft, weil sie Tag von Tag zu trennen vermögen.

Die Hausgenossen drangen auf ihn ein — sie sah sein ungeduldiges Zusammenzucken, wenn sie von draußen sprachen — begreift doch, er kann das jetzt nicht, fühlte sie und lenkte schnell ab.

Einmal am Morgen kam der Depeschenbote ins Haus — sie sahen ihn vom Fenster ihres Erkerzimmers.

„Nur nicht für mich", sagte er und hatte ein Gesicht wie ein erschrecktes Kind.

Sie warf ihre Arme um seinen Hals — atmete angstvoll, nein, er ging vorüber.

„Dies sind unsere Tage" — es klang wie drohend — er riß sie zu sich.

Wie er mich liebt, fühlte sie glühend, wie ich ihm alles andere wesenlos mache. — —

Die erste Woche ihres Urlaubs war vorbei. Sie kamen im Vorabend von den Hügeln zurück, auf denen das reife Korn in Wellen ging wie unten das Meer — im Garten saßen Leute. —

„An dieser Stelle ist es schlimm", sagte eine Stimme — eine Name fiel — der Ort, wo Wolfgangs Kompagnie stand. Maria wandte schwer den Kopf, sah den Mann an — wo war das Unbekümmerte, Knabenhafte seines Gesichtes? Ein Mann war da, dessen Züge von einer fremden Härte zusammengeschlossen schienen.

„Erlauben Sie", er nahm dem fremden Menschen einfach die Zeitung aus der Hand.

Sie stand hinter ihm, las — „wenn sie dich nur nicht zurückrufen", sagte sie angstvoll. Er sah stumm an ihr vorbei. Sie blickte ihn an, und ihre Seele krümmte sich in Qual.

Nun ist er schon fort von mir, dachte sie mühsam, was hilft es, daß er noch hier neben mir steht, sein Herz ist schon wieder in jenem Grauenvollen, das unser Frauenleben verschlingt.

Die kommenden Tage war er so zart und liebevoll zu ihr, als wollte er ihr in einem Tage das Glück für Jahre auftürmen. Aber es war eine Unruhe in ihm, die alle Güte noch schmerzhafter machte. Kam ein Schritt von den Wiesen her, wandte er den Kopf. „Ich denke immer, es kommt eine Nachricht", sagte er entschuldigend.

Sie nickte. Nicht weinen, nicht weinen, dachte sie.

Er ging dem Zeitungsboten entgegen, kam zurück mit verschlossenem Gesicht: „Es geht hart her" — und legte das Blatt auf den Tisch. — —

Sie lag still in der hellen Nacht — wartete, daß er sprach — er warf sich hin und her. —

„Verzeih mir, Liebe," sagte er plötzlich in die Stille hinein und griff nach ihrer Hand, „sieh, ich wage gar nicht mehr, das Glück deiner Nähe und deiner Liebe zu nehmen. Als alles gut war, konnte ich mich innerlich davon trennen, von dem da draußen — aber nun — Maria, verstehst du, daß ich mich fortsehne?"

„Still, still," sagte sie, „ich verstehe dich", und legte ihre Hand auf seine Augen. Was sind wir Frauen, dachte sie schmerzvoll, wir gehören euch bis zum Sterben, und ihr entrinnt uns im Leben, kaum daß wir euch halten.

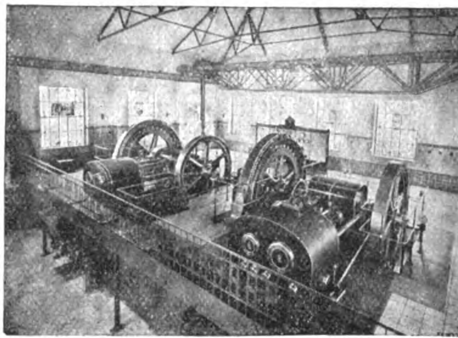
Und während sie immer sanft über sein geliebtes Gesicht strich, zitterte ihre Seele in lautlosem Weinen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Lanz'sche Heißdampf-Lokomobilen.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: Es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Als Betriebskraft für elektrische Zentralen wird nach wie vor die altbewährte Dampfkraft als wirtschaftlich und betriebstechnisch unersetzbar angesehen und geschätzt. Sind doch ihre Vorteile zu bedeutend und einschneidend für die Aufrechterhaltung eines rentablen und insbesondere unter allen Umständen zuverlässigen Betriebes. Daß für kleine und mittlere Zentralen und sonstige Betriebsanlagen die Lokomobile ein so ausgedehntes Anwendungsfeld gefunden hat, ist vor allem durch ihre außerordentliche Wirtschaftlichkeit infolge des Wegfalls der Rohrleitungs-Wärmeverluste zwischen Kessel und Maschine begründet. Weiterhin spielen jedoch auch die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der ganzen Anlage bei Zusammenhang von Kessel und Maschine sowie die Verringerung der Anlage-, der Bedienungs- und der Betriebskosten eine nicht unwesentliche Rolle bei der Wahl der Lokomobile als Betriebskraft für elektrische Zentralen.



Lokomobil-elektrische Fabrikzentrale der Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs in Schweinfurt a. M.

Neues Maschinenhaus (als Erweiterung der bisherigen Kraftanlage) mit 2 Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Leistung 500—650 PS bzw. 580—750 PS. Direkte und starre Kupplung mit Wechselstromgeneratoren.

Es darf als ein wertvoller Vorzug der Lanz'schen Heißdampf-Verbund-Lokomobilen (mit Ventilsteuerung System Lentz) angesprochen werden, daß die spezielle Art ihrer Kurbelwellenlagerung auf besonderen Lagerstützen (bzw. bei Maschinen über 400 PS Leistung auf besonderen Lagerständern) ohne weiteres die direkte, starre Kuppelung von Maschine und Generator gestattet. Es ist also bei den Lanz'schen Lokomobilen nicht erforderlich, zwischen Generator und Maschine eine elastische Kuppelung einzuschalten. Dadurch wird das ganze Aggregat wesentlich billiger und kürzer, außerdem kann das Gesamt-Schwungmoment von Dampfmaschine einschl. elektr. Generator für die Regulierung voll ausgenutzt werden.

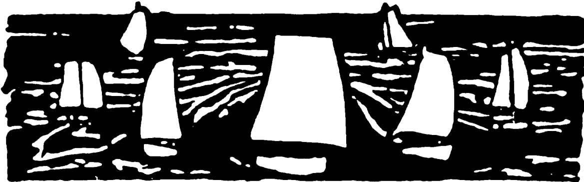
Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim, die 5000 Arbeiter und Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 qm beschäftigen, liefern jährlich über 2000 Lokomobilen für alle Betriebszweige. Der Gesamtabsatz Lanz'scher Lokomobilen beträgt bereits über 1,400,000 PS.



DIE·WOCHE

Nummer 34. | Berlin, den 19. August 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.



Die sieben Tage der Woche.

8. August.

Wiederholte Bemühungen der Russen, bei Zarecze (am Stochod) Boden zu gewinnen, bleiben erfolglos. Westlich von Luck sind neue Kämpfe im Gange. Nordwestlich von Zalocze scheitern feindliche Angriffe. Südlich des Dnjestr gehen starke russische Kräfte gegen die Linie Tlumacz — Ottynia zum Angriff vor. Die verbündeten Truppen beziehen vorbereitete rückwärtige Stellungen.

Die im Görzer Brückenkopf westlich des Isonzo kämpfenden Truppen schlagen seit 6. August zahlreiche, weit überlegene feindliche Angriffe blutig ab. Um die tapfere Besatzung des Brückenkopfes, gegen die sich immer neue wütende Angriffe der Italiener richten, vor großen Verlusten zu bewahren, wird sie heute auf das östliche Isonzo-Ufer zurückgenommen.

9. August.

Die Angriffe der Engländer und Franzosen nördlich der Somme sind gebrochen.

Das Ergebnis der Luftkämpfe im Juli ist: deutscher Verlust 19 Flugzeuge. Der französische und englische Verlust ist: 81 Flugzeuge, von denen 48 in unserem Besitz sind.

Mehrere unserer Marineluftschiffgeschwader greifen in der Nacht vom 8. zum 9. August England erneut an und belegen Marinestützpunkte der Ostküste und Industrieanlagen von militärischer Bedeutung in den Küstengrafschaften von Northumberland herunter bis nach Norfolk ausgiebig mit Sprengbomben schwersten Kalibers und mit Brandbomben. Der Erfolg war an allen Stellen hervorragend.

In Wolhynien wachsen die Kämpfe erneut zu größter Stärke an. Sowohl bei der Armee des Generalobersten von Tersztyanszky, wo die Russen stellenweise durch Gegenangriffe geworfen werden, als auch bei Kisielin und im Stochod-Knie bei Kaszowka führt der Feind seine dicht gegliederten Massen — darunter sibirische und Gardetruppen — zum Angriff vor. Er wurde überall, vielfach im Kampf Mann gegen Mann, zurückgeworfen.

Die heftigen Kämpfe im Raume von Görz dauern fort. Einzelne feindliche Abteilungen erreichten die Stadt.

10. August.

Südlich von Zalocze entbrennen neue Kämpfe. Westlich und nordwestlich von Luck verhält sich der Gegner ruhiger, dagegen treibt er nördlich der von Sarny nach Kowel führenden Bahn abermals seine Massen bei Tag und bei Nacht zum Angriff über den Stochod vor.

Entsprechend der durch die Räumung des Brückenkopfes von Görz eingetretenen Lage wurde die Stadt aufgegeben und nach blutiger Abweisung neuerlicher italienischer Angriffe auf der Hochfläche von Doberdo die gebotene Berichtigung der Stellungen — vom Feinde ungestört — durchgeführt.

Ein österreichisch-ungarisches Geschwader von 21 Seeflugzeugen beschießt Venedig.

11. August.

Die österreichisch-ungarischen Karpathentruppen haben südlich von Zabie neuerlich starke russische Angriffe abgeschlagen. Nordöstlich von Stanislau und südwestlich von Monasterzyska greift der Feind wieder mit überlegenen Kräften an. Er erringt wohl einige örtliche Erfolge, wird aber schließlich nach hartem Ringen zum Stehen gebracht. Die in diesem Raume kämpfenden Streitkräfte sind im Begriff, jene Räume zu erreichen, die ihnen angesichts der Kräfteverschiebung des Gegners zugewiesen worden sind. Die Russen haben Delatyn und Tysmienica besetzt. Auch Stanislau ist von uns ohne Kampf geräumt worden.

12. August.

Der Angriff der in den Karpathen kämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen schreitet erfolgreich vorwärts. Die Armee des Generalobersten von Boehm-Ermolli schlug westlich von Zalocze mehrere Angriffe ab.

13. August.

Zwischen Thiepval und der Somme fassen unsere verbündeten Gegner ihre ganze Kraft zu einem einheitlichen Angriff zusammen, der — nach voraufgegangenen begrenzten Kämpfen am Nachmittag im Abschnitt Ovillers—Pozières — nachts auf der ganzen Linie vorbrach. Unter den schwersten Verlusten für den Angreifer ist der Stoß zwischen Thiepval und Guillemont zusammengebrochen. Weiter südlich bis zur Somme kam es mit den immer wieder anlaufenden Franzosen zu schweren Nahkämpfen.

14. August.

Die Armee des Generalobersten von Boehm-Ermolli schlägt südwestlich von Podkamien einen durch mehrstündiges Trommelfeuer eingeleiteten und durch den Gebrauch von Gasbomben unterstützten Massenangriff zurück.



Die Wünschelrutenfrage.

Von Professor Dr. Moriz Benedikt.

Mit drei photographischen Bildern.

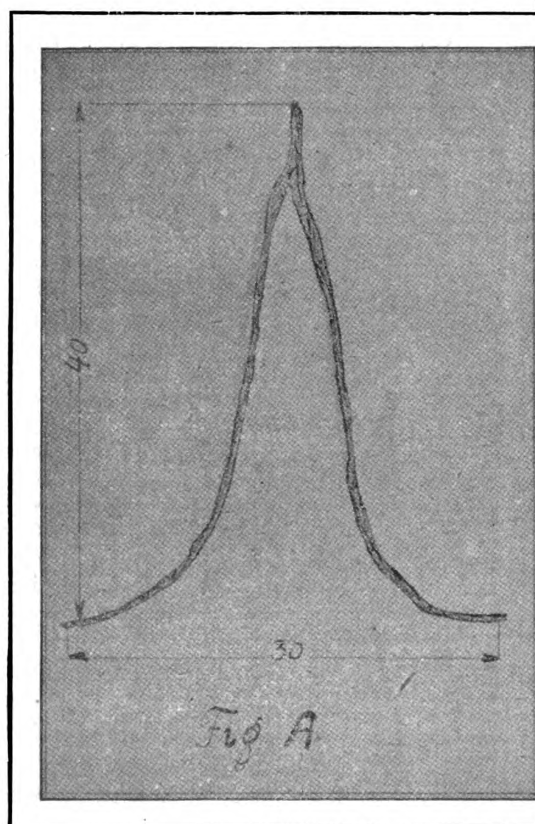
In einer Zuschrift, welche die Marschroute für diesen Aufsatz bilden soll, heißt es, ich solle kundgeben, wie ich auf den Gedanken kam, solche Versuche anzustellen. Ich mache Sie aufmerksam, daß alle Wege, die ich wissenschaftlich in meinem Leben gegangen bin, in ein Gedankenfeld führen oder dasselbe kreuzen, auf dem sich die latenten Emanationen von Reichenbach tummeln. Wenn die Freunde Einsicht nehmen in die Monographie: Biomechanik und Biogenesis, so werden sie bereits die Grundgedanken finden, von denen die jetzigen Untersuchungen direkt abstammen, nämlich der Emanation als allgemeinen Er-

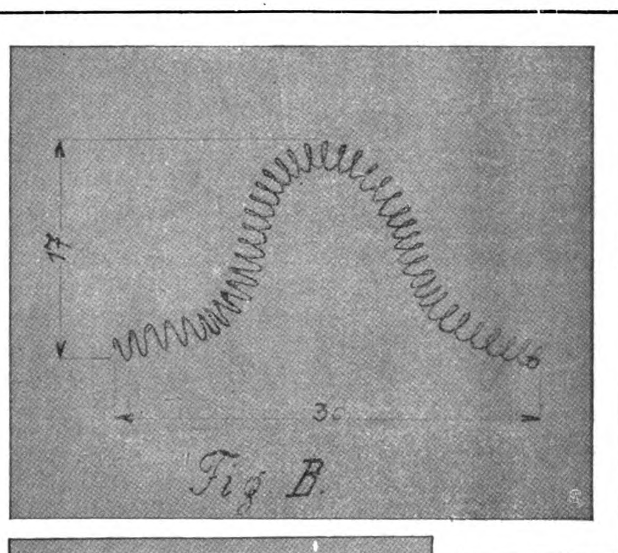
ſcheinung und als der intimſte Ausdruck des fortwährenden Auf- und Abbaues der Natur.

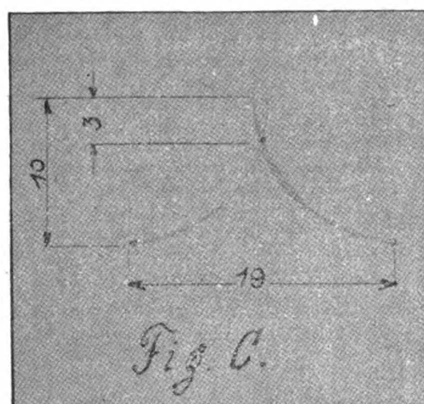
In meiner Monographie: „Die latenten Emanationen der Chemikalien" iſt dieſe Gedankenrichtung weiter verfolgt.

Einen ſtattlichen Raum nehmen in dieſem Gedankenfeld die Rutenverſuche ein, von deren Allgemeinbedeutung für die Erforſchung aller innerſten Geheimniſſe der Stoffe und der Vorgänge in der organiſchen und anorganiſchen Welt ſich niemand heute einen Begriff macht. Gerade dieſe Verſuche haben bis in die jüngſten Tage die allgemeine Ableugnung der Intellektuellen gefunden, und der Krieg iſt es, welcher die Zweifelloſigkeit der Tatſachen erwieſen hat, indem in der deutſchen und öſterreichiſchen Armee mit Hilfe der Rute zahlreiche Waſſerquellen entdeckt wurden, die für die improviſierten Spitäler in Baracken ſowie Barackenlagern ungeheure hygieniſche Dienſte geleiſtet haben. Heute noch die primitivſten Tatſachen leugnen zu wollen, iſt eine ſchwere Verſündigung gegen die Wehrmacht des Staates und gegen den geſunden Menſchenverſtand. Die Intellektuellen haben ſich wohl heute dem Zwangsgeſetz der Souveränität der Tatſachen unterworfen.

Die Beziehungen der Rute zum Waſſer ſind ſeit den älteſten Zeiten bereits ausgebeutet, und zwar durch Tradition in den unbefangenen Volkskreiſen, beſonders unter den Bauern. Das Gebiet der Rute iſt aber ein ungeheures, nicht nur für die Förderung auch anderer Naturprodukte, wie Metalle, Kohle, Petroleum uſw., ſondern auch geeignet, die tiefſten Einſichten in das Weſen der Dinge zu eröffnen; z. B. auch in das Leben der geſunden und kranken Menſchen.







Die Rutenlehre iſt bereits heute zu einer ausgebildeten Technik, zu einer Kunſt und zu einer Wiſſenſchaft geworden. Es iſt mir gelungen, alle Proben der Praxis in die Form von Laboratoriumsverſuchen zu bringen. Zweitens konnte ich die Rutenfrage von allem Myſtizismus befreien. Es handelt ſich um den bei jedem Menſchen vorhandenen Gegenſatz von Emanationen der beiden Körperhälften beziehungsweiſe deren polare Emanationen, welcher durch die Rute in einen Körperrutenſtrom verwandelt wird, deſſen beweglicher Teil — die Rute — auf die Emanationen des Waſſers uſw. wirkt und umgekehrt. Wenn dieſe Eigenſchaften ſtärker entwickelt ſind, entſteht ein Rutenfähiger, und viele können es durch Trainierung werden. Da das Rieſenmaterial, das ich bereits aufgehäuft habe bis jetzt aber nur in einer Reihe zerſtreuter Abhandlungen in minimaler Doſis in die Öffentlichkeit gelangt iſt, ſo will ich mich hier beſchränken, eine elementare Darſtellung desjenigen zu geben, was für das Publikum wichtig iſt, um es überhaupt zu orientieren und es mit jetzigen Ergebniſſen teilweiſe bekanntzumachen.

Ich bilde vor allem drei Typen von Ruten ab, wie ſie bis jetzt in Gebrauch waren.

1. Der erſte Typus (Abb. A) iſt pflanzlicher Natur und beſteht aus dem oberſten Ende eines dünnen Zweiges, z. B. einer Weide, eines Haſelnußſtrauches uſw. Es ſind deren mannigfache im Gebrauch. Dieſe Ruten ſind wohl heute noch in der Hand von Bauern und ältern Praktikern. Sie werden ſo benutzt, daß man damit ausſtrahlende Subſtanzen, Waſſer, Kohle, Petroleum auffängt, indem die Rute einen einfachen Ausſchlag gibt.

2. Einen zweiten Typus von Ruten bilden Metallſpiralen von verſchiedenſtem Material (Abb. B). Dieſes

System (Ferdinand Gruber, Wien) hat seine Nachteile. Doch habe ich mich durch dessen Gebrauch trainiert.

3. Der dritte Typus ist die sogenannte Schlingenform, (Abb. C), die in der Hand von Rutenkünstlern, wie v. Graeve, Udzal, Großes geleistet hat. Meist ist sie leider in der Hand roher Empiriker, die wissenschaftlich auf niedrigster Stufe stehen und nur ganz Beschränktes, und dieses unsicher, leisteten.

Die vollendetste ist wohl die von Frl. Lintrup. Sie wurde von mir leicht modifiziert. Sie ist aus Stahl, was nicht gerade so wesentlich ist, und sehr leicht. Mit dieser Rute hat Fräulein Lintrup zuerst einige zahlenmäßige (quantitative) Daten gesammelt, nämlich spezifisch charakteristische Ausschläge für einige Substanzen, z. B. für Eisen (Ausschlag 90 Grad nach unten), Stahl, Silber, Gold (90 Grad nach oben), Kohle 270 Grad, Blei 360 Grad, Mangan 450 Grad und dann noch Ausschläge bis zu 810 Grad. Gutes Quellwasser zeigt 220 Grad. — Letzteres besonders, wenn man die Achse der Rute in der Richtung oder auch gegen die Richtung der Strömung hält.

Ohne zahlenmäßige Ausschläge ist ein wissenschaftliches Studium der Rute nicht möglich. Ich habe, da ich in hohem Grade rutenfähig bin, mit und ohne Fräulein Lintrup deren ursprünglich kleine Reihe auf äußerst zahlreiche Substanzen ausgedehnt.

Das Bedürfnis nach spezifischen Ausschlägen der Rute hat z. B. auch der hervorragende Rutenkünstler von Graeve empfunden, aber bis jetzt, soviel ich weiß, nicht aktiviert. In meiner Hand liefern auch der erste Typus und besonders der zweite Rutentypus zahlenmäßige Ausschläge. Besonders die Holzruten gehen dabei rasch zugrunde. Doch durften Holzruten bei einer andern Kardinalfrage unersetzliche Dienste leisten.

Die Art und Weise, wie die Anwerbung und Ausbildung von Rutenfähigen zu geschehen habe, zu erörtern, muß einer ausführlichen Darstellung vorbehalten bleiben. Die Zahl derjenigen, die zu Rutenfähigen und Rutenkünstlern ausgebildet werden können, ist viel größer, als man heute ahnt.

In diesem Kriege wurden sehr wichtige Ausgrabungen von Kanonen, Geschossen und gefährlichen Sprengstoffen mit Hilfe der Rute gemacht. Hier spielt die Frage der Tiefe der gesuchten Substanzen keine Rolle. Soldaten von Wallenstein und aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges haben mit Hilfe der Wünschelrute die von der Bevölkerung eingegrabenen Schätze an Edelmetall und hartem Geld aufgefunden, und es ist merkwürdig, daß sie sich damals um den in den Lexika von Brockhaus und Meyer befindlichen gelehrten Ausführungen über die Wünschelrute nicht gekümmert haben. Festzuhalten ist die als selbstverständlich erscheinende Tatsache, daß die Emanationswolke aus der Tiefe senkrecht aufsteigt und genau die Konturen wie in der Tiefe zeigt. Sonst gäbe es allerdings kein Auffinden durch die Rute.

Ich will Ihnen nun an einem Schulfall zeigen, wie die fortschreitende Erfahrung und Erkenntnis die Bestimmung der Tiefe einer Quelle mit immer größerer Genauigkeit möglich machten. Anfangs hatte man keinen weiteren Anhaltspunkt, als daß das Objekt, das man suchte, senkrecht unter dem Bereiche des Rutenausschlages liegt. Dann kam eine wichtige neue Erkenntnis, nämlich, daß senkrecht auf jedem der beiden Ränder der Quelle sich Punkte befinden, welche schwächer und anders auf die Rute reagieren als das Wasser selbst, und zwar ist es ein bestimmter Punkt, an dem die „Annäherungsreaktion“ zuerst zu beobachten ist. Von diesem Punkt aus erstreckt sich eine grade Linie senkrecht auf jeden der beiden Ränder. Aus zahlreichen gelungenen Versuchen, bei denen man die Tiefe fand, merkte man, daß bei verschiedenen Tiefen die Annäherungslinie mit der Höhe proportional wächst. Man mußte also schließen, daß vom Objekte „Seitenstrahlen“ ausgehen, welche durch die ersten Annäherungspunkte bei den verschiedenen Versuchen durchgehen. Dadurch hatte man die Überzeugung gewonnen, daß die Breite der Annäherungslinien zur Tiefe in einem festen Verhältnis stehen, und man glaubte sogar, daß die Summe der beiden Annäherungsbreiten auf der Versuchsfläche die Größe der Tiefe ergeben. Wenn man nun von einem Rand aus sich eine Senkrechte in die Tiefe denkt und die Annäherungsbreite beider Seiten senkrecht auf diese Linie aufträgt, habe man zwei Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, und man könne die dritte Seite und die beiden anderen Winkel bestimmen. Die dritte Seite bedeutet den Seitenstrahl, und man hat daraus mit sehr großer Genauigkeit bestimmt, daß der Seitenstrahl mit beiläufig 30 Graden sich mit der Tiefenlinie kreuzt und bei Zusammentreffen mit dem äußersten Punkt der queren Annäherungslinie einen Winkel von 60 Grad bildet.

Dieser Versuch, die Summe der beiden Annäherungslinien als Tiefe zu bestimmen, mißlang. Man benützte nun die Erfahrung von der Winkelstellung der Seitenstrahlen, um ein anderes Verfahren einzuleiten. Man konnte jetzt am Anfangspunkte der queren Annäherungslinie einen Winkel von 60 Grad anlegen und diese neue Linie bis zur Senkrechten führen, welche vom Innenrande der queren Wasserlinie in die Tiefe führt.

Geschickte Empiriker erfuhren bald, daß auch diese Tiefenbestimmung bis zum Kreuzungspunkte der schrägen Linie bis zur senkrechten Tiefenlinie nicht genau zutrifft. Man muß sich die quere Annäherungslinie nach innen etwas verbreitert denken und jetzt an diesem Endpunkte die Tiefensenkrechte anlegen. Dann erhält man eine außerordentliche Annäherung an das spätere Resultat. Diese Anstückelung ist vorläufig willkürlich. Der Grund hierfür ist, daß der Seitenstrahl, der, wie ich gefunden habe, nicht von der Seite des Wassers, sondern als „seitlich gerichteter“ von der Oberfläche ausgeht, und zwar seltener von dem ersten Oberflächenstück am Rande, sondern etwas weiter nach innen. Ich habe diese Verhältnisse durch Laboratoriumsversuche festgestellt. Ich verdanke diese Methode einer genialen Tradition unserer Bauern im „Waldviertel“ in Niederösterreich durch Vermittlung eines Studiosus. Sie ist auf alle Substanzen ausdehnbar. Ich kann darauf nicht näher eingehen.

In der Praxis sind die Verhältnisse sehr häufig komplizierter als in diesem Schulfall. Die Fehlerquellen steigern sich natürlich mit der Tiefe. Es ist daher im Widerspruch mit der Denkmethodik, negative Fälle zu hoch zu verwerten, um so mehr als prinzipieller Widerstand gegen die Rute in vielen Fällen die Schuld trägt, daß die Bohrung vorzeitig abgebrochen wurde. Die Geologen und Ingenieure sollen mit den Rutenfähigen zusammenwirken, nicht ihnen Opposition machen.

Ich hoffe, dem Leser eine Annäherungsvorstellung von der Tätigkeit der Rute gegeben zu haben. Bei anderen Objekten wie Wasser sind die Verhältnisse viel komplizierter, und diese geben den Rutenkünstlern und den Wissenschaftlern noch viele Probleme zu lösen.

Ein deutscher Heerführer als Dichter.

Von Felix Neumann.

Das Volk der „Denker und Dichter“ hat in diesen Jahren beispiellosen Ringens um seine Existenz erneut gezeigt, daß es über die alten, längst vergangenen Zeiten riesenhaft hinausgewachsen ist, wo unser Können und unsere Größe sich nur in den Studierstuben und Dichterdachkammern entwickelte, politisch und militärisch die Verhältnisse aber im argen lagen.

Fortgesetzt tauchten nach Ausbruch des Weltkrieges, der alle schlummernden Kräfte auf den Plan rief, neue Namen hervorragender Männer auf, die der großen Masse des Volkes bisher fremd geblieben waren, die sich dann aber tiefer und immer tiefer in die Gedenktafeln deutscher Geschichte eingruben.

Einer der erfolgreichsten Heerführer des Ostens ist zweifellos der in den Generalstabsberichten viel genannte Generaloberst Graf von Bothmer, der, Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen kämpfend, ruhmreiche und auch schwere Tage durchlebte und sich durch besondere Zähigkeit und Energie gegenüber den russischen Massenanstürmen auszeichnete.

Und doch hat die Faust dieses Mannes, die so eisern zuzupacken versteht und den Truppen des Zaren schwere Wunden schlug, einst auch die Feder als Dichter geführt.

Freilich — lang, lang ist's her! —

Das war damals, zu Beginn der siebziger Jahre, als in der Brust des jungen Leutnants beim Leibregiment in München noch zwei Seelen miteinander rangen, die des Rekrutenoffiziers und die des Poeten.

Und in jener Sturm- und Drangperiode reifte in dem jugendlichen Grafen von Bothmer der Entschluß heran, die Gedichte, die er in nachdenklichen Stunden niederschrieb, zu veröffentlichen und dem Freundeskreis zugänglich zu machen.

Zu Weihnachten 1874 erschien unter dem Titel „Jugendträume“ in der Meillerschen Buchdruckerei in Schwandorf ein geschmackvoll gebundenes, mit Goldschnitt versehenes Büchelchen, grade wie es die Richtung der damaligen Zeit verlangte, das aber den Namen des Verfassers nicht nannte.

Nur die Initialen G. F. v. B. waren verschlungen unter dem Titel zu lesen. Der junge Leutnant wollte als Dichter unerkannt bleiben, und nur die Auserwählten, denen der Verfasser eine kurze Widmung hineinschrieb, wußten, wer diese „Jugendträume“ an sich vorüberziehen ließ.

Das vor mir liegende, schon ein wenig vergilbte Buch war einst einer jungen, schönen Frau gewidmet zur Erinnerung an gemeinsam verlebte Tage in Lugano, und ein Zufall förderte es gelegentlich eines Zimmerbrandes, der die Hausbibliothek zu zerstören drohte, zutage.

Ganz hinten in einer verborgenen Ecke führten Graf von Bothmers „Jugendträume“ ein Dornröschendasein, und der Dichter, den nun der Schlachtendonner umbraust, wird gewiß mit Wehmut, aber auch herzlicher Freude an die Tage zurückdenken, als er die stimmungsvollen Gedichte schuf, von denen ich einige als Probe dafür veröffentlichen will, wie es denn eigentlich im Herzen eines jener Männer aussieht, die die „Hunnen- und Barbarenhorden“ Deutschlands befehligen, die „Hände abhacken und Greise töten lassen“ wie es die irre Kriegsphantasie unserer Feinde behauptet.

Dem Buche geht ein kurzes Vorwort voraus, das so charakteristisch ist, daß ich es hier an erste Stelle setze.

Es lautet:

An
meine Freunde!

Nachgebend dem Drängen von Eurer Seite habe ich mich entschlossen, eine kleine Auswahl der Gedichte, welche den Mußestunden vergangener Jahre ihre Entstehung verdanken, in vorliegenden Blättern Euch zuzueignen.

Für meine Freunde wurden sie verfaßt, Eigentum meiner Freunde sollen sie bleiben als Denkmal froher und ernster Stunden dahingeschwundener Jugendzeit, in der ein Freundschaftsbund von seltener Festigkeit uns umfing und eine seltene Harmonie des Geistes sich in all unsern Gesprächen und Gesängen kundgab.

Wenn jedoch auch andere, die unserm Bund nicht angehörten, diese Blätter mit flüchtigem Blicke durchstreifen, so mögen sie in ihnen nichts anderes suchen und finden als den Erguß einer jugendlich schwärmerischen Seele, die sich, wie bei anderen in ungebundener Rede, hier in anspruchslosen Versen offenbarte.

München, Weihnachten 1874.

Nun — ich muß gestehen, daß das „durchstreifen mit flüchtigem Blick“ manches Schöne und Wertvolle zutage förderte, um so wertvoller für uns, weil es sich um das Jugendbekenntnis eines jener Männer handelt, die mit erhobenem Schild an der Front die Feindesstürme von unseren gesegneten Fluren fernhalten.

Unter dem Eindruck des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 sind eine ganze Anzahl Gedichte entstanden, die den ersten Teil des Buches füllen.

Kriegers Gebet.

Gott, der die Schlachten lenkt, bewahre meine Seele,
Daß ihr im heißen Kampf der wahre Mut nicht fehle.
Er segne meine Tat, bewahre wohl mein Leben,
Wehr ab von mir den Tod, sein Schutz mög mich umschweben.

„Für Gott und Vaterland, den König und die Meinen“,
Dies sei mein Losungswort, manch Aug wird mich beweinen,
Wenn ich im Kampf erlag fürs Vaterland. Mit Freuden
Bin ich zum Tod bereit: Herr, mache kurz mein Scheiden! —

* * *

Lehnt sich dieses Gedicht auch in Form und Inhalt etwas an bekannte Gegenstücke an, so zeugt es doch von feinem dichterischem Empfinden. Selbständigere Wege geht der junge Dichter schon im folgenden:

Zwei Helden.

Zwei Helden kämpften einst vereint im Felde,
Für beide gab es nur das gleiche Ziel,
Der eine focht und kam zu Ehren,
Der andre focht gleich ihm mit Ruhm und — fiel

Des ersten Namen nennen tausend Zungen,
Und seine Taten preist manch feurig Lied,
Die Trauerweiden auf dem Grab des andern
Der Nordwind heulend, eisig kalt durchzieht.

* * *

Das Gedicht paßt auch auf unsere Tage. Die neidische Göttin des Glückes verteilt ihre Gaben wahllos, aber wenn auch manch namenloser Held in fremder Erde schläft, so sollen seine Taten doch im Volke unvergessen bleiben.

Eigentümlich berührt es uns, wenn man das Gedicht „Deutschland und Italien" liest. Der jugendliche Poet hat schon damals unseren späteren trefflichen Dreibundsgenossen richtig erkannt und ihm die „Treue" abgesprochen.

Deutschland und Italien.

Wohl prangst du üppig in des Südens Farben,
Italia! Stets labst du uns aufs neue,
Doch was dir fehlt, ersetzt nicht deine Schönheit;
Dir fehlt der Glanz des Nordens: „Deutsche Treue."
Denn funkeln heller auch die dunkeln Augen,
Die deine Töchter unvergleichlich schmücken,
Sie können reizen, doch sie können nimmer
Zur ewig reinen Liebeslust entzücken.
Drum hat der Schöpfer weise es geordnet,
Daß er der Schönheit Weihe dir gegeben,
Doch Deutschland schmückte er mit Liebeszauber,
Mit frohem Sang und goldenem Saft der Reben.
So funkle, prange stolzes Kind des Südens,
Du hast den Sinn, doch nicht das Herz gewonnen.
Wein, Weib, Gesang blüht nur auf deutscher Erde,
Und schöner ist's, in Liebe sich zu sonnen.

* * *

Auch eine ganze Anzahl Liebesgedichte und Stimmungsreimereien enthält der Band, die hier zu veröffentlichen aber zu weit führen würde.

Wir wollen zum Schluß nur noch eine „Träumerei" bringen, die geeignet erscheint, das tiefe Gefühlsleben des jungen Soldaten in ein besonders helles Licht zu rücken.

Liebesträumerei.

Wär ich ein Dichter, wollt ich singen
Dein Lob in alle Welt hinaus,
Durch alle Lüfte sollt es klingen,
In Dorf und Stadt, in Hütt und Haus.
Doch muß ich's andern überlassen,
Daß man zum Himmel dich erhebt.
In schlichte Worte will ich fassen,
Was mir die Brust, das Herz belebt.
Nicht deine Schönheit will ich preisen,
Nicht deiner Augen goldnes Licht,
Will dich nicht Gott, nicht Engel heißen,
Nein, auf der Erde bleib ich schlicht.
Wohl ahnst du nicht die süße Wonne,
Die mich in deiner Näh erfüllt,
Viel schöner leuchtet mir die Sonne,
Wenn sich dein Antlitz mir enthüllt;
Oh, nur noch einmal laß mich blicken
In dein verklärtes Angesicht,
Bis frühe zwar, doch mit Entzücken
Mein Aug im Todeskampfe bricht.

* * *

Ja — ja, es ist doch etwas Eigenartiges um die deutschen Hunnen, die so tief zu fühlen verstehen.

Nun ist der junge Münchner Leutnant und Dichter im Wechsel der Zeiten zum Heerführer herangereift, und aus dem weichen Schwärmer wurde der General aus Stahl und Eisen, der hundertfach und tausendfach den Tod in seiner Nähe sah.

Der deutsche Gott, der uns noch nie im Stiche ließ, erhalte uns auch fürderhin diese Männer mit dem feinen kindlichen Gemüt und der harten Willenskraft, die vor nichts zurückschreckt.

Daß in einem Menschen diese Eigenschaften vereint leben können, das zeigt uns das Gedichtbüchlein des Leutnants Grafen von Bothmer und die Weltgeschichte, die die Taten des Generaloberstsen verzeichnet.

Wie verschließen wir unsere Einmachgefäße?

Von Dr. Heinrich Tretina, Leitmeritz.

Mag zum Schutze vor dem Verderben das Fleisch eingepökelt oder geräuchert, die Milch eingedickt, Obst und Gemüse getrocknet oder in Salz, Essig, Branntwein eingelegt werden — die Behandlung aller derartiger Stoffe wird stets nur auf Kosten ihrer Form, Farbe, ihres Geschmackes und, wie beim Pökelfleisch, gar auf Kosten ihres Nährwertes erfolgen.

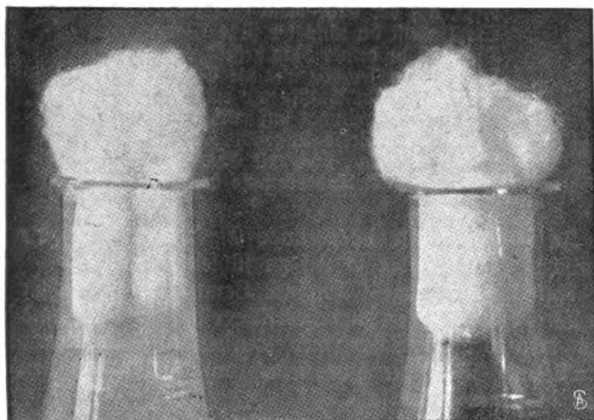
Ein anderes und in mancher Hinsicht rationelleres Verfahren, Nahrungsmittel auf die Dauer frisch zu erhalten, besteht in dem sog. Sterilisieren derselben. Bei diesem Verfahren werden die Nahrungsmittel in luftdicht verschlossenen Gefäßen mehr oder weniger lange Zeit der Hitze ausgesetzt, ohne daß sie hierbei ihre ursprünglichen Eigenschaften, wie Form, Farbe, Geschmack und Nährwert, einbüßen.

Schon die kriegerischen Völker Mazedoniens, die Heiducken, kannten eine Art der Sterilisierung der Nahrungsmittel, welche im Prinzip mit unserer heutigen vollkommen übereinstimmt. Armdicke Äste des Lindenbaumes wurden auf eine entsprechende Länge geschnitten und deren Rinde so lange geklopft, bis sie sich in Form einer Röhre vom Holzteile leicht ablösen ließ. Eine der beiden Öffnungen wurde mit einem Holzstöpsel versehen und das so erhaltene Gefäß mit Nahrungsmitteln gefüllt. An Stelle des Deckels wurde abermals ein Holzstöpsel eingetrieben. Die so gefüllten und verschlossenen Rindenbüchsen wurden eingegraben und leicht mit Erde bedeckt und dann über dieser Stelle ein Feuer angezündet. Durch die erzeugte Hitze gingen nicht nur die im Boden, sondern auch die in den eingegrabenen Nahrungsmitteln selbst befindlichen Schimmelpilze und Bakterien zugrunde, wodurch die Konserve kürzere oder längere Zeit haltbar wurde.

Nach dem im Jahre 1804 erfundenen, heute noch in Fabriken üblichen Konservierungsverfahren werden Blechdosen mit Nahrungsmitteln gefüllt, verschlossen und ein bis zwei Stunden in kochendem Wasser erhitzt. Da sich aber der heißgewordene Inhalt der Gefäße sowie die darin befindliche Luft ausdehnt, müßten die Wände der Dosen — wenn die Nahrungsmittel in luftdicht verschlossenen Gefäßen erhitzt würden — infolge des bedeutenden Innendrucks nachgeben bzw. bersten. Um dieses zu verhüten, werden die Gefäße vor ihrer Sterilisation nicht vollkommen verschlossen, d. h., es wird zum Austritt der Innenluft eine kleine Öffnung belassen, die dann nach Beendigung der Sterilisation wieder verlötet wird. Da nun die Außenluft nicht mehr in das Innere der Dose zurückströmen kann, entsteht in derselben ein luftleerer bzw. luftverdünnter Raum, worauf lange Zeit großes Gewicht gelegt wurde. Heute weiß man, gestützt

auf die epochemachenden Entdeckungen Dr. Kochs-Berlin, daß Luft als solche den Konserven nicht im geringsten schadet, und daß es einzig und allein der Tätigkeit der kleinen, mit dem freien Auge nicht wahrnehmbaren Lebewesen, Schimmelpilzen und Bakterien, zuzuschreiben ist, wenn organische Stoffe verderben.

Auf diese Erfahrung baut sich auch die Konservierungsmethode auf, wie sie seit Jahren in den bakteriologischen Laboratorien angewendet wird, und die wir an



1. Links: **Schlecht verschlossene** (mit Luftkanal), rechts: **Gut verschlossene Flasche mit Wattepfropfen.**

dieser Stelle, weil sie sich vortrefflich auch für die Konservierung der Nahrungsmittel eignet, in ihrem Prinzip mitteilen wollen. Wir meinen das Konservieren der Nahrungsmittel in mit Watte verschlossenen Gläsern.

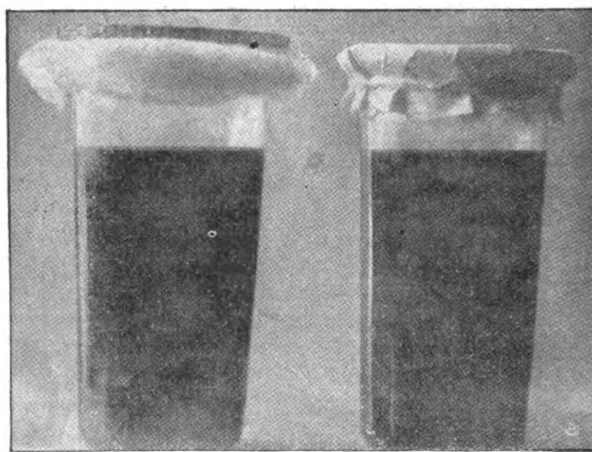
Das Konservieren von Obst mit Hilfe von mancherlei Apparaten nach verschiedenen Systemen ist hinlänglich bekannt. Die hierbei benutzten Gefäße bestehen lediglich aus Glas, und zwar wegen des durch die Sterilisation bedingten hohen Innen- und Außendruckes, aus starkem Glas, auf dessen Herstellung in der Fabrik große Sorgfalt verwendet werden muß. Vergegenwärtigt man sich außerdem, daß die zum Verschluß erforderlichen Gummiringe eine öftere Nachschaffung nötig machen, so wird man leicht zu der Einsicht kommen, daß die bekannten Konservierungsmethoden in vielen Fällen weder billig noch zweckentsprechend sind, da die Beschaffung von Nahrungsmittelvorräten in erster Linie doch von der Sparsamkeit geleitet werden muß.

Daß sich jedes beliebige Gefäß, sei es Flasche, Senf- oder Gurkenglas, zur Aufbewahrung von Speisen usw. eignet, ist den Hausfrauen noch so gut wie unbekannt. Der Grund hierfür dürfte in der Unkenntnis des Verfahrens selbst liegen, das sich mit den einfachsten Mitteln in jeder auch ländlichen Haushaltung einführen läßt.

Im allereinfachsten Falle hat man bei diesem Sterilisationsverfahren eine mit der zu konservierenden Flüssigkeit, sagen wir mit Fruchtsaft, gefüllte Flasche nur mit einem Wattepfropf zu verschließen und etwa eine halbe Stunde lang im Wasserbade bei Kochtemperatur zu halten. Der Fruchtsaft wird sich, einerlei ob mit oder ohne Zuckeransatz, unbegrenzt lange halten. Mit gleichem Erfolge kann man ein weithalsiges Gefäß mit einer Lage von Watte überbinden und sodann sterilisieren. Den wirksamen Schutz vor Verunreinigung des keimfrei gemachten Nahrungsmittels bildet die Watte, die wie ein Filter wirkt, indem sie die Luft in das Gefäß zwar eindringen läßt, aber die festen Körper, wie Staubteile, Schimmelpilze und Bakterien, an ihrer Oberfläche festhält und auf diese Weise für den Inhalt des Glases ungefährlich macht.

Der größte Vorteil dieses Verfahrens besteht nun darin, daß man bei dessen Anwendung ein jedes Glas wie Steingutgefäß, z. B. Mineralwasserflaschen, benutzen kann, ohne irgendwelchen Bruchschaden befürchten zu müssen. Für die Anlegung von größeren Vorräten lassen sich die großen Gläser von Dunstfrüchten oder Gurken recht gut verwenden, die ungleich billiger sind, als die besonders für Konservenzwecke hergestellten Gefäße mit dem bekannten Gummiringverschluß. Ein Gurkenglas faßt mindestens 4 Liter und kostet samt Watte usw. 40 Pf., 2 Stück Konservengläser mit Gummiringverschluß zu je 2 Liter Inhalt dagegen nicht weniger als 5 Mark, also mehr wie das zwölffache — abgesehen von der Schwierigkeit, Gummiringe zu beschaffen.

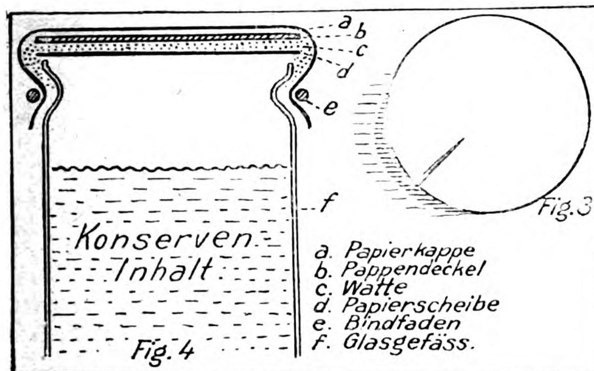
Fruchtsäfte, Suppen, Milch, pflanzliche Öle, allerhand tierische und pflanzliche Fette können mit Vorteil in Flaschen gefüllt und aufbewahrt werden. Beim Einfüllen der Materialien muß man auf die spätere Ausdehnung derselben beim Sterilisieren bzw. Erhitzen Bedacht nehmen, d. h. die Gefäße niemals übermäßig voll füllen, damit der Verschluß von der aufsteigenden Flüssigkeit nicht benetzt werde. Außerdem wird man Flüssigkeiten mit Hilfe eines Trichters einfüllen, um den Flaschenhals trocken zu erhalten. Nachdem die Flasche entsprechend aufgefüllt ist, zupft man von einer Lage Watte, die nicht antiseptisch behandelt zu sein braucht (karbolisierte Watte ist ihres Geruches wegen unverwendbar), ein entsprechend großes Stück ab, legt dieses glatt auf die offen gehaltene linke Hand, streicht es glatt und treibt die so erhaltene Watteschreibe mit dem Zeigefinger der rechten Hand zwischen den ringförmig zusammengehaltenen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hindurch. Auf diese Weise entsteht beim Herausziehen des Fingers und durch seitliches



2. **Watteverschluß an Gefäßen mit breitem Halse.**
Links: Papierscheibe, Watte und Pappscheibe lose aufliegend.
Rechts: Dasselbe Glas mit Papierkappe versehen.

sanftes Andrücken der Watte ein Stopfen, der an seiner unteren Seite völlig glatt ist und weder Falten noch Risse aufweist. Der Stopfen wird nun in den Flaschenhals entsprechend fest, unter Vermeidung etwaiger Kanäle, eingefügt. (Abb. 1.)

Zum Schutz vor Verstaubung wird der Stopfen mit einer etwas angefeuchteten Pergamenthülse überzogen und diese mit dünnem, ebenfalls angefeuchtetem Bind-



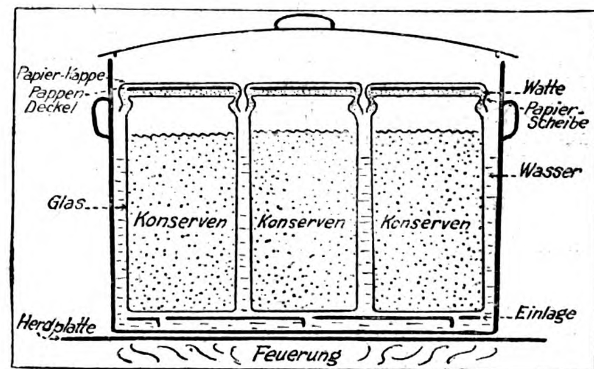
3. **Papierscheibe mit einem Einschnitt** behufs Erleichterung der Luftzirkulation.
4. **Schematische Darstellung des Watteverschlusses** für breithalsige Gefäße nach Dr. Tretina.

faden festgebunden. Nach gleichmäßigem Beschneiden der abstehenden Enden des Papiers um den Flaschenhals stellt man die so verschlossenen Flaschen in ein Wasserbad, um ihren Inhalt hier entsprechend lange zu sterilisieren, d. h. keimfrei zu machen.

Die Gefäße mit weitem Halse, wie solche mit Vorliebe für Fleischspeisen Verwendung finden, lassen sich weniger gut mit unmäßig großen Wattestopfen verschließen und verlangen daher eine andere Behandlung. Nachdem man den Glasrand des vorher aufgefüllten Gefäßes zuerst mit einem feuchten, dann mit einem trockenen Tuche innen und außen sauber abgewischt hat, wird eine der Größe des Glasrandes entsprechende Papierscheibe auf den Flaschenhals gelegt, diese mit einer Lage Watte und sodann, zur Erzielung einer größeren Festigkeit des Verschlusses, mit einer dem Glasrand gleichgroßen Pappscheibe bedeckt, worauf das Ganze mit angefeuchtetem Pergamentpapier umhüllt und mit dünnem, ebenfalls angefeuchtetem Bindfaden fest abgebunden wird. Die hervorstehenden Ränder der Papierkappe werden samt den hervorragenden Teilen der Watte mit einer kurzen, aber starken Schere gleichmäßig um den Rand des Gefäßes abgeschnitten. Die erste Papierscheibe wird aufgelegt, damit der Inhalt des Glases von herabfallenden Baumwollhaaren nicht leidet. (Abb. 2 und 4.)

Es kommt nun häufig vor, daß dieses Papier, infolge des Außendruckes beim Abkühlen der Konserve, in das Glas hineingedrückt wird. Diesem Übelstande kann leicht durch einen Einschnitt des Papiers abgeholfen werden. (Abb. 3.) Es ist selbstverständlich, daß weißes Papier und ungefärbter Pappdeckel zu verwenden ist.

Zur Sterilisation bedient man sich eines Wasserbades. Ein entsprechend großer Blechtopf wird mit einer Einlage (nach Art der Kartoffeldämpfer) versehen, mit Wasser gefüllt, worauf die Konservengefäße hineingestellt werden. Doch hat man darauf zu achten, daß die Papierverschlüsse die Wand des Kochtopfes nicht berühren, da sie sonst von dem flüssig gewordenen Dampfe zerweichen. Auch das beim Kochen wollende Wasser darf die



5. **Kochtopf mit Konservengefäßen.**

Verschlüsse nicht benetzen. (Abb. 5.)

Je nach der Art des Inhalts wird die Konserve verschieden lange Zeit bei Kochtemperatur erhalten. Im



Türkische Truppen in Ungarn: Türken auf einem ungarischen Obstmarkt. Phot. v. Jankowsky.

allgemeinen sterilisiert man Gemüse zwei, Fleisch eine und Obsterzeugnisse eine halbe Stunde. Am zweiten oder dritten Tage ist es angezeigt, die Sterilisation zu wiederholen. Außer der Art des Inhaltes wird man auch dessen Menge bezw. die Größe der Gefäße berücksichtigen müssen. Kleine Gefäße durchdringt die Wärme viel leichter als große. Ebenso ist die Art des Materials und die Stärke der Gefäßwandungen für die Dauer der Sterilisation von Bedeutung. Glas wird viel leichter durchwärmt als Ton und Steingut. Je stärker die Gefäßwandungen sind, desto länger muß die Konserve erhitzt werden, um sicher keimfrei gemacht zu werden. Im allgemeinen sollte man daher besser etwas längere als zu kurze Zeit sterilisieren.



Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

England versucht, über seinen eigenen Schatten zu springen. Seine krampfhaften Bemühungen, den Schlußfolgerungen auszuweichen, die ihm von den eigenen Mißerfolgen und unseren Erfolgen aufgezwungen werden, lassen sich schwer anders bezeichnen.

Das feindliche Kriegziel, Deutschland den Atem zu rauben, steht heute so unerreichbar da wie je. Von einem gleichzeitigen Angriff auf allen Fronten, den unsere Feinde sich vorgenommen haben, ist keine Rede. Im Westen wie im Osten ist die Offensive erlahmt und wird immer stümperhafter.

Mit voller Zuversicht blicken wir auf unsere Truppen, die ringsum die verzweifelten Anstrengungen zuschanden machen. Unerschütterlich ist in jedem einzelnen der Wille und die Kraft, unserer gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Nicht genug danken kann das Vaterland den Männern, die sich ihm zu Schutz und Trutz aufzuopfern bereit sind.

Die Worte, die aus ungarischem Munde in diesen Tagen fielen, und aus denen die unbedingte Entschlossenheit sprach, der vom Feinde angedrohten Vernichtung Trotz zu bieten, ihn blutig abzuweisen, sprechen das aus, wovon jeder deutsche Krieger fest durchdrungen ist.

Das Schicksal aller Völker Europas steht auf dem Spiel. Das Spiel müßte, wenn es von allen Seiten so geführt würde, wie es dem hohen Standpunkt europäischer Kultur entspräche, seine Entscheidung zu unseren Gunsten längst gefunden haben. In Wirklichkeit ist es aber so, daß die tatsächlich schon Unterlegenen sich in ihr Schicksal noch nicht finden wollen.

Wie wir bereits zum Ausdruck brachten, ist dieser verhängnisvolle Starrsinn, auf dessen Kosten die Blutopfer des Krieges und seine unerhörten Lasten nutzlos verlängert werden, ein beklagenswerter Mangel an Urteilskraft. Wir müssen es wiederholen, daß solch Eigensinn ein Zerrbild von Energie ist. Mögen denn unsere Feinde die weiteren Schläge, die ihrer harren, auf sich nehmen. Wer nicht hören will, muß fühlen!

Im Überblick über den gesamten Krieg ist es nachgerade lächerlich, wenn nicht nur Italien, das schließlich ja nur seiner komischen Rolle, die es von Anfang an gespielt hat, treu bleibt, sondern auch die Feinde, mit denen wir ernsthaft rechnen, von der Räumung von Görz Aufhebens machen. Der einzige taktische Erfolg in 15 Monaten eines Krieges, der für Italien nur aus Niederlagen bestand, die Einnahme des Brückenkopfes von Görz, ist ein recht belangloses Ereignis. Für den ruhig Überlegenden ergibt sich daraus nur die eine Lehre, daß unsere Verbündeten, die Österreicher, vermutlich gut daran getan hätten, von vornherein ihre Linie so zu legen, daß Görz gar nicht mithineingezogen worden wäre. Die Aufgabe des in den erbitterten Kämpfen vollkommen zertrümmerten Platzes ist eine Korrektur der Kriegskarte, unter welcher die Südfront nicht zu leiden hat. Der Siegesrausch, in dem Italien schwelgt, wird schnell genug in Ernüchterung umschlagen.

Aus eigener Kraft hat Italien den Gedanken Conrads von Hötzendorff, nach welchem Görz in die österreichische Front miteinbegriffen wurde, nicht beeinträchtigen können. Noch unter dem Einfluß der Wucht Rußlands ist diese kleine Veränderung der Kriegskarte zuzuschreiben.

An der russischen Front wissen wir Hindenburg an der Arbeit. Wir haben Anzeichen, daß sein Auge mit besonderer Aufmerksamkeit auf der bedrohten österreichischen Front ruht. Es ist wohl auch kein Spiel des Zufalls, daß bereits in den ersten Tagen der verflossenen Woche eine durchaus nicht klein angelegte Unternehmung der Russen am Stochod und im Norden von Kowel eindruckslos an unserer Verteidigung abprallte. Die russischen Massen sind in starker Bewegung. Die einzelnen Meldungen von Mißerfolgen russischer Vorstoßbemühungen zwischen Dnjestr und Karpathen, gegen Stryj und letzten Endes auf Lemberg zu lassen erwarten, daß unsere Heeresführung planmäßig dem Schachzuge der russischen begegnet. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Folgen unserer Gegenzüge sich im weiteren Verlauf in ihren Wirkungen erst bewähren können.

Daß schwere Kriegsarbeit dort geleistet wird, geht aus den einlaufenden Meldungen hervor, nicht minder aber, daß wir das Heft fest in der Hand halten. Wir haben es mit einem tüchtigen Führer in der Person Brussilows zu tun. An russischem Menschenmaterial und an Kriegsmaterial fehlt es nicht, und das neutrale Amerika und Japan sorgen für reichliche Munition. Dennoch stehen wir an der russischen Front so stark, daß wir uns nach wie vor mit diesem Gegner abfinden werden.

Die französische Offensivkraft ist plötzlich und stark gesunken. Auf die außergewöhnlichen Anstrengungen im Raume vor Verdun ist eine volle Erschlaffung erfolgt. Bei Fleury und Thiaumont herrscht volle Erfolglosigkeit in den Reihen der Feinde.

Von der englischen Offensive bei Thiepval und Guillemont ist dasselbe zu sagen.

Die Engländer sind wieder stark mit Rechenexempeln beschäftigt. Diese buchen auf ihr Kredit mehrere tausend Portugiesen zu allen anderen Hilfsvölkern, mit denen sie uns zu übervorteilen gedachten. Was die anderen nicht vermochten, werden die Portugiesen auch nicht erreichen. Alle diese Scheinmanöver können den Bankrott Englands nicht aufhalten.

Die Vorgänge auf dem armenischen Kriegschauplatz im Zusammenhang mit den Gesamtereignissen zu betrachten, muß späterer Zeit vorbehalten bleiben. Zwar liegen verschiedene Meldungen vor, aus denen sich günstige Schlüsse für den Stand der türkischen Waffen ziehen lassen. Die Ereignisse sind dort in Fluß, und es wird von weiteren Vorgängen auf diesem und auf den anderen Kriegschauplätzen im Osten abhängen, welche Wendung sie nehmen werden.

Dasselbe gilt von der Suezfront. Es wäre verfrüht, etwas auszudeuten, was im Zustande der Entwicklung begriffen ist. X.



Kaiser Franz Josef zum 86. Geburtstag.

Neuste photographische Aufnahme von A. Floeck.



Der Kronprinz bei der Verteilung von Eisernen Kreuzen an die Mannschaften eines westfälischen Regiments.



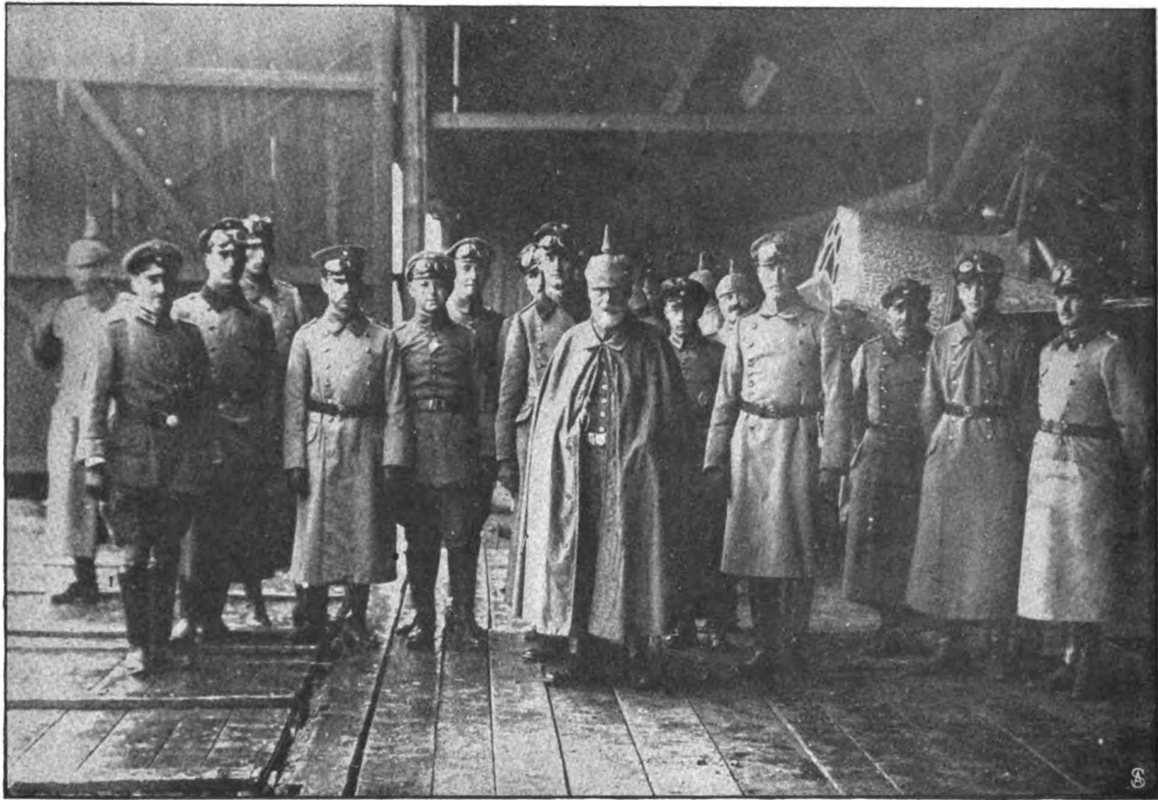
Der dreizehnte Erfolg des Leutnants Wintgens im Luftkampf: Der Fliegerleutnant nach der Landung.



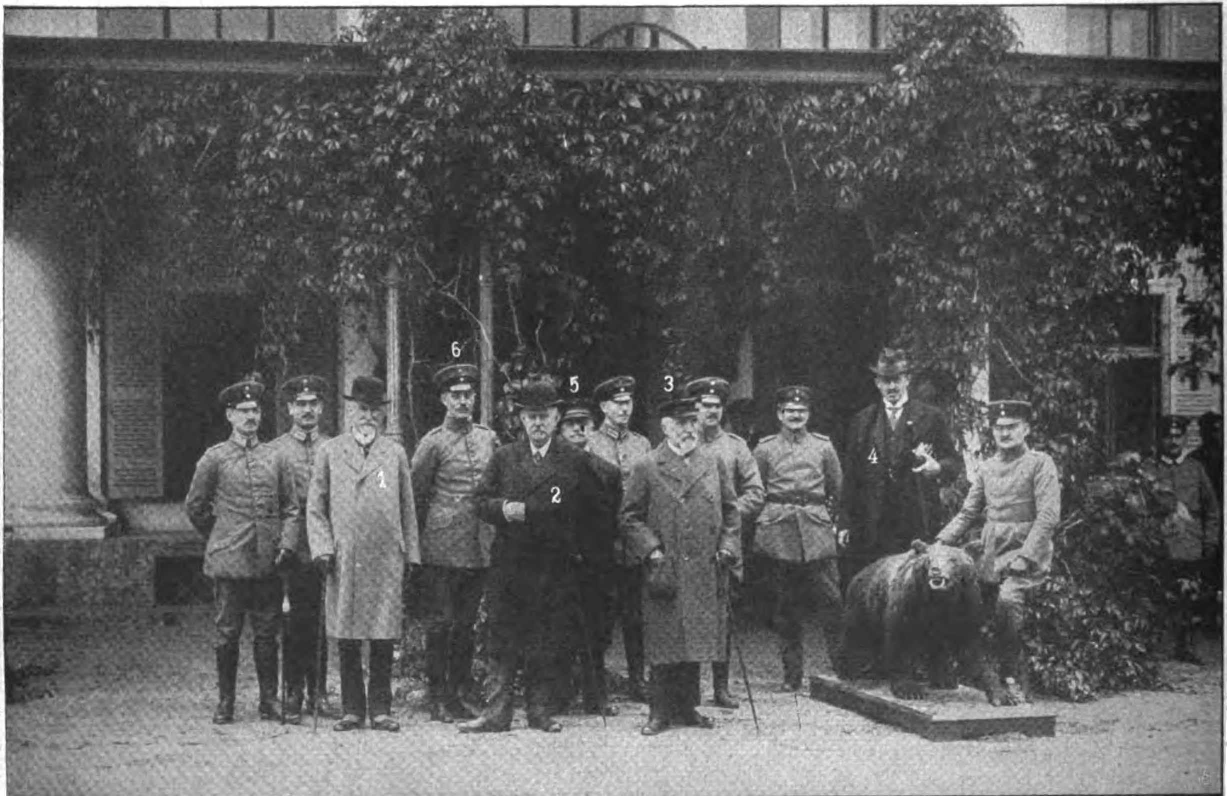
Phot. Eborowitz.

Der Stab des Kommandanten von Berlin beim Vortrag.

Von links: Hauptmann von Holthoff, Hauptmann von Knobelsdorff, Adjutant, General der Kavallerie Exzellenz von Böhn, Kommandant von Berlin, Hauptmann Winter, Kriegsgerichtsrat Wolff, Kriegsgerichtsrat Dr. Frankfurter, Oberleutnant Kneifel, Hauptmann Freiherr von Uslar-Gleichen, Major von Stockhausen, Platzmajor von Berlin, Hauptmann von Scheliha.



Der König von Bayern an der Westfront: Besuch bei den Feldfliegern.



1. Exz. von Breitenbach, 2. Exz. Sydow, 3. Unterstaatssekr. Exz. Stieger, 4. Unterstaatssekr. Dr. Göppert, 5. Geh. Rat Brosche, 6. Major Möslinger, Kommandeur des M.-E.-D. 5.

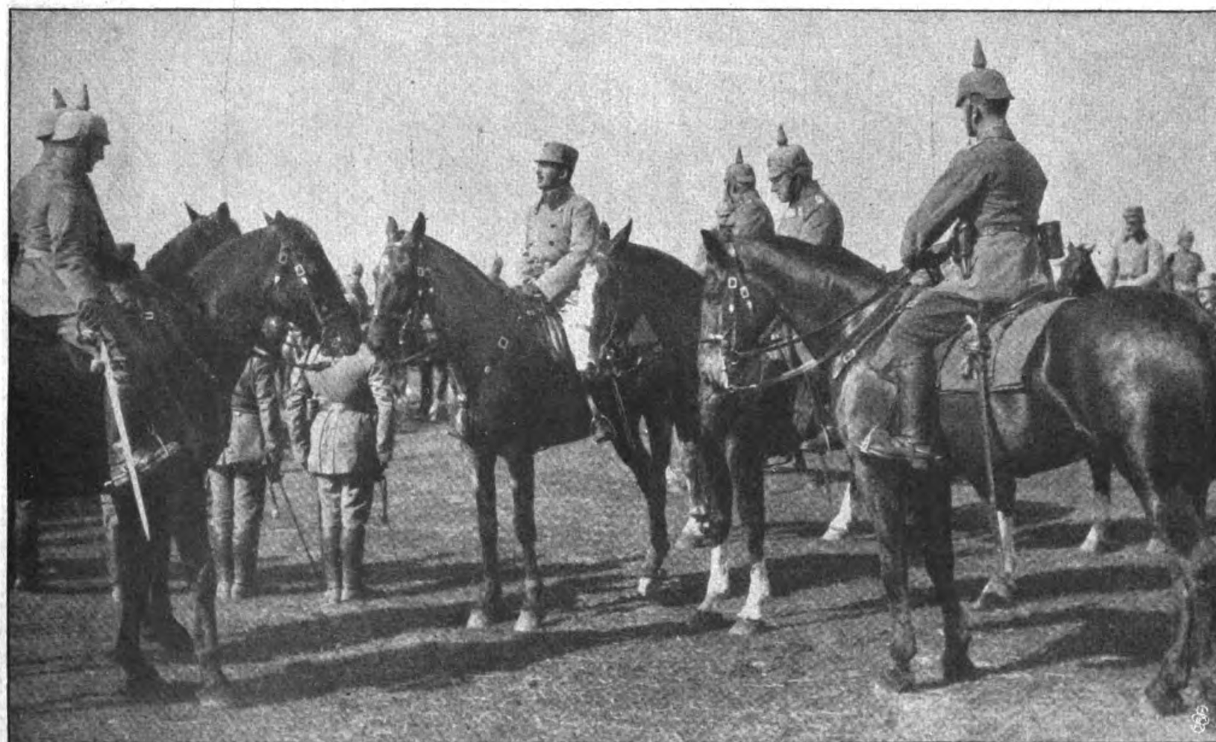
Besuch der Minister von Breitenbach und von Sydow bei der Militär-Eisenbahn-Direktion 5.



Von links: General von der Esch, General von Kinzelbach, Kommandant von Warschau Exzellenz, von Etzdorff, Gouverneur von Warschau, Exzellenz von Beseler, Generalgouverneur von Polen.

Feier anläßlich der einjährigen Besetzung Warschaus:

Exzellenz von Beseler schreitet bei der großen Paroleausgabe die Front der Truppen auf dem Sachsenplatz ab.



Phot. Kreuzer.

Armeekommandant General Erzherzog Karl Franz Josef

bei der Beratung mit seiner Armee zugeteilten deutschen Führern.


Hofphot. Heuschkel.
Oberstleutnant von Koeller.


Phot. Elite J. Brunner.
Major Nerlich.


Major Ulrich Buchinsky.


Hauptmann Bruno v. Germar.


Major Partzsch.


Stabsarzt Dr. Lindemann.


Oberleutnant Hans Schirmer.


Phot. Brading.
Leutnant Mäder.


Phot. Schüller.
Leutnant Wilhelm Hanstein.


Leutnant Harry Eilers.


Leutnant Bruno Herrmann.


Leutnant W. Kossow.


Leutnant Ludwig Jaeck.


Leutnant Hugo Gutmann.


Leutnant M. Zimmer.


Phot. Schmidt.
Feldwebel Reitz.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



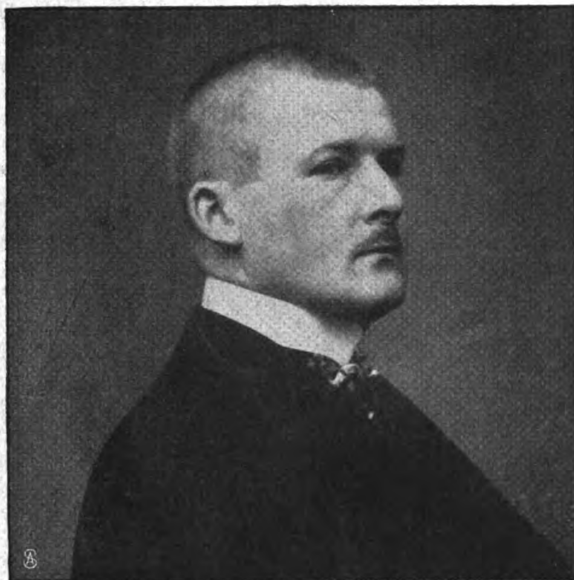
Hofphot. W. Niederastroth, Selle & Kuntze.

Gräfin zu Ruppin, Gemahlin des Prinzen Oskar von Preußen, mit ihrem Sohn Prinz Oskar.



Phot. Gennecke.

Österreichisch-ungarische Offiziere bei einer Pfadfinderübung in Berlin.



Phot. Gotthell & Sohn.

Landrat von Brünneck,
der neue Landeshauptmann von Ostpreußen.



Hofphot. Strelisky.

Generaloberst von Tersztyanski,
Führer einer Armee an der Ostfront.

Eine Schützengrabenanlage in Konstantinopel.

Rechts: Eröffnung der Schützengrabenanlage durch den Kriegsminister Enver-Pascha (1), Halil-Bei, Minister des Äuß. (2) u. Talaat-Bei, Minister d. Inn. (3). Im Hintergrund die Pionierkompagnie, die d. Gräben aushob. **Unten:** Teil d. türkischen Stellung.





Ernte im Wald und am Wegsaum.

Von Ursula von Wedel.

Die Blockade hat uns zum Bewußtsein gebracht, wie vieles, das uns zum täglichen Leben unumgänglich notwendig erscheint, wir aus fernen Landstrichen beziehen, wie sehr wir in unsern Lebensgewohnheiten, auf unserem einfachsten täglichen Tisch vor unseren Vorfahren verwöhnt sind, denen alles von weither nach Deutschland Eingeführte ein Luxus, das natürliche und allgemein Verwendete nur das war, was das Land selbst hervorbrachte. Diese Überlegung führt von selbst dazu, diese Landesprodukte einmal genauer anzusehen, um zu entdecken, wie vieles davon mit den immer zunehmenden Bequemlichkeiten des Überseehandels wir eigentlich verkommen lassen und kaum mehr kennen. Die Wiedereinführung aller der Nährwerte, die Wald und Feld wild und ungepflegt hervorbringen, liegt heute der deutschen Hausfrau ob, der Hausfrau, die der Krieg wieder recht zu Ehren gebracht hat, auch als eine tätige Mitarbeiterin des Staatshaushaltes, als echte Hüterin des heimischen Herdes in der modernen Welt, mit allem, was dieser Herd an häuslichem Behagen, an Wohlstand und an nationalem Wert bedeutet.

Die meisten Nahrungsmittel dieser unbeachteten Art bergen die Wälder. Die Erntezeit in ihnen hat jetzt schon begonnen. In manchen Gegenden, besonders in den ärmeren Landstrichen Deutschlands, wird diese Ernte auch immer gründlich betrieben. Aber in wohlhabenderen Gegenden war sie in den letzten Jahrzehnten lau, mehr eine Spielerei für Kinder und Spaziergänger. Dort gibt es keine von den sprichwörtlichen alten Frauen und Kindern mit Ladungen von Beerenobst und Körben voll „Schwämmen". Will man von diesen Schätzen etwas einbringen, so muß man schon selbst die Ernte in die Hand nehmen.

Man kann selbst sammeln, oder man kann sammeln lassen. Ersteres wird, wenn es sich machen läßt, immer ein Vergnügen sein, für Kinder unter der Leitung Erwachsener auch sehr genuß- und lehrreich im Eindringen in das Waldleben und in dem damit verbundenen Erkennen der Werte alles dessen, was da wächst, sich gestalten. Die Hausfrau der Großstadt kann als Sommerfrische einen Ort wählen, wo sie mit ihren Kindern Vorräte im Wald und an den Wegrainen sammeln und getrocknet oder eingemacht mit heimnehmen kann. Die Bewohnerinnen kleinerer Städte haben Gelegenheit dazu in der Nähe ihres Wohnortes. Ja, auch von Großstädten aus lohnt es, Sonntagsausflüge mit der Eisenbahn zum Sammeln zu machen, wobei vor Sonnenaufgang ausgezogen und erst am Abend heimgekehrt wird. Das Essen wird am besten mitgenommen. Natürlich müssen solchen Ausflügen erst genaue Erkundigungen vorangehen, ob man an der gewählten Stelle auch auf irgendeine Ernte rechnen kann. In der Regel aber wird sich immer etwas bieten. Denn außer Obst und Pilzen bietet die Natur noch andere, ganz unbeachtete Dinge. In der nachstehenden Aufzählung sollen diese zuerst genannt werden.

Da ist erst einmal der Sauerampfer, der an Wegrainen, an Feldsäumen und auf Wiesen fast in ganz Deutschland reichlich wächst. Auf den Wiesen darf er natürlich nicht gepflückt werden. Aber überall da, wo er vom Weg aus erreichbar, ohne Schaden für Gras oder Getreide gesammelt werden kann, lassen sich seine spitzen, saftiggrünen Blätter gut pflücken. Er gibt ein vorzügliches Gemüse, wie Spinat bereitet. Man kann ihn auch halb und halb mit Spinat, mit Mangold oder mit geschossenem Salat oder endlich mit den äußeren Blättern vom Kopfsalat, die man sonst als Abfall behandelt, wie Spinat kochen. Auch Sauerampfersuppe (anstatt mit Mehl mit einigen durchgequetschten Kartoffeln anzusämen) ist ein ausgezeichnetes Essen. Ebenso wie Sauerampfer läßt sich auch Sauerklee verwenden. Dieser gewiß jedem Spaziergänger bekannte Klee von sehr regelmäßiger, hübscher Gestaltung der Blätter hat den richtigen Sauerampfergeschmack. Er wächst vorzugsweise im Wald an etwas lichteren Stellen. Auch das Einsammeln von Brombeerblättern, Erdbeerblättern und Kirschblättern (von allen dreien möglichst kleine zarte Triebe) ist sehr zu empfehlen. Die Blätter werden im offenen Backofen auf einem Papierblatt gedörrt und dann, zur Hälfte mit chinesischem oder indischem Tee gemischt, als schwarzer Tee verwendet. Man kann damit die Teevorräte, ohne ihre Güte zu beeinträchtigen, um die Hälfte strecken. Sehr bekannt dürften auch die breiten, saftigen Blätter der gelben Kuhblumen als Nahrungsmittel sein. Sie sind unter den verschiedensten Bezeichnungen, meist als Butterblume und Löwenzahn, bekannt. Die grünen Pflanzenblätter können, noch klein und zart, wie Salat gegessen werden, der etwas bitter schmeckt. Größer kocht man sie wie Spinat. Am besten mit etwas Sauerampfer oder Sauerkleezusatz. Die jungen Spitzen der Hopfenpflanze (wilder Hopfen) schmecken wie Spargelköpfe. Feld- und Ackersalat kann in Frühling und Herbst auf den Feldern gesammelt und wie Salat gegessen werden. Brennesselblätter sollen, wie Spinat bereitet, ein vorzügliches Gemüse geben.

Dies führt uns auf Abwege zu denjenigen Wald- und Feldprodukten, die auch gesammelt werden sollten. Von den Nesselstielen wurde im Frühjahr bekanntgegeben, daß sie sich zur Herstellung des früher sehr verbreiteten, neuerdings durch die Baumwolle fast ganz verdrängten Nesselstoffes eigneten und geschnitten und getrocknet an dazu einzurichtenden Abnahmestellen gegen Bezahlung abzuliefern seien. Die Blätter müssen vorher abgestreift werden. Auch Roßkastanien zu sammeln, ist nützlich. Sie sind entweder im eigenen Betrieb ein gutes Futter für Schweine oder werden abgeliefert, um auch als Viehfutter oder, soviel mir bekannt, zur Seifenherstellung verwendet zu werden. Kastanienmehl soll auch an sich im Haushalt selbst gemahlen und verwendet ein sehr gutes Waschpulver sein. Über Sonnenblumen- und Mohnsamen sind ja die Bestimmungen bekanntgegeben, daß diese gesammelt an den Bahnstationen abgeliefert und bezahlt werden. Auch Buchnüsse kann man sammeln und zum Verkauf bringen. Ebenso wachsen sehr viele Haselnüsse wild in den Wäldern und können geborgen werden. Sie sind wie alle Nüsse jetzt besonders wertvoll durch ihren Ölgehalt.

Was nun die Obstgärten des Waldes anlangt, so stehen hier im Frühling an erster Stelle die Erdbeeren, die man frisch essen oder einmachen mag. Da aber

Walderdbeeren beim Einmachen leicht bitter werden, empfiehlt es sich, sie nur zu Saft einzukochen. Ohne Zucker sterilisieren! Der Erdbeerabfall bei der Saftgewinnung (nach dem Aufkochen durch ein Tuch filtrieren, ohne zu drücken) läßt sich zwischen eine Marmelade aus Rhabarber oder anderem frühen Obst mischen und am besten gleich, d. h. in den nächsten Wochen, als Brotaufstrich verwenden. Frisch essen ist, wenn es so gehandhabt wird, daß die Erdbeeren mit Milch oder Wein und Zucker reichlich gegessen einen Gang bei Tisch ausmachen, für dies Obst die beste Verwertung. Nach ihnen kommen Himbeeren, die im Wald und an Hecken wild wachsen. Vom frischen Himbeeressen, von Saft und Himbeermarmelade braucht nicht weiter gesprochen zu werden. Das ist alles hochgeschätzt. Weniger allgemein verbreitet sind die Heidel- oder Blaubeeren, die in vielen Gegenden Deutschlands so gut wie gar nicht in der Bevölkerung bekannt sind und, da sie dort auch nur spärlicher wachsen, überhaupt nicht gepflückt werden. Solchen Verächtern sei gesagt, daß dieses Obst sowohl frisch gegessen wie als Suppe und Kompott ausgezeichnet und sehr nahrhaft ist. Auch sie wie alles Kompott, das reichlich gegeben wird, können einen Gang beim Essen sparen, wodurch andere Nährwerte, die man gut aufheben kann, erhalten bleiben. Hier möchte ich noch der Schlehen gedenken. Sie lassen sich genau wie Blaubeeren verwenden. Brombeeren gehören schon in jene Kategorie von Waldobst, die nicht als Delikatesse eingeschätzt werden. Billig wie Brombeeren! ist eine Redensart, die diesem aromatischen Waldobst viel Schaden gemacht haben mag. Sie reifen immer nach zwischen Anfang August und dem ersten Frost. Aus ihnen kann nicht nur ausgezeichnetes Gelee (Gelees kommen in diesem Jahr der Zuckersparsamkeit am besten ganz in Wegfall), sondern auch Marmelade, dick, ohne Zucker, eingekocht werden. Auch zu Suppen, Kompotts und zum Frischessen sind sie vorzüglich. Zu gleicher Zeit mit ihnen beginnen die Holunderbeeren, die gleichfalls eine allmähliche Reifezeit bis zum ersten Frost haben. Eine Abart, die nicht schwarz sondern rot wird, reift im Juni — Juli. Aus ihnen werden die bekannten Fliedersuppen und Säfte gemacht, die, um nicht weichlich zu sein, einen Zusatz von Holzapfel- oder Berberitzensaft, von Weinstein- oder Zitronensäure verlangen. Holundersaft so gesäuert ist einer der besten und schmackhaftesten Fruchtsäfte. Holzäpfel, wilde Kirschen, Berberitzen sind auch Erzeugnisse des Waldes. Berberitzensaft ist ein guter Ersatz für frische Zitronen und läßt sich außer an Eingemachtes von weichlichem Geschmack auch sonst ganz wie Zitrone an Salate, Speisen oder zu Limonade verwenden.

Preiselbeeren haben vielerorts ein ähnliches Schicksal wie Heidelbeeren. Sie sind wenig bekannt. Ebereschen werden manchmal zu einem sehr angenehm säuerlich bitteren Gelee verwendet, das als Bratenbeigabe ausgezeichnet ist. Man kann sie auch für sich, weich gekocht, einer weichlichen Marmelade, z. B. einer solchen von Holunderbeeren, beimischen. Hagebutten endlich, die in Wildrosenhecken vielerorts massenhaft vorkommen, lassen sich, entkernt und nach dem Kochen durch ein Sieb getrieben, zu Brotaufstrich eindicken oder halbiert und entkernt zu einem ausgezeichneten Kompott einmachen. Die Kerne als Tee aufgebrüht, sind ein Heilmittel für Rheumatismus.

Bei solchem Ernte haltenden Herumstreifen in Wald und Feld wird auch die Aufmerksamkeit der Hausfrauen wieder auf die Tees gelenkt, die in früheren Zeiten in allen Haushaltungen selbst getrocknet wurden. Von Tee als Teeersatz aus Brombeer-, Erdbeer- und Kirschblättern ist schon die Rede gewesen. Kamillentee läßt sich leicht sammeln. Ebenso Pfefferminztee, Lindenblütentee, Holundertee (die getrockneten Blüten des Flieder- oder Holunderbusches). Bei eingehendem Studium dieses Zweiges der Ernte von Wald und Feld wird man eine ganze Anzahl anderer würziger Teekräuter kennen lernen. Auch andere Würzkräuter, wie z. B. den Thymian.

Ebenso ist es mit den Pilzen. Hier sind wohl immer nur die bekannteren Arten die, die von der großen Menge gefahrlos gesucht und verbraucht werden können. Zur Erweiterung des Pilzsammelns gehört dann schon eingehenderes Studium. Leicht für jeden Laien durch Anschauungsunterricht, d. h. am besten durch einmaliges Sammeln unter Leitung eines Kenners zu erlernen, ist die Erkennung der Champignons, die auf Wiesen und Tannenboden wachsen, der würzigen Musserons, der Pfifferlinge, die auch Eierschwämmchen oder Rehpfötchen heißen, ihrer größeren Geschwister und der Steinpilze und Birkenpilze. Wichtig ist bei der Pilzbereitung ferner das sorgfältige Putzen. Es kommen weit mehr Pilzvergiftungen durch zu sparsames Putzen, d. h. nicht Beseitigen von weich und faulig gewordenen Stellen, als durch wirkliche, an sich giftige Pilze vor. Man sei also bestrebt, die Pilze gleich zu Hause gründlich zu putzen und dann entweder sofort in die Küche zu geben oder zu trocknen.

Erschöpfend soll diese kleine Uebersicht über die Erntemöglichkeiten in Wald und Feld nicht sein. Sie möchte nur eine Anregung geben, um mehr als bisher die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß unser Vaterland innerhalb seiner Grenzen noch viele Schätze birgt, die unsere Vorfahren kannten und nützten, und die in einer Zeit der Verweichlichung in Vergessenheit gerieten und von fremdländischen Produkten verdrängt wurden. Heut können sie uns in der Abwehr des gegen uns geplanten Aushungerungskrieges zur Waffe werden, die uns helfen soll auszuhalten, nicht nur mit dem Allernötigsten zum Erhalten des Lebens ausgerüstet, sondern auch ein wenig mit Ueberfluß versehen.

Sommermittag.

Von

Martha Grosse.

Schamhaft in weißen Schleiern steht die Welt.
Da hebt das Licht mit heißen Sonnenhänden
Die zarte Hülle, die der Morgen spann,
Und weckt die Erde auf zu Mittagsbränden.

Und schwer vom Wissen ihrer Schönheit taucht
Sie taumelnd in das wilde Lichterprunken,
Und ihre großen Bäume stehen auf
Wie Armausbreiten — stumm und sonnentrunken.

Lautlos verschwendet Farbe sich und Licht,
Und ferner, voller Glocken schweres Schlagen
Rinnt zitternd in der Erde heißen Traum
Und in ihr stummes Seligkeitsertragen.



Wertheim a. Main. Gesamtansicht. Phot. Prof. Haßlinger.

Das malerische Deutschland.



Phot. Grohs.

Von links: Kapitänleutnant Brutzner. Korvettenkapitän Erich Roeder. Marine-Generaloberarzt Hagenah. Vizeadmiral Hipper. Kapitänleutnant G. Hansen. —. Kapitänleutnant Oskar von der Lühe.

Vizeadmiral Hipper, Befehlshaber der Aufklärungsschiffe in der Schlacht vor dem Skagerrak, und sein Stab.



Denkmal für die auf Gotland begrabenen Offiziere und Mannschaften von S. M. S. „Albatros".



Phot. Seebald.

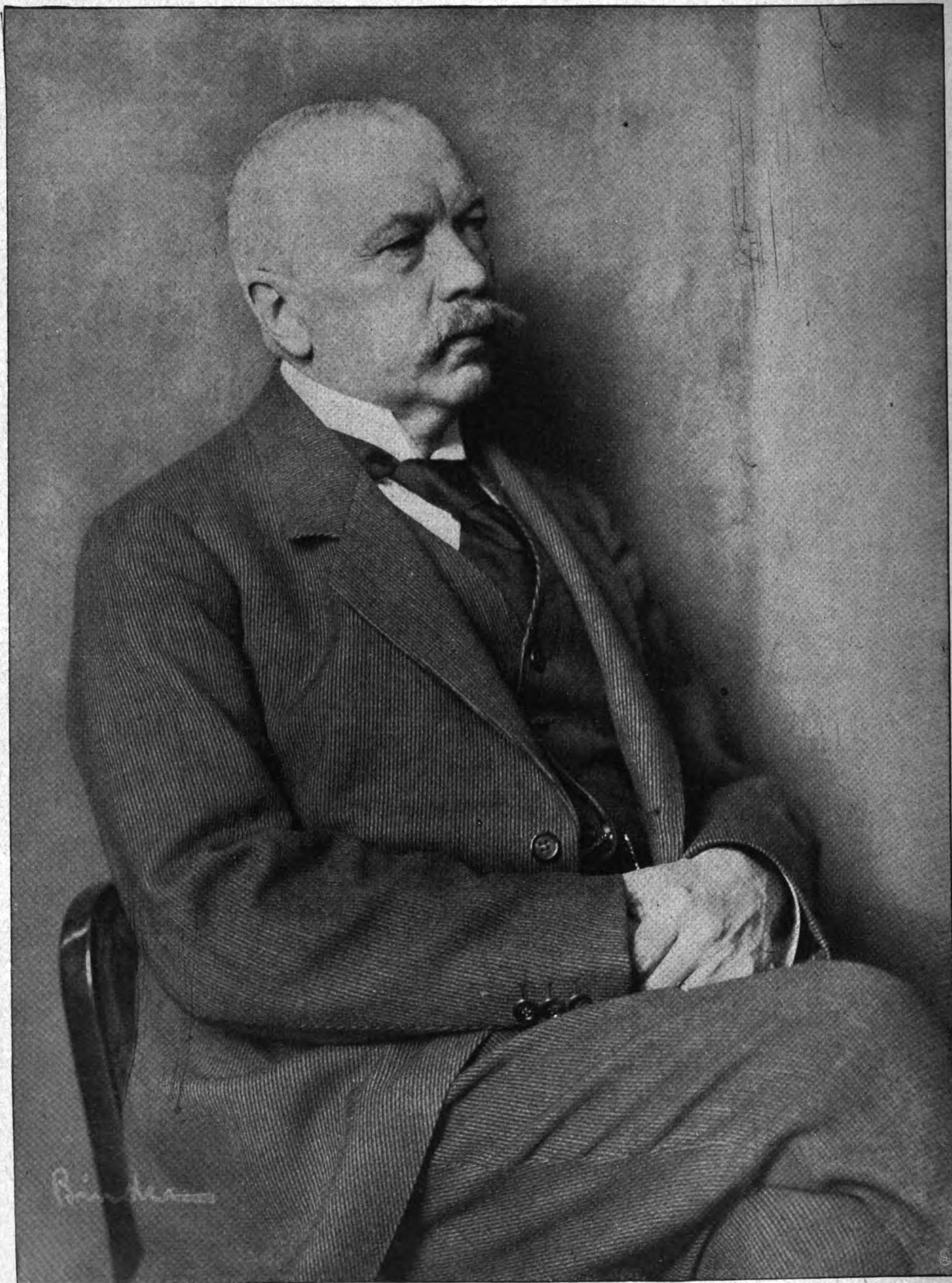
Das Geschenk einer Tierfreundin:
Der von der Hofopernsängerin Francillo Kauffmann der Stadt Wien gestiftete Brunnen in der Nähe des Wiener Naschmarktes.



Phot. Prof. Haßlinger.

Wertheim a. Main. Marktplatz.

Das malerische Deutschland.



Geheimer Oberjustizrat August Plaschke,

wurde zum Generalstaatsanwalt beim Kammergericht ernannt.

Der Wechsel auf dem höchsten Posten der preußischen Staatsanwaltschaft.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

14. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Tüns hörte gar nicht zu. Er war mitten im Bericht über die Wieksche Fabrik und seine Bergstädter Erlebnisse. Auf den Tischen feierten selbst die Solo- und Skatkarten, so sehr interessierten Tüns' Erzählungen von den Wundern der Technik die Bauern.

„Ja, ja," hieß es, „dieser Hinrich Wiek! Wer hätte das jemals von dem lüttjen Regenbogenmaker gedacht."

Im Nebenzimmer war die Verlobungsnachfeier auf ihrer Höhe. Harm Maak hatte die Tür geöffnet, die da drinnen sollten merken, was für ein Mann in vier Wochen in Langendeich seinen Einzug halten würde.

Die Teller, die Messer und Gabeln klirrten, die Pfropfen knallten, die Männer grölten, Ilsabe Popp saß mit seligem Gesicht und dunkelrotem Kopf an die Seite ihres Zukünftigen geschmiegt, lachte albern und juchte.

„Das junge Brautpaar soll leben, hoch, hoch, hoch!" ging es drinnen. Die Gläser klangen aneinander, das Glas Ilsabe Popps brach am Stengel ab und fiel in die Kompottschüssel.

Selbst Tüns Puttfarcken wurde jetzt aufmerksam. Er musterte die übervergnügte, essende und trinkende Gesellschaft aufmerksam und sagte: „Nun sehen Sie bloß mal hin, mein lieber junger Freund. Das alte überständige Frauensmensch sollte sich wahrhaftig schämen!"

In so unverblümten Worten urteilte Tüns Puttfarcken selten, aber er mußte sich über Ilsabe Popps Benehmen zu sehr ärgern. Ubbe tom Holte nahm aber das Schauspiel von der lustigen Seite. Er stimmte seine Gitarre, klimperte ein paar Akkorde und sang halblaut ein Lied, das solch einen Beifall hatte, wie Ubbe tom Holte ihn noch mit keinem Liede geerntet. Die Bauern trampelten mit den Füßen, stießen mit den Wein-, Bier- und Grogglässern auf den Tisch, und Hein Lünk, der jüngere, sagte grinsend, halblaut über den Träsen weg: „Un supen deiht de ool Teew ook noch."

Nun sollte der Maler das Lied wiederholen. Aber wo war er geblieben?

Er hatte sich in dem Tumult heimlich weggedrückt und saß neben dem Haus in der Laube, obgleich die Jahreszeit für Laubenromantik noch reichlich kühl war. Aber was kümmert das Thermometer zwei junge Menschen, die sich gut sind.

Ubbe tom Holte saß in der Laube, und neben ihm saß Marikenwäschen, die sich für zwei Minuten und allen zu erwartenden Scheltworten ihrer Marleentante zum Trotz aus dem wilden Wirtschaftsbetrieb weggestohlen hatte. Ubbe tom Holte küßte Marikenwäschen, und Marikenwäschen küßte ihn. Dann sprang sie eilig die Treppe hinauf, um das ältlich junge Brautpaar, Ilsabe Popp und Harm Maak, und deren Gäste weiter zu bedienen, und Ubbe tom Holte folgte ihr, um den Platz neben seinem Freund Tüns Puttfarcken wieder einzunehmen. —

Als letzter Gast verließ Gerd Wübbe in später Nachtstunde die Achternbracksche Wirtschaft und nahm den langen schmutzigen Deichweg nach Wübbes Hof unter seine schweren Füße. Die leichtbeschwingten Grog- und anderen Geister waren aus seinem Kopf entwichen, unheimliche, spukhafte Gestalten tanzten auf dem Deich vor ihm hin und her und grinsten ihn mit höhnischen Augen an.

Gerd Wübbe stieß einen fürchterlichen Schrei aus, er wollte weglaufen, aber seine Füße waren in dem zähen Boden wie festgewachsen. Da ergriff ihn eine feste, knochige Hand, und eine harte Stimme sagte: „Schreest du wegen de Schann, de du över uns bröcht hest? Oder ut Vertwiflung, wil de Stünn, wo du von dinen Hof afmußt, all an de Dör pucht? Gerd, Gerd, was is ut di worden!"

Das war Trina Groots Stimme. Sie zog ihn fort nach dem Hof und ins Haus, warf ihn in der Vorderdiele auf einen Haufen Säcke und ließ ihn dort seinen Rausch ausschlafen.

* * *

Die Langendeicher Bauern waren in der Tat — wie Tüns Puttfarcken ganz richtig gesagt hatte — unter den Vierdörfern die konservativsten, die am langsamsten dachten, am zähesten in ihrem Klei klebten und am mißtrauischsten gegen Neuerungen waren.

Leute mit hellem Kopf, wie zum Beispiel Hein Lünk, sagten es ganz offen heraus: In all unsen Langendiker Verstand is keen Melk, de eenzigst Klooke is uns nee Paster.

Harm Maak saß noch kein volles Vierteljahr auf dem Poppschen Hof, da hieß es schon unter den Bauern: „Nu hebbt wi twee Klooke in Langendik, dat sünd de Paster und Harm Maak."

Und das war richtig.

Niemand, der sehen wollte, konnte sich der Überzeugung verschließen, daß mit Harm Maak eine

wirkliche Intelligenz und ein fortschrittlich gesonnener Mann in die Gemeinde gekommen war. Da waren zum Beispiel die Wegeverhältnisse. Die Deichzustände spotteten bei schlechtem Wetter jeder Beschreibung. Die Wagen sanken bis zur Achse in den Schlamm, zu einer Ladung, die sonst zwei Pferde fortschafften, brauchte man nach anhaltendem Regenwetter vier bis sechs.

„Warum pflastert ihr eure Deiche nicht, Leute?" fragte Harm Maak. „Wißt ihr nicht, daß euch tausend Mark dreimal soviel Zinsen bringen, wenn ihr sie in den Deich steckt."

Aber da regte sich unter den Bauern das Mißtrauen. Recht hatte Maak, das war klar. Aber ebenso klar war, daß er dabei an seinen persönlichen Vorteil dachte. Die Klinker zur Deichpflasterung wollte er natürlich aus seiner künftigen Ziegelei liefern. Sagte man ihm das, so erwiderte er lachend: „Selbstverständlich will ich das. Aber das ist doch wieder euer Vorteil. Könnt ihr nicht einsehen, daß meine Klinker, auf denen keine Transportkosten liegen, euch viel billiger kommen, als wenn ihr sie von der Unterelbe bezieht? Rechnet euch doch mal aus, was so 'ne Schute mit Backsteinen von der Este bis Langendeich kostet."

Das mußten die Bauern zugeben: darin hatte Maak wieder recht.

Besonders aufgeregt ging es in der Achterbrackschen Wirtschaft her, wenn diese Dinge zur Sprache kamen. Jan Achterbracks Wirtschaft lag ganz auf der äußersten Abseite, er war bei der Deichpflasterungsfrage am meisten interessiert. Jan Achterbrack war eine cholerische Natur und ein Mann von radikalen Ansichten, der mit den bestehenden Verhältnissen höchst unzufrieden war. Der schlug, wenn die Bauern und Fuhrknechte ihm die Stube voll Schmutz traten, mit der Faust auf den Tisch und rief: „Mit unserm Deich sind wir ja hinter den Russen zurück! Hier müssen menschenwürdige Zustände geschaffen werden! Der Staat muß auch was tun! Wegeverbesserung ist überall Sache des Staats! Aber tut er was? Nein, er drückt sich! Woher kommt das? Wir haben ja keine Vertretung! Keine Vertretung haben wir nicht!"

Dem pflichtete Harm Maak eifrig bei.

„Du hast recht, Jan Achterbrack, wir müssen eine Vertretung haben. Und weil wir sie nicht haben, so müssen wir die Herren zwingen, daß sie uns eine geben. Wir müssen einen kommunalpolitischen Verein gründen, und in den müssen alle fortschrittlich gesonnenen Leute hinein."

Das Wort sprach sich herum. Die älteren Bauern wollten von einem solchen Verein nicht viel wissen. Aber die jüngeren Leute waren Feuer und Flamme.

Zufällig kam in dieser Zeit der Rat der Landherrenschaft, der Dezernent für Deich- und Wegebau, nach Langendeich heraus und traf in Hein Lünks Wirtschaft, wo er gewöhnlich abzusteigen pflegte, mit Harm Maak zusammen. Die Wirtstube war gerade voll von Gästen, und Harm Maak benutzte die Gelegenheit, dem Rat wegen der miserablen Deichverhältnisse und der großen Unzufriedenheit, die sie im Orte erregten, ganz gehörig die Meinung zu sagen. Der Rat war ein alter Herr, den die Bergstädter Pferde und Kutsche schon lange Jahre durch den Deichschlamm befördert hatten, ohne daß es einen Unglücksfall gegeben hatte. Und wenn es auch ein bißchen langsam ging, auf die Zeit kam es ihm nicht an. Er ärgerte sich über den jungen Frechdachs von Bauern, der ihm vor allem Volk in so unverschämter Weise die Leviten las, und erwiderte ihm: das würden die Landherren wohl am besten wissen, ob die Deiche zu pflastern seien oder nicht, und ob und wieviel der Staat dazu beitragen wolle.

Harm Maak kriegte einen roten Kopf und erwiderte: „Wenn Sie uns so kommen, Herr Rat, dann werden wir die Sache mal selbst in die Hand nehmen. Wir leben nicht mehr im achtzehnten Jahrhundert."

„Junge," sagten die Bauern, als der Rat mit seinen Bergstädter Pferden und Kutsche weiter gereist war, „dat hest em aber fein geben."

„Das soll noch ganz anders kommen," erwiderte Maak, „wenn ich nur die richtigen Leute hinter mir habe. Wenn nur erst der kommunalpolitische Verein gegründet ist. Dann beschließen wir ganz einfach die Deichpflasterung, und die Gemeindevertretung muß mit. Dann schicken wir unsere Beschlüsse ein, und wenn das nicht hilft, schreiben wir Artikel in Zeitungen. Fortschritt, Fortschritt muß ins Land, Leute, die Fahne des Fortschritts müssen wir aufpflanzen, sonst können sich nach fünfzig Jahren noch eure Kinder und Kinderkinder und deren Pferde die Knochen in diesem verfluchten Klei abbrechen."

So kam der kommunalpolitische Verein zustande, und Harm Maak wurde Vorsitzender.

„Sehen Sie wohl, mein lieber junger Freund," sagte Tüns Puttfarcken zu Ubbe tom Holte, „habe ich nicht recht gehabt? Harm Maak will Herrscher werden, und mit dem kommunalpolitischen Verein fängt er an. Aber meine Stimme kriegt er nicht, denn er hat keinen Respekt im Herzen vor der Obrigkeit."

„Aber meine kriegt er, Tüns," sagte der Maler, „wenn ich mit zu wählen hätte. Passen Sie auf, er wird hier Hecht in allen Bracks, und das ist für die schwerblütigen dicken Schleien, die auf dem Grunde herumkriechen, ganz gut. Er hat sogar Sinn für die Kunst, er hat mir das Bild von Mett Meiersch' alter Kate abgekauft. Daß ein Bauer einem Kunstmaler ein Bild abkauft, ist doch noch nicht dagewesen, solange die Vierdörfer stehen."

„Ja," nickte Tüns Puttfarcken, „er hat Sinn für die Kunst. Er hat für die Renovierung der Kirche hundert Mark gezeichnet, obwohl er niemals hineingeht. Er hat auch Sinn für die Dichtkunst, er hat für die Volksbibliothek, die unser Herr Pastor einrichten will, fünfzig Mark gezeichnet. Aber er selbst liest nicht in den Gedichten- und Geschichtenbüchern. Er ist ein Weltkind, er liest nur die Zeitungen. Er weiß klug zu reden vor den Leuten, und damit gewinnt er ihre Herzen, denn er ist ein Op—po—si—ti—ons-mann."

„Es kann gar nicht Opposition genug gemacht werden," lachte der Maler, „und dabei helfe ich ihm nach Kräften. Wir haben eine hübsche Sache zusammen ausgeheckt, passen Sie mal auf, Tüns, was die alte Senatskutsche für Augen machen wird, wenn sie zur Herbstdeichschau herausgegondelt kommt."

Kopfschüttelnd verabschiedete sich Tüns Puttfarcken von seinem jungen Malersfreund. Auch den hatte der, der in Langendeich das Regiment an sich reißen wollte, umgarnt wie alle anderen jungen Leute. Wie mochte das nur gekommen sein?

Es war daher gekommen, weil Harm Maak in seiner Zeitung einen hübschen satirischen Artikel gelesen hatte, der aus Ubbe tom Holtes Feder stammte. Das war ein Mann, den er für seine Absichten ausgezeichnet brauchen konnte. Er sagte zu ihm, nachdem er ihm das Bild abgekauft hatte: „So einen Artikel könnten Sie eigentlich über unsere Deichverhältnisse einmal schreiben, Herr tom Holte. Ich kann es nur nicht so in die Feder nehmen, daß es richtig herauskommt. Die Presse muß mobil gemacht werden, wenn der Fortschritt kommen soll, und Sie sind der geeignete Mann dazu."

Das war etwas für Ubbe tom Holte. Für allerlei Allotria war er stets zu haben. Und warum sollte er seinem bäuerlichen Mäzen nicht den kleinen Gefallen tun? Bei einer feuchten Sitzung wurde sogleich verabredet, aus den Langendeicher Deichverhältnissen als Einleitung eine hübsche Sache zu drehen, so daß die Langendeicher etwas Gehöriges zu lachen und die Zeitungen etwas Lustiges darüber zu schreiben hatten. Harm Maak ging befriedigt nach Hause. Die dreihundert Mark für Mett Meiersch' alte Kate waren nicht umsonst ausgegeben.

Der Tag der Herbstdeichschau nahte heran. Es hatte gewaltig geregnet, und bei Gerd Wübbe, der sein Deichstück am schlechtesten in Ordnung hielt, bildete der Weg eine einzige große Pfütze. Des Morgens um neun Uhr, als die Visitationskutsche zu erwarten war, standen Harm Maak und Ubbe tom Holte, mit gewaltigen Wasserstiefeln bekleidet und Angelstöcken in der Hand, bereit und ließen die Schnüre in die Pfütze hängen. Um sie herum standen die kommunalpolitischen Maakschen Gefolgsleute. Die mit Schlamm bedeckte Inspektionskutsche mußte einen Augenblick halten, weil die Räder bis zur Nabe eingesunken waren, und in diesem Augenblick zogen Maak und tom Holte ihre Angelschnüre hoch. An jeder hing ein gesalzener Hering. Erstaunt und entrüstet sahen die ehrwürdigen Insassen der Kutsche auf das Schauspiel, die Gefolgmannschaft rief hurra, und das amtliche Fahrzeug wackelte mit zwei aus dem Wübbeschen Stall herbei geschafften abgerackerten alten Mähren als Vorspann mit möglichster Geschwindigkeit weiter.

Die Demonstration der Deichverhältnisse wurde in den ganzen Vierdörfern belacht und von der jüngeren Generation als Beweis des Maakschen kommunalpolitischen Genies sehr gepriesen, während die vernünftigen älteren Leute darüber den Kopf schüttelten. Ein lustiger Bericht darüber erschien alsbald in der Bergstädter Zeitung und wurde von allen Hamburger Zeitungen nachgedruckt.

Aber was war dieser Zeitungsbericht gegen den

Artikel, der einige Wochen später in einer großen Hamburger Zeitung erschien? Das war eine Antwort an die Stadt Hamburg, die wirklich Hörner und Klauen hatte. Hierin wurde der Schlamm auf dem Langendeicher Deich und allerlei sonst Verschlammtes erst richtig beleuchtet.

Am Abend des Tages, als er erschienen war, kamen die Kommunalpolitischen in ihrem Versammlungslokal bei Hein Lünk zusammen. Sie kamen, als hätte sie ein unsichtbarer Wind zusammengeblasen. Es war klar: mit diesem Artikel trat der morastige Deich und mit ihm manche anderen morastigen Verhältnisse, ja, das ganze innere politische Leben der Gemeinde in ein neues menschenwürdiges Stadium. Der mußte beraten und besprochen, der mußte begossen und gefeiert werden. Und mit ihm der kommende Mann von Langendeich, Harm Maak.

Aber bei den älteren Leuten hatte dieser infame Zeitungsartikel viel Kopfkratzer, Nachdenklichkeit und böses Blut gemacht. Eine ganze Anzahl kam, gleichfalls wie auf Verabredung, in der Lünkschen Gastwirtschaft zusammnen, um die Angelegenheit zu beraten und zu beschnacken und die aufgewühlten Gefühle durch Grog und Bier zu besänftigen.

Auch Tüns Puttfarcken war anwesend, denn gegen einen Artikel, der seinen geliebten, durch Kunst und Fleiß seiner Bewohner berühmten Heimatort in den Schmutz zog, wollte er seine Stimme erheben. — Und Gerd Wübbe war da, um dies zur Ehrenrettung des Wübbeschen Hofes gleichfalls zu tun — denn die in der Zeitung glossierte Pfütze war seine Pfütze — und daneben möglichst viel Grog zu trinken. Auch Ortsvorsteher Timmann war, gleichsam halbamtlich, erschienen, um seine Stimme einmal nachdrücklich gegen die niederträchtigen Kommunalpolitischen erschallen zu lassen. Er war allerdings nicht aus eigenem Antrieb gekommen, seine Frau hatte ihn dazu aufgestachelt mit dem Hinweis auf die bevorstehende neue Vorsteherwahl.

Oben bei den Kommunalpolitischen bediente Marikenwäschen, und unten bei dem alten konservativen Stamm bedienten Hein Lünk der Jüngere und sein Bruder Krischan. Hein Lünk der Ältere saß als sein eigener Gast mit im Kreis, vergnügt über den guten Verdienst und neugierig, was wohl aus der Sache herausbraten würde.

„Na, Leute," begann Timmann, „darüber sind wir wohl alle einig: es ist ein Skandal, daß die Kommunalpolit'schen so was über Langendeich ins Blatt setzen."

„Ja," pflichtete der alte Tewes Riekmann bei, „ein Skandal ist das. — Wat steiht denn eegentlich in dat Blatt?"

„Wat steiht eegentlich in dat Blatt?" meldeten sich ein paar andere. „Lies mal vor, Klas."

Klas Timmann nahm eine Zeitung aus der Tasche und breitete sie vor sich aus. Dann setzte er mit Umständlichkeit seine Brille auf und begann stockend und von vielfachen Zwischenrufen unterbrochen den Artikel vorzulesen.

Nachdem er mit Nachdruck zu Ende gelesen hatte, faltete Klas Timmann das Zeitungsblatt wieder zusammen, sah seine Zuhörer durch seine Brille der Reihe nach an und sagte: „Das eine ist doch gewiß, Leute. Die Kommunalpolit'schen mit ihren re—vo—lu—ti—o—nä—ren Bestrebungen haben das reinsetzen lassen, der Artikel ist bestellte Arbeit. Denn so was selbst zu schreiben, dazu sind sie zu dumm. Sie meinen, nun läßt der Staat den Deich pflastern. Leute, ich will euch was sagen, ich kenne unsern Herrn Rat genau, ich war neulich bei ihm auf dem Bureau. Da sagte er: Gehen Sie man ruhig nach Hause, Timmann, ein Mann von Ihrer Gesinnung ist in unserm Buch gut angeschrieben. Daß Sie ein Mann sind, der die Langendeicher Gemeinde vertreten kann, wissen wir; die Langendeicher werden ja nicht so dumm sein, für Sie einen hergelaufenen Überelbschen zu nehmen, der noch nicht einmal trocken hinter den Ohren ist. Das hat der Rat zu mir gesagt," schloß Klas Timmann seine Rede, „und das wollte ich euch sagen, damit ihr wißt, was Harm Maak mit seinem kommunalpolit'schen Verein eigentlich will."

Ein Stockwerk höher im Sitzungzimmer der Kommunalpolitischen wurde mit den Stühlen gescharrt, und Hein Lünk sagte: „Jetzt werden sie da oben wohl fertig sein und gleich herunterkommen."

Er dachte: Was das zwischen den Alten und Jungen hier unten wohl absetzt? ging an den Träsen und raunte seinen Söhnen zu: „Schafft de Buddel un Gläs nah de Köt."

Die Kommunalpolitischen polterten die Treppe herunter. Nur Harm Maak war im Vereinzimmer noch zurückgeblieben und kramte in Papieren.

Marikenwäschen räumte den Tisch ab. Maak sagte mit gleichgültig scherzender Stimme: „Wo steckt denn Ihr Maler heute abend, Mariken?"

„Mein Maler?" sagte Marikenwäschen pikiert. „Ich hab keinen Maler."

„Na, biten S' mi man nich", erwiderte Maak. „Er hat Sie doch gemalt, darum sag ich ‚Ihr Maler'."

„Dann könnten Sie ja ebensogut sagen, Mett Meiersch ihr Maler. Die hat er auch gemalt."

„Und ich habe das Bild davon", sagte Maak lachend. „Dann wollen wir also sagen: ‚Unser Maler'. Aber wo steckt er eigentlich?"

„Die Fischer vom Ort haben geschickt, ob er mit fischen wollte. Da ist er heute nachmittag hingegangen."

„Ja, zu malen gibt's ja jetzt auch nichts mehr", sagte Maak. „Will er noch nicht bald abreisen?"

„Morgen", erwiderte Marikenwäschen und klapperte mit den Gläsern.

Maak hatte sie während des Gespräches verstohlen beobachtet. Marikenwäschen hatte gerötete Augen. Maak glaubte zu wissen, woher das kam. Er sagte leichthin: „Mariken, ein Mädchen wie Sie, eine große Hoftochter, ist doch eigentlich zu schade, andere Leute zu bedienen."

„Da haben Sie recht, Maak," sagte Marikenwäschen, „aber was soll ich als dritte Tochter von einem Hof, wo die Alten tot sind, anders machen? Deerns sünd Hofverdarber, sagte mein Bruder, wenn wir Schwestern mal etwas von ihm haben wollten. Ich lasse mir nichts schenken, darum bin ich nach Heinonkel gegangen und verdiene mir hier mein Brot."

„Hätten Sie nicht Lust," fragte Maak nach einer kleinen Pause, „zu uns zu kommen? So als — bei den feinen Leuten nennen sie es Stütze der Hausfrau. Das sind keine Dienstboten, sie werden als richtige Damen behandelt. Meine Frau muß so oft liegen, und ich muß im Hause jemand haben, der nach dem Rechten sieht."

Marikenwäschen wußte nicht, was sie zu diesem plötzlichen Anerbieten sagen sollte. Wie kam Maak auf sie? Nun wohl deshalb, weil ihm ihr fleißiges, sauberes Wirken hier im Hause gefallen hatte. Das schmeichelte ihr.

Vielleicht konnte doch einmal aus dieser lustig gesungenen eine ernsthaft gesprochene Frage werden, wenn Ubbe tom Holte inzwischen seinen Sinn wegen des Heiratens änderte und bis dahin keine Bessere gefunden hatte.

„Na, Mariken, wie ist es?" drängte Maak.

„Das muß ich erst mit Heinonkel und Marleentante besprechen," sagte Marikenwäschen, „ob die mich weglassen wollen."

„Sie sind ja Ihre eigene Herrin, Mariken," sagte Maak, „können eine Stelle annehmen, welche Sie wollen. Ich zahle Ihnen ein anständiges Salär, Garten- und Feldarbeit haben jetzt aufgehört, also können Sie für den Winter bei Lünks ganz gut abkommen. Ich will es nachher mit Hein Lünk und seiner Frau wohl besprechen."

Marikenwäschen sagte nichts dazu. Und Harm Maak begab sich jetzt gleichfalls in die Gaststube hinunter.

Hier gingen die Wellen zwischen den kommunalpolitischen und den alten Leuten hoch. Hein Lünk und Tüns Puttfarcken suchten zu beschwichtigen, aber Maak erkannte, daß die Köpfe in Siedehitze waren.

Aus den hin und her fliegenden Reden erkannte Maak, wie giftig dieser Zeitungsartikel die alten Leute gemacht hatte. Mit der eigentümlichen bauernpolitischen Begabung, die er von Natur hatte, beschloß er durch einen schnellen Griff, die gefährliche Situation so zu verschieben, daß sie ihm dienen mußte, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

„Ihr macht hier ja einen Skandal," rief er, „als ob ihr euch gegenseitig an die Köpfe wolltet."

„Da kommt der Oberanstifter", rief Timmann. „Ein junger Teckel wie du, der von der überelbschen Seite hier reingeschneit kommt, sollte sich was schämen, die Langendeicher vor den Hamburgern so zur Uhl zu machen."

„Meinst du mich, Timmann?" sagte Maak mit Ruhe. „Ich bin jetzt selbst angesessener Langendeicher und mache meine Landsleute nicht zur Uhl. Wer so was sagt, muß es beweisen."

„Nu slah doch Gott den Dübel dood", rief Klas Timmann. „Von dir stammt der Artikel, Maak. Das heißt, selbst geschrieben hast du ihn nicht, dazu bist du zu dumm. Aber du hast ihn schreiben lassen. Bezahlt hast du ihn."

„Das ist nicht wahr, Timmann," sagte Maak scharf, „sieh nach deinen Worten. Ehe du über mich und die anderen losschimpfst, über uns, die wir doch gar nichts anderes wollen als schlechte, alte Zustände verbessern — den guten alten den Hals umzudrehen, fällt uns gar nicht ein, die sind uns ebenso lieb wie euch Älteren — ehe du uns also für so 'ne Art von Landesverrätern erklärst, laß uns doch mal vernünftig über die Sache sprechen."

Die Worte Maaks wirkten. Der Tumult legte sich ein wenig, und man begann aufzuhorchen.

„Was steht denn in diesem Artikel?" fuhr Maak fort. „Zweierlei. Erstens, daß unsere Wegeverhältnisse schlecht sind und besser gemacht werden müssen. Hab ich damit recht oder unrecht?"

Ausrufe schwirrten durcheinander, die zustimmenden überwogen.

Harm Maak nickte befriedigt und fuhr fort: „Zweitens steht aber allerlei affiges Zeug in dem Artikel, worüber alle vernünftigen Leute sich mit Recht ärgern müssen. Ich habe es auch getan."

Die Kommunalpolitischen sahen sich einander mit erstaunten Blicken an. Oben hatte Maak sich ganz anders geäußert.

Maak warf seinen Leuten einen augenzwinkernden Blick zu und fuhr fort: „Es ist ja alles ganz lustig geschrieben, und im ersten Augenblick lacht man drüber. Das habe ich auch getan. Aber allmählich wurde mir klar, daß der Macher davon sich auf unsere Kosten zu einem berühmten Mann machen will. Dazu kann ich aber nichts. Daß ich von dem Artikel vorher gewußt habe, will ich nicht bestreiten. Aber gelesen habe ich ihn nicht. Und bezahlt erst recht nicht. Wer so was sagt, tritt meiner Ehre zu nahe. Den Aufsatz hat euer berühmter Maler geschrieben. Hätte ich gewußt, daß er zu so was fähig wäre, so hätte ich dem Hungerleider sein altes dummerhaftiges Katenbild

gewiß nicht abgekauft. Wie könnt ihr also mich für diese Sache verantwortlich machen?"

Diese Worte wirkten, wie sie sollten. Nun ging es mit vereinten Kräften über den Maler her. „Rutsmieten," hieß es, „dörschachten! Den Kirl möt't wi öber de Grenz schaffen."

Am aufgeregtesten rief es Gerd Wübbe.

Maak zog Wübbe an seinen Seitentisch zurück.

„Dazu hast du heute abend Gelegenheit, Wübbe", raunte er. „Er ist nach dem Ort hinauf zum Fischen. Wenn du dich da mit so 'nem handfesten eichenen Heister auf die Lauer legtest —"

„Junge, dat doo ick", schäumte Gerd Wübbe.

„Ja, dann darfst du jetzt aber nichts mehr trinken", flüsterte Maak, „und mußt dich gleich auf den Patt machen. Mich ärgert's auch nicht wenig, kann ich dir sagen, daß er einen so guten Freund und Nachbarn wie dich in der Zeitung vor allen Leuten an die Wand gemalt hat. Mir ist beinah zumut, als ob ich es selbst wäre. Wenn dir das, was du vorhast, gelingt, so brauchst du mir den Fuchs und den Wallach erst Ostern zu bezahlen."

„Topp," sagte Wübbe, „das wird gemacht. — Ja, bin leider ein bißchen schwach bei Kasse. Wann geht es denn los mit deiner Ziegelei?"

„In vier Wochen fangen wir an," raunte Maak, „und wegen des Ackers werden wir schon einig. Ich bezahle dir für die Schachterlaubnis einen guten Preis, wir fahren zusammen nach Bergstädt und machen es da fest. Aber" — er legte den Finger auf den Mund — „dicht halten. Von wegen Trina Groot."

Maak rieb sich unter dem Tisch die Hände. Alles lief heute abend, wie es sollte. Und Gerd Wübbe mit seinem Eichenheister würde als Schlußeffekt dem Maler die Quittung für das Spottlied von dazumal auf den Buckel schreiben.

Aber es stand in den Sternen und in Jan Achterbracks Rumflasche geschrieben, daß Ubbe tom Holte im Interesse seiner Kunst für diesmal noch ohne entzwei geschlagene Arme und Beine nach Hause kommen sollte. Gerd Wübbe zog es vor, anstatt auf dem kalten Deich in Jan Achterbracks warmer Wirtsstube auf den Maler zu lauern, da er sich sagte, daß ein Mann, der sich stundenlang in einem Fischerboot auf der nebelfeuchten Elbe herumgetrieben hatte, seinen Schritt zunächst nach einem Ort wärmender Getränke lenken werde. Hierin aber täuschte er sich. Denn Ubbe tom Holte saß den ganzen Abend und die halbe Nacht, umgeben von den Langendeicher Ohrtfischern, Perleberger Fischaufkäufern und Oberländer Quitjes, mit seiner Gitarre in der behaglichen Wohnkajüte eines am Stack zu Anker liegenden Oberländers und sang plattdeutsche Lieder, meist solche von der leichtfertigen Sorte, wie Fischer sie gern hören.

Bei den Oberländer Leuten gefiel es Ubbe tom Holte so gut, daß er nachts um drei Uhr, als der Oberländer an den Treidelzug anhängte, gleich bis nach Berlin mit hinfuhr. Nur klang in ihm bei seiner etwas zigeunerhaften Stromauffahrt ein diesmal gar nicht plattdeutscher Vers in den Ohren: „Um eine aber tut mir's weh!" wobei er sich selbst an den Ohren zog. — Er dachte an Marikenwäschen, der er nicht einmal Lebewohl gesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hafen von Libau.

Hierzu 10 Aufnahmen von Boedecker.

Über dem von schmucklos und eintönig erbauten Lager- und Packhäusern flankierten Libauer Hafen liegt die herzerquickende Frische eines Sommermorgens an der See.

Der Begleitdampfer, welcher die kurländischen Fischer zum Tagewerk durch die Hafensperre bringen soll, liegt unter Dampf. Der Fischmeister, gemütlich und breitspurig am Heck über die Reling seines Dampfers gelehnt, dirigiert ein Boot nach dem andern an die Leine und gibt den vordersten den guten Rat, für deren Anziehen bei der Fahrt Sorge zu tragen — damit sie den Schrauben des Schiffes nicht zu nahe kommen. Die ganze Unterhaltung wird gewohnheitsgemäß in der Mundart unserer deutschen Bewohner von der Waterkant geführt und zumeist wohl auch verstanden. Da, wo sich einer fragend dem Nachbar zuwendet, wird der Inhalt der kurzen Anweisungen von den Sprachkundigen übersetzt.

Fast ist es, als habe man den gemütlichen Seemann da oben mitsamt seinem Fahrzeug schon einmal gesehen — zur Zeit, als noch Frieden auf der Welt war und der freundliche, wettergebräunte Kapitän glückselige Badegäste in die Sommerfrische geleitete.

Eine lange Reihe von Booten hat bereits „festgemacht". Nur die ganz Schlauen warten bis zum Schluß, um im letzten Augenblick ihre Leine einem Vordermann zuzuwerfen, damit sie frei und ohne auf einen „Anhänger" Obacht geben zu müssen, in die See hinausgondeln können. Inzwischen hat der Dampfer die haltenden Taue gelöst und gleitet nun langsam — von den Fischerbooten wie spielend umgeben — zum Hafen hinaus.

Drüben an der andern Seite des Hafens werden Kohlen verladen.

Zu beiden Seiten der Fahrrinne und an den Kais entlang liegen die zur Ablösung bestimmten Kriegschiffe und Patrouillenboote. Mit echt deutscher Gründlichkeit wird hier gewaschen und geputzt, um den Schiffen auch nach aufreibender Tätigkeit auf hoher See das äußere Ansehen und die peinliche Sauberkeit zu erhalten, welche die deutsche Marine ganz besonders auszeichnet. Überall Leben und Tätigkeit: Matrosen kommen und gehen an



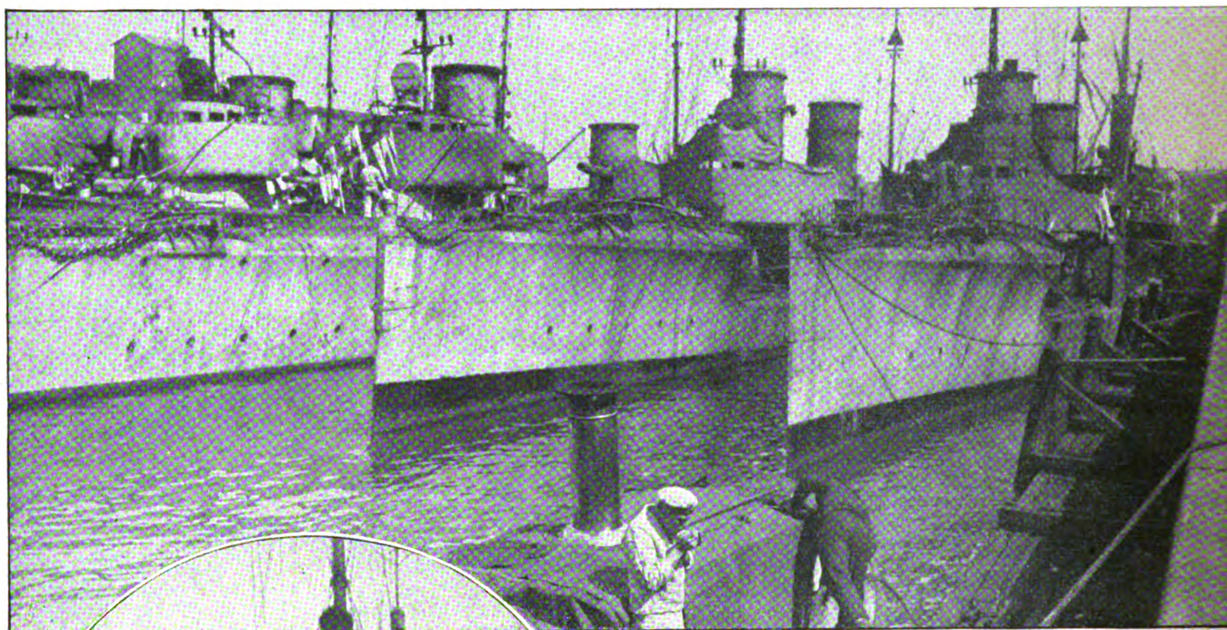
Straßenbild in Libau.



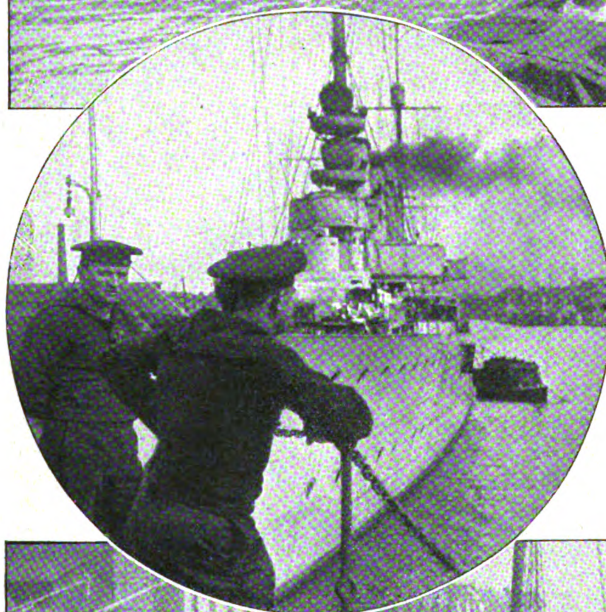
Im Hafen von Libau.



Eine Matrosenkapelle zieht durch die Straßen des alten Libau.



Torpedoboote im Hafen.



Land. Dort drüben, im Schatten eines Lagerhauses, sitzt ein Segelmacher und knüpft den Faden durch die steife Leinewand. Am Ausgang der Stadt wird Obst und Sonstiges aus den Landeserzeugnissen feilgeboten. Im übrigen ist das Leben in Libau, wie es sich heute im Hafen und auf den Straßen dem Besucher darbietet, dem Leben einer mittleren norddeutschen Hafenstadt nicht unähnlich und von dem typischen Straßenleben in Russisch-Polen oder Litauen durchaus verschieden.

Jetzt klingen die rhythmischen Takte einer nach dem Hafen marschierenden Matrosenkapelle zu uns herüber. Die Libauer Straßenjugend gibt hüpfend und nebenher springend das Geleit und — wie heißt es doch



Der Fischereihafen. Oben: Zwei deutsche Blaujacken.



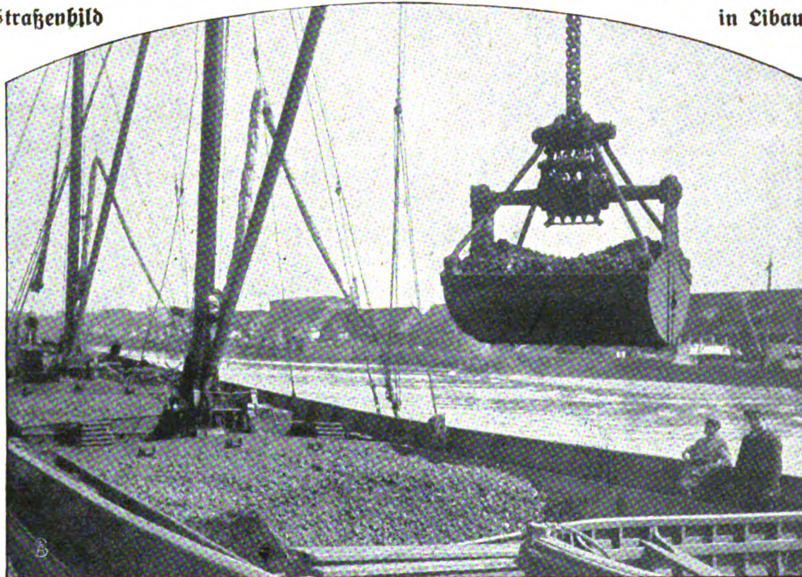
Blick auf den Hafen von Libau.



Straßenbild in Libau.

in dem alten Soldatenlied: „Hinter jedem Blumentopf erscheint ein holder Mädchenkopf —“.

An der andern Seite der Brücke werden die über Nacht ausgefahrenen Fischer von frischen Mädchen und Frauen in malerischen bunten Kopftüchern zurückerwartet. Blonde Landeskinder mit lachenden blauen Augen finden sich



unter den Wartenden, die sich mit Scherzen und Neckereien die Zeit vertreiben und ihre Zugehörigkeit zur germanischen Rasse nicht verleugnen.

Die eingefahrenen Fischmengen werden dann von einer vorsorgenden Verwaltung bald nach der Ankunft übernommen und auf Militär- und Zivilbevölkerung gleichmäßig weiter verteilt.



Litauische Fischerboote werden aus dem Hafen bugsiert. Oben: Kohlenförderung im Hafen.

Unter dem Schutz der deutschen Flagge.

Sommer.

Skizze von Luise Fer.

Das Bronzestandbild einer Reiterin wuchs aus dem Hügel empor, stand still und wuchtete riesengroß in den feurigblauen Himmel. Demütig duckte sich der gelbe Hang zum Tal hinunter.

Auf der Wiese unten sank das Gras, die Sensen blitzten wie silberne Schlangen in die bunte Pracht von Blumen und Kräutern. Tief bückten sich die Leute. Schnelle Blicke prallten an den Kupferleib des Pferdes auf dem Hügel, an das bronzebraune Kleid der Herrin da oben.

Die Blicke der Reiterin legten sich wie ein Netz über das fruchtbare Land und bargen Wiesen, Korn und Heide — „o Segen, Segen".

Ein leichter Schenkeldruck, und der Gaul flog den schmalen Steig hinunter. —

Wie es duftete, wie es zu ihr heraufwehte — Klee und Gras und Wiesenkräuter. Was für eine Fülle von Blumen und was für eine üppige Höhe. — Die blonden Köpfe der Kinder gingen wie lebendige Blüten durch den vollen Segen. Der Duft zog weit hinein ins Dorf, daß die Alten auf den Bänken vor den Häusern die Köpfe hoben und mittaten und befriedigt nickten.

Der Gaul tanzte. In dem Bronzegesicht der Reiterin leuchteten die blauen Augen. Ein leises Pfeifen kam aus dem festen Mund. —

So schmal war der Steig, daß der alte Mann, der vom Tale heraufkam, tief hinein in das Rapsfeld treten mußte. Wie weiße Seide flog sein Haar unter der Mütze auf. Die Frau im Sattel bog sich, die Augen strahlten. „Na — Hübner — was sagen Sie zu unserem Heu?"

„Der Herr hat's gesegnet, sage ich."

„Der Herr." Sie nickte und war schon zwischen dem Roggen. „Er meint einen anderen, aber ich — ich —" Im Frühjahr war Heinrich hier gewesen zur Saat. Vierzehn kurze Tage nur. Es war wie ein Fest gewesen, wie ein Rausch. — Von früh bis abends im Sattel. Manchmal war er müde. Er wanderte durch die Halle und wollte die Bilder nicht loslassen und die alten Möbel. — Aber sie stand schon im Reitanzug und hieb die Gerte ungeduldig und drängte ihre strahlenden Augen in die seinen. „Du — Heini — die neue Schonung an der Rehwiese — die mußt du noch sehen" — und einmal, als der Regen wie ein undurchdringliches Netz vor den Fenstern hing — „Heini — den Hohlweg an den Katen mußt du gerade heute sehen, wir haben ihn fein gepflastert, keine Spur von Pfützen. — " Und wieder einmal, als die Vögel im Park so verführerisch lockten, daß er heimlich durch die Gartentür entweichen wollte, ritt sie plötzlich um die Ecke herum und legte schmeichlerisch das Gesicht auf den Kupferhals ihres Pferdes. „Heini? — Das Vorwerk heute? Bitte, bitte. Die neue Scheune — die mußt du sehen." —

Stolz und groß und strahlend ritt sie neben ihm. Aus allen Türen, aus allen Höfen kamen die Leute und grüßten und fragten.

Schön war die Frau und gut und tüchtig. Aber der Herr. — Es hing doch ein Stück Krieg an ihm, ein Wissen um Draußen. Und er war doch der Herr. Er nickte überall, und auf alle stummen Fragen antwortete er — „bald — bald". Das war es doch, was sie hören wollten.

„Bald — ", sagten sie dann beide zueinander, sahen sich an und ritten eine Weile schweigend weiter, bis wieder ein Stückchen Erde kam, das von der Hand der Frau gesegnet war.

„Du", sagte er ganz weich und leise, bog sich zu ihr hinüber und strich ihr behutsam über die festen braunen Hände. „Du."

Sie lächelte glücklich und demütig. „Ich habe ja nie so recht bedacht, daß Erde solcher Reichtum ist und — solche Arbeit."

„Sie ist es", sagte er hart. Die Härte im Ton ließ sie aufmerken. — Da wußte sie — er meinte die Erde draußen, jenseit der Heimat, die umstrittene, aufgewühlte, zermarterte Erde.

„Heinrich", rief sie ihn an.

Er schaute in ihr helles, festes Gesicht und nickte. —

Nicht ein Schuh Erde, den er nicht gesehen, geprüft und für gut befunden hatte. —

Nun ging der Segen auf. Das Futter stand wie seit Jahren nicht. Es quoll und blühte aus der Erde, die Blumen konnten sich nicht genug tun an Duft und Größe — das Vieh watete gleichsam durch die Weiden. — Es regnete, es goß, es strömte vom Himmel, aber die Frucht von unten her schwoll ihm entgegen. Von einer Woche zur anderen war eine neue Farbe in den Wiesen, gelb kam nach weiß und blau nach rosa, und das Getreide wuchs und wuchs, und schon lag es wie Bronzestaub auf dem wogenden grünen Meer. —

— Und höher stieg die Sonne, und die Abende waren so lang, oh, so lang. Und wenn man nachts noch einmal durch den Park ging, wollte es nicht mehr dunkel werden, und die helle Pracht der Rosen war so schwer, so schwer zu ertragen.

Wenn es regnete, wurde es leichter.

Der Himmel beugte sich zu ihr hernieder, und langsam pochte der Regen auf das Dach, floß langsam durch die Rinnen und polterte an den Knien der Mauervorsprünge. —

Vor den Fenstern bewegte sich ein feiner, zartgrauer Perlvorhang, der zuweilen zur Seite flog, und ein nahes Dach zeigte — einen Baum — einen hellen Mauerfleck.

Die Gedanken wurden eng und warm, zogen sich gleichsam aus der weiten Natur zurück, die sie zerstreute, und krochen in das Haus.

Bücher wurden aufgeschlagen — der Flügel stand offen. In der Dämmerstunde, die spät war, ging ein Lied durch die offenen Türen. Sie lauschte in das Herrenzimmer, sie glaubte, ein Schritt müsse kommen — eine Hand ... ein Mund.... Es blieb alles still. Nur der Regen tropfte. Ein nicht endenwollendes Weinen.

Sie hielt die Hände an die Augen und zog sie wieder zurück. „Nein — nein — nicht so. —" Und stand auf, nahm den Lodenmantel und holte aus Nässe und Grau einen Blumenstrauß.

„So," sagte sie, hatte eine krause Stirn — aber die Schultern reckten sich — „so ist es gut."

Die Blumen sahen sich in Heinrichs Arbeitzimmer um, ließen das Wasser aus den Kelchen und hoben sich befreit. Die schönste Blüte aber nahm sie und legte sie in den Brief, an dem sie abends lange schrieb. —

Und nach dem Regen kam die Sonne, und mit der Sonne kam die neue Fülle. Es wuchs das Nützliche, und es blühte das Überflüssige. Bunt waren alle Wegraine von Nelken, Labkraut, Glockenblumen. Weit im Lande goldhelles Korn und gelber Raps und grüner Kohl in breiten Tafeln gedeckt. Schon waren die ersten Leute im Roggen, der hellblond war und schwer im Korn. Eine schöne, eine reiche Ernte. Wer hatte Zeit, an Krankheit zu denken, an Not und Tod. —

Auf den Landstraßen flog weißer Staub unter eiligen Wagen. Es war viel Eifer zwischen Stadt und Land. Und die Arbeit wuchs ins Riesengroße. Die Abende waren nicht mehr lang genug, die Briefe ins Feld wurden kürzer und kürzer.

„Der Herr hat uns gesegnet", wiederholte sie dem alten Hübner und wußte nun um die Fülle dieser Worte. —

Heinrich schrieb ernst. Es ging hin und her um Handbreiten Erde. So viel Menschenblut und Kraft in ein paar Krumen Land. War es nicht eine bittere Bodenbestellung?

Oft blieben Briefe aus. Sie wußte dann, es ist zu viel Elend — und immer davon schweigen — kann er nicht.

„Denke an uns," flehte sie, „sieh unser schönes behütetes, fruchtbares Land."

„Ich denke daran", schrieb er zurück. „Und nicht nur an unser — auch an dieses Land denke ich. Ich sehe aus dieser zerstampften Erde wieder Blumen blühen, ich sehe wieder Ähren. Ich höre Mühlen gehen und rieche den säuerlichen Wein weit von den Rebhügeln her. — Wenn ich das alles nicht täte, könnte ich nicht weiter kämpfen.

„Wir sind doch nicht hier um des Krieges, sondern um des Friedens willen.

Es ist bitter, daß viele das nicht einsehen wollen..."

Und weiter schritten die Tage. Sie waren blau und heiß und warfen sich segnend auf die Erde. — Tausendfältig war die Frucht, tausendfach die Arbeit.

An manchem Morgen dachte sie: Ich kann nicht mehr. Gebt mir meinen Mann, gebt uns unsere Männer wieder. Es ist zuviel für uns Frauen. Wir haben starke Herzen, aber schwache Schultern.

Aber dann beugte sich der Himmel zum Fenster herein, die Sonne stieg in unerschöpflicher Kraft aus dem Hügelland.

Unübersehbar dehnte sich das bestellte Land.

Sie sprang aus dem Bett, reckte die schmale Mädchengestalt, und ihr weicher Frauenmund wurde schmal — „wir Frauen zwingen es doch — — doch..."

Sie ritt durch die Felder wie eine Herrscherin.

An dem heißesten, eifrigsten Tage jedoch kam ein Brief ins Haus — „ich komme" —

Aber — ob er sich verspätet hatte — oder ob es Absicht war — der Brief kam zu spät. — —

Sie war schon seit dem frühen Morgen unterwegs und ritt die Eschenallee im kurzen Trab. Um acht Uhr mußte sie schon am Vorwerk sein, um neun Uhr in der Dämmerei, um halb zehn Uhr kam der Inspektor von Modlau herüber, mittags hatte sich der Landrat angemeldet.

Sie überdachte, ob es möglich wäre, dem alten Hübner die Schäferei zu überlassen, weil der Schäfer nun auch fort war, und erwog das Für und Wider. Oder ob man eine Frau anlernte — — vielleicht die Matthießen vom Dorf. — Da kam eine Stimme den Hügel hinauf — ihr entgegen. — Ein Wort nur — — „Eleonore."

Sie flog vom Pferde. Sie flog in zwei Männerarme. Sie sah nichts. Sie hörte nichts, sie fühlte nur eine warme — warme Männerhand auf ihrem Haar. Das war noch feucht vom Morgentau.

In der Heide.

Sonniger Glast über Heideland,
Blühender Ginster im weißen Sand,
Singende Lerche in blauer Luft,
Ueber dem Ganzen stillschwebend der Duft
Herber, jungfräulicher Heide.

Ueber die Heide im Sonnenschein
Wandern wir beide so ganz allein.
Still sind die Lippen. Mit leiser Hand
Webt um uns beide ein seliges Band
Lächelnd die einsame Heide.

Anna Steffens.

Lazarettgarten.

Neulich sind einige Soldaten
In den alten Klostergarten geraten.
Dann sah man über die steinernen Treppen
Die anderen sich herunterschleppen.
Und einer, deff' Arm bewickelt mit Binden,
Führte behutsam den armen Blinden.
Sie lagerten unter den Lindenbäumen
Ins Gras sich, um über Mittag zu träumen.

Da sang in die Stille ein leises Trara,
Eines Kriegers Ziehharmonika,
Und suchte mit Tönen, schläfrigen, braven,
Gedanken zu wecken, die lange geschlafen.
Doch unter den alten Lindenbäumen
Blieb alles stille in wachen Träumen.

Die Harmonika immer leiser klang,
Bis sie die Mittagstille verschlang.

Doch plötzlich trippelten draußen am Zaun
Vier Mädchenfüße, man hörte sie kaum,
Und ein frischfröhliches Mädchenlachen
Bracht die Soldaten zum Erwachen.
Ihre Augen wurden klar und blinkten,
Die müden Arme lustig winkten,
Es war ein Rufen, Scherzen, Fragen,
Sie wußten so viel Schönes zu sagen.

Bis die zwei Mädels, wohlerzogen,
Endlich sind um die Ecke gebogen.
Dann sank herab von den Klosterbäumen
Wieder der Schlaf mit den Mittagsträumen.

Clär Pfeiffer.

Schluß des redaktionellen Teils.

Chasalla
fertig nach Maß
D.R. Patent
Bestes deutsches Erzeugnis
Vornehme Form
Naturgemäßes Passen
Preisgekrönt
Drucksachen u. Bezugsquellen durch die Alleinfabrikanten
G. Engelhardt & Co.
Schuhfabrik, Cassel


Schutzmarke

Keinen Tropfen Wasser

läßt Dr. Gentner's Oel-Wachs-lederputz

Nigrin

durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch. Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschichte bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert. Nigrin färbt nicht ab.

Fabrikant: **Carl Gentner,** chem. Fabrik, Göppingen, Wttbg

Thalysia-Blusenröcke

von Mk. 28.— an, bezugscheinfrei, zumeist noch in der Güte wie im Frieden lieferbar. Nach Erfordern m. unserer ges. gesch. spielend einfachen, zweckmäßigsten u. ganz unauffäll. Umstands-Einricht. ohne Preiserh. Man verlange kostenl. Ergänzungsh. Nr. 139 v. **Thalysia Paul Garms, G.m.b.H., Leipzig-Co.** Haupt-Verkaufshäuser: Berlin SW., Wilhelmstr. 37; München, Marienplatz 29 (Eing. Rosenstr.); Leipzig, Neumarkt 40.

Gummistrümpfe, Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G.m.b.H.,** Berlin 82, Oranienstr. 108. Offert. erbeten.

200 Fliegenfänger M. 12.50 franko. Gute Sorte mit Aufhänger. 1 Musterdutzend geg. 90 Pfg. fr. **Paul Rupps,** Freudenstadt, S. Wttbg.

D.R.G.M. 632365.
Ein Feldbett in der Hand!
In einer Minute fertig!
Unersetzlich für Militärs
Preis M 30.–
Vorwerk & Co. Abtl. 6 Barmen Abtl. 6

Schlaflosigkeit, nervöse Störungen u. Erregungszustände, Herzbeschwerden. **Reichel's „Baldrament“** (reiner Pflanzenauszug), ein ungemein beruhigendes, heilsam wirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin für die Nerven. Fl. 2,50. Otto Reichel, Berlin SO 76, Eisenbahnstr. 4.

Elektrischer Haarzerstörer



Etwas Sensationelles bringt das medizinische Warenhaus **Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 57, Abt. Hy. A.** Lästige Haare **mit der Wurzel** kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galvanischen Strom **trocknet** die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus, und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich andernfalls, das Geld zurückzuzahlen. (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist M. 5.50 u. M. 8.—. Gebrauchsfertig. — Prospekt frei. —

Drei neue Bücher

aus dem Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

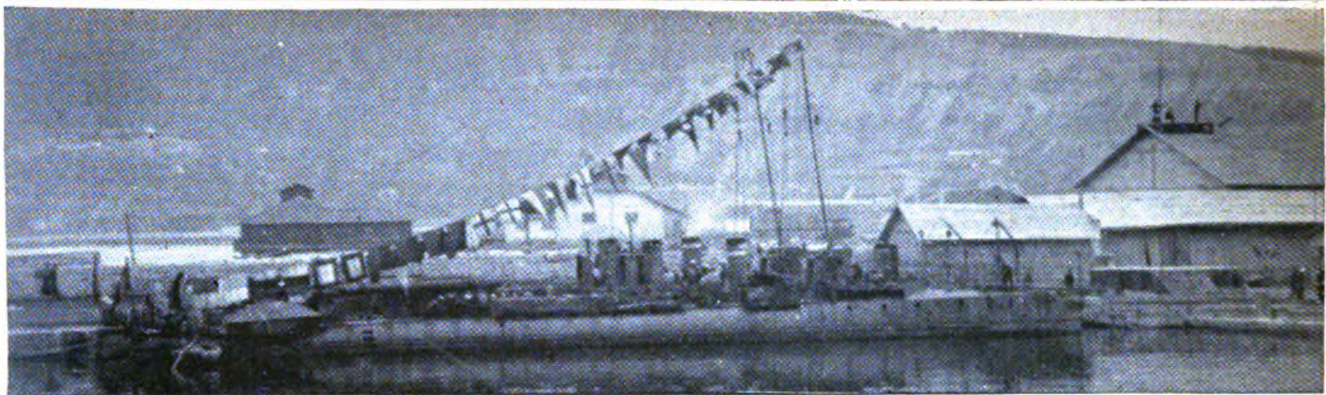






Jedes Buch 1 Mark

Durch den Buchhandel und den Verlag



Bulgarisches Torpedoboot im Hafen von Varna.

DIE·WOCHE

Nummer 35. Berlin, den 26. August 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.



Die sieben Tage der Woche.

15. August.

Die Engländer erneuern erfolglos ihre Angriffe auf der Linie Ovillers—Bazentin—Le Petit.

Die Armee des Generals Grafen von Bothmer weist starke Angriffe im Abschnitt Zborow—Koniuchy, an den von Brzezany und Potutory nach Kozowa führenden Straßen und westlich von Monasterzyska mit schwersten Verlusten für die Russen ab.

Die Italiener setzen ihre Angriffe sowohl auf der Front Salcano—Merna, gegen die Höhen östlich von Görz, als auch im Abschnitt südlich der Wippach bis Lokvica unaufhörlich mit großen Massen fort, während sie die anschließenden Räume unter starkem Artilleriefeuer halten.

16. August.

Im Raume des Capul bauen die verbündeten Truppen ihre Erfolge durch Erstürmung der Höhe Stara Wipczyna aus. Die Kämpfe in diesem Gebiete sind überaus erbittert.

Im Görzischen wiederholt der Feind seine heftigen Angriffe auf die Höhenstellungen östlich der Linie Salcano—Vertoiba und bei Oppachiasella. Alle Stellungen blieben in Händen der österreichisch-ungarischen Truppen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. vollführt ein österreichisch-ungarisches Seeflugzeuggeschwader einen Angriff gegen Valona. Am 14. d. M. vormittags greifen sieben feindliche Seeflugzeuge, größtenteils französische, unter Schutz von drei französischen Kampffliegern und gedeckt durch feindliche Torpedoeinheiten und Motorboote, welche sich auf hoher See hielten, Triest an. Eigene Flugzeuge steigen zur Bekämpfung auf. Die feindlichen Flieger werfen mehrere Bomben über dem Hafen ab, ohne nennenswerten Schaden anzurichten.

17. August.

Die Engländer gehen zwischen Pozières und dem Foureaux-Walde, die Franzosen zwischen Guillemont und der Somme zum Sturm vor. Der Sturm ist gescheitert.

Im Capul-Gebiet wird die Höhe Stara Obczyna genommen. Südlich von Moldava und an der oberen Bystosyca scheitern russische Vorstöße.

Bei der Armee des Generaloberſten von Boehm-Ermolli kommt es zwischen Perepelniki und Pieniaki zu Kämpfen von größter Heftigkeit. Der Feind treibt durch mehr als zwölf Stunden ununterbrochen seine Massen vor.

In Erwiderung des feindlichen Fliegerangriffs auf Triest greift in der Nacht vom 16. auf den 17. ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader Venedig an.

18. August.

Auf der Armeefront des Generals Grafen von Bothmer weisen türkische Truppen russische Angriffsabteilungen ab.

In den Karpathen wird der Erfolg auf der Stara Obczyna erweitert.

Nach vergeblichen Angriffen der Entente auf dem Balkan-Kriegsschauplatz treten die verbündeten Truppen zum Gegenstoß an. Florina wird nach Kampf gegen die serbische Drina-Division genommen.

19. August.

Nördlich der Somme wütet der Kampf bis tief in die Nacht. Zwischen Guillemont und Maurepas haben wir nachts unsere vorgebogene Linie durch Befehl planmäßig etwas verkürzt. Mit ungeheuren Blutopfern hat der Feind seine im ganzen gescheiterten Anstrengungen bezahlt.

Durch unsere U-Boote wurden in den Gewässern der englischen Ostküste ein feindlicher Kleiner Kreuzer und ein Zerstörer vernichtet, ein weiterer Kleiner Kreuzer und ein Linienschiff durch Torpedotreffer schwer beschädigt.

20. August.

Nördlich der Somme flaute die Kampftätigkeit allmählich ab. Rechts der Maas wiederholte der Feind seine Angriffe im Thiaumont—Fleury-Abschnitt. Er ist in das Dorf Fleury erneut eingedrungen, im übrigen abgewiesen.

21. August.

Am Stochod scheitern russische Angriffe südwestlich von Lubieszow, Versuche des Feindes, seine Stellungen auf dem westlichen Ufer bei Rudka-Czerwiszcze zu erweitern, werden unter großen Verlusten für ihn abgewiesen.

In den Karpathen wird der Höhenzug Stepanski (westlich Czarny—Czeremosz-Tal) von uns genommen.

Südlich und südöstlich von Florina wird der Berg Vic und der Malareska-Kamm genommen, östlich von Banica die serbischen Stellungen auf der Malka-Nidze-Planina gestürmt.



Brandenburgische Grenadiere bei Mons.

23. bis 24. August 1914.

Von Walter Bloem.

Das alles gehört nun längst der Geschichte an — erscheint uns, den Mitkämpfern, schon fast ins Gebiet der Sage entrückt. Den Mitkämpfern — wie viele von ihnen leben denn noch?!

Seit die Zwölfer ihrer alten strahlenden Regimentsgeschichte jenes erste herrliche Ruhmesblatt anfügten, haben sie überall in vorderster Linie gestanden, wo es am heißesten herging auf dem westlichen Kriegschauplatz. Mit Kluck sind wir gen Paris gezogen und östlich daran vorbei in täglichen Gefechten bis zu den heißerregenden Kämpfen bei Sancy-les-Provins. Dann noch näher an die Franzosenhauptstadt heran, bis uns die Bedrängnis unseres rechten Flankenkorps in die Marneschlacht riß. Unbesiegt mußten wir uns dort vom Feinde loslösen, einer schweren strategischen Bedrohung auszuweichen. Wir gingen über die Aisne zurück bei Soissons, verschanzten uns an ihrem Nordhang, boten dem wilden Ansturm der Briten Trotz. Dann kam der Stellungskrieg. Die Januarschlacht bei Soissons warf den Feind

aus seinen Stellungen nördlich der Aisne über den Fluß zurück. Die Sommerschlacht bei Arras, die Herbstschlacht in der Champagne brachten den Zwölfern blutige Lorbeern zähen Widerstandes. Durch Schnee und Kugelhagel hindurch stürmten wir dann die dreifachen Linien des Feindes vor Verdun und stießen in vier Tagen sieben Kilometer tief in die feindlichen Werke durch, stürmten den Wavrillewald, den Fosseswald, die Chambrettes-Ferme, die beiden Vorstellungen vor Douaumont. Gegen das fürchterliche Feuer, das sich aus dem Chauffourwald, aus dem maschinengewehrbespickten Dorf Douaumont über uns ergoß, deckten wir mit unsern Knochen die rechte Flanke des glücklicheren Regiments, welches das Fort besetzen konnte.

Schwer hatte das Regiment gelitten in diesen Kämpfen: schon nach wenigen Wochen stand es aufgefüllt aufs neue in Douaumont. In grausamem Ringen hat es das Fort behauptet.

Und dann kam die Sommeschlacht: die Zwölfer mußten abermals heran, und an zwei Tagen nacheinander wurden sie im Heeresbericht erwähnt, der so sparsam ist mit diesem höchsten Lob. Was sie bei Longueval, im Delvillewald geleistet haben, ist ein neuer, herrlicher Ruhmestitel, eine jubelnde Widerlegung der Feindesmärchen von der Minderwertigkeit und Erschöpfung unsrer Reserven.

Blickt man von der Höhe dieser beispiellosen Waffentaten auf die Schlacht bei Mons zurück, so mag sie uns fast wie ein Scharmützel erscheinen. Damals war sie uns ganz etwas anderes: unser erstes, gewaltiges kriegerisches Erlebnis. Am Maßstabe der Kriegsgeschichte der Vergangenheit gemessen, war sie einer der grimmigsten und erfolgreichsten Kämpfe, die das Regiment je zu bestehen hatte, und auf jeden Fall bis dahin der blutigste und verlustreichste. Im Gesamtverlauf des ersten Kriegsabschnittes war sie von ganz entscheidender Bedeutung. Sie begann, was die Tage von Le Cateau und St. Quentin vollendeten: die Vernichtung der ersten englischen Festlandsarmee. Das bedeutet in Verbindung mit jener langen Reihe von Kämpfen, welche in der letzten Augustwoche an der ganzen belgisch-französischen Grenze tobten, den Rückzug der englisch-französischen Feldarmee und damit die Eroberung des breiten Gürtels der französischen Nordprovinzen, den wir noch heute fest in Händen halten, wenn wir auch den südlichen Streifen zwischen Aisne und Marne wieder aufgegeben haben.

Mit Stolz schaut darum das Grenadierregiment Prinz Carl auch von der Höhe seines heutigen Kriegsruhmes auf den Ehrentag bei Mons-Tertre zurück. Noch kennt die deutsche Öffentlichkeit die Geschichte jener ersten großen Wochen nur in den allgemeinsten Grundzügen. Eine Schilderung der bedeutungsvollen Kämpfe des rechten Flügels der Armee v. Kluck und damit unsrer gesamten damaligen Angriffsfront im Westen wird zur Wiederkehr ihres zweiten Jahrestages nicht unwillkommen sein. Ich sehe dabei für heute von einer Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse ab. Es gilt, den Gesamtverlauf darzustellen, soweit das heute schon möglich ist.

Die Armee hatte, kurz nach dem Fall von Lüttich, westlich von Aachen die belgische Grenze überschritten, war der alten Heerstraße über Tongeren und St. Truiden gen Westen gefolgt. Bei Löwen hatten wir am 19. August den schwächlichen Widerstand der belgischen Feldarmee über den Haufen gerannt. Am 20. August waren wir in Brüssel eingezogen. Von dort aus war's ziemlich scharf südwärts gegangen, in der allgemeinen Richtung auf Valenciennes. In der Nacht vom 22. zum 23. August hatte das Regiment im Dorf Thoricourt und seiner Umgebung Ortsunterkunft bezogen und marschierte nun Sonntag, den 23., bei schwülem, wolkenumhangenem Wetter gen Süden. Ein Gerücht schwirrte durch die Reihen: unsre Aufklärungskavallerie habe Engländer gesichtet ...

Engländer — damals lachten wir noch bei der Vorstellung.

Das Regiment war Vorhut, wie fast immer, dank dem unbändigen Vorwärtsdrang unseres Kommandeurs. Reihenfolge: Füsilierbataillon, zweites, Maschinengewehrkompagnie, erste Abteilung unseres prachtvollen Feldartillerie-Regiments Nr. 54, erstes Bataillon. Nach einem Marsch von etwa 20 Kilometer wurde in einem langgestreckten Dorfe Baudour gehalten. Husarenpatrouillen trabten vorüber, meldeten, nach vorn sei auf achtzig Kilometer alles vom Feinde frei ... Die Feldküchen wurden vorgezogen, wir hielten behagliche Mittagsrast.

Es war noch nicht vollends abgesessen, da stoben, blutüberströmt, zwei Husaren an uns vorüber, riefen, sie hätten vorn Feuer bekommen. Ein dritter hinkte hinterdrein, schleppte seinen blutbekrusteten Sattel: vorn im Dorf stecken sie drin! Nach wenigen Minuten kam der Angriffsbefehl: Füsilierbataillon besetzt den Bahnhof Tertre zum Schutze zweier südlich Baudour auffahrender Batterien. Der vorderste Zug bekam am Bahnhof aus den Dorfhäusern Feuer, ging in Deckung, forderte ein Geschütz an, die Dorfstraße zu säubern. Der erste Schuß trieb ein paar englische Radfahrer aus den Häusern heraus in wilde Flucht, der zweite brachte sie zur Strecke. Nun gingen die Füsiliere gegen den Dorfrand vor; der Feind wurde von Gasse zu Gasse zurückgetrieben.

Inzwischen hatte das erste Bataillon den Auftrag erhalten, verstärkt durch eine Batterie des Feldartillerieregiments, die breite Waldzunge, welche das Bois de Baudour in südwestlicher Richtung vorschiebt, und aus dem die Füsiliere beim Vorgehen gleichfalls Feuer bekommen hatten, zu säubern, und uns in den Besitz des Kanalüberganges 2 Kilometer westlich St. Ghislain zu setzen. Wir entwickelten uns vom Bahnhof aus hinter dem Bahndamm nach rechts, meine Kompagnie, die zweite, auf dem äußersten rechten Flügel, fanden aber den Wald schon vom Feinde frei und durchschritten ihn in südsüdwestlicher Richtung bis zu seinem Südrande; hier erhielten wir beim Heraustreten das erste heftige Feuer von Süden, ohne zunächst einen Feind erkennen zu können. Das Bataillon schritt zum Angriff in Richtung auf zwei südlich erkennbare Kirchtürme.

Inzwischen hatte das Füsilierbataillon beim Eindringen in das Dorf schweres Infanteriefeuer bekommen, das als einen der ersten seinen tapferen Kommandeur, Major Prager, tot niedergestreckt hatte, einen alten Haudegen von Südwest. Oberst von Reuter sandte die Maschinengewehrkompagnie zur Unterstützung vor. Als diese mit der Reservekompagnie des Füsilierbataillons durch die Dorfstraße rückte, wurde die Kolonne plötzlich aus südlicher Richtung mit heftigem Artilleriefeuer überschüttet. Dies ließ zum erstenmal mit Gewißheit erkennen, daß uns ein stärkerer Feind gegenüberstand. Oberst von Reuter befahl nun dem zweiten Bataillon,

links von den Füsilieren östlich des Dorfes in den Kampf einzugreifen. Zugleich forderte er Artillerieunterstützung an. So stand nun das ganze Regiment in breiter Front entwickelt im Kampf und zwar, nachdem das Füsilierbataillon die Häusergruppen des Dorfes durchschritten und den Feind hinausgeworfen hatte, gegen die zweite feindliche Stellung, die sich am Kanal hinzog, von St. Ghislain bis zu dem Flecken Herbières.

Der genaue Verlauf der feindlichen Stellung war indessen auch mit dem Glase nicht zu erkennen. Nur aus der Richtung des Feuers konnten wir sie erschließen. Während die Füsiliere und das zweite Bataillon namentlich auch durch Artilleriefeuer schwere Verluste erlitten, standen uns nur Maschinengewehre gegenüber, aber sie waren zahlreich, schossen ausgezeichnet und waren unauffindbar aufgestellt. Gegen diesen unerkennbaren Gegner galt es nun, über anderthalb Kilometer sich vorzuarbeiten.

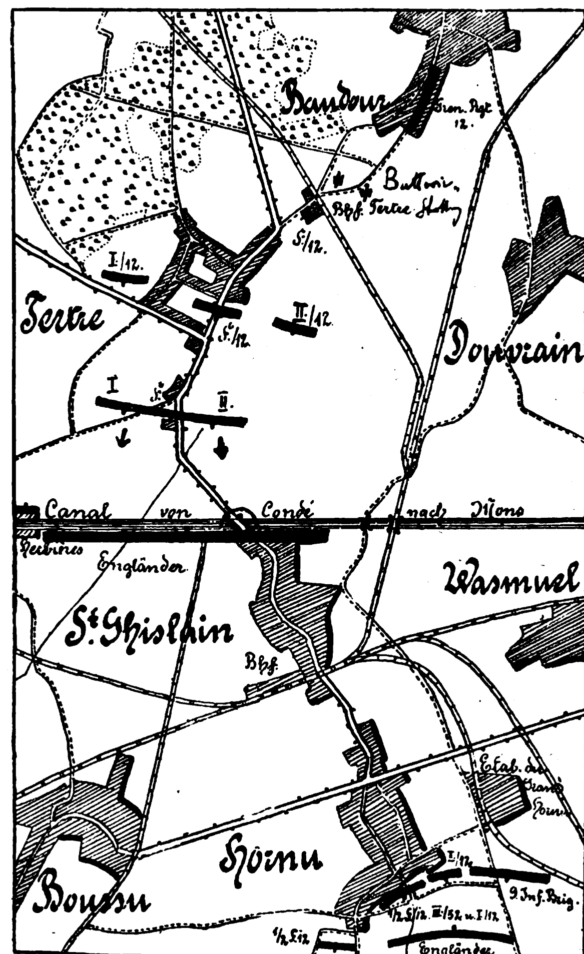
Das Gelände war vollkommen deckungslos und — schlimmer noch — von zahllosen versumpften Gräben und Stacheldrahtzäunen durchschnitten. Da gab es alsbald grimmige Verluste. Schon lag ein Dutzend und mehr Offiziere.

Doch rastlos vorwärts ging's, in tadellos korrekten Sprüngen wie auf dem Kunersdorfer Exerzierplatz daheim. Allmählich erkannten wir immer deutlicher, daß die Stellung des Feindes sich dicht am Kanal entlangzog. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Böschung der Kanaldämme und die Häusergruppen, die den Wasserlauf säumten, unter Feuer zu nehmen. Das erste Bataillon litt besonders stark unter Feuer von rückwärts und Flankenfeuer aus einem Sumpfdickicht zur Rechten. Wir glaubten damals, es sei das Feuer unserer eigenen Reserven und Nachbartruppen, die uns nach unserm tollen Drauflosstürmen für Feinde hielten, weil sie nicht glauben, daß wir schon so weit vorwärts gekommen sein könnten. Deshalb ließen wir es selbstverständlich unerwidert. Schon am Abend haben meine Patrouillen festgestellt, daß in dem Sumpfdickicht ein feindliches Maschinengewehr auf schwimmendem, drehbarem Floß gesteckt hat, und das Feuer von hinten ist von feindlichen Patrouillen ausgegangen, die im Walde hinter uns verborgen geblieben waren und in Bauernhäusern, die wir leider versäumt hatten, durch Anzünden unschädlich zu machen — das hat uns viel brave Grenadiere gekostet.

Der Regimentskommandeur, der im tollsten feindlichen Feuer unbeirrt das Gefecht beobachtete und leitete, bat auf die Meldung von den starken Verlusten seiner Bataillone aufs neue dringend um Artillerieunterstützung. Um 5 Uhr nachmittags traf ein neuer Befehl der Brigade ein, das Grenadierregiment habe sich ungesäumt in den Besitz der Kanalübergänge zu setzen. Daraufhin trat das ganze Regiment aufs neue zum Sturm an. Aber nun stiegen die Verluste zu solch ungeheurer Höhe, daß Oberst von Reuter, da die erbetene Artillerieunterstützung noch immer nicht eintraf, das weitere Vorgehen verbot.

So mußten wir uns denn damit begnügen, mit unsern stark zusammengeschossenen Kompagnien die erreichten Linien zu halten. Wir lagen an einigen Stellen nur noch 120 Meter von den englischen Stellungen entfernt, wo sich ein wenig Deckung im Gelände gefunden hatte, und ohne Nachlassen strich das feindliche Maschinengewehrfeuer dicht über die flach hingestreckten Körper der Lebenden, von denen nicht allzu viele unverwundet waren, und der Toten hinweg. An ein Eingraben in dem nassen, zähen Wiesenboden war unter dem rasenden Feuer nicht zu denken. Wir hatten uns bis auf einige Patronen verschossen und rechneten mit Bestimmtheit auf einen feindlichen Gegenangriff nach Einbruch der Dunkelheit.

Endlich kam die Nacht. Die Kompagnien und Bataillone wurden auf einer einheitlichen Linie in ungefährer Höhe der beiden 500 Meter südlich von Tertre an der großen Straße nach St. Ghislain abzweigenden Wege gesammelt. Hier erreichten uns die Nachrichten von den für die damaligen Begriffe geradezu schauerlichen Verlusten des Regiments. Dieser Gefechtstag hatte uns bereits das Leben von neun Offizieren gekostet: darunter der Kommandeur des Füsilierbataillons und drei Kompagnieführer: Hauptmann Spiegel, ebenfalls alter Afrikaner, der den ganzen Feldzug in Südwest heil überstanden hatte (er war hoffnungslos verwundet, starb am folgenden Tage), Oberleutnant Drees genannt Goerdt und Hauptmann von Stocki, die Führer der ersten, vierten und neunten Kompagnie. Da auch Graf Reventlow, der



Uebersichtskarte zu dem Gefecht bei Mons.

tapfere Führer der dritten, schwer verwundet war, so war ich beim ersten Bataillon der einzige noch vorhandene Kompagnieführer. Leutnant von Hagen war verwundet, der Adjutant des zweiten Bataillons, Leutnant von Haugwitz, gefallen. Tot waren ferner die Leutnants Grapow, Fritz Dietrich Graefer, Leo und Thiele und Fähnrich Tettenborn, alles werte und allbeliebte Kameraden. Die

Mannschaftsverluste ließen sich damals noch nicht annähernd übersehen. Ich will keinen Versuch machen, die Stimmung jener schaurigen Abendstunden zu schildern.

Wir gruben uns ein, so gut es gehen wollte, und verbrachten, an vielen Stellen halbleibs im Wasser liegend, eine bittre Nacht. Zweimal ließ ein Knall uns aus dumpfem Halbschlummer auffahren: wir vermuteten sofort, die Engländer hätten die Brücken über den Kanal gesprengt.

Unsre Patrouillen tasteten sich während der Nacht an die englische Stellung heran und fanden sie stark durch vorgelegte schwere Hindernisse geschützt und wachsam besetzt. Noch während der Nacht forderte Oberst von Reuter abermals dringend Artillerieunterstützung für die vorderste Kampflinie, die denn auch endlich im Morgengrauen eintraf.

Der Donner ihrer Geschütze weckte uns in früher Dämmerung, und das Krachen der einschlagenden Granaten überzeugte uns, daß sie gute Arbeit taten. Inzwischen traf auch infanteristische Verstärkung ein: das dritte Bataillon des Schwesterregiments Nr. 52, das unserm Regiment unterstellt worden war. Nach zweistündiger Beschießung des Nordrandes von St. Ghislain konnten unsre Patrouillen feststellen, daß der Feind unter der Wirkung unsres verheerenden Artilleriefeuers seine gestern zähe festgehaltene Stellung geräumt habe. Oberst v. Reuter entschloß sich, ihm hart auf den Fersen zu bleiben. Zwar war die aufziehbare Brücke an der großen Straße tatsächlich gesprengt. Aber als unsre vordersten Kompagnien sie erreichten, stellte es sich heraus, daß der Feind einen Laufsteg hatte stehen lassen, der hoch über den Kanal sich hinüberschwang, und den wir nur in langer Reihe, Mann hinter Mann, überschreiten konnten. Auf diesem schwankenden Pfade kreuzte nun das dritte Bataillon der Zweiundfünfziger, verstärkt durch zwei Kompagnien unsrer Füsiliere, den Wasserlauf, sammelte sich drüben und trat sofort den Vormarsch gen Süden durch das Straßengewirr der Ortschaften St. Ghislain und Hornu an. Die Pioniere schickten sich inzwischen an, auf der Stelle der gesprengten Zugbrücke eine Kolonnenbrücke für die Artillerie zu erbauen. Inzwischen pendelten auch wir, das erste Bataillon, über den Hängesteg, während das zweite Bataillon auf einer stehengebliebenen Brücke einen Kilometer östlich den Kanal überschritt.

Während das gestern durchschrittene Gelände eine völlig ebene Sumpfwiese war, unterbrochen nur durch den Damm der großen Straße mit den sie säumenden Baulichkeiten des Dorfes Tertre, betraten wir nun eine ganz andersartige Landschaft. Wir befanden uns in der Zone des hennegauischen Bergbaus. Der Industrieort St. Ghislain säumt hier das Südufer des Kanals, inmitten erhebt sich der stattliche Bahnhof. Hier fanden wir überall die Wirkungen unserer Kanonade, namentlich an den Nordrändern. Aber diese ließen auch die Festigkeit und den gediegenen Ausbau der soeben geräumten englischen Stellung erkennen. Da war erprobte Kriegserfahrung am Werke gewesen, hatte die vorhandenen Deckungen durch Schießscharten und jede Art Verstärkung zu einer Festung ausgebaut. Hier hatte der Feind — Gefangenenaussagen bewiesen uns das — uns mindestens acht Tage aufzuhalten gehofft, um in Ruhe die Ausladung seiner schweren Artillerie und seinen Aufmarsch beenden zu können. . . . Unser toller Infanterieansturm vom Tage vorher und die Beschießung vom heutigen Morgen hatten ihn schnell zum Weichen gebracht.

Aber er hatte sich vor uns zum zweitenmale festgesetzt und war willens, es abermals mit uns aufzunehmen. Zu solchem Widerstande forderte das Gelände geradezu heraus. Es stieg gen Süden ziemlich kräftig an und war hier mit zahlreichen Bergwerksbetrieben durchsetzt. Die massigen, hochaufragenden Schlackenhalden boten seinen Maschinengewehren beherrschende Aufstellungspunkte, seine Batterien konnten von den südlichen Hügelkämmen unsern Aufmarsch wirksam bestreichen.

In ungestümem Märkerdrang durcheilten unsere vordersten Verbände, das dritte Bataillon 52 und die beiden zugeteilten Kompagnien 12, die verlassenen Straßen und Plätze der unmerklich ineinander übergehenden Ortschaften, entwickelten sich aus dem Südrande des Dorfes Hornu und liefen ohne Artillerieunterstützung gegen die neue englische Stellung an, von der aus alsbald ein mörderisches Infanterie- und Artilleriefeuer sie überschüttete.

Wir, das erste Bataillon, würgten uns derweilen noch über den schmalen Laufsteg und sammelten drüben unsere von gestern her auf Friedenstärke zusammengeschmolzenen Verbände. So erreichte uns der Befehl des Regimentskommandeurs: die vorderste Linie in schwerer Bedrängnis, Kompagnien des ersten Bataillons um jeden Preis, sobald jede einzeln den Kanal überschritten hat, nachrücken zur Unterstützung!

Todmüde noch vom Kampf des Vortages und vom Halbschlummer der bangen Nacht, durchhasteten wir die ausgestorbenen Straßen zwischen den zerschossenen Häusern. In den Gehöften mußten noch viele englische Nachzügler stecken, denn es knallte von rechts und links munter in unsere Reihen hinein und streckte uns manchen guten Mann. Aber wir durften uns nicht mit der Säuberung aufhalten: Kameraden in Gefahr! Das riß uns vorwärts.

Kaum hatten wir die ziemlich gerade nach Süden führende Hauptstraße von Hornu betreten, da sausten uns feindliche Schrapnelle entgegen, platzten hart über unsern Köpfen. Nur jetzt kein Stocken, keine Unordnung! Kameraden in Gefahr! Und zwei Rotten rechts, zwei links dicht an der Häuserreihe entlang rannten wir im Laufschritt vorwärts, dorthin, wo Brigadestab und Regimentstab uns erwarteten und uns mit Handwink und raschem Befehlswort die Richtung des Vorgehens angaben. Dort in die Gasse hinein! Zweiundfünfziger links verlängern!

Im Gewirr der Gäßchen, Gärten, Schutthalden, Fabrikschuppen kam bald alles durcheinander. Jeder Offizier riß mit sich vor, was ihm gerade zur Hand blieb. Durch das Heulen des Schrapnellfeuers, das Zischen und Pfeifen des Gewehr- und Maschinengewehrfeuers arbeiteten wir uns vor bis dicht hinter die Linien der Zweiundfünfziger, die dort bei schweren Verlusten tapfer aushielten. Hier zwangen uns Erschöpfung und feindliches Feuer, in einem Bahnabschnitt ein wenig zu verschnaufen.

Alsbald waren wir wieder bei Puste und warfen uns nun weiter vorwärts, rissen die Trümmer der Musketiere mit zum Angriff. Der Feind mußte die Ankunft unserer Verstärkungen bemerkt haben, um so mehr, als nun auch unser zweites Bataillon links und die beiden andern Kompagnien des Füsilierbataillons weiter rechts verlängernd eingriffen und die englische Stellung mit Überflügelung bedrohten. Da war kein Halten mehr: wir drängten hinterdrein, und zwar so stürmisch, daß nun ein Schreckliches sich begab. Während von vorn noch immer die feindlichen Schrapnells über uns platzten, schlug es plötzlich auch von hinten krachend, todbringend in unsere dichtgedrängt vorstürmenden ungeordneten Mas-

Ernte.

Von Joseph von Lauff.

Nun rauscht es in Ähren und Halmen,
Sie taumeln beseligt und schwer;
Nun schreiten mit klingenden Psalmen
Die Sensen blitzend einher.
Wie Orgeln brausen die Wälder,
Boten, vom Himmel gesandt...,
Der Herr geht über die Felder
Und segnet das kornschwere Land.

Deutschland, du waffenumdrohtes,
Deutschland, von Hunden umbellt,
Deutschland, du flammenumlohtes,
Deutschland, du Herzschlag der Welt,
Deutschland, von Manna umregnet
Vom Erntekranz golden geschmückt —
Der Herr hat dich zehnfach gesegnet,
Der Herr hat dich zehnfach beglückt!

Der Herr ist sichtbar am Werke,
Zu sprengen die quälende Haft;
Der Herr gibt dir glorreiche Stärke,
Der Herr leiht dir zehnfache Kraft.
Drum, Deutschland, umfauste die Klinge,
Jetzt zehnfach so herzlos wie Stein,
Daß zehnfach als Panther sie springe
In den Heerbann der Feinde hinein.

Deutschland — auf Äckern und Auen,
Beim Winden und Binden im Korn,
Helläugig verfolgen die Frauen
Den Weckruf mit heiligem Zorn.
Ihr grimmiges Beten und Schaffen,
Vom Fallen der Halme umbraust,
Es stählt dir zehnfach die Waffen,
Es härtet dir zehnfach die Faust.

Deutschland, du waffenumdrohtes,
Deutschland, von Hunden umbellt,
Deutschland, du flammenumlohtes,
Deutschland, du Herzschlag der Welt —
Zu höchst ist der Weltbrand entglommen,
Bald fällt der gigantische Schlag...
Der Tag der Entscheidung will kommen;
Er werde dein Erntetag.

sen. Unsere Artillerie mußte inzwischen den Übergang über den Kanal bewerkstelligt haben und beschoß nun die feindliche Stellung, ohne ahnen zu können, daß wir diese bereits, nachdem wir den Gegner geworfen, erreicht hatten. Das waren schreckliche Augenblicke. Wir Offiziere rissen alles, was noch stand und lebte, aus dem Strich unserer Geschosse, fanden zum Glück eine schmale Mulde, warfen uns mit unsern Leuten platt zur Erde, und nun brauste ein halbe Stunde lang der Artilleriehagel, flach hinspritzend, dicht über unsere hingestreckten Leiber, bis endlich unsere Artillerie ihr Feuer nach vorn auf die feindliche Artillerie verlegte und sie zum Aufprotzen zwang. Inzwischen war die weichende feindliche Infanterie unserer Sicht entschwunden: wir bemühten uns, nach vorwärts unsere im Kampfe völlig durcheinandergeratenen Schützenhaufen zu ordnen und erreichten so, allmählich uns vorarbeitend, den Höhensaum, auf dem die englische Artillerie gestanden hatte. Ein Teil ihrer Batterien war in dem hochgelegenen Gebäude einer Fabrik aufgestellt gewesen....

Schon hatte Oberst v. Reuter den Befehl zur weiteren Verfolgung gegeben, da traf der Befehl der Brigade ein, das Regiment habe sich an dem Wege Hornu—Champs-des-Sarts zu sammeln. Und wie durch ein Wunder waren auch alsbald die Feldküchen zur Stelle, und es gab die hochbenötigte Erquickung. Nach längerer Verpflegungsrast trat das Regiment den Weitermarsch in südwestlicher Richtung an. Unterwegs gab's noch einige Scharmützel mit Nachzüglern, die aus Wäldern und Häusern schossen: eine hochgelegene Villa, in der sie drin steckten, wurde kurzerhand in Flammen gesetzt: eine Kavallerieabteilung von etwa fünfzig Mann, die sich anscheinend verritten hatte, geriet in das Feuer des Füsilierbataillons und wurde bis auf den letzten Mann zur Strecke gebracht.

In der Dämmerung marschierten wir in das Städtchen Dour ein, und hier erreichte uns das Auto unseres hochverehrten Korpskommandeurs Exzellenz v. Lochow. Er versammelte uns auf dem Marktplatz und hielt uns hier die erste der beiden herrlichen Lobreden, die wir in jenem ersten Feldzugsabschnitt von ihm zu hören bekommen haben. „Grenadiere", sagte er, „ihr habt fürchterliche Verluste gehabt, aber ihr habt einen Sieg an die altberühmten Fahnen eures Regiments gefesselt, der sich der unvergänglichen Ruhmestat eurer Väter bei Spichern würdig zur Seite stellt."

Nie werde ich die seltsame Stimmung vergessen, in die uns diese Worte versetzten. Bis dahin war keinem von uns so recht klar geworden, was eigentlich geschehen war. Unweigerlich: wir waren seit dem gestrigen Mittagessen in Baudour — mein Gott, war das wirklich erst gestern gewesen? — etwa fünfzehn Kilometer nach Süden vorwärts gekommen, und der Feind, der uns das hatte wehren wollen, der war weg ... aber sonst hatten

wir nur die Erinnerung an Ströme Bluts, an blasse Kameradenleichen, wirres Durcheinander, zielloses Geschieße, Brand, Trümmer, Nässe, fieberhaften Durst und bleierne Mattigkeit in unsern wüsten Schädeln... das also war der Sieg? ! Seltsam — seltsam. . . .

Es war der Sieg. Von nun an gab's vor unserem wilden Vormarsch kaum mehr Widerstand bis südlich der Marne. Die Engländer „rollten". Ihre brennenden Verpflegungsniederlagen, ihre Autos, mit Munition beladen, die Räder zerbrochen, säumten ringsum den Weg. Hunderte von Nachzüglern holte unsere Kavallerie aus Häusern und Strohmieten. Noch einmal haben sie sich, rechts von uns bei le Cateau, zur Schlacht gestellt: unser viertes Korps hat sie über den Haufen gerannt. Wir hörten den Kanonendonner auf unserem Marsch und freuten uns, daß auch andere mal Arbeit bekamen.

Was unsere Flinten und Kanonen angefangen, das haben wir mit den Beinen vollendet. Wir haben den Feind nicht zur Ruhe kommen lassen, haben ihn über alle Ströme des französischen Nordens hinüber verfolgt, über Oise, Aisne, Marne, Ourcq, Petit Morin, Grand Morin, ohne ihm die Zeit zu lassen, in einem dieser Abschnitte zu energischem Widerstand Fuß zu fassen. Bis dann der Rückschlag kam: bis wir unbesiegt, auch in der Marneschlacht taktisch die Sieger, unsere Front zurücknehmen mußten bis nördlich der Aisne — nach Noyon, wo wir — nicht wahr, Herr Clemenceau? — noch heute stehen. Belgien und Nordfrankreich haben wir kämpfend, marschierend erobert, haben das Scheusal Krieg weit von den Marken unseres Vaterlandes hinweggescheucht. Auf belgischer, französischer Erde rast es sich nun aus, hat einen sechzig Kilometer breiten Strich Feindesland in eine schreckensöde Wüstenei verwandelt. Das haben wir erreicht in jenen ersten, herrlichen Wochen des Krieges.

Und an dieser wichtigsten Errungenschaft hat das 12. Grenadierregiment sein vollgerüttelt Maß ruhmreichen Anteils. Das ist der Erfolg der beiden blutigen Tage von Tertre—Hornu, der Anteil der Zwölfer an jener Schlacht, die heute nach der Provinzialhauptstadt des Hennegau die Schlacht bei Mons heißt. Es war Tollheit, wie wir da angepackt haben: Tollheit wie der Sturm auf den Roten Berg am 6. August 1870. Aber diese unsere Tollheit hat's geschafft. Und unsterblich ist beider Schlachten Ruhm.

Tertre heißt auf deutsch: Grabhügel. Ja, da unten neben der Dorfgasse von Tertre, auf den Sumpfwiesen am Kanal, zwischen den Schlackenhalden der Hennegauer Bergwerke ragen viel Grabhügel mit weißen Kreuzen, unter denen so mancher unserer Besten schläft. Es sind nicht die letzten geblieben. Aber es waren die ersten. Erste Schlacht, erstes Sterben, erste Gräber sind heilig und seltsam erschütternd und unvergeßlich wie erste Liebe.

Transatlantischer Zukunftsverkehr.

Von Hans Dominik.

Doch haben Mut und Tat vollbracht
Was Hume und Descartes nie gedacht.
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Vor einigen Monaten vernahmen wir das Gutachten des englischen Marineattachés in Neuyork, daß ein Handels-U-Boot unmöglich, daß es Bluff und Humbug sei. Wenige Wochen danach lief die „Deutschland" in den Hafen von Baltimore ein, und in Stahl und Bronze hatte der englische Sachverständige den Gegenbeweis für seine Behauptung. Den Beweis wenigstens, daß Handels-U-Boote technisch recht gut möglich sind. Über ihre interessanten wirtschaftlichen Aussichten wird weiterhin zu reden sein.

Wiederum wenige Wochen später verbreitete eine dänische Nachrichtenagentur die Mitteilung, daß demnächst ein ganz neuer riesenhafter Zeppelin die Luftreise über den Atlantik antreten werde. Diese Nachricht ist bisher weder bestätigt noch widerlegt worden, und es verlohnt sich wohl, auch sie ein wenig näher zu betrachten. Auf den ersten Blick mag sie ja noch kühner und unwahrscheinlicher aussehen als der Handels-U-Bootverkehr nach Amerika. Aber tatsächlich sind die technischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines transatlantischen Luftverkehrs bereits im Frieden sehr genau untersucht worden, und das Ergebnis dieser Untersuchungen ist gar kein so ungünstiges. Während der transatlantische U-Boot-Verkehr zweifellos nur durch den Krieg lebensfähig wurde und vielleicht nach Friedenschluß verschwinden oder doch zum mindesten technisch verändert werden dürfte, ist der transatlantische Luftverkehr bereits unter Friedensverhältnissen Gegenstand wirtschaftlicher Berechnungen gewesen. Die Gründe liegen im Wesen der Schiffahrt. Für alle Schiffe, sowohl Wasser- wie Luftschiffe gilt der Satz, daß ihr Kraftverbrauch etwa mit der dritten Potenz der Geschwindigkeit wächst. Das heißt also, um ein Schiff mit doppelter Geschwindigkeit vorwärts zu treiben, braucht man die achtfache, um es mit dreifacher Geschwindigkeit zu bewegen, die siebenundzwanzigfache Maschinenleistung. Praktisch gesprochen, während die Geschwindigkeiten nur noch geringe Zunahmen zeigen, müssen die Pferdestärken und dementsprechend die Maschinen und die Kohlenvorräte ins Ungeheuerliche wachsen.

So kommt eine Grenze, an welcher die Seeschiffahrt unrentabel wird. Diese Grenze aber war bereits vor etwa 10 Jahren erkannt und erreicht worden. Die großen deutschen Luxusdampfer mit 23 Knoten und 40 000 Pferdestärken waren gerade noch rentabel. Die beiden englischen Monsterschiffe Mauretania und Lusitania mit 26 Knoten und 70 000 Pferdestärken brauchten dagegen bereits seitens der englischen Regierung einen Jahreszuschuß von 2 Millionen Mark. Sie waren auch nur erbaut worden, um den Deutschen das blaue Band des Ozeans zu entreißen, und Deutschland hat seinerzeit darauf verzichtet, sich weiter auf diesen Kampf einzulassen, sobald er auf unwirtschaftlichen Sport hinausläuft. Diese Grenze liegt also beim Übergang vom Fünftageschiff zum Viertageschiff, denn die deutschen Schiffe brauchten von England nach Neuyork fünf Tage und einige Stunden, während die genannten englischen Dampfer es bei günstigen Flutverhältnissen in vier Tagen und einigen zwanzig Stunden schaffen konnten.

Im Gegensatz zum Wasserschiff hat das Luftschiff eine sehr viel höhere technische und wirtschaftliche Geschwindigkeitsgrenze. Man kann bei den modernen Zeppelinschiffen auf etwa 600 bis 800 Pferdestärken eine Geschwindig-

keit von etwa 80 bis 90 Kilometer pro Stunde rechnen. Auf Knoten umgerechnet ergibt dies 50 bis 65 Knoten, also reichlich das Doppelte der Geschwindigkeit unserer atlantischen Schnellschiffe. Schon mit einer Geschwindigkeit von 50 Knoten läßt sich aber ein recht erfreulicher transatlantischer Schnellverkehr aufbauen. Nehmen wir in Rücksicht auf die Kriegsverhältnisse den einen Luftschiffhafen in Deutschland, den anderen landeinwärts von Neuyork an, so ergibt sich eine Wegstrecke von rund 900 geographischen Meilen oder 3200 Knoten. Bei einer Geschwindigkeit von 50 Knoten würde also ein Luftschiff, wenn wir einmal von jedem Winde absehen, 64 Stunden oder 2 Tage und 16 Stunden gebrauchen. Das Luftschiff in der bereits vor dem Kriege vorliegenden Form ist also an und für sich ohne weiteres fähig, uns über den Sprung vom Sechstageschiff zum Zweitageschiff zu helfen.

Freilich gibt es nun bei der weiteren Betrachtung des Problems ein wenig Rechnerei. Der Motor braucht Brennstoff, und diesen müssen wir für die Pferdekraftstunde mit einem Viertel Kilogramm ansetzen. Fahren wir also mit 800 Pferdestärken, so brauchen wir in der Stunde 200 Kilogramm Benzol, und da wir 64 Stunden unterwegs sind, so müssen wir 12 800 Kilogramm Benzol, oder mit Schmieröl und „Unvorhergesehenem" gerechnet, gut 15 Tonnen Brennstoff mit auf die Reise nehmen. Das ist, wie man sozusagen pflegt, ein schwerer Schlag in das Kontor. Es bedeutet, daß für die eigentliche Nutzlast nicht allzuviel übrigbleibt.

Es bedeutet weiter, daß nur sehr große Schiffe von wenigstens 30- bis 40 000 Kubikmeter Inhalt für solche Fahrten in Betracht kommen, und daß irgendein Frachtverkehr durch die Luft wirtschaftlich in absehbarer Zeit nicht möglich ist. Auch hier gibt die Rechnung Anhaltspunkte. Sowohl das Luftschiff wie das Wasserschiff schwimmen beide nach dem archimedischen Gesetz. Das heißt, ihre Tragkraft ist gleich dem Gewicht der von ihnen verdrängten Luft- bzw. Wassermenge. Nun ist aber die Luft rund 1000mal leichter als das Wasser. Ein Wasserschiff gewinnt für jedes verdrängte Kubikmeter Wasser 1000 Kilogramm oder eine Tonne Tragkraft, ein Luftschiff dagegen nur ein Kilogramm. Ein Luftschiff muß 1000 Kubikmeter wasserstoffgaserfüllten Raumes für jede Tonne Auftrieb haben. Um 15 Tonnen Brennstoff schleppen zu können, braucht unser Luftschiff allein 15 000 Kubikmeter Gasraum. Was dies bedeutet, wird klar, wenn man sich erinnert, daß die Zeppeline des Jahres 1909 überhaupt im ganzen nur 12 000 Kubikmeter Gasraum besaßen. Nur mit den größten und neuesten Typen wird also die Amerikafahrt erst diskutabel.

Der Gasraum, das tragende Element des Luftschiffes, soll ja noch allerlei anderes schleppen. Erstens einmal das ganze Gerüst mit der Hülle, welches diverse Tonnen wiegt. Zweitens die Motoren. Rechnen wir die Pferdestärke im Motor sehr billig mit 4 Kilogramm, so machen 800 Pferde auch schon wieder 3 Tonnen aus. Es bleiben also auch bei einem sehr großen Luftschiff nur wenige Tonnen für Nutzlast übrig. Aber diese wenigen Tonnen bedeuten viel, sobald man sich auf hochwertige Lasten beschränkt. Im Frieden stellte man sich unter solchen kostbaren Lasten in erster Linie amerikanische Milliardäre und sonstige Zeitgenossen vor, denen es auf jede Stunde Reisezeit ankommt, und die bereit und fähig sind, einen Gewinn von 3 bis 4 Reisetagen entsprechend zu bezahlen. Im Kriege wird die Persönlichkeit als Luftschiffladung in den Hintergrund treten. Das Wichtigere und Wertvollere werden hier Schriftstücke, allerlei Handelsdokumente sein, auf welche unsere Feinde so sehr erpicht sind. Die Hauptsache würde im Kriege zweifellos der moralische Effekt sein. Es ist für die englischen Kreuzer schon ein unangenehmer Gedanke, daß vielleicht 20 Meter unter ihnen ein Handels-U-Boot allerlei wichtige Dinge mit einer bescheidenen Geschwindigkeit durch den Atlantik trägt. Doppelt peinlich würde für sie die Lage werden, wenn etwa zur gleichen Zeit in größerer Höhe ein Atlantik-Luftschiff denselben Weg mit dreifacher Geschwindigkeit nach Westen steuert.

Freilich, das U-Boot ist unsichtbar und daher nicht anzugreifen. Der Zeppelin ist in der Luft und theoretisch sichtbar. Ob praktisch, das bleibt die Frage. Denn die 15 Tonnen, die das Schiff an Brennstoffen mitnimmt, werden ja allmählich verbrannt, und dementsprechend bekommt das Luftschiff von Stunde zu Stunde immer mehr Auftrieb, findet sein Gleichgewicht in immer größeren Höhen. Eine kleine Schießerei in der Nähe der amerikanischen Küste dürfte daher von seiten der Luftschiffbesatzung als harmloses Intermezzo aufgefaßt werden, und für die Durchfahrung der europäischen Gefahrzone kann man eine zwölfstündige Nacht zu Hilfe nehmen, welche das Schiff immerhin über 600 Knoten oder 11 000 Kilometer hinwegbringt. Nach solcher Fahrt findet schon die Morgendämmerung das Schiff um 2,5 Tonnen geleichtert in großer Höhe, und die Sonnenwärme tut ein übriges.

Man könnte bei unserer Berechnung noch einwenden, daß widrige Winde nicht berücksichtigt wurden. Die Antwort ist sehr einfach. Bei widrigen Winden dreht man um. Dann sind es plötzlich günstige Winde, und man kommt mit großer Geschwindigkeit wieder nach Hause und wartet eine bessere Gelegenheit ab. Im Frieden aber bekommt die Rechnung wieder ein anderes Gesicht, denn dann kann man unterwegs Stützpunkte anlaufen, etwa Inseln, aber auch einfach Dampfschiffe, die Brennstoffvorrat an Bord haben, und das Bild wird dann nicht nur technisch, sondern auch wirtschaftlich wesentlich günstiger.

Bei der Preisbemessung für Friedensverhältnisse muß man sich jedoch erinnern, daß die Luxuskabinen zwischen Neuyork und Hamburg schon vor dem Kriege mit 4- bis 5000 Mark bezahlt wurden. Rechnet man auch nur mit einem Preise von 5000 Mark für die Luftkabinen Deutschland—Neuyork und mit 30 Passagieren, so ergibt sich bereits eine Einnahme von 150 000 Mark für eine Reisezeit von rund 3 Tagen, ein Satz, mit welchem man immerhin wirtschaftlich rechnen kann. Im Kriege treten natürlich alle derartigen Betrachtungen in den Hintergrund, und die technische Möglichkeit sowie die moralische Wirkung sind ausschlaggebend.

Es bliebe noch ein weniges über die Handels-U-Boote zu sagen. Sobald eine Ware an sich schwerer ist als Seewasser, was beispielsweise für Nickel und Gummi zutrifft, ist es zunächst ganz gleichgültig, ob sie unter See oder über See verschifft werden. Es ist dann außer dem von der Ware selbst eingenommenen Raum unter allen Umständen noch ein gewisser lufterfüllter Schiffsraum notwendig, um nach dem bereits erwähnten archimedischen Gesetz Auftrieb und Gewicht ins Gleichgewicht zu bringen. Nur bei sehr leichten Waren ist die Verfrachtung in Überwasserschiffen auch rein theoretisch betrachtet vorteilhafter als die Unterwasserverfrachtung.

Die Praxis bringt natürlich noch weitere Faktoren in die Rechnung. Zunächst den Wasserdruck. Ein Schiff, welches 30 Meter wegtauchen soll, muß 3 Atmosphären Druck aushalten. Drei Atmosphären bedeuten aber auf ein Quadratmeter 30 000 Kilogramm oder 30 Tonnen. Auf eine Schiffswand von etwa 100 Meter Länge und 10 Meter Höhe kommen dabei 30 000 Tonnen zusammen, ein Druck, der beispielsweise dem Gewicht von 300 schwersten Lokomotiven entspricht. Naturgemäß müssen Schiffsgerippe und Schiffshaut genügend kräftig gemacht werden, um solchem Druck widerstehen zu können, und dies bedeutet Baugewicht und Baugeld. Auch die doppelte Maschinenanlage für Über- und Unterwasserfahrt fällt ins Gewicht und in den Geldbeutel. Aber auf der anderen Seite gilt auch für die Unterseeboote der allgemeine und erfreuliche schiffbautechnische Satz, daß die schlechten Eigenschaften einer Konstruktion mit dem Quadrat ihrer Länge, die guten Eigenschaften dagegen mit der dritten Potenz wachsen. Verdoppeln wir die Größe einer Type, so vervierfachen sich die schlechten Eigenschaften, aber die guten Eigenschaften verneunfachen sich. Verdreifachen wir den Bau, so bekommen wir die neunfachen schlechten, aber die siebenundzwanzigfachen guten Eigenschaften. Es steht also zu hoffen, daß der atlantische Handels-U-Bootverkehr noch eine recht erfreuliche Entwicklung vor sich hat, und daß er bei immer größeren und noch besser entwickelten Typen sogar ganz wirtschaftlich werden wird.

Im Kriege ist diese Wirtschaftlichkeit ohne weiteres gesichert. Die Amerikaner bezahlen heute für ein Pfund Methylviolett, für welches sie vor dem Kriege 15 Cents gaben, 5 Dollar. Ähnliche Verhältnisse herrschen auf dem ganzen amerikanischen Chemikalienmarkt, und für die Dauer des Krieges brauchen die deutschen Handels-U-Boote um hoch lohnende Frachten nicht verlegen zu sein. Was nach dem Kriege aus ihnen wird, bleibt eine zweite Frage. Darüber aber brauchen wir uns heute noch nicht den Kopf zu zerbrechen, denn schlimmstenfalls könnten sie dann immer noch von der Kriegsmarine für den Auslandsdienst übernommen werden. In jedem Falle hat uns der Krieg neue und aussichtsreiche Möglichkeiten für einen transatlantischen Verkehr durch die Lüfte und durch die Tiefen der See erschlossen.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Die neue Woche brachte eine neue Schlacht an der Somme, die achte an der Zahl. Einheitlich wurde nach gründlichen Vorbereitungen ein voller Gesamtangriff auf der ganzen Front von Thiepval bis Péronne angesetzt. Mit einem verschwenderischen Massenaufgebot wurden die englischen Truppen vorgetrieben, immer und immer wieder. Die Kraft, die dahinter steckte, reichte bei weitem nicht aus, gegen unsere Stellungen etwas auszurichten und schützte nicht gegen die vernichtende Wirkung unserer Abwehr, die schweres englisches Blut kostete. Jawohl, jetzt geht es England ans lebendige eigene Leben! Die Rücktransporte der kampfunfähigen Bestandteile nationalbritischer Truppen von den Schlachtfeldern in der Pikardie in die Heimat über den Kanal bilden eine harte Aufgabe. Wohl geschieht alles mögliche zur Beruhigung des Inselvolkes. Solange es galt, andern weh zu tun, kamen sie nicht aus dem Gleichmut, die Schmerzen am eigenen Leibe gelten ihnen als unerhört und unerträglich. Gewissermaßen als Tröster ist der König auf dem Kontinent, so daß in London gemeldet werden kann, er besuche die Schlachtfelder und die Schützengräben in Gesellschaft des Königs von Belgien und des französischen Staatsoberhauptes. Die Meldungen der sonstigen Ereignisse in den Gegenden, die von ihrem Herrscher bereist werden, müssen jedoch erst in das gewisse Kriegsenglisch übersetzt werden, ehe sie in England und in der übrigen Welt, die sich immer noch anlügen läßt, bekanntgegeben werden.

Wer etwa über dieses gewisse Kriegsenglisch noch im geringsten nachsichtig denkt, dem sei nur ein Beispiel aus diesen Tagen vor Augen gehalten! Während Schlag auf Schlag die englisch-französische Offensive von uns niedergeworfen wird, während die Engländer Niederlage auf Niederlage erleiden uud Frankreich mit seinem Heeresersatz am Rande ist, während wir an allen Fronten unüberwindlich in Feindesland stehen, wird folgender haarsträubender Unsinn von der feindlichen Lügenpresse verbreitet, und es muß doch Leute geben, die so etwas glauben: unser Kaiser habe sich mit dem Kronprinzen bereits ein U-Boot für Amerika bereitgestellt, die Fahrt der „Deutschland“ sei nur eine Probefahrt für die nahe bevorstehende Flucht gewesen!! — — Wen der Herr verderben will, den schlägt er zuvor mit Blindheit.

Wer da Augen hat, zu sehen, der sieht, daß an der Westfront weder im Sommeabschnitt noch um Verdun etwas anderes von unsern Feinden erreicht wird als weitere Vernichtung ihrer Kräfte. Frankreich hat kaum noch frische Kräfte einzusetzen. Die herangeholten Neukaledonier und Afrikaner werden das Schicksal Frankreichs nicht aufhalten.

Mit Recht wird bei uns in diesem Zeitpunkt betont, wie stark unsre Überlegenheit im Heeresersatz ist. Frankreich hat seine Achtzehnjährigen sämtlich im Feuer und bildet die Siebzehnjährigen aus. Ebenfalls sind alle Männer von 48 Jahren im Schützengraben. Wir haben keine älteren Leute als 45jährige, und unsere Achtzehnjährigen sind überhaupt noch nicht gemustert. Außerdem sind die französischen Jahrgänge rein zahlenmäßig mit den unsern überhaupt nicht zu vergleichen, weil sie nur einen Bruchteil davon bilden.

Von der Ostfront meldete die oberste Heeresleitung, daß all die schweren Stürme, in denen die Russen gegen uns anliefen, restlos abgeschlagen sind. Und es waren schwere Kämpfe, die dort mit großer Heftigkeit entbrannten. Was man von den feindlichen Meldungen und der ungeheuerlichen Statistik russischer Berichte zu halten hat, wissen wir zur Genüge. Bei uns läßt man sich längst nur von Zeit zu Zeit darauf ein, die Unrichtigkeiten solcher Berichte zu widerlegen. Diesmal lohnt es kaum. Wir können warten, bis wir unsrerseits wieder größeres zu melden haben. Wo Hindenburg den Oberbefehl führt, enthalten die Meldungen nur knappe, aber bedeutsame Tatsachen, und in der Berechnung gibt es keine Irrtümer.

Was die Italiener betrifft, die sich immer noch nicht darüber fassen können, daß Görz ihnen einstweilen leihweise überlassen ist, so täten sie gut, die Kriegskarte an der österreichischen Front recht genau zu studieren. Es dürften wohl kaum Strategen zu finden sein, die mit einiger Zuversicht das fernere Oberkommando über die italienische Partei freiwillig übernehmen möchten! **X.**



Hofphot. Urbahns.

Kapitänleutnant Walter Forstmann,

Kommandant eines Unterseebootes,

wurde in Anerkennung seiner hervorragenden Erfolge im Unterseebootskriege mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.



Die Feldwetterstation: Füllen des Piloten.



„Photo-Union".

Aufstieg des Piloten und Beobachtung der Windrichtung und -stärke mittels Theodoliten.

Deutsche Feldwetterstation im Westen.



Phot. Kergel.

Die Kronprinzessin mit ihren beiden ältesten Söhnen sowie Offizieren und Mannschaften des Lazarettzuges „Kronprinzessin Cecilie."



Phot. Groß.

Aus besetztem Gebiet im Westen: Einwohner in Douai stellen sich zur Kartoffelverteilung an.



Fliegerhauptmann Boelcke (×) an Bord eines türkischen Kriegsschiffes.



Fliegerleutnant Wilh. Frankl

wurde durch die Verleihung des Ordens „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.

Neuste photographische Aufnahme.


Major Schleusener.


Hauptmann Crato.


Hauptmann Fiedler.


Hauptmann Ermisch.

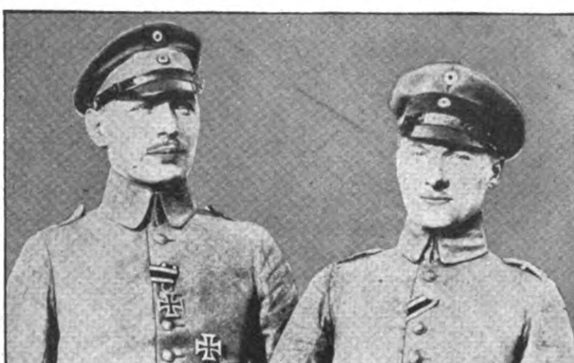

Hauptmann A. Erlinghagen.


Hofphot. E. Bieber.
Hauptmann Woide.


Hauptmann Leffler.


Leutnant Fischer.


Phot. Berghoff.
Oberleutnant Hugo Wachenfeld.


Oberleutnant Ulrich u. Leutnant v. Sydlitz.


Hofphot. K. Braun.
Oberleutnant Justi.

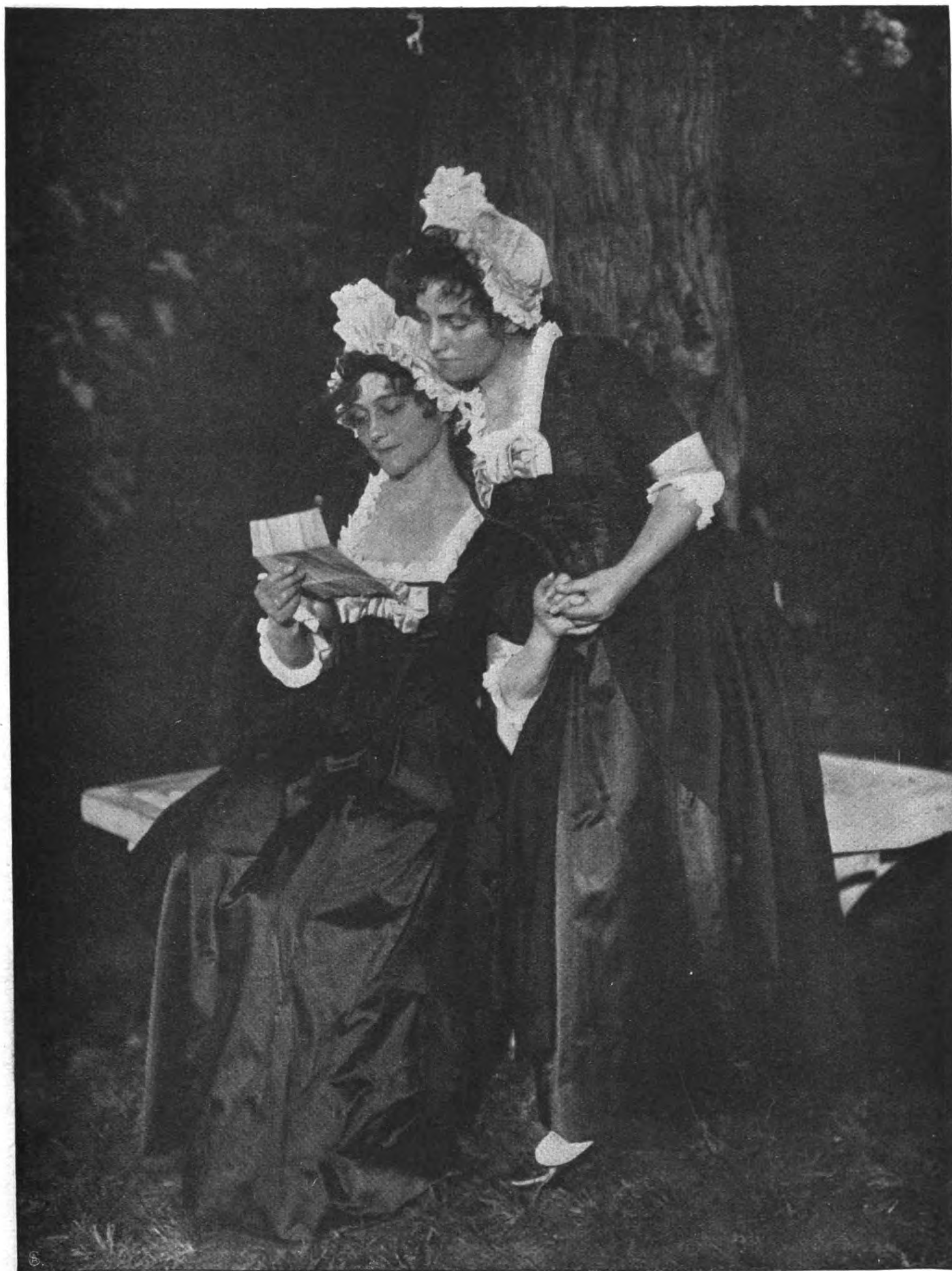

Hofphot. Heuschkel.
Leutnant v. Scheven.


Offizierstellvertreter A. Rueff.


Phot. Barasch.
Leutnant Hans Zinnemann.


Unteroffizier Georg Holler.

 Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse. 



Frl. Heisler, Frau Engell. Spezialaufnahme der „Woche".

„Die Blumen der Maintenon." Ein Spiel von Reinhard Bruck, Musik von Robert Winterberg.
Erstaufführung im Königl. Schauspielhaus in Berlin.



Badende Kinder.



Am Landungsplatz der Boote. Phot. Boedecker.

Sommertage an der Wilja bei Wilna.

Technische Intelligenz und intelligente Technik.

Von Prof. Wilhelm Kübler. — Nach einem Vortrag.

Um die Jahrhundertwende hat man einen neuen Titel erfunden, den eines „Doktor-Ingenieurs". Nun gibt es schon viele Träger dieses Titels, solche, denen er „verliehen" wurde, und solche, die ihn erworben haben. Trotzdem ist bei vielen die Vorstellung davon, was der Titel eigentlich bedeutet, noch gering. Sie wissen nicht, daß es sich, wenn man einen Vergleich mit den bisherigen Doktoren machen wollte, um vier neue Fakultäten handeln würde. Auch ist nur Näherstehenden bekannt, daß das Doktor-Ingenieur-Examen ziemlich das schwerste Doktorexamen ist, und daß man sich dazu erst melden kann, nachdem man Diplom-Ingenieur geworden ist. Diplom-Ingenieur aber kann nur werden, wer das Reifezeugnis einer Mittelschule besitzt, das die Berechtigung zum Hochschulstudium gibt. „Die alte Sache," höre ich sagen, „Fechner hat schon gespottet, daß in Deutschland dauernd die eine Hälfte der Nation die andere examiniert. Unsere großen Techniker, wie Krupp, Borsig, Hartmann, Sack, Siemens, Zeppelin, haben das nicht gebraucht. Und wenn man solchen gelehrten jungen Herrn nimmt, zu was ist er nütze? Nicht einmal einen Nagel kann er richtig einschlagen. Warum das Abiturientenexamen? — Mein Sohn ist so begabt für Technik, er weiß besser als der Chauffeur mit dem Auto Bescheid, und zu Hause hat er die Elektrizität eingerichtet und drahtlose Telegraphie — aber dann soll er in der Schule sitzen und sich mit toten Sprachen beschäftigen — das kann man von dem begabten Jungen nicht verlangen —

Gemach! Wenn die Schule wirklich so töricht wäre, so glaube ich nicht, daß sie sich hätte halten können und allmählich den Erdball erobern würde. Mit dem Ingenieur muß es doch noch eine andere Bewandtnis haben. Als der Kaiser beim Jubiläum der Techn. Hochschule in Charlottenburg die Verleihung des Promotionsrechts verkündete, da nannte er unter den großen Aufgaben der technischen Hochschulen die Pflege der technischen Intelligenz. —

„Intelligenz! — ich bitte Sie, Doktortitel und Intelligenz! Halten Sie jeden Doktor für intelligent?"

Hier fühle ich einen leichten Treffer. War es ein innerer Zusammenhang, der die „Intelligenz" in die Gedankenreihe der kaiserlichen Botschaft über den Doktor-Ingenieur-Titel eintreten ließ? Da Sie so leichtsinnig waren, sich mir anzuvertrauen, so will ich dem hier in Ihrem Kreise nachspüren.

Zuerst wäre zu erwägen, was man unter technischer Intelligenz verstehen soll. Als Wegweiser könnte vielleicht die Beurteilung dienen, die die Technik bei Laien findet. Der Vater sah in den häuslichen Versuchen seines Sohnes eine technische Leistung. Der Fall begegnet uns oft. Ich erzählte ihn, wie er sich wirklich zugetragen hat. Natürlich sollte ich als Techniker von Beruf zustimmen, daß der Junge von der „unnützen" Schule fort in einen „praktischen Beruf" käme. Das schien mir nicht das Richtige. Ich sagte: Die Schule ist nötig, insbesondere für den zukünftigen Ingenieur; der muß erst mal lernen, was er nicht gerade im Beruf braucht. Wir wollen keine Kasten. Also lassen Sie ihn die Schule bis zu Ende durchmachen. Der Vater meinte, es wäre schade um die schönen Jugendjahre usw. Schließlich einigten wir uns dahin, daß der Junge mich einmal besuchen sollte. Dann kam er strahlend und zeigte Aufnahmen seiner Arbeiten und ging betrübt. Ich hatte ihm gesagt, jeder angehende Mechaniker würde die Sachen noch besser ausführen, zumal sie leicht zu machen wären, und wenn er nicht einmal die geringen Anforderungen der Schule glatt bewältigen könne, so seien seine Aussichten für die Ingenieurlaufbahn schlecht. Damals war er Unterprimaner. 1½ Jahre später stürmte er wieder strahlend zu mir herein: „Herr Professor, ich wollte Ihnen nur sagen, Abiturientenexamen bestanden!"

Der Vater urteilte nach dem Sohn, und Väter werden weiterhin nach ihren Söhnen urteilen; hier ist um das Gesichtsfeld ein bestimmter Kreis gezogen. Der Käufer urteilt nach der Ware, da erweitert sich das Gesichtsfeld, denn der Gefahr des Irrtums durch vorschnelle Verallgemeinerung des Einzelfalles beugt ein Wettbewerb von Vielheiten vor, der sagt: Das Werkzeug oder diese Maschine war schlecht, aber das lag nicht am Prinzip, sondern an der Ware. Ich liefere die Sache tadellos, und dann wird der Erfolg da sein. Dabei gibt es drei Arten des Wettbewerbs, die, bei der man besser, aber auch teurer ist, und die andere, bei der auch der Preis den Konkurrenten schlagen soll, und schließlich die, bei der nur die Billigkeit übrigbleibt. Billigkeit braucht nicht Minderwertigkeit zu bedeuten, das Wort „billig und schlecht" ist eine der vielen Schlagwörterlügen zur Irreführung Gedankenloser; sie kann aber gegenüber von „teuer und besser" stehen. Wo z. B. heute noch Vollwertiges hergestellt worden ist, gibt es, wenn morgen Wertvolleres aufkommt, folgerichtig nur das Mittel des billigen Verkaufs des Bestandes; sonst bekommt die Wirtschaft ein Loch. Unvorhergesehene Wertverminderung, die durchaus nicht auf Verschulden zu beruhen braucht, kann die Existenz großer Fabriken, Hunderter von Menschen, ja ganzer Ortschaften in Frage stellen. Nun heißt 's Rat schaffen, bis man sich mit seinen Einrichtungen auf die neue Sachlage eingestellt hat. Ein solcher Fall lag z. B. kürzlich vor, als die Metallfadenlampen aufkamen und dann zum Teil wieder durch die Halbwattlampen verdrängt wurden. Neben den Wettbewerb durch Qualität tritt also das strenge Gebot der Wirtschaftlichkeit.

Da braucht man das, was man Intelligenz nennt; aber es scheint, es handelt sich dabei um kaufmännische Intelligenz und nicht gerade technische Intelligenz? — Nur technische Intelligenz! Bei den Verbrauchern: das Sichanpassen an Neues bei allmählichem, wenn auch rechtzeitigem Aufgeben des Veraltenden bedingt vernünftige Handhabung des Gebotenen. Beim Erzeuger: er muß frühzeitig erkennen, wo Besseres kommt, und Wege finden, um mit dem, was er an Erzeugungsmitteln besitzt, das Neue herzustellen. Ist er aber selbst der Finder des Neuen, so muß er den Übergang so leiten, daß vorhandene Werte nicht zerstört, sondern in neue übergeführt werden. Freilich erschöpft sich die technische Intelligenz in diesen Aufgaben noch nicht.

Der Käufer ist manchmal sehr unzufrieden: das kann am Lieferanten, kann auch am Käufer liegen. Es gibt Streit, und wenn sich die Gemüter erhitzen, so ruft man die Gerichte an. Wir hatten in Dresden den Fall, daß jemand in einem Kaufhaus eine Spielwarendampfmaschine gekauft hatte, die ein Zehntel Pferdestärke leisten sollte. Doch zweifelte er und beauftragte die Prüfanstalt der Maschinenlehrausstellung, die Maschine zu untersuchen. Es ergab sich eine viel kleinere Leistung, was vorauszusehen war. Das Kaufgeschäft war von A bis Z fehlerhaft verlaufen. Ob wohl der Käufer und der Verkäufer überhaupt gewußt haben, was eine Pferdestärke ist? — Sollte jemand meinen, das wäre zuviel verlangt, so hat er formell recht — Zeit und Ort erschwerten die Aufgabe — aber sachlich hat er unrecht. Wenn Maschinen nach Pferdestärken gekauft werden, so müssen die zugrundeliegenden Maßsysteme mindestens der Anschauung nach verstanden werden. Was ein $\frac{1}{2}$ Liter und $^{3}/_{10}$ Liter Bier ist, weiß man. Warum soll man nicht wissen können, daß es $^{1}/_{10}$ Pferdestärke entspräche, wenn man 5 Liter Bier oder 10 Pfund Kartoffeln in einer Sekunde 15 Meter hoch heben würde? Daß das eine kleine Maschine aus dem Spielwarengeschäft nicht macht, wäre dann klar. Und wäre es nicht gut, wenn allgemein Verständnis für den hier sich zeigenden Zusammenhang von Kraft, Weg und Zeit vorhanden wäre?

Der Fall des Spielzeugs ist nicht tragisch, aber er kehrt in anderer Form und bei ernsterer Gelegenheit wieder. In Zeiten, wo Motoren keinen Luxusartikel, sondern einen Gegenstand des Bedarfs darstellen, ist das zu beachten.

Übrigens würde ein neuzeitlicher Techniker nicht nach Pferdestärken rechnen, sondern nach Kilowatt. Jetzt wird's schlimm! Ein Pferd, da sieht man doch wenigstens wo und wie, aber Kilowatt!? — Und doch ist auch das Kilowatt ein einfacher Begriff! Wenn ich trotzdem hier von Erklärungen absehe, so tue ich's, weil Begriffe, die zu maßstäblichem Denken gehören, sich nur langsam aufnehmen lassen. Derartiges lese man in Büchern nach. Die Begriffe sind nicht etwa schwer, es gehört nur Gewöhnung, also Zeit dazu, sie richtig anzuwenden. Vorhandene Gewohnheiten zu beseitigen, ist noch schwieriger. Beweis: Der Begriff ℳ und ₰ ist leicht, trotzdem werden alte Leute stets nach Talern rechnen. Der Begriff t und kg ist leicht; trotzdem rechnet man immer noch mit Ztr. und Pfd. Der Begriff km, m und cm ist leicht; trotzdem rechnet man jenseits des Kanals nach Meile, Fuß und Zoll!

Gerade der Gegensatz zwischen den veralteten Längenmaßen und dem metrischen System hat die Wichtigkeit von Maß und Zahl für das tägliche Leben erkennen lassen, und einsichtige Beurteiler sehen in unserer Gewöhnung an das metrische System einen gewaltigen Vorteil gegenüber unseren derzeitigen Gegnern. Dennoch werden wir uns auch weiterhin darin von ihnen unterscheiden, daß wir nicht pharisäisch an unsere Brust schlagen; auch wir haben noch viel zu bessern.

Ich nannte die Gewohnheit: der grübelnde Wallenstein spricht in einem Atem vom Gemeinen als Stoff und von der Gewohnheit als Amme des Menschen. Daraus sollte man zu schließen versucht sein, daß Wallenstein — bei einem Feldherrn wäre es nicht überraschend — technischer Intelligenz nachgedacht hat. Richtige Gewöhnung ist das Mittel jedes zielbewußten Unterrichts; auch bei Überwindung des Gemeinen muß man sie anzuwenden suchen. Ein Gebiet, aus dem man über Gewohnheit — und leider manchmal auch über Gemeinheit — von Menschen lernen kann, ist das der Unfälle, da das Leben sich Neuerungen nur langsam anpaßt und, wo ein Fortschritt gemacht wird, sich der Widerstand des Veraltenden erhebt. Je geringer die technische Intelligenz entwickelt ist, um so länger dauert der Ausgleichsprozeß.

Als endlich das Verbot des Radfahrens in den städtischen Straßen aufgehoben worden war, waren die Radfahrer stets schuldig, später die Autofahrer, und nun werden es wohl bald die Flieger sein. Wenn sich schließlich die Wogen glätten, so kommt das daher, daß Maschine und Mensch sich kennen und achten gelernt haben. Die Maschinen scheinen sicherer geworden zu sein, fast als hätten sie verstanden, worauf es ankommt; die Menschen haben eingesehen, wozu die Maschinen gut sind, und unterlassen nutzlosen Widerspruch. Diese Ge- und Abgewöhnung bedeutet Fortschreiten der technischen Intelligenz.

Nicht immer liegen die Dinge so klar wie beim Straßenverkehr, auch handelt es sich nicht immer um natürliche Erscheinungen beim Wechsel von einer Gewohnheit zur andern. Deshalb ist die Technik mit ernsten Rechtsfragen verbunden. Aus berechtigten Empfindungen sind Haftpflicht- und Unfallverhütungsrecht erwachsen; einfach in der Idee haben sie sich aber im Leben verwickelt und schwierig gestaltet. Um Zweifel zu beseitigen, Unwissenheit unschädlich zu machen und dem Richter einen Anhalt zu geben, hat man Vorschriften erlassen und gehäuft; sie füllen Bände. Hatte der Komiker unrecht, als er diesen Zustand bespöttelte im Kostüm jener freiwilligen Feuerwehr, die es ruhig brennen ließ, bis die Unfallverhütungsvorschriften verlesen waren? Hier enthüllt sich die Bedeutung der technischen Intelligenz voll: wenn der Mensch nicht zur rechten Zeit so geleitet worden ist, daß ihm zweckmäßiges Handeln im kritischen Augenblick zur Natur geworden ist, wenn ihm Schlagfertigkeit fehlt, so ist er hilflos. — Gesetzesbuchstaben sind gut beim langsamen Aufbau der Anlagen und sollen am Zeichen- und Schreibtisch in Ruhe bedacht werden — vor Ort sind sie taubes Gestein. Nach geschehenem Unglück mögen die Paragraphen dem Urteil über Schuldig und Nichtschuldig als Richtlinie dienen; aber es bedeutet eine Gefahr für die Gesamtheit, wenn dann nur starre Buchstaben gelesen werden und sich bei dem Richtenden keine klare Vorstellung der Wirklichkeit bildet.

Mensch und Maschine leben miteinander, sie kommen daher gelegentlich auch in Konflikt, und vereinzelte „Unfälle" sind unvermeidlich. Wohl muß dann auch das Verschulden geprüft werden. Aber, wer hier entscheidet, muß im Geist der Sache und der gesunden Weiterentwicklung entscheiden können. Verhängt er eine Strafe, so hat das ja doch den Zweck, bessere Gewöhnung vorzubereiten. Wir brauchen um Recht und Gerechtigkeit willen hohe Entwicklung der technischen Intelligenz im Volke. Wir brauchen sie aber auch um unserer

Zukunft willen, die bei falscher Verweichlichung geradezu gefährdet sein würde. Manche Vorbeugungsmaßregel ist ebenso schlecht wie an anderer Stelle mancher Leichtsinn.

So würde sich nun die Notwendigkeit der Pflege technischer Intelligenz leicht an weiteren Gebieten menschlicher Betätigung prüfen lassen. Aber Sie werden fragen, wenn sich technische Intelligenz als etwas erweist, was nicht bloß Techniker angeht, wie soll sie denn dann gepflegt werden? Etwa durch die Schulen? — Ich antworte „Ja" und „Nein". „Ja" im Sinne gewisser, der Zeit folgender Orientierung auch des elementarsten Unterrichts; der Erfolg hängt dabei fast ausschließlich vom Lehrer und der Stellung ab, die man ihm gibt. Ein Ziel muß sein, die richtige Vorstellung von dem zu bilden, was man als „Wissen" in technischem Sinn anerkennen kann. Wissen heißt da, seinem Willen einen unzweideutigen Ausdruck geben können. — Und „Nein", sobald einseitige Entwicklung der Stundenpläne angestrebt wird. Technische Intelligenz wächst von selbst weiter, wenn richtig gepflanzt wird und — man die Keimlinge nicht zertritt. So sehr die Schule dem Ernsten und Grundlegenden nachzudenken hat, so darf sie nie durch Überfütterung mit Stoff die Freude an der Arbeit verderben; wo das Lernen ein lästiger Zwang ist, hat die Schule ihr Bestes verloren.

Einen gewissen Anteil an der Entwicklung technischer Intelligenz hat die Unterhaltungsliteratur. Da Menschen und Maschinen zusammenleben, so kommen sie auch zusammen in Erzählungen vor. Es wird da neben viel Schlechtem auch Gutes geboten, selbst noch, wo die Technik nach der sensationellen Seite ausgebeutet wird; weniger schön ist es, wenn die ernsten Seiten solcher Werke in Films verwässert werden, wie z. B. Kellermanns „Tunnel". Fast allen belletristischen Darstellungen der Technik ist gemeinsam die Verkennung der wissenschaftlichen Grundlagen der Technik oder doch deren Vernachlässigung; das ist verständlich, denn, wer ernsthaft Studien macht, ist für dritte langweilig, während der Arbeit ist nicht mehr zu schildern, als an jemand, der im Schlafe liegt.

Die Welt denkt anders. Sie spricht mit Achselzucken vom „Theoretiker" und kann sich die Berufsarbeit des Technikers nicht anders vorstellen als zwischen Hammer, Amboß und Schraubstock. Wohl muß der Ingenieur in der Werkstatt zu Hause sein; wehe dem Betrieb, der das Verständnis dafür verloren hätte. Aber sind Entwurf und Bauvorschrift unreif herausgegangen, hat der Betriebsingenieur, ohne bis zu Ende gedacht und verstanden zu haben, mit der Ausführung anfangen lassen, so entstehen Schwierigkeiten bis zur Unüberwindlichkeit, und es müssen materielle Opfer gebracht werden, die den Erfolg in Frage stellen. „Order, Konterorder, Désorder."

Eine neuzeitliche Illustration für die Richtigkeit dieser Lehre lieferte der Bau des Panamakanals. 1881 von Frankreich angefangen, mußte er 1888 aufgegeben werden, weil ungenügende Vorarbeiten die Schwierigkeiten verborgen gelassen hatten. 1400 Millionen Frank waren verloren. Als später der Plan von Amerikanern wieder aufgenommen wurde, ließ Oberst Goethals, der Oberbauleiter, mehr als ein Jahr vergehen, ehe es zum sichtbaren Bau kam; eine ihn durch Drängen störende Baukommission wußte er kalt zu stellen — und der Bau als solcher wurde erfolgreich durchgeführt. An der Grenze, wo technische Intelligenz zu berufsmäßigem Können gesteigert werden mußte, hatte er den Einfluß der Laien ausgeschaltet, es begann die Arbeit der Ingenieure, und sie blieb unsichtbar, bis man sicher war, daß die zu den Toren hereinströmenden Arbeiter die Vorbedingungen zur Ausführung gediegener und preiswerter Arbeit fanden.

Das konnte ein einzelner Mann in großen Zügen, aber nicht im einzelnen allein durchführen. Da mußte aus vielen Quellen geschöpft, alle Pläne am Maßstab technischen Könnens geprüft werden, mit Peinlichkeit mußten Pläne und Berechnungen — oft nach Schema hundertfältig wiederholt — aufgestellt und aufbewahrt werden. Dazu gehörten Ingenieure. Der Laie durfte schlechterdings nicht hineinreden, es konnten aber auch keine minderwertigen Techniker zugelassen werden. Technische Intelligenz allein genügte nicht mehr, Technik von Berufs wegen war unerläßlich. Und wie dort, so ist's bei jedem technischen Unternehmen, selbst bei verhältnismäßig kleinem.

Kam es nachher ans Graben, Mauern, Schmieden — dann waren die „Praktiker" am Platze, und deren Beaufsichtigung konnten — wenigstens äußerlich — auch Laien übernehmen. Was geworden wäre, wenn man den „Theoretiker" zum zweitenmal vernachlässigt hätte, hatte der Krach des alten Unternehmens gezeigt. Aber man darf nicht vergessen, daß die neuen Unternehmer aus dem Schaden der Vorgänger in so mancher Richtung hatten klug werden können; der Fall ist selten. Die zuerst bauten, waren aber doch auch keine Dummköpfe gewesen, stand ihnen doch die Erfahrung von Suez her zur Verfügung? Die Erfahrung wohl — aber auch die Schulung der Ingenieure im Sinne des 20. Jahrhunderts? Offenbar nicht. Die technische Intelligenz war da gewesen, aber die Technik war nicht intelligent gewesen!

Wann ist die Technik intelligent? Wenn sie, so kann man wohl sagen, eine Entwicklungsstufe erreicht hat, bei der wirksame Arbeitsteilung möglich ist. Wenn der leitende Ingenieur sich für seine Aufgaben in vollwertigen, mit ihm arbeitenden, wissenschaftlich geschulten ehrlichen Helfern vervielfältigen kann. Wenn alle diese berufsmäßigen Helfer aus dem vollen ihrer fachlichen Schulung schöpfen und die Einwirkung Unberufener fernhalten. Wenn die törichte Meinung unschädlich gemacht ist, daß es in der Ingenieurwissenschaft andere Gegensätze zwischen Theorie und Praxis geben könnte als allenfalls den, daß gewisse sogenannte Praktiker als Vertreter von Geheimniskrämerei und Aberglauben riesigen Schaden machen können. Zwischen Wissenschaft und richtiger Planung gibt es keine Gegensätze.

Vollkommen wird eine Bauorganisation natürlich nie sein. Deshalb wird sich die eine wichtige Aufgabe intelligenter Technik nicht immer leicht lösen lassen, die Herstellung der Zugänge für „befugte" Laien, die als Besitzer, kaufmännische Leiter, juristische Berater, Benützer an der richtigen Stelle im Zusammenhange mit dem Werke gehalten werden müssen, Zugänge, die nur über die Brücke des Vertrauens führen dürfen.

Und da sich das Ideal nie ganz erfüllen läßt, so gibt's Kämpfe. Die erste Folge ist, daß die Arbeitsteilung keine vollkommene und schematische bleibt: es kommt zu

Überlastungen einzelner, zum Versagen anderer, bei Erhitzung der Gemüter machen sich wohl auch Bosheiten geltend, und zur gegebenen Zeit finden sich Leute, die schwitzen, nachdem andere gearbeitet haben.

Wer wird am meisten geeignet sein, seinen Mann zu stehen? Offenbar der, der Unverdorbenheit des Charakters mit weitest entwickeltem technischem Wissen und Können verbindet, Wissen, das nicht brockenweis und halbverarbeitet aufgenommen, sondern zu rechter Zeit und ungestört von Interessenwirtschaft aufgebaut wurde, und Können, das sich anfangs an Schulaufgaben erprobt, an Anfängerarbeiten geübt und zur Selbständigkeit entwickelt hat. Damit sich solche Leute heranbilden, hat man technische Schulen für Hilfskräfte und technische Hochschulen für vollwertige Kräfte gegründet. Um Kapitalisten und Verwaltungsbeamten die Beurteilung der Ausbildung zu ermöglichen, hat man die Absolventen der Hochschulen von Staats wegen Diplom-Ingenieure genannt. Und wo ein Diplom-Ingenieur in der selbständigen Bearbeitung eines technisch wissenschaftlichen Problems Besonderes geleistet hat, wo er sich also im Bau der wissenschaftlichen Wege bewährt hat, kann er den Grad eines Doktor-Ingenieurs erwerben. Diese Doktoren haben also doch auch mit der technischen Intelligenz zu tun. — — —

Ja, so höre ich nun ungeduldig fragen, wer macht denn die Erfindungen? — Erfindungen? Kann jeder machen! Es gehört vielleicht etwas technische Intelligenz dazu, aber nicht viel. Dabei meine ich Erfindungen in jenem Sinne, in dem viele glauben, wenn eine Sache patentiert sei, sei sie auch gut. Erfindungen werden täglich zu Tausenden gemacht, nicht nur in der Hoffnung auf Reichtümer, sondern zur Unterhaltung in Witzblättern, Romanen, an Stammtischen. Die „Erfindung" ist so wenig die Grundlage der Technik, daß es geradezu bedenklich für einen Techniker ist, wenn man sagt: „Das ist ein Erfinder!" Soll aber unter Erfinden die Lösung eines neuen technischen Problems bis zu praktischer und wirtschaftlicher Brauchbarkeit verstanden werden, so haben wir Arbeit intelligenter Technik vor uns. Nicht millionenspendende Geistesblitze, die dem Oberflächlichen das Gehirn eines Edison als Gewitterwolke erscheinen lassen, nicht die angeblichen Übermenschlichkeiten des Kapitäns Nemo in Jules Vernes Erzählungen, überhaupt nicht mühelos gewonnene Erkenntnisse und Ausführungsformen, die gleichsam aus der Unterhaltung eines brillanten Plauderers hervorsprühen, gründen die Technik. Die Geisteswerkstätten der Ingenieure sind ernst, nüchtern, für Gäste fast abstoßend, und sie sind Stätten einsamen, eisernen und unermüdlichen Fleißes. Aus dieser Ruhe und Bescheidenheit erwachsen langsam — aber desto sicherer — viele Arbeitskräfte anstoßend, beschleunigend, schließlich mit sich fortreißend und zu sieghaftem Erfolg führend, die großen Pläne der Technik. Intelligente Technik heißt Sachlichkeit, Selbstlosigkeit, Selbstkritik, Ordnung und Rechtzeitigkeit.

Zu dieser Erkenntnis ist man in weiteren Kreisen so recht erst in neuester Zeit gekommen, erst, als der Kaiser, der gern den Vorträgen von Meister Slaby lauschte, sie den technischen Hochschulen aussprach: „Sie haben große Aufgaben zu lösen, nicht nur große technische, sondern auch große soziale" — und „Wir brauchen viel technische Intelligenz im Lande!" Inzwischen erfolgte der Ausbau der Röntgentechnik, die Feststellung der Erreichbarkeit von 200 Kilometer Fahrgeschwindigkeit auf der Eisenbahn, die drahtlose Telegraphie, die Überlandzentralen, die Zeppelinschiffahrt, die Flugmaschinen, die Dieselmaschinen, die Unterseeschiffahrt, der Lautverstärker am Telephon und manches andere und dann die Gewinnung der Salpetersäure und des Kunstdüngers aus der Luft. Was sich als notwendig erwies, wurde gemacht — auch in der Technik könnte gesagt werden, „die befohlene Linie ist erreicht!" Und nun der Feind kam, ein Feind, dessen geistige Führer in ihren angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften als wirksames Mittel zur Störung dieses Fleißes die gewaltsame Zerstörung aller deutschen Werkstätten offen empfohlen haben, antwortete ihnen das wirksamste Geschütz der Welt aus dem unglaublich erachteten Kaliber von 42 Zentimeter.

Das aber wäre unmöglich gewesen ohne den stillen Fleiß zu rechter Zeit, den konnten sie uns nicht mehr nachmachen; es war ein Fleiß gewesen, der an kriegerische Anwendungen kaum dachte, und wenn, so im Sinne der Verteidigung. Aber was er gesammelt hatte an Wissen und Können, das war nun ein Vorrat, aus dem geschöpft werden konnte, ein Vorrat an technischer Intelligenz bei der Allgemeinheit und an intelligenter Technik bei den Fachleuten.

Noch bleibt viel zu tun und wird viel zu tun bleiben. Heute ist's die Herstellung von Salpetersäure und Kunstdünger aus der Luft, die Trocknung von Feldfrüchten, die Herstellung künstlicher Gliedmaßen, was die Technik zu besorgen hat. Morgen werden es vielleicht gesteigerte Verkehrsaufgaben sein. Mehr noch als bisher wird man uns auf die Finger sehen, mehr noch nachzubilden suchen; davor können wir uns durch äußerliche Mittel nicht schützen. Wettbewerbsfähig in Frieden und Krieg, stark und groß können wir in der Technik sein und bleiben, wenn wir echt sind, das heißt von wahrer Intelligenz getragen. Es ist der Geist, der sich die Technik baut, und der die geschickte Hand führt, jener gute Geist, in dem wir, je schwerer die Forderungen der Zeit sind, desto ernster einstehen

für Kaiser und Reich,
für König und Vaterland!

An meiner Wand . . .

Zwei Klingen hängen an meiner Wand —
Von vergilbendem Lorbeer umfangen . . .
Seit Germania glorreich auferstand
Und im rauschenden Kampf ihre Krone fand,
Haben die zwei dort an schweigender Wand
Erinnerungsschwer gehangen! . . .
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wenn Gott den letzten, sturmstarken Sieg
Uns beschert im erschütternden Weltenkrieg
Und der Friede weit spreitet die Schwingen —
Und die Herzen aufjubeln in Wonne und Dank —
Dann häng ich — will's Gott! — mit frischem Gerank
Einen dritten Degen, ehrenblank,
Quer über die siegalten Klingen!

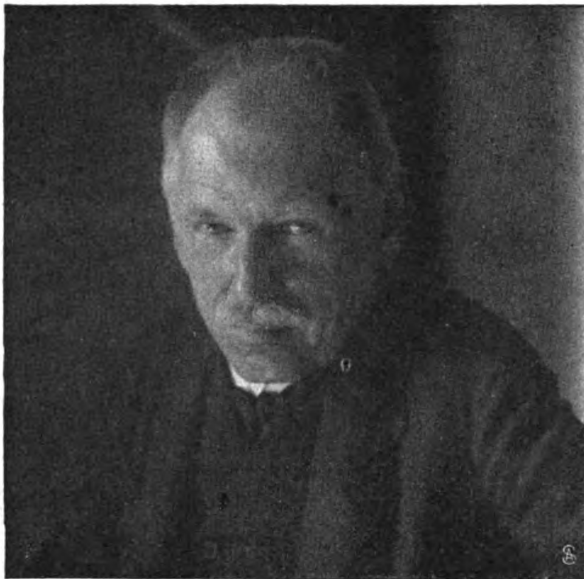
E. v. Weitra.



Phot. Staehr.

Generalarzt Dr. Wilhelm Schultzen,

Chef der Medizinalabteilung im Kriegsministerium.



Hofphot. F. Müller.

Emanuel v. Seidl,
hervorragender Münchner Architekt.
Zu seinem 60. Geburtstag.
Von dem Münchner Kunstleben.



Phot. Hanni Schwarz, Berlin.

Hauptmann im Gr. Generalstab Ismael Hakki-Bei,
Sohn des früheren türkischen Botschafters in Berlin, Achmed Tewfik-Pascha, vermählte sich mit der Tochter des türkischen Thronfolgers, Prinzessin Fatimé Ulwije Sultan.



Phot. Reich

Besuch der Herzogin Charlotte von Sachsen-Meiningen. (X)
in der Herzogin Charlotte Augen-Heilanstalt für verwundete und erkrankte Krieger in Bad Liebenstein.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Von Wilhelm Poeck.

15. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Hinrich Wiek sah auf dem Bergstädter Marktplatz eine Gig an sich vorbeifahren, auf der zwei Männer saßen: Gerd Wübbe und ein anderer städtisch gekleideter junger Bauer mit scharf geschnittenen Gesichtzügen, den er nicht kannte. Die Gig hielt vor „Stadt Lübeck", Hinrich Wiek hörte, daß der zweite Bauer den Befehl zum Ausspannen gab.

Er wußte, aus einer Stadtreise macht der Bauer eine Tagreise. Er ging, statt nach seiner Fabrik zurück, nach Hause, telephonierte nach einer Droschke und sagte zu seiner Frau: „Anke, Wübbe ist heute in Bergstädt, und in der Fabrik pressiert es nicht, wenn du Lust hast, kannst du mich nach Langendeich begleiten. Ich muß wirklich meinem alten Tüns den Gegenbesuch machen, sonst bleibt der Hochmutsgeruch endgültig an uns hängen. Ich denke, Trinatante wird sich freuen, wenn sie dich auch mal wieder zu sehen kriegt."

„Gottlob," sagte Anke, „daß du von selbst auf den Gedanken gekommen bist. Wir sind ja unserer alten Heimat ganz fremd geworden, förmliche Gewissensbisse habe ich mir gemacht Trinatantes wegen. Ich freue mich auf Langendeich, Hinrich."

„Daß ich mich freue, kann ich eigentlich nicht sagen", erwiderte Wiek. „Ich fürchte, wir werden auf Wübbes Hof allerlei sehen und hören müssen, was uns nicht gefällt."

Es war ein schöner Novembertag. Die hohen Ellern an den Grabenrändern waren schon gepöllt, und die gestutzten Lindenreihen, die die breitstirnigen, stiernackigen Bauernhäuser im Sommer hinter einer grünen Wand verbargen, hatten schon die Blätter verloren. Aber in den Gärten blühten noch die letzten Rosen, die Georginen leuchteten in vielfarbiger Buntheit und bildeten mit anderen späten Herbstblumen farbenfreudige Flecke in dem weichen herbstlichen Grau der Landschaft. Die Dovenelbe war unter der Wirkung der letzten Herbststürme über ihre Ufer getreten und lag als blanker, wie aus flüssigem Blei gegossener Spiegel über der Niederung, in dem die wehmütig stille Marschenlandschaft mit ihren Erlen und Weiden, mit ihren Gewächshäusern, Katen und Bauernhöfen, mit ihren Deichen und Brücken, ihren Wagen, Pferden und Menschen ein seltsam unirdisches, traumhaftes Leben lebte. Über dem Wasserspiegel ragten die in der Flußniederung verstreuten Wöhrden mit ihren kleinen Häusern empor, aus deren geöffneten Halbtüren der blaue Torfrauch sich an den Walmen und Dachfirsten entlangkräuselte, bis ihn das herbstlich fahle Blau des Himmels auflöste; sie schienen wie schweigende Zufluchtsorte müde gewordener Seelen, die sich aus dem Treiben der Welt in ein wunschloses Dasein geflüchtet haben. Schlagenten und wilde Gänse segelten am Himmel und im Wasserspiegel in ihren charakteristischen, schiefen Dreiecken, die ihre Linien im Fluge verschoben und wieder zurecht bogen; vereinzelte Reiher zogen mit lang ausgestreckten Läufen, wuchtig schwingenden, breiten Fittichen und S-förmigen Hälsen wie Arabesken aus alten sächsischen Bilderchroniken an der matten, ruhigen Luftwand dahin; tief unter ihnen hasteten die schwarzen, unruhigen Flecke der Krähenvölker von Feld zu Feld.

Anke hatte ihres Mannes Hand erfaßt.

„Wir sollten öfter hinausfahren, Hinrich", sagte sie, „ein solches Bild, eine solche Landschaft wie diese gibt es doch nur einmal auf der Welt."

„Die Landschaft und die Häuser sind geblieben," erwiderte Hinrich Wiek, „aber die Menschen und die Zeiten sind andere geworden. Alles sieht noch so aus, als wäre es wie früher, aber es ist nicht so. Menschen wie Trina Groot und Tüns Puttfarcken kommen mir immer wie letzte Säulen der alten Vierdörfer Zeit vor. Wenn die erst mal wagerecht daliegen wie der alte Wübbesche Hausbalken von 1694 neben Tüns Puttfarckens Scheune, dann hat die alte Generation endgültig abgedankt, und die neuen müssen sehen, was sie aus sich und ihrem Erbe machen."

Sentimentalen Gedanken nachzuhängen, war Hinrich Wieks Art nicht. Er beschäftigte sich am liebsten mit dem Greifbaren und Zukünftigen.

„Wer weiß, wie es nach fünfzig Jahren hier aussieht? Ob dann nicht da hinten" — er wies rückwärts nach Bergstädt — „statt des Korns lauter Fabriken, Eisenbahnschienen und Rangierbahnhöfe aus der Erde wachsen? Und ob nicht da vorne" — er wies nach den Elbdeichen — „an der Stelle der Erdbeeren- und Maiblumenfelder Oberländer Kähne und Dampfschiffe liegen?"

„Das wäre ein Jammer," sagte Anke, „ich möchte es nicht erleben. Und Trinatante erlebt es, gottlob möchte ich sagen, sicher nicht mehr. Das wäre ihr Tod."

„Ich fürchte, sie wird bald etwas anderes erleben, das ebenso sicher ihr Tod ist", sagte Hinrich Wiek ernst. „Und das wäre viel schlimmer."

Hinrich Wiek und seine Frau hingen ihren Ge-

danken nach, Wiek über die männlichen Wübbes und ihren allmählichen Verfall, Anke über Trina Groot und Liese Wübbes Schicksal, bis der Wagen vor dem Wübbeschen Hof in Langendeich hielt.

Die seltenen Bergstädter Gäste wurden freudig begrüßt und mußten sich sogleich an den Kaffeetisch setzen.

Hinrich Wiek hatte beim Eintritt ins Haus einen Blick durch die offene Schirmtür nach der Grootdeel geworfen und mit seinen scharfen Augen blitzschnell die sechs mageren Pferde gemustert, die unruhig scharrend in den Krippen schnurpten, mutmaßlich deswegen, weil der Hafer darin knapp war; ebenso die sonderbaren Knechtsgestalten, die sich mit träge schlurrenden Schritten über die Diele bewegten. Auch Trina Groot und Liese Wübbe musterte er, während die Frauen über Kaffeetassen und Klöbentellern ihre ersten lebhaften und bewegten Begrüßungsworte austauschten. Trina Groots Haar war weiß geworden wie Schnee, ihr Körper war hager und gradlinig wie eine der abgepöllten Erlen am Grabenrande, ihr Gesicht hatte fast alles Fleisch verloren, die Backenknochen standen hervor, und die Nase sprang über dem hartlinigen, gefurchten Mund gewaltig und drohend heraus, fast wie ein Geierschnabel. Er mußte an den geschnitzten ragenden Steven eines alten Wikinger Langschiffes denken, der düster und eisenhart wie das unerbittliche Schicksal selbst in nebelgraue Weiten blickt. Neben ihr saß Liese Wübbe, klein, zusammengedrückt, mit verhärmten Gesichtszügen und matten blauen Augen, die von schlaflosen Nächten und verhaltenen Tränen Kunde zu geben schienen.

Er wußte genug. Das, was er sah, waren die Marken, die der langsam und unaufhaltsam fortschreitende Verfall des Hofes seinen Insassen aufgeprägt hatte.

Nachdem das nächste Persönliche durchgesprochen war, begann die Unterhaltung in stockenden, allgemein gehaltenen Wendungen dahinzulaufen. Jeder scheute sich, das zu berühren, was doch bei einem solchen Besuch unter ernsten, einander innerlich nahestehenden Menschen zur Sprache kommen mußte.

Endlich brach Trina Groot den Bann. Sie sah ihre Schwiegertochter mit ihren hellen durchdringenden Greisinnenaugen an und sagte: „Liese, willst du Anke nicht einmal deine Wirtschaft zeigen? Sie ist ja in andere Verhältnisse hineingewachsen, aber sie kommt doch nicht als Stadtmensch, der bloß aus Neugier mal eingucht, wie es beim Bauern aussieht."

Liese verließ mit Anke das Zimmer, und Trina Groot sagte: „Es ist besser, sie hört all das Unglück nicht mit an, was ich mit dir durchsprechen möchte. Sie hat Kummer genug, und eine Grootsche Natur hat sie ja leider nicht. — Hast du Gerd gesehen?"

Hinrich Wiek nickte und berichtete, er sei mit einem anderen jüngeren Bauern in „Stadt Lübeck" abgestiegen.

„Mit seinem Halbneffen Harm Maak," sagte Trina Groot, „der in den Poppschen Hof hineingefreit hat. Nun, das hat dir wohl Tüns Puttfarcken erzählt." Wiek nickte wieder.

„Also das war Harm Maak? Hab mir's halbwegs gedacht, weil ich doch die anderen Langendeicher Bauern meistens kenne. Also der ist jetzt euer Nachbar geworden?"

Trina Groot horchte einige Augenblicke.

„Liese und Anke sind jetzt oben," sagte sie, „komm, Hinrich, du kannst mit mir zusammen mal unten im Hinterhaus und im Feld die Wirtschaft revidieren. Das spart mir manches Wort."

„Hat er sich immer noch nicht geändert?" fragte Hinrich Wiek, Trina Groot bedeutungsvoll anblickend.

„Ja," sagte Trina Groot, „zum Schlimmeren. Junge, was ist es doch mit dem Trinken für eine schreckliche Sache, wenn das in eine Familie einbricht. Es gibt viele Teufel in der Welt, Hinrich, aber der schlimmste ist der, der das erste Glas Fusel gebrannt hat. Da zieht ein Glas das andere nach sich, und schließlich wird es ein großer blänkeriger blauer See, in dem Haus, Hof, Pferde, Kühe, Friede und Menschenglück untergehen müssen. — Die Mannsleute sagen ja, bei der harten Bauernarbeit im Sonnenbrand und Regen müssen sie zur Aufmunterung einen Schluck haben. Es mag sein, die Naturen sind ja verschieden, aber habe ich mir jemals neue Kraft aus der Kömbuddel eingeschenkt, wenn ich für meine Mannsleute die Feldwirtschaft in Ordnung halten mußte? Selbst damals nicht, in der bösen Zeit nach dem Deichbruch, als ich in aufgeschürzten Röcken und in Schaftstiefeln wie ein Knecht hinter meinem eigenen Pflug hergestiegen bin, weil das Mannsvolk mir das versandete Feld nicht tiefgründig genug auspflügte. — Dann fing es nachher mit Gerd im kleinen an, mit dem Schnaps meine ich, mit dem Bier konnte er schon als Jungkaitel besser fertig werden als ein Kieler Student. Zum Teil mag er es geerbt haben, zum Teil hat er es aus dem Feldzug mitgebracht, jedenfalls ging es los, als er an Niklas' Stelle den Moorwischer Hof übernommen hatte. Ich merkte es bald und legte ihm den Zaum an; er arbeitete zu Anfang ja auch wie ein rechter Bauer, und ich dachte: ganz kannst du ihm den Schluck nicht verbieten, sonst geht er dir durch die Lappen wie Niklas."

„Das war falsch, Trinatante," unterbrach Hinrich Wiek, „ein Trinker darf gar nichts trinken, wenn er wieder hoch kommen soll."

„Ein Trinker war er damals noch nicht," wandte Trina Groot ein, „er mochte nur gern einen. Da

maß ich ihm also den Schluck zu, nachdem ich ihn gewarnt hatte. Gerd, sagte ich, jeder Mensch spinnt sich sein Schicksal selbst. Dann, wenn ich ihm das Glas eingeschenkt hatte, lachte er und stellte sich vor mich hin und sagte: so einen kleinen Fingerhut voll! Sieh, jetzt beiß ich ihm den Kopf ab — jetzt beiß ich ihm den Schwanz ab — und einen Bauch hat er überhaupt nicht. Liese hat mir beigestanden, ach, Hinrich, was für 'ne prächtige Deern, fleißig wie eine Magd, zutunlich wie ein Lamm, nicht aushäusig und nicht großartig wie ihre Schwester Wobke: wie hätte Gerd glücklich sein können, was hätte er aus sich und dem Hof machen können, wenn er auf Liese und mich gehört hätte. Solange sie jung verheiratet waren, ging es ja auch noch einigermaßen. Aber dann kam das unruhige Wübbesche Blut in seiner Natur durch. Das Haus wurde ihm zu eng, sein Feld kostete ihn zuviel Schweiß, da fing er damit an, alles, was außerhalb des Hofes zu tun und zu fahren ist, selbst zu besorgen. Das war der Anfang von unserem wirklichen Unglück. Geschäfte müssen Mannsleute ja nun einmal in den Wirtschaften absprechen, das geht ja wohl rein nicht anders. Da wurde er also aushäusig, gewöhnte sich an die Gastwirtschaften, und wenn du jetzt hier vor Matten Knoops oder Hein Lünks oder Wilhelm Steffens oder Jan Achterbracks Tür einen Wagen mit zwei Pferden stehen siehst, denen du die Rippen am Leibe zählen kannst, dann ist es ganz gewiß Gerd Wübbes Spannwerk. Nun, viel zu fahren haben wir ja nicht mehr, und so viel Dienstleute, um unsere große Hof- und Ackerwirtschaft richtig zu bestellen, können wir uns nicht mehr halten. Und die wir uns halten können — hast sie vorhin wohl schon gesehen — das sind keine rechten Knechte und Tagelöhner; verkommene junge Bengels sind es, Strolche, Landstreicher, die man sich von Vermietern in den Hamburger Gängevierteln verschreiben muß" —

Trina Groot seufzte schwer und sah einige Augenblicke durchs Fenster ins Leere.

„Das ist jetzt aber überall so," bemerkte Hinrich Wiek, „das bringt die Landflucht und die neue Zeit mit sich. Auch die anderen Bauern müssen sich mit hergelaufenem Volk behelfen."

„Und sie können es," sagte Trina Groot grimmig, „weil sie selbst mit zufassen. Wenn des Herren Auge über ihm ist, arbeitet auch der faule und liederliche Knecht, weil er weiß, sonst wird er weggejagt. Aber wo ist dies Auge bei uns? Er sieht, während die armen Mähren in Sonne und Regen stundenlang draußen stehen, drinnen ins Grogglas. Mein Auge ist noch hell, und so ganz in der rauhen Spur läuft der Wagen bei uns ja noch nicht. Sonst säße ich heute schon nicht mehr bei dir in dieser Stube. Aber ich kann draußen nicht mehr aufpassen, die Beine wollen nicht mehr, Hinrich, ich bin ein stackeriges Frauensmensch geworden — och, Hinrich, läg ick doch erst op den Karkhof an Beeke ehr Sit. Denn kunn ick ehr seggen: wat ick di tolowt hevv wegen din Kinner, dat hevv ick hollen. Aber düt Leben — düt Leben —"

Trina Groot ließ das braune, harte, gefurchte Gesicht auf die abgemagerte Brust sinken und brach in ein tränenloses Schluchzen aus.

„Das übrige wurde von Mächten gelenkt, die wir beide nicht kennen, Trinatante," sagte Hinrich Wiek, ihre harten, dürren Hände ergreifend, und streichelte sie zärtlich: „Du hast getan, was du konntest. Das muß dir auf deine alten Tage eine Beruhigung sein. Wie werden die Leute später mal von dir sprechen, die ihr ganzes Leben lang die Wübbes und ihren Hof gegen innere Feinde über Wasser gehalten hat. Das wird einmal heller leuchten als goldene Schrift auf einem Stein: also laß kommen, was kommt. Auch ein Trinker kann sich bessern, die Hoffnung darf man nicht aufgeben. Sonst — nun, du

kennst ja das Haus, das dir offen steht, wenn der Hof wirklich einmal in andere Hand kommen sollte."

Trina Groot hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Sie erhob sich, führte Hinrich Wiek auf die Vorderdiele und sagte, auf die Verbindungstür nach der Hinterdiele deutend: „Gewiß ist, daß ich meine Tage in keinem anderen Hause beschließen werde als auf diesem Hof, in dessen Katenhaus ich geboren bin. Das sagt mir eine inwendige Stimme. — Und nun sieh dir den Hof selbst an."

Sie gingen über die Lehmdiele, alles, was Hinrich Wiek sah, war eine traurige Illustration zu Trina Groots Bericht. Die Mägdezimmer auf der Kuhseite standen leer — „Mägde halten wir überhaupt nicht mehr," erklärte Trina Groot, „alle Hausarbeit, Melken, Buttern, was dazugehört, machen Liese und ich allein. Deerns können wir nicht bezahlen. Ist auch gar nicht mehr nötig bei der Handvoll Kühe. Acht stehen im Stall, sieh sie dir an, Hinrich, vorn hängt ihnen das Hautwerk wie Lappen am Hals herunter, und am Hintergestell kannst du deinen Hut aufhängen. Als wir den Hof an Jürn Wübbe abgaben, standen vierundzwanzig hier."

Sie führte ihn nach der Pferdeseite hinüber: „Da stehen unsere sechs Schindmähren, sieh dir die elenden Tanzmeister an. Als ob sie aus einem Pferdelazarett weggelaufen wären, um hier ihre alten Tage in Ruhe zu verleben. Zwei davon stammen auch wirklich daher. Von der Arbeit werden sie nicht magerer, als sie schon sind, denn zu arbeiten brauchen sie nicht viel; bloß von dem Hafer, den sie nicht kriegen. Sonst, wenn Gerd hier ist, sind doch wenigstens ein oder zwei Spann auf dem Feld oder auf dem Deich unterwegs, heute natürlich machen sie und die Leute sich einen guten Tag wie ihr Herr in Bergstädt. Rechne es dir doch einmal nach, Hinrich, wie soll ein so großer Hof wie dieser bestehen, wovon sollen die Hypothekenzinsen bezahlt werden, wenn kein Spannwerk da ist, kein Ackerstück gehörig bestellt, keine Furche tief genug ausgepflügt ist, wie es unser schwerer Boden verlangt, kein Stück geeggt, besät, gewedet und beerntet wird, wie es sein muß. Unseren Boden zeige ich dir gar nicht, meine alten Beine sind zu steif, die hohe Treppe hinaufzusteigen, und ich muß mich hier unten ja schon genügend vor dir schämen: der halbe Boden ist blank, und das bißchen Korn auf der anderen Hälfte ist mulstrig und dumpfig, zwei Drittel Weizen und Roggen und das letzte Drittel halb Nadel, halb Mäusedreck."

Trina Groot führte Hinrich Wiek aus der Grootdeel auf den hinteren Hof. Sie wies auf die Dreschmaschine, die ihr totes Göpelwerk in die Luft reckte.

„Nicht einmal die ist heute im Gang", fuhr sie fort. „Weißt du noch, Hinrich, wie du als kleiner Butt vor meinem Mann standest und er dich auslachte und sagte: Maschinenbauer willst du werden? Dann sollst du mir später eine Dreschmaschine bauen. Dir ist es mit deinen Maschinen geglückt, bei uns hat es sich ausmaschint. — Aber es kommt nicht nur vom Trinken, er ist auch leichtsinnig, Hinrich. Oder soll ich sagen: er ist in schlechte Hände gefallen? Er hat sich von Harm Maak zwei Pferde aufhängen lassen, weil er sie nicht gleich zu bezahlen brauchte. Weißt du, was er damit gemacht hat? Anstatt daß er sie hier den Göpel drehen läßt, hat er sie gleich weiter verkauft. Das ist nicht reell, ich habe gehört, so etwas könnte einen sogar vor Gericht bringen, wenn der andere es anzeigt. Das tut Harm Maak natürlich nicht, aber ich weiß es von anderen: Maak hat sie ihm bei Hein Lünk aufgeschnackt, als er den Kopf voll Grog hatte. Aber was mag er damit bezwecken? Ich habe so meine Gedanken darüber" — Trina Groot machte eine Pause und sah Hinrich Wiek mit einem durchdringenden vielsagenden Blick an — „aber ich spreche sie nicht aus. Nur ein Schuddern" — Trina Groot griff an ihr Herz — „ging mir durch und durch, als ich von dem Handel hörte, wie er in Wirklichkeit zustande gekommen ist."

Auch Hinrich Wiek erinnerte sich an eine Bemerkung, die Tüns Puttfarcken bei seinem Bergstädter Besuch über Harm Maak und seine mutmaßlichen Absichten gemacht hatte. Er dachte dasselbe wie sie: hier hat der künftige Herr und wilde Blutsanerbe den ersten Fuß in sein künftiges Eigentum gesetzt.

„Man spricht sonst aber nicht schlecht von Harm Maak", sagte er. „Tüns Puttfarcken rühmte ihn sogar. Er hätte Verstand und Energie und ließe das nicht los, was er einmal angefaßt hätte. Das ist doch etwas, wovor man Hochachtung haben muß. Von anderen habe ich in Bergstädt gehört, er wäre ein Großprahler und Dicktuer und wollte mit seinem kommunalpolitischen Verein und anderen Dingen nur das Wasser dick machen, um für sich die fettesten Karpfen herauszufischen. Wenn er es übrigens fertigbringt, daß ihr hier menschliche Wege bekommt, so können ihm die Langendeicher nur dankbar sein", schloß er.

„Er legt auf seinem Grundstück eine Ziegelei an," sagte Trina Groot und wies auf die Anlage, die mit ihrem langen, niedrigen, ziegelgedeckten Schuppen und hohem Schornstein fast fertig dastand, „er will mit der Deichpflasterung Geld verdienen, er hat überhaupt bei allem, was er tut, seinen besonderen Zweck. Ich urteile wegen der Pferdegeschichte vielleicht zu hart über ihn, ein Mensch mit einem festen Willen ist auch mir zehnmal lieber als ein Waschlappen und Wirtshausläufer. Aber er hat keinen guten Charakter. Daß er die alte Schraube von Ilsabe Popp bloß wegen ihres Geldes geheiratet hat, weiß jeder-

mann; darum will ich ihm noch keinen Vorwurf machen, das machen andere Leute auch nicht besser. Aber er hatte es ja nicht nötig, er saß ja in Moorwisch ganz gut. Konnte er nicht so lange warten, bis dieser alte gnittschäffsche, hinterlistige Spitzbube von Christopher Maak den Löffel aufsteckt? Dann war er ja Herr. Aber er ist raffgierig, er will mehr werden als andere, er will über sie hinauswachsen, er will sie alle in den Sack stecken, alle sollen sie nach seiner Pfeife einmal tanzen. Und von hinten herum will er es erreichen, Hinrich. Das ist das Hintertücksche, das in ihm steckt, das hat er nicht von den Wübbes, das ist Maaksches Blut. Sieh, darum hat sich damals auch bloß Mine Behrens, die soviel älter war, mit dem unerfahrenen Bengel von Harm eingelassen, weil sie als Bäuerin in den Hof hineinwollte. Wie macht er's jetzt mit seiner Frau? Großes Mitleid kann man ja mit so einer wie Ilsabe Popp nicht haben, ein Frauensmensch, das mit der Buddel im Arm aufsteht und zu Bett geht, ist für den ganzen Ort eine Schande. Aber weißt du, was er will, nachdem er den Hof gekriegt hat? Sie loswerden will er, um eine Junge nehmen zu können, vielleicht diese prächtige Deern von Mariken Burmester, die er hintertücksch zu sich rübergezogen hat, damit sie seinem Haushalt vorstehen soll, wie er sagt, wenn seine Altsche mit 'nem dunen Kopf zu Bett liegt. Und weißt du, auf welche Weise er sie loswerden will? Mariken Burmester hat es Liese erzählt. Neulich kommt er von Bergstädt zurück und hat ein Ankerfaß voll Rum auf seiner Gig. Mariken Burmester hat es gehört, wie er zu seiner Frau gesagt hat: Ilsabe, damit du siehst, wieviel ich von dir halte, hab ich dir ein kleines Faß Rum mitgebracht. Dann brauchst du nicht jedesmal mit der Buddel nach dem Krämer zu laufen, so was ist für Leute, wie wir sind, nicht anständig. — Paß auf, Hinrich, es dauert kein halbes Jahr mehr, dann liegt Ilsabe Popp auf dem Kirchhof, und wenn Christopher Maak vielleicht bald hinterher muß, ist er Herr von zwei großen Höfen. Aber den dritten" — Trina Groot sah Hinrich Wiek mit finsterem, entschlossenem Blick an — „soll er nicht kriegen. Ein Mann von solchem Charakter nicht. Darum hab ich solche Angst, weil Gerd heute mit ihm nach Bergstädt gefahren ist. Wenn er ihn dort in einer stillen Ecke hinter der Flasche hat, wer weiß, zu was für Sachen er ihn dann beschnackt, was für Papiere er ihn da vielleicht unterschreiben läßt. — Hinrich, wenn einer diesen Wagen Unglück aufhalten kann, auf dem wir alle Drei die steile Stegel hinunterrollen, direkt ins Wasser hinein, dann bist du es. Was sollen wir mit Gerd aufstellen, um ihn von der Rumbuddel abzubringen?"

„Wenn er auf dich nicht hört, Trinatante," sagte Hinrich Wiek kopfschüttelnd, „und du hast doch gewiß schon alles versucht —"

„Alles," sagte Trina Groot voll Zorn und Grimm, „sogar den Eichenheister."

„Ja," fuhr Hinrich Wiek achselzuckend fort, „wie wird er dann auf mich hören. Hier gibt es nur ein Mittel. Er muß vom Schnaps lassen. Ich tu es ja auch, und das darf ich wohl sagen, ich habe schon manchen dem Schnapsteufel aus den Klauen gerissen. Meine Arbeiter sind zum großen Teil wie ich. Sie danken es mir jetzt, ihre Frauen danken es mir, und mehr noch werden ihre Kinder mir's danken. Aber auf Gerd habe ich keinen Einfluß. Ich glaube sogar, ich bin der ungeeignetste Mensch, ihn umzulenken. Ich fürchte, gerade von mir wird er sich nichts sagen lassen. Als Spielkameraden war er der Bauernsohn und ich der Katenjunge. Jetzt ist's die umgekehrte Herrlichkeit. Und seinen Stolz hat er dabei auch noch, wie Tüns Puttfarcken mir erzählt hat. Immerhin, ich will es dir zuliebe versuchen. Aber wir müssen den richtigen Augenblick abpassen. Telephoniere mir nur nach Bergstädt, sowie er wieder einmal das richtige graue Elend hat. Das ist die passende Zeit, sonst ist mit solchen Brüdern nicht viel anzufangen. Ich komme dann heraus."

„Am besten wäre es, du bliebest gleich hier", seufzte Trina Groot. „Morgen wird er wohl in der richtigen Verfassung sein. — Ach, ich fürchte, Hinrich, wir werden dich bald bitten müssen, auch in anderer Weise Helfer zu spielen. Unser Hof ist stark mit Hypotheken belastet, an den Zinsterminen wissen wir nicht, wo das Geld hernehmen."

„Auch da könnt ihr auf mich rechnen, Trinatante", sagte Hinrich Wiek. „Aber unter einer Bedingung. Gerd läßt das Trinken. In ein Faß ohne Boden werf ich mein Geld nicht. Sonst ist es besser, der Hof kommt in andere Hand, und wenn es selbst die von Harm Maak ist. Ich kann mir nicht helfen, Trinatante, ich sehe die Sache anders an, mehr mit den Augen von Tüns Puttfarcken. Ich nehme solche Worte wie Gerechtigkeit des Schicksals und dergleichen nicht gern in den Mund, beim Wübbeshof müßte ich aber sagen: hier hat es seinen richtigen Lauf genommen."

* * *

Trina Groot hatte sich getäuscht. Gerd hatte weder am nächsten noch an den folgenden Tagen das graue Elend. Er war munter und guter Dinge, er kommandierte die Knechte, daß es eine Lust war, wenn man ihn selbst auch weder hinterm Pflug noch an der Dreschmaschine sah. Er hatte mit Harm Maak in Bergstädt einen notariellen Vertrag abgeschlossen, wonach er ihm die Hälfte seines Grundstücks, den fettesten Kleiboden, für Ziegeleizwecke überließ und dafür, außer einer erheblichen baren Anzahlung, die vertragsmäßige Zusage bekommen, daß ihm die Pachtgelder vierteljährlich nach der Zahl der ausgeschachteten Kubikmeter gezahlt werden sollten. Nun

war er die Hälfte der Bauernschinderarbeit los, die andere Hälfte ließ sich mit den vorhandenen Pferde- und Menschenkräften leicht bewerkstelligen, und gleichzeitig hatte er das Einkommen des Hofs um ein Drittel erhöht. Wenn das kein gutes Geschäft war, so gab es überhaupt keins mehr. Ja, wenn die Ziegelei erst in Betrieb war, wenn die Vierdörfer Bauern fortfuhren, sich für ihre alten, dem Verfall nahen, über hundertjährigen Häuser neue moderne Steinhäuser zu bauen, und vor allem: wenn erst die Deichpflasterung kam, dann mußte das Geld aus Maaks Ziegelei in seinen Beutel nur so herüberfliegen. Jetzt war das vor einem halben Jahr aus Hein Lünks Grogglas aufgestiegene Zukunftsbild des Bauernrentners, der „sein Geld lebt“ und mit brennender Zigarre deichauf und deichab spaziert, schon ein fast körperlich greifbares geworden. Bei Hein Lünk, Jan Achterbrack und in den anderen Wirtschaften erging sich Gerd Wübbe jetzt in geheimnisvollen Andeutungen, wobei er sich als gewiegten, neumodischen Geschäftsmann von weitem Blick ins rechte Licht setzte. Fielen höhnisch zweifelnde Worte, so strafte Wübbe die Zweifler mit einem siegesgewissen Lächeln.

„Wartet's nur ab, Leute,“ sagte er dann, „ihr werdet noch euer Wunder erleben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Über Andeutungen ging Gerd Wübbe aber, selbst beim neunten und den folgenden Gläsern Grog, nicht hinaus. Verschwiegenheit, bis die Ziegelei im Gange sei, hatte Maak zur Bedingung gemacht. Auch seiner Frau und Trina Groot erzählte Gerd Wübbe nichts von dem neuen Abschluß. Das ging niemand an als ihn selbst, und von jetzt an wollte er zeigen, daß er wirklicher und alleiniger Herr auf seinem Hofe sei. Was auch Gerd mit Harm Maak im geheimen abgemacht haben mochte, und wie schwer die Ungewißheit darüber auch auf Trina Groots Seele lastete, immerhin wurde auf dem Hof doch jetzt flott gewirtschaftet. Das war erfreulich, und mit dieser Tatsache mußte sie sich einstweilen begnügen.

Aber nach einem halben Jahr kam ein böser Tag für Gerd Wübbe. Er war nach Bergstädt gegangen, um die Zinsen für eine erste mündelsichere Hypothek von dreißigtausend Mark bei der Bergstädter Sparkasse und für zwei weitere von je zehntausend Mark, die die Bergstädter Kreditbank hergegeben hatte, zu bezahlen. Zu seinem größten Schrecken wurden ihm alle drei Hypotheken gekündigt. Auf seine Frage nach dem Grunde erhielt er an beiden Stellen die gleiche Antwort. „Wir haben erfahren, daß Sie Ihr Grundstück für Ziegeleizwecke ausschachten lassen. Damit wird es für uns als Beleihungsobjekt wertlos.“

Gerd Wübbe wandte ein, daß sein Grund und Boden durch die Möglichkeit der Ziegeleiausnutzung einen doppelten Wert bekommen habe, daß er ihn bei der guten Bau- und bevorstehenden Deichpflasterungskonjunktur für eine erheblich höhere Summe verkaufen könne als in früheren Zeiten.

Man zuckte die Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Flußschiffswerft am Main.

Von G. S. Urff. — Hierzu 8 Sonderaufnahmen des Verfassers für die „Woche“.

Der Main, der in seinem Unterlauf so einförmig und reizlos ist, gehört in seinem Mittel- und Oberlauf gewiß zu den schönsten Flüssen Deutschlands. Schon aufwärts Aschaffenburg verändert sich die Landschaft auffällig. Die weite Ebene schrumpft mehr und mehr zusammen. Zahlreiche Berge treten näher an den Fluß heran und spiegeln ihre waldigen Kuppen in den klaren, schnell dahinströmenden Fluten. Je weiter hinauf, desto höher recken sich die Berge, desto näher rücken sie an das Ufer. Auf den südlichen Hängen des Spessart, der den Fluß auf seinem rechten Ufer begleitet, klimmt die Rebe, während auf den am linken Ufer hinziehenden Odenwaldbergen dunkle Laubwälder ihren Schatten breiten.

Gerade da, wo die Sonne am steilen Südhang des Spessart den berühmten Klingenberger Roten zur Reife bringt, liegt gegenüber, auf dem linken Ufer, ein kleines, uraltes Mainstädtchen, Wörth mit Namen. In der Lokalgeschichte hat das Städtchen eine wichtige Rolle gespielt. Gar manches Rittergeschlecht hat sich um seinen Besitz gestritten, manche Fehde ist seinetwegen zum Austrag gelangt. Als der Schlimmste aller Herren erwies sich den Bewohnern aber von jeher der Main, der gar oft über seine Ufer trat und das Städtchen überschwemmte. Mit Engelsgeduld ertrugen die Bürger die fast alljährlich wiederkehrenden Wasserschäden, nicht nur die sachlichen, sondern auch Krankheit und Seuchen, die sie im Gefolge hatten, bis zum Jahre 1883. Da veranlaßte eine besonders schädliche Hochflut sehr viele Bürger, ihre im Überschwemmungsgebiet gelegenen Häuser aufzugeben und sich weiter aufwärts am Berghang neu anzusiedeln. So ist jetzt neben dem alten Wörth eine schmucke Neustadt entstanden mit modernen Häusern, einer großen, stolzen Kirche und einem Kriegerdenkmal inmitten des neuen Marktplatzes.

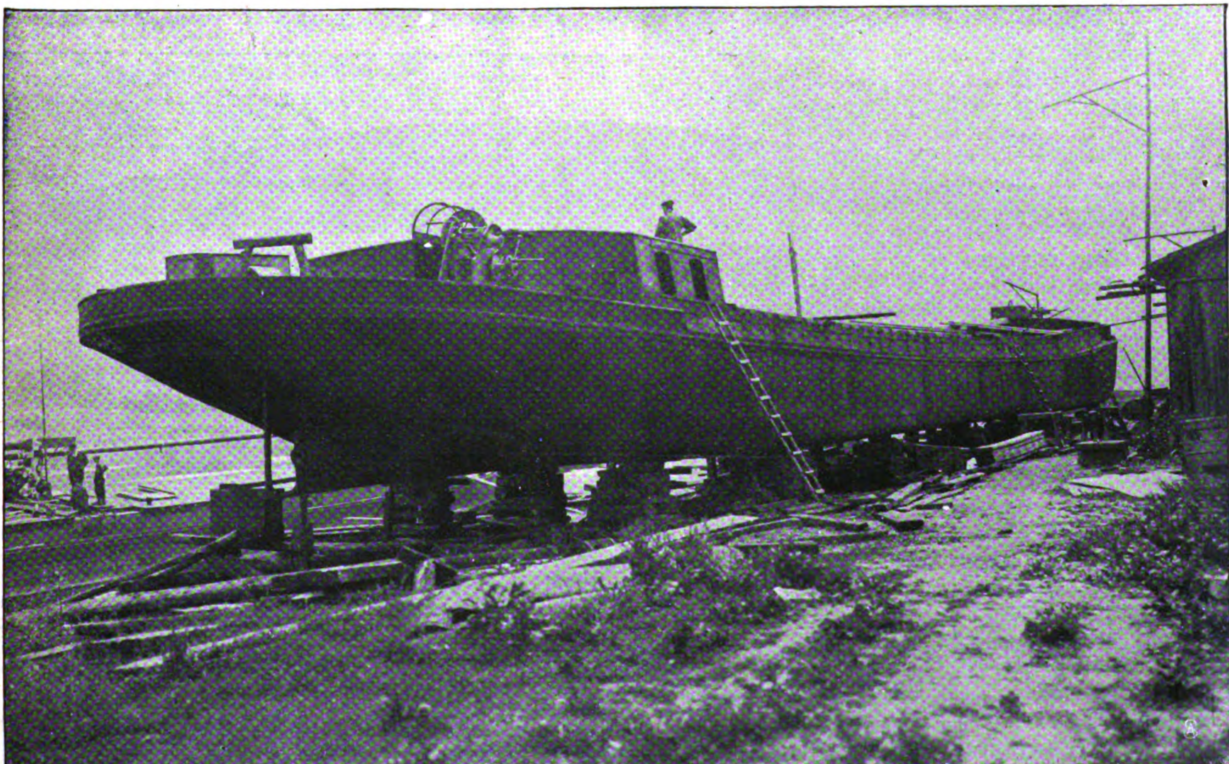
Aber die eigentliche Lebensader des Städtchens bildet doch nach wie vor der Main. An seinem Ufer entfaltet sich das regste Leben und auch die größte Schönheit. In dem Städtchen blüht auch eine eigenartige Industrie, wie sie im ganzen Maingebiet nicht wiedergefunden wird: der Flußschiffbau. Er ist in Wörth seit undenklichen Zeiten zu Hause, ja, seit Urväters Zeiten in ein und derselben Familie erblich gewesen.

Den Weg nach der Schiffswerft findet man leicht. Schon von weitem dröhnt das Hämmern der Nieten, das alles andere Leben laut übertönt. Der freundliche Werftbesitzer führt mich zunächst in die geistige Werk-



Ein „Kanalschiff", das dazu dient, Getreide durch den Ludwigskanal zu bringen.

statt, von der aus alle Arbeit im Betriebe ihren Ausgang nimmt: in die Schreibstube. Hier fühlt man sich mit einem Schlag mitten hineinversetzt in die eigenartige Tätigkeit dieses Betriebes. Wände und Tische sind mit Zeichnungen und Modellen bedeckt, auf denen die Maßverhältnisse ganz genau eingetragen sind. Da gibt es Modelle für alle möglichen Flußschiffe, vom kleinen Boot bis zum großen Schleppkahn, der in seinem weiten Bauch viele Eisenbahnzüge voll Waren verfrachten kann und sie den Rhein hinunterführt bis zur See. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie der Menschengeist es versteht, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und sich mit ihnen abzufinden. Da müssen besondere Schiffe gebaut werden



Eiserner Schleppkahn im Bau.

für den Main, den Ober- und den Niederrhein, namentlich auch für den Ludwigskanal, der leider nur verhältnismäßig kleinen Schiffen Durchgang bietet. Aber die durch die Größenverhältnisse des Kanals und seiner Schleusen gegebenen Bedingungen müssen voll ausgenutzt werden. Auch nicht einen halben Meter, nicht zehn Zentimeter dürfte das Schiff länger oder breiter sein, sonst wäre es nicht durch den Kanal zu bringen trotz aller Geschicklichkeit der Schiffer.



An der Spindelpresse.



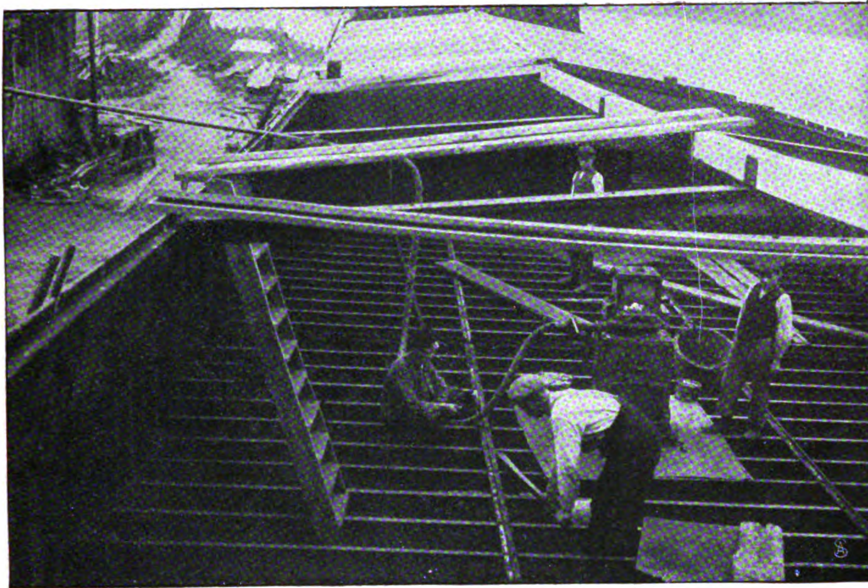
Der Schiffzeichner.

Aus der Schreibstube treten wir hinaus an das Flußufer. Ein großer, eiserner Schleppkahn liegt auf Stapel, auf dem Wasser sind mehrere Schiffe verankert, die der Ausbesserung harren. Unter ihnen befindet sich auch ein Kanalschiff. Es fährt mit eigener Kraft und hat bei der Bergfahrt einen Schraubenflügel verloren, der wieder ersetzt werden soll. Sobald der Schaden behoben ist, soll es weiter gehen nach Bamberg und dann weiter durch den Ludwigskanal in die Donau, um Getreide für unser Vaterland zu laden.

Wie ein riesiger Wal liegt der im Bau befindliche Schiffskörper am Lande. Fertig ist nur die äußere Schale, der innere Ausbau erfordert noch Wochen regster Tätigkeit. Denn solch ein Schiffsbau ist wie der Bau eines Hauses, der die genauesten Berechnungen verlangt. Die verschiedenartigsten Gewerbe finden dabei ihre Beschäftigung. Die vielseitigste Verwendung findet



Einsetzen eines neuen Ruders.

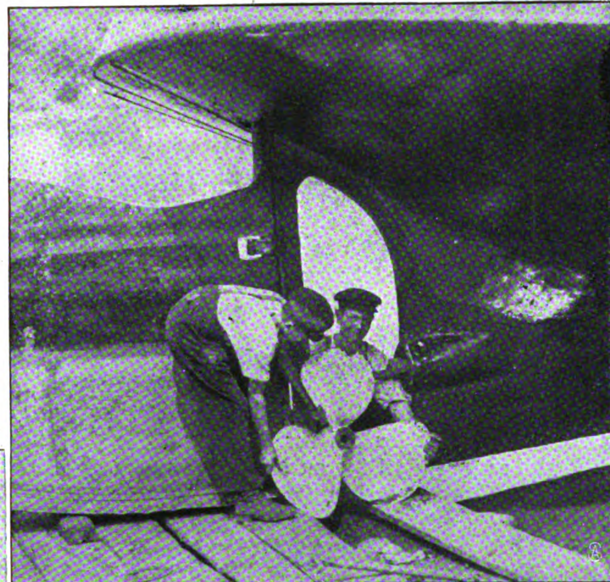


Vernieten im Schiffsboden.

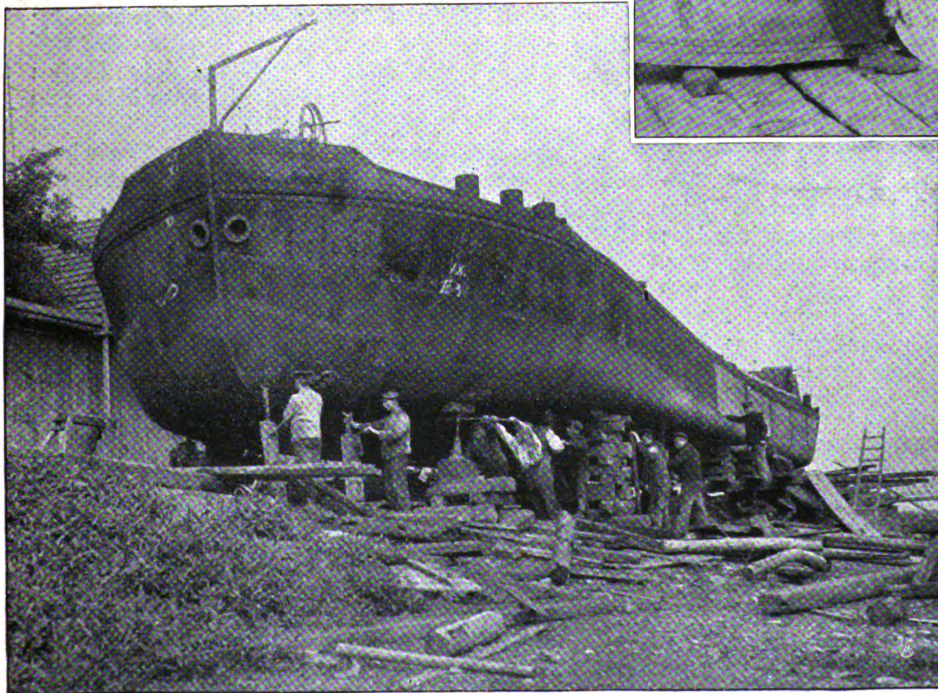
Witterung und den wasserdichten Abschluß in Einklang zu bringen. Langjährige Erfahrung hat da ganz bestimmte Methoden zur Ausbildung gebracht, die allerdings durch den gegenwärtigen Rohstoffmangel auch etwas beeinflußt werden dürften.

Während wir unsere Blicke über den Riesenrumpf des Schiffes gleiten lassen, wird unsere Aufmerksamkeit durch eine Arbeiterschar in Anspruch genommen, die sich müht, ein viele Zentner schweres Eisengestell nach dem einen Ende des Schiffes zu befördern. Es handelt sich um das Gestell des Schiffsruders, das vor seinem weiteren Ausbau in den Schiffsrumpf eingefügt werden muß. Mit Hebeln, Winden und allen möglichen Hilfsmitteln rückt man dem plumpen Gesellen zu Leibe und zwingt ihn, eine Lage einzunehmen, daß er dem Druck der Menschenhand spielend folgen muß.

aber doch das Eisen in Form von nur wenige Millimeter starkem Walzblech und in zentnerschweren Blöcken und Stangen. Seine Festigkeit erlangt der Schiffskörper erst durch die gleich Rippen von einer längs durchlaufenden Wirbelsäule, dem Kiel, ausstrahlenden Spanten. Ein weitverzweigtes Netzwerk von Eisenstangen hält sie in sicherer Lage. Auch der Schiffschreiner findet selbst an den Eisenschiffen noch reichlich Arbeit. Da sind die Laderäume mit dicken Bohlen abzudecken, damit das Regenwasser nicht eindringen und die Ladung beschädigen kann. Namentlich auch bei der Ausstattung der Schiffkajüte findet das Holz noch vielfach Verwendung. Es ist nicht leicht, die Dehnbarkeit des Holzes bei feuchter



Einsetzen einer Schiffschraube.



Vorbereitungen zum Stapellauf.

Nur noch wenige Tage, und der Schiffsrumpf wird vom Stapel gleiten und sich in die weichen Fluten betten, die ihn kosend umspielen. Dort erst wird der innere Ausbau des Schiffes seine letzte Vollendung erfahren.

Johanna van Hemelryck.

Novelle von Ellyn Karin.

Sie kamen herangeritten. Über die Landstraße, die zwischen vereinsamten, verlassenen Gärten lief. Frühling lag in der Luft. Französischer Frühling mit weicher, linder, blütenerschließender Wärme.

Und deutsche Pferde klapperten mit ihren Hufen, deutsche Säbel rasselten, und deutsches Leder knarrte am Sattelzeug.

Eine heitere grüne Landschaft, in der aber viel versteckte Tragik lag, war vor den Reitern. Links unten lief ein Bach. Schwer und nieder, wie müde von allzu vielem Tragen, spann sich in flachem Bogen die uralte Brücke.

Wie die Sonne des sinkenden Tages auf sie fiel, leuchtete sie rot, schwer gefahrdrohend auf.

Etwas weiter links tauchte plötzlich aus dem Rasenboden eine Mauer auf. Massiv gedrungen und schutzstark umschloß sie einen weitgedehnten Garten. Und durch das Astwerk hoher Bäume leuchtete ein weißes Haus. Ein Riesendach wölbte sich in wetteraltem Braun hoch und gewichtig auf. Rundum bleierne Stille.

Ein Unteroffizier saß ab. Ging auf das tief in die Mauer eingelassene, schmiedeeiserne Tor zu. Er legte die Hand auf die Klinke. Das Tor ging auf. Leutnant Stellwag ritt knapp an die Mauer heran, stellte sich in die Bügel und sah in den Garten.

„Warten — ich komme mit.“ Er saß ab. Dann ging er neben dem Unteroffizier Wolf den Weg auf das Haus zu.

Es sah nicht aus, als ob es verlassen wäre. Aber es war totenstill. Es hatte sehr große Fenster und verblaßte grüne Holzläden. Es schien sehr alt zu sein und sehr vornehm.

Das braune Dach hatte sieben große Luken. Die Schindeln wölbten sich darüber wie schwere Lider. Nun öffnete sich die Tür des Hauses. Langsam tat sie sich auf. Eine ältliche Dienerin erschien auf der Schwelle. Sie grüßte und schob den Türflügel bis an die Wand zurück.

„Womit können wir den Herren dienen?“

„Rast halten möchten wir. Wer ist im Hause?“

„Meine Herrin wird Sie empfangen.“

Leutnant Stellwag sah Wolf an. Der blieb neben der Tür stehen. Sein Riesenschatten fiel über die Hausmauer. Dann ging der Leutnant, von der Dienerin geführt, hinein. Alles war licht und hell in diesem Vorsaal. Eine weiße Tür tat sich auf. Er sah große Fenster mit weißen duftigen Gardinen. Der Raum aber war dunkel gehalten. Aus einem Armstuhl erhob sich eine Gestalt. Groß und schlank. Ein feiner Kopf wandte sich ihm zu. Dunkle große Augen blickten ihn voll und ernst an. Das Haar war seltsam aufgesteckt. Das Gesicht schmal, edel geschnitten. Die Gestalt hatte Haltung. Sie trug ein seltsam aurikelrotes, abgestepptes seidenes Wams. Vorne war es mit Bändern aus der gleichen Seide gebunden. Der Rock quoll reich in weicher, schattengrauer, dicker Seide auf. Er rauschte fast gar nicht, als sie sich erhob.

Leutnant Stellwag verbeugte sich.

„Vergeben Sie — Madame — wenn ich den Frieden Ihres Hauses störe. Ich komme, Sie um Aufnahme für mich und meine Leute zu bitten.“

Er sagte es in gutem Französisch. Sie blickte ihn voll an. Dann lächelte sie kaum merklich und antwortete in klarem Deutsch.

„Meine Dienerin wird, soweit es möglich ist, Ihren Wünschen entgegenkommen. Es gibt bei mir eine ganze Anzahl von Gastzimmern.“

Sie ging an den Schreibtisch zur Wand hin und zog an einem Glockenzug, der dort hing. Sie zeigte weder Furcht noch Überraschung. Der Gleichmut der großen Dame lag in ihrer Geste. Irgend etwas Verträumtes, Herrliches lag in diesem blassen stolzen Gesicht.

Leutnant Stellwag verbeugte sich wieder. Draußen ging der Unteroffizier Wolf an den Fenstern vorbei. Da wurde sein Blick angezogen, und er sah in eins dieser Fenster. Ein dunkles, schicksalschweres Augenpaar sah in seine grauen Augen. Da glänzten sie in ihrer edelsteinblanken Lebendigkeit auf wie eine Welle, auf die die Sonne fällt.

Dann wurde er gerufen.

Am Abend saß er mit seinem Leutnant und der Dame des Hauses am Tisch eines mäßig großen, mit alten Möbeln ausgestatteten Speisezimmers. Johanna van Hemelryck saß oben an der Tafel und biß gerade in eine Haselnuß. Sie tat es etwas umständlich. Man konnte dabei ihre schönen weißen Zähne sehen.

Unteroffizier Wolf hatte wieder glänzende Lichter in seinen Augen. Er knetete an einem Stück Weißbrot herum. Offen und freimütig in seiner Bewunderung blickte er Johanna van Hemelryck an.

„Ich möchte gern Ihren Kopf modellieren, gnädiges Fräulein.“

„Sind Sie Bildhauer, Herr Leutnant?“

Sie sagte immer wieder Leutnant.

„Ja. Ich bin Bildhauer. Jetzt aber — Unteroffizier.“

„Ja.“

Johanna sagte es leise. Ein wenig sinnend. Und sie schaute in seine Augen. Wie wenn sie auf das Meer sehen würde.

Leutnant Stellwag begann ein Gespräch über die Volksernährung im Kriege.

„Ich habe mich nie mit nationalökonomischen Sachen beschäftigt, mein Herr. Ich fürchte, ich habe dafür kein Verständnis — ich werde es nie können. Es ist mir so vieles ganz und gar unverständlich im Leben. Dafür habe ich viel über das Leben von großen Königinnen und großen Frauen gelesen. Über Menschen, die schwere, aber doch leuchtende Schicksale hatten. Ich möchte diese Menschen einteilen in dunkle und helle Edelsteine. Die dunklen aber ziehen mich an. Bei den hellen sieht man zu bald auf den Grund. Die dunklen aber sind schwerster Geheimnisse voll. Die sind mir wert. Voller Erleben. Voller Schicksal, voller Wille und Macht.“

„Nur daß die Macht diesen Menschen fast gar nichts nützt.“

„Große Menschen haben im Unterliegen noch Größe. Das sind die Menschen, vor denen sich das Wunder nicht verbirgt.“

„Wir leben in einer sehr realen Zeit, Gnädigste.“

„Was sagen Sie, mein Herr?“ Sie wandte sich an Wolf.

„Mir ist das Reale auch schon ziemlich nahegekommen. Aber trotzdem — ich bin Künstler. Für mich hat das Wunder keine Fremdheit. Man glaubt in eine Hölle zu kommen und siehe, da tut sich das Hemelryck auf —“

Sie lachten. Später nahmen sie den Kaffee in Johannas Wohnzimmer ein. Das war das Zimmer, wo sie heute im hellen Frühlingsnachmittagslicht die Herren empfangen hatte. Jetzt brannten die Lampen, und vor den hohen Fenstern hingen breit und still die grünen seidenen Vorhänge. Es war heimlich und geruhig. Blaßgrüne und indigoblaue Titelschilder leuchteten auf den Ledereinbänden der Bücher auf.

Das Holz der Möbel war altes, schweres Mahagoni. An der Wand vor dem Schreibtisch war ein Bild: Zwei riesige Steineichen prachtvoll vor die Luft gesetzt, dahinter in weiter Ferne schneebedeckte Bergzüge.

„Wer hat das gemacht?" fragte Wolf.

„Hier ist das Zeichen. Ein Kölner Maler. Finden Sie das Bild nicht sehr schön? Es ist mein Lieblingsbild."

„Ja. Es ist sehr gut."

Wolf sah Johanna van Hemelryck an. In seinen Augen stand: Auch du bist schön. Aber ich glaube, deine Schönheit ist so wertvoll und rührend, weil sie aus deiner Seele kommt, dein ganzes Wesen erfüllt und seltsam durch deine Haut leuchtet. Er umfing sie mit seinen durstigen Augen. Ein unendliches Bewußtsein von Wunder, Kraft und Geist, das beherrschend das Edle emporhebt wie einen Kelch sonnenfreudigen Weines, durchströmte ihn. Er fühlte, wie sein Blut warm wurde. Er hätte sie auf seine Arme nehmen und durch die brennende Welt tragen mögen.

„Johanna van Hemelryck."

„Ja."

Dann nahm sie eine Schale aus Onyx und hielt sie ihm entgegen. Es lagen drei — vier Zigaretten darin. Sie zündete eine schwere Wachskerze an. Das geschah alles ruhig in schönen Bewegungen.

Leutnant Stellwag blätterte in einem Buche. Da fiel ihm eine kleine Photographie zwischen den Blättern entgegen. Ein markanter Kopf mit kalten Augen. Aber geistvoll mit feinen Zügen. Es war das Bild eines französischen Offiziers. Er hatte keine Ähnlichkeit mit der Dame des Hauses. Langsam schloß er das Buch zu. Er stellte es wieder auf seinen Platz mitten in die Reihe von Bänden hinein. Er sah die beiden Menschen an. Johanna van Hemelryck und Gustav Adolf Wolf. Er fühlte ordentlich, was aufgekeimt war und sich wie eine Herrlichkeit um diese beiden zu Geist und Verlangen verdichtete. Aber sofort wurde auch eine Sorge um Wolf lebendig in ihm. Er fühlte: hie Deutscher — hie Flämin! Sein Verstand stellte die Linse klarster Aufnahmefähigkeit ein. Er empfand schon die Schönheit Johannas. Aber er empfand auch Gefahr für Wolf. Für diesen klaren, aufrechten, geraden Friesen. Er nahm sich vor, achtzuhaben.

Johanna setzte sich in einen hochlehnigen Armstuhl. Es war das einzige Möbelstück, das abstach von der Schlichtheit des geruhsamen Holzmaterials ringsum. Der Stuhl war reich geschnitzt und trug alte edle Vergoldung. Johannas Gestalt hob sich wie aus einem Rahmen aus ihm ab. Und über ihrem Scheitel ragte eine Krone auf.

Ich traue ihr nicht, dachte der Leutnant.

Gott — wie ist sie schön, dachte Wolf.

Was sie — die schöne Johanna van Hemelryck dachte, wußte keiner von den beiden Männern.

Sie nahm ein Buch vom Tisch und einen Dolch. Sie schnitt das Buch auf. Langsam und sorglich und sehr mit Bedacht. Die Dienerin kam und sah nach der türkischen Kaffeemaschine. Man hörte sie kaum, so still und geräuschlos tat sie ihren Dienst.

„Das ist ja ein höchst gefahrvolles Papiermesser, meine Gnädigste," sagte Leutnant Stellwag.

„Es ist allerdings sehr scharf. Aber auch sehr schön. Sehen Sie nur. Ich habe es einst auf einer Reise in Indien gekauft."

„Sie waren in Indien?"

„Ja."

„Beneidenswert."

„Ja. Es war sehr schön. Und diesen Dolch habe ich einem Diener des Draintempels zu Churadabad abgekauft. Er soll von Bhodscha, dem Sohn Sindhuradschas, stammen."

„Eigentlich — Gnädigste — ich weiß nicht — fürchten Sie nicht, daß Sie mit solch einem Gegenstand zugleich ein geheimnisvolles unabwendbares Geschick mit erwerben könnten?"

„Gewiß — ich verstehe es — es ist verlockend, solch ein Ding zu besitzen."

„Oh — ich fürchte mich nicht! Es ist ja doch alles Bestimmung im Leben. Ich glaube an meine Sterne. Es wird sich alles erfüllen, was immer auf mich wartet."

Wolf sah Johanna an. Leutnant Stellwag erhob sich.

„Wir wollen Abschied nehmen, meine Gnädige. Morgen früh heißt es weiter. Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft."

Johanna war aufgestanden. Langsam. Zögernd tat sie einen Schritt vor. Sie war blaß und sprach nichts. Sie verneigte sich kaum merklich. Etwas Starres kam in ihr Gesicht, in ihre Gestalt.

„Leben Sie wohl."

Sie sah Wolf nicht an. Aber ihn, den großen, starken Friesen, erfaßte — er konnte sich keine Rechenschaft geben warum — ein heißer Schmerz um dieses schöne, seltsame, fremde Geschöpf. Sein Blick umfaßte sie wie den seligsten Besitz.

„Leben Sie wohl, Johanna van Hemelryck."

Nun sah sie auf. Sie legte ihre Hand in die seine. Es erschreckte ihn, wie kalt sie war. Sie lag wie etwas Abgestorbenes in der seinen. In rascher Bewegung drückte er einen Kuß auf diese weißen Finger. Leutnant Stellwag schritt zur Tür. Er ging. Und die beiden waren allein.

„Kommen Sie gut aus diesem Kriege heim."

„Und Sie!? — Sie — Johanna van Hemelryck? Sie bleiben nun mit einer alten Dienerin hier in diesem alten einsamen Hause! Es ist Krieg! Am liebsten — am — —"

Er konnte — er durfte ihr doch nicht sagen, daß er sie am liebsten in seine Arme genommen und mit sich geführt hätte.

„Nun?" — —

Sie lächelte. Aber es war solch ein schwerer Ernst, so etwas Weltabgewandtes, Rückwärtsschauendes in diesem Lächeln, daß ihn ein Schauer ankam.

„Johanna van Hemelryck — ich — ich — werde Sie nie — nie vergessen."

Sie tat einen Schritt auf ihn zu. Und wie geistesabwesend nahm sie seine beiden starken Friesenfäuste und strich leise darüber hin.

„Gehen Sie, Gustav Adolf Wolf. Gehen Sie — und sagen Sie Ihrem Leutnant, daß es besser ist, wenn Sie noch vor Mitternacht diesen Ort verlassen. Es ist besser. Fragen Sie mich nicht! Aber glauben Sie mir."

Wolf richtete sich auf. Sein Gesicht war wie Stahl. Seine Augen flammten auf.

„Warum sagen Sie mir das?"

„Weil ich — es Ihnen sagen muß. Es — ist meine

— Bestimmung — Ihnen das zu sagen. Und — nun — ade. Es ist fast zehn ein halb. Gehen Sie. Versäumen Sie — keine Zeit."

„Und — Sie?"

„Ich? Ich — ich — bin geschützt."

„Johanna — van —"

Sie machte einen Schritt. Dann legte sie ihre Hände auf seine Schultern. Mit einer feierlich glückseligen Andacht blickte sie zu ihm auf.

„Gustav Adolf — du sollst mich nicht bitten in dieser Stunde — in der ich dir freiwillig Sein und Leben schenke. Nicht wahr — wir lieben uns. Und diese Minute muß unser ganzes Leben aufwiegen. Dieser Kuß ist mein Dirangehören. Unser Finden — Leben und unser Tod ist er. Unser Licht und unsere Nacht. Lieber — Lieber — Einziger — Gefundener — Ersehnter du"... Sie küßte ihn. So heiß dieser Kuß auch war — Abschied war doch in ihm. Ein Ausdemlebenschauen — eine vollendete Verheißung.

Sie stand noch lange, gelehnt an dem schwer geschnitzten, goldenen Armstuhl.

Sie hörte Schritte. Sie hörte Stimmen. Dann kam der Leutnant, sprach etwas. Kurz und hart, mit metallisch klingender Stimme.

Und die alte Antje kam und sagte etwas. Dann wieherte draußen ein Pferd. Und wieder waren Stimmen da, die scheu aufflatterten und verhallten. Sie sah sich einen fünfarmigen Leuchter nehmen und damit in den Flur treten. Ein Windzug fuhr die brennenden Kerzen an, daß ihre kleinen Flammen wie ein kurzer, glühender Schleier aufwehten.

Sie sah sich diesen Leuchter auf den Spiegeltisch stellen. Sie trat in die Tür. Dann in den Garten hinaus. Der Himmel lag blau und ernst, mit tausend Sternen besät, über ihr. Sie sah sich, wie sie den Kiesweg hinab zur Gartentür schritt.

Sie hörte Pferdegetrappel. Dann tauchte Wolf auf. Schon zu Pferde. Er neigte sich und sagte mit einer bebenden, heißen, brüchigen Stimme Worte, die sie nicht verstand. Sie reichte die Hand zu ihm hinauf. Er preßte sie an seinen Mund. Sie sah seine Augen wie flammende Sterne vor sich. Dann war er fort. Alle diese Sekunden waren wie klar und glatt voneinander getrennte Reproduktionen ohne verbindende Erinnerungsakte. Sie war wie ein aus dem Rahmen getretenes Bild. Etwas weiter ab davon stand ihre Seele und sah — erblickte sich selbst schreitend — lauschend — aber nicht fühlend.

Ihr Leid — ihr Glück war wie in ein steinernes Bett gezwängt. Etwas klopfte wie von weit her. Unheimlich war es, dieses nackte, konstante Klopfen.

Vor ihr auf dem Rasen lag etwas. Sie bückte sich, hob es auf. Ein grauer Wildlederhandschuh. Wolf mußte ihn hier verloren haben. Mechanisch streifte sie den Handschuh glatt. Sie ging zurück. Antje stand im Flur neben dem Spiegeltisch und wartete. Sie hatte ein böses, feindseliges Gesicht. Haßerfüllt sah sie ihrer Herrin nach. Aber das Zufallen der weißen Tür zerschnitt jede Zusammengehörigkeit.

Da sprühte es auf in der Alten. Resolut ging sie hinterdrein. Mit kalter, grausamer Ruhe und der Bedachtsamkeit des eingebildet Überlegenen öffnete und schloß sie die Tür zu Johannas Wohnzimmer. Johanna schritt gerade auf den Armstuhl zu. Sie hatte das Eintreten der Dienerin überhört. Nun wendete sie sich und erblickte die Alte. Sie sprach kein Wort. Aber in ihren Augen strahlte ein dunkler Glanz von solcher Hoheit und Abgeschlossenheit, daß der Haß klein und elend wurde.

Zitternd, bebend verließ Antje das Zimmer.

Johanna stellte den Leuchter auf den Tisch. Die kleinen Flammen wurden ruhiger und sahen sie an wie seltsam verklärte Augen. Wie Augen, die urplötzlich aus Nacht und Vergessen gefallen waren und gespenstisches Wissen, bildhaftes Leben in sich bargen.

Traumhaft ruhig ergriff sie den grauen Handschuh. Warmes Leben schien aus ihm zu sickern und ihre erstarrte Seele zu befreien. Sie sank in den Armstuhl und hielt diesen starken Soldatenhandschuh vor sich hin. Das Leben war in ihren Traum getreten. Es klopfte an ihr Blut. Es begann zu sprechen, und diese unwirklichen Worte wandelten sich zu Wirklichkeit, zu Geste und Laut. Sie hörte genau den Tonfall seiner Stimme. Er hob sie über die Not der Zeit. Über Gefahr und alles Leid hinweg einem wundersam strahlenden Gestirn entgegen.

Es war ihr, als käme sie aus der Kälte eines Gefängnisses in einen Strom goldenen Lichtes, das seine Wärme bis in ihr letztes Blutkörperchen sandte.

Leidenschaft und eine gebieterische Kraft glühten in ihrem Wesen. Sie sah den Dolch liegen, nahm ihn auf und wog ihn in ihrer Hand. Starr blickte sie vor sich hin. Starr — mit weiten, seherischen Blicken.

Plötzlich hörte sie Schüsse. Knapp und hart fielen sie hintereinander. Johanna blickte auf. Sie trat an eines der Fenster, das gegen Norden lag, und öffnete es. Gegen Norden waren die Deutschen geritten. Da fiel krachend noch ein Schuß. Der aber kam von Süden her.

Sie stand und wartete. Ein Gedanke lebte in ihr: Gott schütze ihn.

Vor ihr lag der graue Handschuh. Sie nahm ihn und küßte ihn. Dann verschloß sie ihn in ihrem Schreibtisch. Sie horchte in die blaue Nacht hinaus. Ewige Kraft für unsagbare Opfer war in ihrer Seele.

Leben wollte sie für diesen Friesen!

Der Schimmer eines Sternes zitterte über den Dolch hin. Dann verblaßte das Gold in tiefer Ohnmacht. Das Licht der Steine erlosch.

Johanna van Hemelrycks Liebe war stärker als alle böse, unheilbare Macht. Sie schloß das Fenster und setzte sich in ihren Stuhl.

Einsamkeit hüllte sie ein. Aber ihr Antlitz leuchtete klar und licht und selig in die tiefer und tiefer sinkende Nacht hinein.

Deutscher Glaube.

Über die schlummernden Welten
Spannt ihre Flügel die Nacht,
Droben an himmlischen Zelten
Glänzt es in goldener Pracht.

Leis und geheimnisvoll wandern
Lichter von Fern zu Fern...
Heller als all alle andern
Leuchtet der Deutschen Stern!

Valerie Wetzel,
(Turn-Severin, Rumänien.)

Schluß des redaktionellen Teils.



Aus dem Osten: Eine der vielen Sandbänke in der Memel zwischen Kowno und Tilsit. Hofphot. Kühlewindt.

Stellen-Angebote

Unterricht

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 2. September 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

22. August.

Die Kämpfe nördlich der Somme nehmen wieder größere Ausdehnung an. Nordöstlich von Pozières und am Foureaux-Walde brechen die feindlichen Sturmkolonnen in unserem Feuer zusammen. Erbitterte Kämpfe entspinnen sich um den Besitz des Dorfes Guillemont, in das der Gegner vorübergehend eindringt. Das württembergische Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm wehrt alle Angriffe siegreich ab und hat das Dorf fest in der Hand.

Alle serbischen Stellungen auf der Malka Nidze-Planina sind genommen, der Angriff ist im Fortschreiten. Mehrfach schlägt man den zum Gegenstoß angesetzten Feind am Dzemaat Jeri und im Moglena-Gebiet blutig zurück.

Zwischen dem Butkova- und Tahinos-See wirft man die französischen Kräfte über den Struma. Weiter östlich gewinnt man den Kamm der Smijnica-Planina.

23. August.

Das erste deutsche Handels-Unterseeboot „Deutschland“ geht auf der Weser vor Anker.

Zwischen Thiepval und Pozières werden englische Angriffe vergeblich wiederholt, nördlich von Ovillers finden während der Nacht Nahkämpfe statt.

Die Säuberung des Höhengeländes westlich des Ostrowo-Sees auf dem Balkan-Kriegsschauplatz macht gute Fortschritte. Wiederholte serbische Vorstöße im Moglena-Gebiet weisen wir ab.

24. August.

Eins unserer Luftschiffe greift in der Nacht zum 24. August die Festung London an.

25. August.

In der Nacht vom 24. zum 25. August greifen mehrere Marineluftschiffe den südlichen Teil der englischen Ostküste an und belegen dabei die City und den südwestlichen Stadtteil von London, Batterien bei den Marinestützpunkten Harwich und Folkestone sowie zahlreiche Schiffe auf der Reede von Dover ausgiebig mit Bomben. Überall wird sehr gute Wirkung beobachtet. Die Luftschiffe werden auf dem Hin- und Rückmarsch von zahlreichen Bewachungsstreitkräften und beim Angriff von Abwehrbatterien heftig, aber erfolglos, beschossen. Sie kehren sämtlich zurück.

Auf der ganzen Front von Thiepval bis zur Somme erfolgen nach heftigster Feuersteigerung englisch-französische Angriffe, die mehrfach wiederholt werden. Zwischen Thiepval und dem Foureaux-Walde brechen sie blutig zusammen.

Die „Deutschland“ trifft in Bremen ein.

26. August.

Bei andauernd heftigen Artilleriekämpfen nördlich der Somme erfolgen im Abschnitt Thiepval—Foureaux-Wald und bei Maurepas feindliche Infanterieangriffe. Sie werden abgewiesen.

Nordwestlich des Ostrowo-Sees werden im Angriff auf die Ceganska Planina Fortschritte gemacht, an der Moglena-Front feindliche Vorstöße abgewiesen.

27. August.

Die italienische Regierung hat durch Vermittlung der schweizerischen Regierung der deutschen Regierung mitteilen lassen, daß sie sich vom 28. d. Mts. ab als mit Deutschland im Kriegszustand befindlich betrachtet.

Die rumänische Regierung erklärt Österreich-Ungarn den Krieg. Der deutsche Bundesrat wird zu einer sofortigen Sitzung zusammenberufen.

Nördlich der Somme wiederholen die Engländer nach starker Artillerievorbereitung ihre Angriffe südlich von Thiepval und nordwestlich von Pozières; sie werden abgewiesen, teilweise nach erbitterten Nahkämpfen. Ebenso bleiben Vorstöße nördlich von Bazentin le Petit und Handgranatenkämpfe am Foureaux-Wald für den Feind ohne Erfolg

28. August.

Amtlich wird gemeldet, daß, nachdem Rumänien unter schmählichem Bruch der mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgeschlossenen Verträge unserem Bundesgenossen gestern den Krieg erklärt hat, der kaiserliche Gesandte in Bukarest angewiesen worden ist, seine Pässe zu verlangen und der rumänischen Regierung zu erklären, daß sich Deutschland nunmehr gleichfalls als im Kriegszustand mit Rumänien befindlich betrachtet.

Hoheitsgewässer und Meeresfreiheit.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Zwei Begriffe, die zum Seekrieg in Beziehung stehen, sind heute mehr als andere in aller Mund, weil Englands Willkür sie fast täglich verleugnet, wo seine Interessen ihm das nützlich scheinen lassen. Für sich selbst hat es sie, wie das seine sattsam bekannte Art ist, auf das nachdrücklichste betont und ihre Achtung mit allen Mitteln jederzeit durchgesetzt. Auch hat es natürlich im Frieden nie daran gedacht, die Rechtmäßigkeit dieser Dinge in Abrede zu stellen. Erst als der Krieg bewies, daß auch die Rechte aller Neutralen ohne Gefahr mit Füßen getreten werden konnten, weil die einzige Macht, die mit Aussicht auf Erfolg den kleinen Staaten zur Achtung ihrer Rechte hätte helfen können, in englischem Fahrwasser segelte, fiel allmählich die Maske. Die beiden Begriffe sind die Freiheit des Meeres und die Unterwerfung von Teilen desselben unter die Hoheit eines Staates, die Ausdehnung des Hoheitsgebiets der Staaten über die Landgrenze hinaus.

Daß die beiden Begriffe eng zusammenhängen, ist ohne weiteres zu sehen. Zunächst scheint einer den andern auszuschließen, es scheint ein Widerspruch, daß das freie Meer irgendeiner Staatshoheit unterworfen

sein könnte. In der Tat versteht man aber ganz selbstverständlich und ganz allgemein heute unter „Freiheit des Meeres" nur die Freiheit des offenen Meeres, der hohen See. Es mag hierbei aber zu allernächst daran erinnert werden, daß überhaupt die Freiheit des Meeres durchaus keine von alters her bestehende und unwandelbar gleichbleibende Anschauung ist. Das römische Recht führt allerdings das Meer als allen gemeinsam gehörend an. Cäsarenwahn später römischer Kaiser erhob aber schon den Anspruch auf die Herrschaft auch über das Wasser. Noch später, in der Zeit, als die römische Kurie auch in weltlichen Händeln der Staaten oft angerufener und anerkannter Schiedsrichter war, namentlich zur Zeit der Entdeckungen, da sprach sie den Staaten Herrschaft über Meere und Länder zu, so gut wie andere Staaten die Hoheit über Meere für sich in Anspruch nahmen. Auch damals schon zeichnete sich England dadurch aus, daß es die Souveränität über alle Meere im weitesten Umkreis um England für sich beanspruchte, ohne irgendeine Grenze für seinen Anspruch festzulegen. Grundsätzlich wissenschaftlich erörtert wurde die ganze Frage zum ersten Male erst im Anfang des 17. Jahrhunderts durch den Holländer Hugo Groot (Grotius), der den Grundsatz der Freiheit des Meeres auf den Schild erhob und damit erklärlicherweise zunächst den lebhaften Unwillen aller Staaten und ihrer Publizisten erregte, deren bis dahin beanspruchte Sonderrechte durch die neue Lehre bedroht wurden. England stand unter ihnen an der Spitze und ließ gegen das freie Meer, das „Mare liberum" des Grotius, das Recht zur Schließung des Meeres, das „Mare clausum" verteidigen, fügte aber gleich hinzu, daß dieses Recht „besser als durch Erörterungen durch die vernehmlichere Sprache einer starken Flotte behauptet werden müsse, die auch den Vorzug habe, besser verstanden zu werden, wenn einmal die Überspannung der Geduld keinen anderen Weg mehr sähe, ihr Recht zu behaupten". So schrieb derzeit König Karl I. an seinen Gesandten im Haag. Elisabeth, die Begründerin zielbewußten englischen Strebens nach Seeherrschaft, hatte schon vor ihm regiert, und sein Gegner Cromwell, der ihn um Kopf und Krone brachte, war in diesem Punkt ganz gewiß einer Meinung mit ihm. Cromwells Navigationsakte von 1651 war ja gerade gegen die Freiheit der Meere gerichtet, denn sie verbot kurzerhand andern als englischen Schiffen allen Ausfuhrverkehr aus Afrika, Asien und Amerika. Und heute hören wir aus England, daß man den Plunder des neuen Völkerrechts je eher je besser über Bord werfen möge und zur Navigationsakte zurückkehren solle.

Trotz aller Widerstände hat sich der Gedanke des Grotius durchgesetzt. Er brauchte freilich dazu zwei Jahrhunderte. Heute ist er in der Theorie unbestritten, wenn auch der Weltkrieg uns gründlich und für immer den Glauben zerstört hat, daß Englands Kriegführung je vor einem Recht um seiner selbst willen haltmachen könnte. Heute wissen wir, daß nur das Rezept, das Karl I. zur Durchführung der Schließung der Meere empfahl, und nach dem noch das heutige England handelt, zur Freiheit der Meere führen kann, wenn wir nach ihm handeln. Zum ersten Mal hat ein Deutsches Reich erfahren, was ihm Freiheit des Meeres bedeutet, und es wird es nicht wieder vergessen.

Perels faßt in seinem Buch „Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart" die heutige Rechtsanschauung über die Freiheit der Meere in folgendem zusammen: „Ein Eigentums- oder ein Hoheitsrecht an dem Meere existiert weder, noch kann ein solches erworben werden. Die Benutzung des offenen Meeres zu politischen, gewerblichen und wissenschaftlichen Zwecken steht allen Nationen zu und kann keiner untersagt werden." Der Krieg ist auch Politik, also ist das freie Meer von Rechts wegen Kriegsschauplatz. Hier darf jeder seinem Gegner mit allen Mitteln, die der Krieg kennt, zu Leibe gehen. Gegen Neutrale aber haben die Kriegführenden nur ganz wenige, sorgfältig beschränkte Rechte. Und diese tritt England mit Füßen und schaltet auf dem freien Meer so, daß alle Neutralen seinem Kriegszweck dienstbar werden. Um die Freiheit der Meere überhaupt möglich zu machen, mußte sie Einschränkungen unterworfen werden. Das Meer war nicht frei für jedermann, wenn jeder dort tun und lassen konnte, was er wollte. Darum einigten sich die Völker auf Normen, die den Verkehr und die Sicherheit und damit erst die ungestörte Benutzbarkeit für jedermann gewährleisteten.

Außerdem war aber auch noch eine wirkliche Einschränkung nötig, um jedem Uferstaat über sein Landgebiet hinaus diejenigen Rechte zu sichern, deren er zum Schutz seiner Lebensinteressen bedarf. Es liegt auf der Hand, daß man über den Umfang dieses Bedürfnisses verschiedener Meinung sein kann, und so besteht denn in diesem Punkt weder in der Theorie noch in der Praxis Uebereinstimmung. Unbestritten ist, daß die Küstengewässer in bestimmten Beziehungen der rechtlichen Gewalt des Uferstaates unterliegen, zu seinem Hoheitsgebiet gehören. Die einen unterstellten sie der vollen Gebietshoheit, andere wollen solche nur in beschränktem Maß anerkennen.

Drei Gesichtspunkte sind es, von denen aus man die Notwendigkeit sieht, die Gebietshoheit der Uferstaaten auf gewisse Teile des Meeres auszudehnen. Zunächst ist dies nötig, um überhaupt die militärische Sicherheit des Landgebiets eines Staates von See her zu gewährleisten. Ohne Gebietshoheit über einen gewissen Teil der bespülenden See wäre es gar nicht möglich, Häfen und die Küste zu verteidigen. Wenn überall, bis ich den Fuß an Land setze, freies Meer wäre, auf dem zu fahren und zu tun, was ihm beliebt, jeder ein Recht hat, dann wäre ja alles verboten, was in irgendeiner Art dieses Recht beschränkt, irgendeine Befestigung, ein Hindernis, das jemand im Wege sein könnte, dürfte nicht angelegt werden, Uebungen, z. B. Schießen nach See, dürften nicht gemacht werden, weil sie doch eine Absperrung des freien Meeres nötig machen, die sich niemand gefallen zu lassen braucht.

Ebenso leicht ist zu sehen, daß zur Sicherung seiner politischen, finanziellen, gewerblichen und polizeilichen Interessen an seinen Küsten kein Staat ohne Souveränitätsrechte über Küstengewässer auskommen kann. Ohne solche könnte der Schmuggler mit seinem Fahrzeug ein halbes Meter vom Lande liegen, bereit, bei erster Gelegenheit seine Ware hinüberzuwerfen; niemand darf ihm etwas anhaben, solange er selbst auf dem freien Meere bleibt. Auf jedem Schiff, in jedem Hafen wäre das so. Der Verbrecher stürzt an Land, ermordet den ersten Menschen, den er trifft, stürzt zurück auf sein Schiff und ist in Sicherheit, er ist auf freiem Meer. Schiffe mit schweren Seuchen an Bord, wer könnte sie hindern, in jeden Hafen einzulaufen, sich vor Anker zu legen, wo sie wollen, zu verfahren, wie sie wollen und damit das Unheil auch auf das Land zu übertragen,

Die Achtziger.

Die Achtziger im Kampf!
Kanonenbrüllen, schweres Roßgestampf!
Der Tag ist heiß!
Die Schläfen hämmern . . . Tod und blut'ger Schweiß!
Und da zuerst, durchbohrt vom grimmen Blei,
Ein Füsilier! — Mit unterdrücktem Schrei,
Er stürzt und fällt, und weiter geht die Schlacht.
Doch er, umstrickt von purpurblauer Nacht,
Verfolgt den Kampf und hört aus dichten Reih'n
Die Trommeln rufen, die Trompeten schrei'n.
Er kennt den Marsch, den eisenfesten Schritt;
Er hebt sich auf, Begeist'rung reißt ihn mit,
Und jauchzt beseelt, wie auch die Wunde brennt:
„Ja, so marschiert mein altes Regiment! —
Und dort die Fahne! . . . — Stolzes Fahnentuch,
Dein Weh'n ist Sieg, dein Fliegen Adlerflug!
Dreitausend Herzen grüßen diesen Tag!
Dreitausend Herzen und ein einz'ger Schlag!
Nichts in der Welt, was diese Herzen trennt . . .
So siegt und stirbt mein altes Regiment!" —

Da schreit er auf in allerletzter Qual:
„Viktoria! . . . — Welch' lichter Sonnenstrahl! . . .
Das Tor ist golden, golden ist die Schwelle
Und um mich her verschwenderische Helle
Und Fahnenweh'n! . . .
Barmherz'ger Gott! — Und dort, was muß ich seh'n?!
Mein Oberst hier . . . und hier die Offiziere . . .
Vom Bataillon fast alle Füsiliere . . .
Mein Hauptmann dort . . . die halbe Kompagnie . . .
Ich kenne alle, kenne alle sie!
Die Fahne grüßt, durchlöchert und zerfetzt. . .
Wo bin ich denn?! . . . — Herrgott, wo bin ich jetzt?!
Mein Gott — sie alle?!" . . . —
und ein stiller Mann,
Er sieht ihn groß und überirdisch an:
„Ja, alle, Du. Nur wen'ge fehlen hier.
Nach Kampf und Sieg, sie nahmen hier Quartier,
Wo Gottes Leuchte unauslöschlich brennt. . .
Es ist bei mir — Dein braves Regiment."

Joseph von Lauff.

---

wenn es keine Polizeigewalt gäbe, sondern nur das freie Meer, das niemandes Gebiet ist.

Schließlich kann man auch noch die Berechtigung des Verlangens kaum in Abrede stellen, daß den Bewohnern einer Küste in erster Linie gesichert wird, ihren Lebensunterhalt eben diesem Meere abzugewinnen, indem man andere von ihm ausschließt, dem Meer in gewisser Ausdehnung von der Küste seine Freiheit für alle nimmt.

Den Rechten, die jeder Staat in den seiner Gebietshoheit unterworfenen Gewässern hat, stehen natürlich wie überall auch Pflichten gegenüber. Es seien hier nur zwei erwähnt: die Pflicht, für die Sicherheit der Schiffahrt in jeder Hinsicht zu sorgen und sicherzustellen, daß diese Gewässer im Kriege nicht von fremden Kriegführenden zum Kriegsschauplatz oder zum Ausgangspunkt kriegerischer Unternehmungen gemacht werden, denn Kriegsschauplatz ist nur das freie Meer oder die Hoheitsgewässer des Feindes. Das zu einem Staat gehörige Seegebiet steht also in dieser Hinsicht dem Landgebiet vollkommen gleich.

Die Notwendigkeit, den Herrschaftsbereich der Uferstaaten auf das Meer auszudehnen, ist also zwingend und unbestritten. Nun handelt es sich aber noch darum, wie weit er zur Erfüllung des Zwecks ausgedehnt werden muß, was also freies Meer bleibt und was nicht.

Man hat die Gewässer des Herrschaftsbereichs eines Staates in zwei Arten geteilt, in sogenannte Eigengewässer und in Küstengewässer. Zu den Eigengewässern, die, wie das Wort sagt, dem Staat ganz und gar eigentümlich gehören, rechnet man: Häfen, Reeden, kleine Buchten, kleine Meerengen, die nur für die nationale Schiffahrt in Betracht kommen, Flußmündungen, nationale Kanäle, Binnenmeere, d. h. Meere, die durch keine natürliche Wasserstraße mit dem Weltmeer verbunden sind, wenn sie ganz innerhalb der Grenzen eines Staates liegen; andere Meeresteile oder Meere, die mit dem Weltmeer in Verbindung stehen, nur, wenn alle Ufer und der Zugang ein und demselben Staat gehören und der Zugang von diesem Staat vollständig beherrscht wird. Das ist die Grundanschauung, die natürlich weder ausschließt, daß interessierte Staaten besondere Verträge über Meeresteile oder Wasserstraßen schließen, noch für jeden Meeresteil einen zweifelsfreien und anerkannten Schluß auf seine Eigenschaft zuläßt. Bei international wichtigen Gewässern finden wir in der Regel Sonderverträge, bei unwichtigen bleiben Ansprüche, die auch vielleicht über das Gebräuchliche hinausgehen, oft unbestritten, bis sich ein besonderer Anlaß bietet.

Der Begriff der Küstengewässer, die man nicht vollkommen als Eigentum des Staates ansieht, ist auch kein absolut feststehender. Die ältere Rechtsanschauung wollte darunter die Gewässer verstanden wissen, die man vom Strande wirklich beherrschen konnte, man sprach infolgedessen dabei viel von der Kanonenschußweite. Nun hat sich einmal die Kanonenschußweite ganz ungeheuer geändert, das würde also auch eine dauernde Änderung der Gebietshoheit, also Rechtsunsicherheit, zur Folge haben, auch wenn man die Tragweite nur so weit rechnet, wie eine gewisse Treffwahrscheinlichkeit gegeben ist, und würde auch dauernd umstritten bleiben.

Außerdem muß es aber auch bezweifelt werden, daß eine solche Ausdehnung der Küstengewässer, wie sie die Berücksichtigung der Tragweite moderner Geschütze ergeben würde, mit den Bedürfnissen, die überhaupt Meeresteile der Staatshoheit unterworfen werden ließen, gerechtfertigt werden könnte und im Interesse der Staaten läge. Die neuere Rechtsanschauung ist daher dazu übergegangen, zahlenmäßig gleichbleibende Festsetzungen für die Ausdehnung der Küstengewässer anzustreben. Ein Erfolg der Art, daß alle Staaten zu einer einheitlichen, von den Hauptmächten wenigstens unbedingt anerkannten Bemessung des Hoheitsgebiets gekommen wären, liegt heute noch nicht vor. Immer-

hin kann man heute die Drei-Seemeilen-Grenze als diejenige ansehen, die von einer ganzen Reihe von Staaten anerkannt wird und sowohl einer ganzen Zahl von Verträgen zwischen Staaten als auch einer stattlichen Reihe von einzelstaatlichen Gesetzen, Verordnungen und Reglements zugrunde gelegt worden ist. Die Küstengewässer eines Staates erstrecken sich danach, wie meist angenommen wird, von der durch den tiefsten Stand der Ebbe gekennzeichneten Linie in der Ausdehnung von drei Seemeilen längs der ganzen Küste und der zugehörigen Inseln. Zugehörig sind solche Inseln, die nicht weiter als sechs Seemeilen von der Küste entfernt sind. Strittig und sehr weit auseinandergehend sind die Ansichten über Meeresbuchten. England und die Vereinigten Staaten haben in diesen Punkten vielfach Ansprüche gestellt, die über jedes Maß hinausgingen und auch nirgendwo Anerkennung gefunden haben. Es würde aber zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Im übrigen ist es ja Gebrauch, daß die Staaten bei Kriegsausbruch in ihren Neutralitätserklärungen ihre Stellung zu dieser Frage unter anderem angeben, weil sie in ihren neutralen Gewässern keine Kriegshandlungen dulden dürfen. Aus der Fassung unserer jetzt gültigen Prisenordnung geht nicht nur unsere Rechtsauffassung sondern auch die ganze Rechtslage anschaulich hervor. Es heißt dort: „Das Prisenrecht ist nicht geltend zu machen: innerhalb neutraler Hoheitsgewässer, d. h. innerhalb eines Seegebiets, das in einer Breitenausdehnung von 3 Seemeilen, von der Niedrigwasserküstenlinie gerechnet, die Küste und die zugehörigen Inseln und Buchten begleitet; als zugehörig gelten: Inseln, wenn sie nicht weiter als 6 Seemeilen von einer demselben Staate gehörigen Festlandsküste entfernt sind, Buchten, wenn ihre Küste ausschließlich in Besitz neutraler Staaten steht und ihre Öffnung 6 Seemeilen oder weniger breit ist.

Sollte ein neutraler Staat seine Hoheitsgrenze weiter ansetzen, so ist diese Anordnung zunächst zu achten und nur in dringenden Fällen zu vernachlässigen.“ . . .

„Ein unter Verletzung der vorstehenden Bestimmungen aufgebrachtes Schiff ist sofort wieder freizugeben, insbesondere auf Ersuchen der neutralen Regierung.„

Nirgends hat je ein Zweifel bestanden, daß es dem Uferstaat zustehende Küstengewässer gibt und daß sie als dessen Hoheitsgebiet zu achten sind. Niemals ist auch in diesem Kriege von einem der Kriegführenden die Ausdehnung, die die Neutralen für ihr Hoheitsgebiet beanspruchten und die durchweg drei Seemeilen war, grundsätzlich von einem der Kriegführenden beanstandet worden. Aber trotzdem haben England und später in seinem Gefolge Rußland sich an die fremde Staatshoheit niemals gekehrt, wo ihnen nicht Gewalt entgegentrat, oder entgegenzutreten drohte. Und nicht nur das, kürzlich hat ein englischer Richter eine Prise als zu Recht gekapert verurteilt, auch wenn sie in neutralem Gewässer genommen sei und auch wenn das Haager Abkommen, das dies verbietet, bindende Kraft habe. Und heute lesen wir Tag für Tag, wie die schwedische Gebietshoheit in der Ostsee mißachtet wird.

Es bleibt nun noch ein Blick zu werfen darauf, was denn nun freies Meer bleibt. Als solches bleibt übrig: die hohe See und alle mit ihr zusammenhängenden Meeresteile, soweit sie nicht nach den angeführten Festsetzungen einer Staatshoheit zufallen. Im besondern also alle Meerengen, die Teile der hohen See verbinden, alle vom Gebiet mehrerer Staaten umschlossenen Meere und Meeresteile mit ihren Zugängen, sogar wenn diese von einem Uferstaat ausschließlich beherrscht werden. Das macht die Ostsee zum offenen Meer, zu dem der Zugang nicht gesperrt werden darf.

Wenn auch die Einzelheiten schwanken, die großen Züge der Begriffe des freien Meeres und seiner Unterwerfung unter Staatshoheit liegen doch heute erkennbar vor uns. Wir müssen aber hinzusetzen, daß auch hier die Klärung der Rechtsauffassung nichts dazu vermocht hat, die Taten mit ihr in Einklang zu bringen. Auf das freie Meer läßt England niemand zu, der ihm nicht zu Willen ist, und in fremdem Hoheitsgebiet tritt es die Hoheitsrechte mit Füßen. Hier wie überall: Es wird kein Recht auf dem Meere geben, bis Englands Seeübermacht gebrochen ist, heute wie vor 300 Jahren. Nur das Rezept Karls I. kann uns helfen.

Ernte und Witterung in den Kriegsjahren 1915 und 1916.

Von Dr. P. Perlewitz, Hamburg-Seewarte.

Die Ernte eines jeden Jahres ist in erster Linie vom Wetter abhängig: von der Regenmenge und zeitlichen Regenverteilung, von der Temperatur und von der Sonnenscheindauer. Für Deutschland sind die Monate März bis August maßgebend. Etwaige Schäden durch Nachtfröste (im Mai) und durch Hagel spielen für die allgemeine Ernte in Deutschland fast ausnahmslos eine untergeordnete Rolle, sie haben nur örtliche Bedeutung.

Bekanntlich war das Kriegsjahr 1915 ein äußerst schlechtes Erntejahr, besonders in Getreide und Heu; es wurden 9 Millionen Tonnen, d. h. 265 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung, weniger an Getreide in Deutschland geerntet als z. B. im Jahre 1913.

Noch nie zuvor hat die gesamte Bevölkerung in Deutschland die Witterung mit so großem Interesse verfolgt wie in diesem Frühjahr und Sommer. Nach der mangelhaften Ernte des vorigen Jahres und bei der jetzigen Sorge für die Volksernährung in diesem von England versuchsweise geführten Aushungerungskriege ist dies Interesse erklärlich und selbstverständlich. Erfreulicherweise wurden die höchsten Erwartungen übertroffen.

Für die gesamte deutsche Landwirtschaft ist seit langem nicht ein derartig günstiges Wetter gewesen wie in diesem Frühjahr und Sommer: Auf ein mildes und genügend feuchtes, also günstiges Frühjahr (März und April) folgte ein regenreicher und daher segensreicher Mai und Juni und diesen ein warmer, anfangs feuchter, später zu Beginn der Ernte trockener und sonniger Juli und Augustanfang. Vielfach hörte man Befürchtungen wegen zu viel Regens, die aber gänzlich unbegründet waren. Nicht für das Wachstum, sondern für die Ernte ist der Regen schädlich, abgesehen von dauernden, derartig großen Regenmengen, daß die Erdfrüchte verfaulen; hiervon kann aber nirgends in Deutschland die Rede sein.

Von maßgebenden Stellen ist auf den Segen der diesjährigen Ernte bereits hingewiesen worden. Neben der

Tatsache der guten Ernte, die vielleicht dazu beitragen wird, unsern Feinden zu zeigen, daß Englands Wahn von der Aushungerung falsch ist, interessiert uns aber auch die Ursache der so verschiedenen Ernteergebnisse der Kriegsjahre 1915 und 1916. Sie ist am deutlichsten aus einer Statistik über die Witterungselemente zu sehen. Um das Bild zu vervollständigen, sollen noch die Zahlen aus einem der letzten Friedensjahre mit guter Ernte, 1913, hinzugefügt werden. Aus dieser nebenstehenden, objektiven Tabelle kann sich jeder selbst sein Urteil bilden.

Monatsmittel	Mittlere Temperatur in ° C.			Regenhöhe in mm			Sonnenscheindauer in %		
	1915	1916	1913	1915	1916	1913	1915	1916	1913
Frühling (März und April)	4.3[1]	6.3	6.9	57	46	45	32	34	34
Frühsommer (Mai und Juni)	15.0[2]	13.8	13.8	35[3]	72	65	58[6]	39	40
Hochsommer, Juli	17.0	17.6	15.5[8]	87[4]	75	80[9]	44	35[7]	31[11]
Hochsommer, August	16.0	(16.0)	15.7	93[5]	(6)	65[10]	35	(55)	38

Anmerkungen: [1]) zu kalt, [2]) zu warm, [3]) viel zu trocken, [4]) zu naß, [5]) zu naß, [6]) zu sonnig, [7]) etwas zu wenig Sonne, [8]) zu kalt, [9]) [10]) etwas zu naß, [11]) zu wenig Sonne, ( ) gültig für 1.—10. August.

Die Zahlen zeigen, daß sich das ungünstige Erntejahr 1915 durch ein kaltes Frühjahr und einen heißen und dabei sehr trockenen Frühsommer und damit durch eine sehr schnelle Zunahme der Temperatur mit gleichzeitiger unnormaler Abnahme der Regenmenge auszeichnet. Die Entwicklung der Pflanzen ging spät und schnell bei ungenügender Feuchtigkeit vor sich. Die Trockenheit 1915 in ganz Deutschland dauerte vom 16. Mai bis 24. Juni; es fielen in dieser Zeit nur 17 Millimeter Regen. Diese Trockenheit ist die wesentliche Ursache der geringen Ernte und hat besonders deswegen noch geschadet, weil währenddessen die Temperatur allenthalben so hoch, 2 Grad zu warm, war. Als dann Ende Juli und August die dürre Ernte geborgen werden sollte, setzte der vorher ganz ausgebliebene Regen in größten Mengen (87 und 93 Millimeter) ein und verdarb sie noch mehr.

Ganz anders war es 1913 und 1916, wie wir sahen. Die Früchte hatten hier lange Zeit zu ihrer vollen Entwicklung, und die Erntezeit war trockener. Vergleichen wir noch die Zahlen von 1913 und 1916 gegenseitig, so ergibt sich sogar ein Vorteil für 1916 gegenüber dem Jahr 1913 mit seiner Höchsternte, besonders seit Juli, der 1916 größere Wärme (17.6 ° gegen 15.5 °) und mehr Sonne (35 % gegen 31 %, vom 1. bis 10. August sogar 55 % gegen 38 %) brachte. Das sind aber zwei Dinge, die gerade für das Reifen von großem Wert sind. Dazu kommt, daß Ende Juli und Anfang August 1916 noch durch die große Trockenheit günstiger dasteht als 1913.

Der deutsche Landwirt kann auf eine nie vorher erreichte Höchsternte rechnen, und damit kann das deutsche Volk nach diesem glänzenden wirtschaftlichen Sieg voll Vertrauen in die Zukunft blicken.

Wie die ungünstige Ernte des Jahres 1915 mit all ihren Folgen, indem ein Mangel den anderen nach sich ziehen muß, sich erst in diesem Jahr besonders bemerkbar gemacht hat, so kann die üppige Ernte dieses Jahres auch erst mit der Zeit, vornehmlich 1917, all ihre guten Wirkungen zeigen, wenn sie den Verbrauchern zugute kommt. Dem Engländer zeigt sie aber schon jetzt unsere Unabhängigkeit vom feindlichen Ausland auch in dieser Hinsicht. Unsere deutsche Landwirtschaft hat mit Gottes Hilfe auf lange Zeit hinaus für unsere Volksernährung vorgesorgt.

Der Geschichtschreiber der Zukunft.

Von Dr. A. Wirth, München-Thalkirchen.

Im Anfang, als die Staaten noch so klein waren, daß man von der einen Stadt den Rauch der anderen feindlichen Stadt sehen konnte, da beschränkte sich die Aufzeichnung der Begebenheiten auf Stadtchroniken. So war es in dem nachhomerischen Griechenland, und so war es teilweise in dem mittelalterlichen Deutschland. Später, als sich die Stadt- und Gaustaaten zu größeren Gebilden und schließlich zu Nationalstaaten ausweiteten, da kam eine weiterblickende, eine nationale Geschichtschreibung auf. Nun aber gab es innerhalb einer solchen noch immer sehr viele Unterschiede und Schattierungen. Bei uns war sie zur Zeit Herders humanistisch gefärbt; durch den Gegensatz gegen Napoleon kamen die Deutschtümler auf, die da die Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums in leuchtenden Farben schilderten, Volksfreunde statt der früheren Weltbürger, Nationalisten statt der Kosmopoliten. Die Zeit des Frankfurter Bundestages und seiner endlosen diplomatischen Verhandlungen lieferte einen fruchtbaren Nährboden für die Urkunden- und Aktenforscher von der Schule des Göttingers Waitz und für die diplomatische Betrachtungsweise eines Ranke und Sybel. Die Schlachten von 1866 und 70 brachen die Bahn für die Kriegsgeschichte von Hans Delbrück und den starken vaterländischen Ton von Treitschke. Dann kamen wieder andere Zeiten. Das Deutsche Reich war zum Groß- und Weltstaat erwachsen; es hatte Kolonien über See erworben und hatte einen erdumspannenden Handel erzeugt. In dieser Luft regte die wirtschaftliche und die imperialistische Betrachtung ihre Schwingen. Sie kam jedoch nicht sehr weit mit ihrem Fluge. Mit dem Aufhören unseres weltpolitischen Wachstums, das in der Hauptsache im Jahre 1893 vollendet ist, fehlte der äußere Anstoß. Die Forschung verlor sich abermals ins engere und beschränkte ihre Kreise. Lamprecht, der wie kein andrer zum Weltgeschichtschreiber geboren war, begnügte sich damit, eine vielbändige deutsche Geschichte zu schreiben. Die Fachgenossen bevorzugten wiederum Einzeluntersuchungen. Es galt für verdienstlich, sein Leben der Erforschung eines einzigen Staatsmannes oder Dichters zu widmen oder der Entwicklung eines einzigen Klosters. Verpönt war es, den Werdegang eines ganzen Volkes zu schildern: eine solche verwegene Aufgabe könnte sich nur ein Oberflächlicher zutrauen. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“. Dieser Spruch Schillers ward das oberste Leitwort. So war am allergeehrtesten

und am allergepriesensten, wer ein bestimmtes Land oder besser noch eine bestimmte Provinz oder ein bestimmtes Kloster nur während eines bestimmten Jahrhunderts oder noch verdienstlicher während eines bestimmten Jahrzehnts zu behandeln sich unterfing. In der Naturwissenschaft war es nicht anders.

Wie hat sich nicht minder die Philosophie differenziert in reine Erkenntnistheoretiker, in Metaphysiker, in Volksseelenkünder und experimentelle Psychologen. Das gleiche beim Recht, das gleiche bei der Gottesgelahrtheit. Ueberall Spaltungen, überall Spezialistentum. Wie weit sind wir doch von der Klage eines Faust, der sich mit heißem Bemühen aller vier Fakultäten zugleich angenommen hatte, und doch, damit noch nicht zufrieden, nach immer nach mehr Wissen dürstete! Die Folge dieser Mosaik, dieses Einzelwissens, dieser Spezialistenwirtschaft, wie sie insgemein von der Wissenschaft der Gegenwart begünstigt wurde, war eine freiwillige Einkapselung, ein geflissentliches Übersehen alles dessen, was nicht zu dem eigensten Gebiete gehörte, war eine Nichtachtung und Nichtkenntnis der übrigen Welt, war, wenn bis zum äußersten getrieben, ein Betonen des Kleinen, des Unwesentlichen, und eine gefährliche Unbekümmertheit um das Große, um das Wesentliche.

Der Krieg wird hier wie in so manchen anderen Dingen Wandel schaffen. Wir sind zu hart mit der Nase auf gar manche Tatsachen gestoßen worden, die uns früher schlechterdings entgangen waren, haben zu sehr für manche Nichtbeachtung oder gar Verkennung gebüßt, als daß wir nicht uns bekehren und hierin Besserung geloben sollten. Völker, denen wir blindlings vertrauten, haben sich gegen uns gekehrt; andere, wie die Spanier, an die wir zu wenig dachten, haben sich uns freundlich und hilfreich erwiesen, noch andere, wie die Bulgaren, sind sogar unmittelbar unsere Bundesgenossen geworden. Jedenfalls ist das eine jedermann klar geworden, daß wir in einem ganz anderen Umfang als bisher Weltgeschichte treiben müssen. Es handelt sich hier um Milliarden, es handelt sich bei solcher Arbeit um Sein oder Nichtsein. Wenn wir die Gesamtlage nicht richtig beurteilen, wenn wir die Mittel und Fähigkeiten eines Volkes verkennen, wenn wir seine Seele nicht durchschauen und seine Absichten nicht richtig einschätzen, so bezahlen wir für die Falschheit oder die Unzulänglichkeit unseres Urteils mit Gut und Blut.

Der Geschichtschreiber der Zukunft wird zweierlei zu ändern haben, den Umkreis unserer Studien und die Art unserer Betrachtung. Er wird also eine äußere und eine innerliche Aufgabe erfüllen müssen. Zunächst die Ausdehnung unseres Gesichtskreises! Der Weltkrieg hat uns Japan und Australien zu Feinden gemacht, er hat Seeschlachten im Indischen Ozean, in der Südsee und in chilenischen und argentinischen Gewässern gebracht, er hat die Bedeutung Nordamerikas ins hellste Licht gerückt.

Er hat uns aber nicht nur in der überseeischen Welt, sondern auch in Europa selbst genötigt, besser Umschau zu halten. Was wußten wir bisher von Holland und Rumänien, von skandinavischen Ländern, von der Iberischen Halbinsel? Gewiß, Spanien ist jedermann von den Schulbänken her vertraut, aber nur von der Zeit Karls V. und Ferdinands des Katholischen und höchstens noch aus dem Feldzug des Cid und dem Arabersieg bei der weinberühmten Stadt, die den süßen Sherry erzeugt, bei Xeres de la Frontera, aber ganz und gar nichts hören unsere Schüler und Schülerinnen von dem Spanien der jüngsten Vergangenheit, von den Ereignissen nach 1870 und nach 1898. Ebenso bricht die Fackel der Geschichte durch das Skandinavien umlagernde Gewölk lediglich, um die Gestalt Karls XII., Gustav Adolfs und Gustav Wasas zu beleuchten. Aber von der kulturlichen und politischen Entwicklung der nordischen Länder im 19. Jahrhundert wissen wir rein nichts. Die Niederlande hat uns Schiller nähergebracht, allein nur für die Schreckensherrschaft eines Alba; auch verweilen unsere Kundigen gern bei den Taten Karls des Kühnen und den Erfolgen des Admirals de Ruyter; was jedoch nach der Französischen Revolution aus dem Lande geworden, davon ist kaum jemals die Rede, von der Gegenwart vollends zu schweigen. Das gleiche Bild auf dem Balkan, nur noch mit der Verschärfung, daß hier „Die lustige Witwe“ in unseren Gemütern Verheerungen angerichtet hat und durch ein groteskes Zerrbild uns geradezu daran hinderte, die Dinge so, wie sie sind, rein und unbefangen, aufzufassen. Man könnte durch Rußland, Polen, Finnland, die Schweiz und Irland, ja auch Italien, die Reihe fortsetzen.

Es ist anzuerkennen, daß die deutschen Regierungen schon seit geraumer Weile die Unzulänglichkeiten des bisherigen Geschichtsbetriebes erkannt und beschlossen haben, den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit mehr Platz einzuräumen als bisher. Sofort aber hat sich da ein neues Hindernis aufgetan. Begeisterte Vaterlandsfreunde haben die Forderung aufgestellt, daß sich die Geschichtschreiber möglichst auf das eigene Volk beschränken und die Taten anderer Völker mit Stillschweigen übergehen sollten. Das ist eine Forderung, die vielfach berechtigt ist. Es gilt, Uebertreibungen von früher, eine zu große Beachtung fremder Taten und Zustände abzustellen, und man darf sich nicht wundern, wenn ein verbogenes Eisen zu sehr nach der entgegengesetzten Seite gebogen wird, in der Absicht, es so wieder gerade zu machen. Immerhin wäre dagegen Einsprache zu erheben, daß eine Darstellung der anderen Völker und Staaten ganz ausfiele. Denn wie kann die Gesamtlage richtig erfaßt werden, wenn man nicht die Gemütsart und die Leistungsfähigkeit, wenn man nicht Vergangenheit und Gegenwart benachbarter und entfernter Völker ebenfalls berücksichtigt? Zu sehr an der deutschen Entwicklung haftend, würde die Geschichtschreibung gerade wieder jener Einseitigkeit verfallen, die sich beim Ausbruch des Weltkrieges so stark bemerkbar machte. Ganz im Gegenteil! Eine größere Vielseitigkeit als früher ist anzustreben, um der unendlichen Mannigfaltigkeit und Zerklüftetheit heutiger Interessen gewachsen zu sein.

Aus demselben Grunde ist ein anderer, ein mehr innerlicher Betrieb der Geschichtsforschung anzustreben. Es wird in Zukunft nicht mehr genügen, Tag und Ort einer Schlacht, Geburts- und Todestag eines Dynasten, dazu als Leckerbissen und Nachtisch einen Auszug aus dichterischen Werken und einen Ueberblick über Malerei und Baukunst, mitzuteilen, sondern es wird nötig sein, einen Gesamtbegriff von dem Werdegang eines Volkes in der Art zu geben, daß daraus sofort dessen Stellung in der Gegenwart erhellt. Was soll man dazu sagen, daß es bisher Werke gegeben hat, in denen die Millionen-Auswanderungen der Deutschen nach Amerika überhaupt nicht einmal gestreift wurden, und daß selbst ein zuverlässiger Reiseführer durch Rußland die 50 000 Deutschen des Kaukasus in einer einzigen Zeile abtut? Schließlich ist eine derartige Umwälzung

aller Verhältnisse, wie die Völkerwandrung nach Amerika, doch tausendmal wichtiger als Karlsbader Beschlüsse und als der Reichsdeputationshauptschluß, wichtiger selbst als so manche berühmte Schlacht des Siebenjährigen und Dreißigjährigen Krieges. In gleicher Richtung sollte die Geschichte unserer Ausbreitung in Europa, unserer Siedlungen in den Ostseeprovinzen, in den Karpathen, in dem Küstenlande an der Adria, im Banat mehr ausgebaut werden. Alle diese Tatsachen deutscher Wanderung haben den großen Vorteil, daß sie rein zahlenmäßig dargestellt werden können, daß es sich da um greifbare Dinge handelt, nicht etwa um strittige Wertungen, um schwankende Urteile oder gar nur schöne Phrasen. Auch hier jedoch ist zuzugestehen, daß, namentlich im Hinblick auf die Kolonialpolitik, durch die Regierung schon einigermaßen Wandel geschaffen wurde; nur muß darauf gesehen werden, daß das Befohlene auch wirklich ausgeführt, daß die Forderungen auch wirklich erfüllt werden.

Weitere Fortschritte sind auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Entwicklungen möglich. Wir alle haben es ja am eigenen Leibe spüren müssen, wie wichtig für den Krieg, für die Stärkung der Volkskraft und schlechthin für die Erhaltung unseres Daseins die Versorgung mit Nahrungsmitteln und Metallen ist. Man braucht deshalb nicht gleich aus dem halbwüchsigen Schüler einen Krämer und Schacherer oder sagen wir höflicher einen Großkaufmann und Bankier zu machen; so viel ist immerhin ganz nützlich auch für einen Vierzehn- oder Sechzehnjährigen zu wissen, wie groß der deutsche, der englische, der nordamerikanische Außenhandel sei, wie bedeutend unsere Eisenerzlager und die Kohlenfelder, und welche Aussichten unsere chemische und elektrische Industrie in der Welt habe. Die Frage der Volksversorgung wird dann ganz von selbst dazu führen, auch die Frage anzuschneiden, wie auswärtige Vorräte zu uns geschafft werden können, mithin auch den Welthandel in den Hauptzügen zu erörtern. Es kann niemand schaden, wenn er weiß, eines wie großen Eisenbahnnetzes wir uns gegenüber den Russen und anderen Völkern erfreuen, oder welchen Tonneninhalt unsere Flotte gegenüber der englischen, französischen, japanischen habe.

Das eine geht auch aus den letzten Zusammenstellungen hervor: man kann sich unmöglich auf die deutsche Entwicklung allein beschränken. Um den Vortrag wirklich lehrreich, um ihn eindringlich und fruchtbar zu machen, dazu bedarf es in allen Wissenschaften des Vergleiches, dazu bedarf es in unserem Falle des Vergleiches mit dem Werdegang anderer Völker. Die deutsche Auswanderung rückt in ein helleres Licht, wenn wir die englische, die irische, die italienische und die chinesische Auswanderung daran reihen. Die höhere Wertschätzung der deutschen Landwirtschaft kann unschwer dadurch begründet werden, daß alle anderen Staaten mit einziger Ausnahme Belgiens sehr viel weniger Weizen, Roggen und Kartoffeln auf dem Acker erzeugen als das Deutsche Reich. Derartige Zusammenstellungen sind ebenso nützlich für erfahrene Männer, die der Historiker in erster Linie ins Auge fassen muß, wie für die Jugend.

Nur darf freilich die Berücksichtigung der fremden Staaten nicht etwa neuerdings in eine Ueberschätzung derselben, in eine Fremdtümelei ausarten. Denn das wird eine Ueberzeugung sein, die den künftigen Darsteller unserer Leiden und Taten ganz besonders und durchaus beseelen muß: die Ueberzeugung, daß wir schlecht daran tun, unser eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen und dafür den Stern anderer Nationen leuchten zu lassen. Sei nicht zu gerecht! rief schon Klopstock seinem Volke zu. Vielleicht wurde kühle Objektivität bei uns nicht selten übertrieben; vielleicht verfielen wir



Phot. Grohs.

Unsere Soldaten in Mazedonien: Eine Jägerkolonne auf dem Marsch durch Veles.

geradezu in die Art des Buddhismus, der seinen Jüngern predigt, lieber sich Fehler anzudichten als mit seinen Tugenden zu prahlen; vielleicht sahen wir zu gern die Vorzüge der anderen und die Nachteile bei uns selbst und kamen dadurch schließlich zu Gesamtanschauungen, die doch nichts weniger als objektiv waren, kamen zu einer uferlosen Bewunderung von Zola und Strindberg, von Manet, Monet, Pissarro und Dalcroze, von d'Annunzio und Leoncavallo. Es gibt noch viel Talente, ja Genies, in deutschen Landen, die unentdeckt sind oder die zum mindesten noch nicht ihre volle Würdigung fanden.

Noch eins zum Schluß gerade für den Erforscher der deutschen Geschichte. Allzusehr wurde bislang das stammverwandte Oesterreichertum vernachlässigt. Es schien fast so, als ob nach 1866 die Doppelmonarchie aus unserem historischen Gesichtskreis ganz entschwunden wäre, als ob uns die Schicksale der Deutschen jenseit der schwarzweißroten Grenzpfähle gar keinen Anteil mehr entlocken könnten. Nun haben die tapferen Krieger der Hohenzollern, Wittelsbacher und Habsburger Schulter an Schulter gekämpft, haben sich neu kennen und würdigen gelernt. Diese Erfahrung darf nicht wieder verlorengehen: sie muß auch in den Geschichtsbüchern der Zukunft ihren vollgültigen Ausdruck finden.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Der Mißerfolg der großen Offensive im Westen fällt Frankreich und England schwer zur Last. Wenigstens hofften sie diesmal zuversichtlich, nachdem sie an der Möglichkeit, durchzubrechen, verzweifeln mußten, durch den andauernden starken Druck uns zu ermüden. Mit einer Zähigkeit, die einer Steigerung nicht fähig war, und mit Einsatz ihrer äußersten Kräfte haben sie sich gegen die deutsche Mauer an der Somme und bei Verdun gestemmt. Ein unablässiges Toben der schwersten Kämpfe herrschte bei dieser erbitterten letzten Offensive. Die Kraftprobe ist auch diesmal von uns bestanden, und es wird den äußersten Anstrengungen der Gegner an der Westfront nimmermehr glücken, unsere Widerstandsfähigkeit herabzudrücken. Ebensowenig unsere Leistungsfähigkeit, wenn wir eines Tages aus dem Stellungskriege zum Bewegungskriege übergehen.

Groß war also auch diese Offensive, größer noch als die erste. Groß ist demgemäß auch ihr Mißerfolg.

Was wollen England und Frankreich dann unternehmen? Woher wollen sie neue Kräfte nehmen, wenn sie dieses große Unternehmen aufgeben müssen? In welcher Tonart werden dann die neuen Fanfaren ihrer Zukunftsmusik erklingen?

Unser Soldatensinn bleibt streng bei der Sache, d. h. bei den nächstliegenden Aufgaben. Das weitere wird sich von selbst finden.

Und es findet sich, ehe der Feind es vermutet. Die Ereignisse der letzten Wochen zeigten, daß das Saloniki-Abenteuer an seinem Wendepunkt angekommen ist.

Alles, was General Sarrail angekündigt und angedroht hatte, erweist sich als unerfüllte Absicht. Er kann den Vorschuß nicht einlösen, den er auf seine prahlerisch verheißene große Balkanoffensive genommen ha

Auch eine „große" Offensive! Es lohnt, den Stand der Dinge um Saloniki, wie er aus den Meldungen der verflossenen Woche sich ergibt, ins Auge zu fassen. Es hat dort eine Überraschung gegeben. Die deutsche und bulgarische Tatkraft war schneller bei der Hand, ist der angesagten Offensive zuvorgekommen.

Die feindliche Truppenansammlung in Saloniki in der Hand des Generals Sarrail zielte darauf ab, Bulgarien niederzurennen. Dann sollte die Türkei an die Reihe kommen. Statt dessen umfassen unsere neuen Stellungen Saloniki im Bogen.

Als die Meldung von der Eroberung Florinas eintraf, war es auf den ersten Blick klar, daß die Linie von Monastir über Florina bis zum Ostrowo-See nunmehr gesichert war. Es zeigte sich aber sehr bald, daß viel mehr erreicht wurde. Das Vorgehen der deutschen und bulgarischen Truppen schob nicht nur den rechten, sondern ebenso den linken Flügel vor.

Umgehungsabsichten, sollten sie je im Plane der Saloniki-Armee gelegen haben, sind nun nicht mehr auszuführen. Deren Bewegungsfreiheit ist durch die Umfassung so beschränkt, daß sie nur noch auf einzelne Punkte unserer Front Angriffe ansetzen könnte und von unserem konzentrischen Angriff dabei in die Flanken gefaßt würde.

Die Aussichten der Feinde auf Bulgarien sind also mindestens schwach zu nennen. Und ihre Aussichten auf die Türkei?

Die Türkei ist inzwischen auch nicht müßig geblieben. Hat ebenfalls den rechten Zeitpunkt wahrgenommen.

Das Eingreifen der Türken an der Ostfront, wovon die ersten Spuren aus der Meldung hervortraten, daß türkische Truppen bei der Armee Bothmer russische Abteilungen schlugen, ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Neue Ziele zeigen sich dem Blick des überraschten Zuschauers. Darunter erscheint mit greifbarer Deutlichkeit die Bedrohung der russischen Millionen-Armeen in Galizien, die Möglichkeit für das Türkenreich, den Druck des russischen Kolosses abzuschütteln und endlich, wenn dies geschehen ist, England da zu packen, wo es am schwächsten ist, am Suezkanal.

Fast scheint es, als ob jetzt in der Tat die ganze Entscheidung im Osten liegt, wo auch als neuster Kriegsfaktor das Eingreifen Rumäniens zu verzeichnen wäre.

Auf unsere Kriegsarbeit an den übrigen Fronten, zu Wasser und zu Lande und über Wasser haben die jüngsten Vorgänge im Balkan keinen ablenkenden Einfluß. An allen Stellen wird tüchtig weiter gearbeitet. England steht immer wieder unter dem Feuer unserer Zeppeline bis tief ins Land hinein. Die Arbeit unserer U-Boote ruht nicht. Die Zerstörung feindlicher Schiffe nimmt zu. Und in der Wesermündung feiert das Handels-U-Boot „Deutschland" den Ehrentag seiner ruhmreichen Heimkehr. Es ist keine Überhebung, wenn der deutsche Seemann im Gefühl seiner Kraft heute sagt: Englands Flotte ist keine Kriegsmarine, sondern höchstens noch eine Versicherungsflotte.

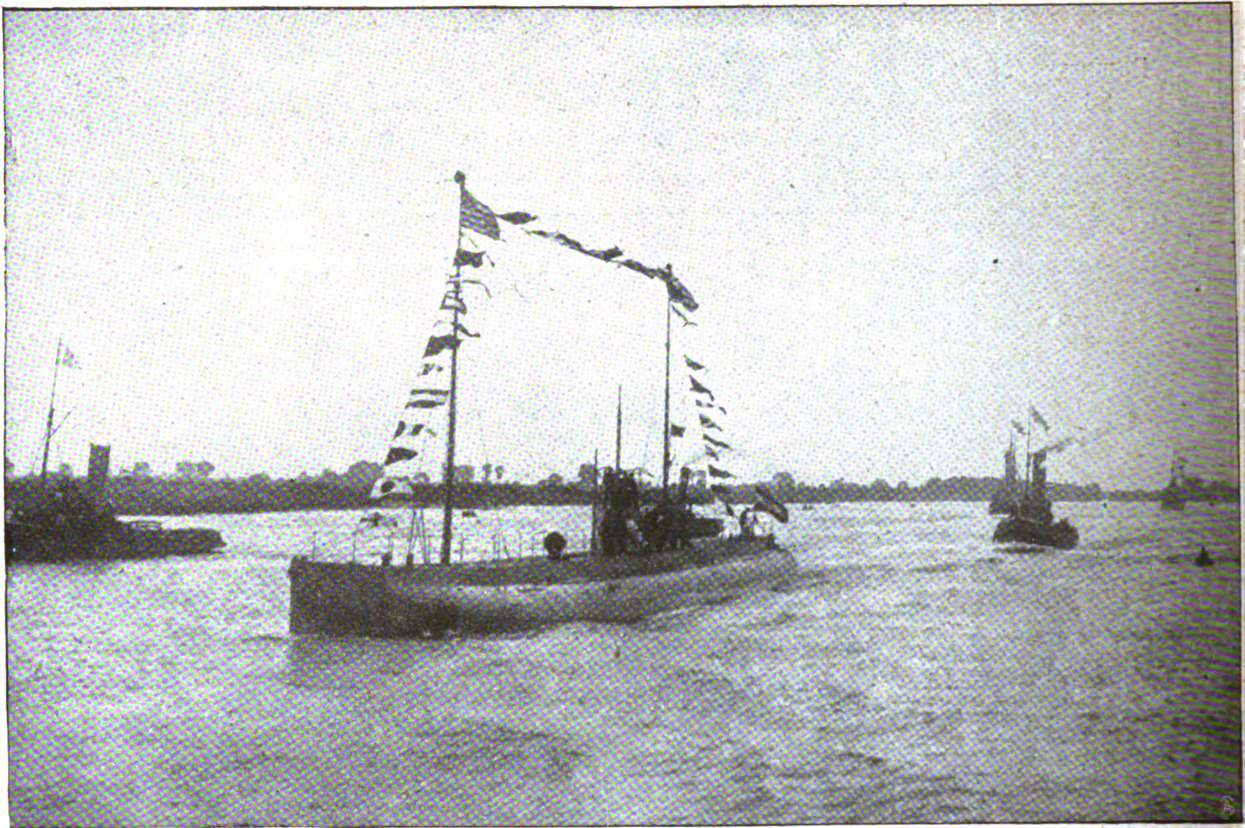
Und was sagt man in England? Am 22. erklärte Churchill im Unterhause: Niemals seien Deutschlands Armeen zahlreicher und besser ausgerüstet gewesen als jetzt. England müsse sein ganzes Leben auf die Hauptaufgabe einrichten, gegen diesen furchtbaren Gegner wirtschaftlich und diplomatisch zu wirken.

Dies Wort gibt zu denken! X.

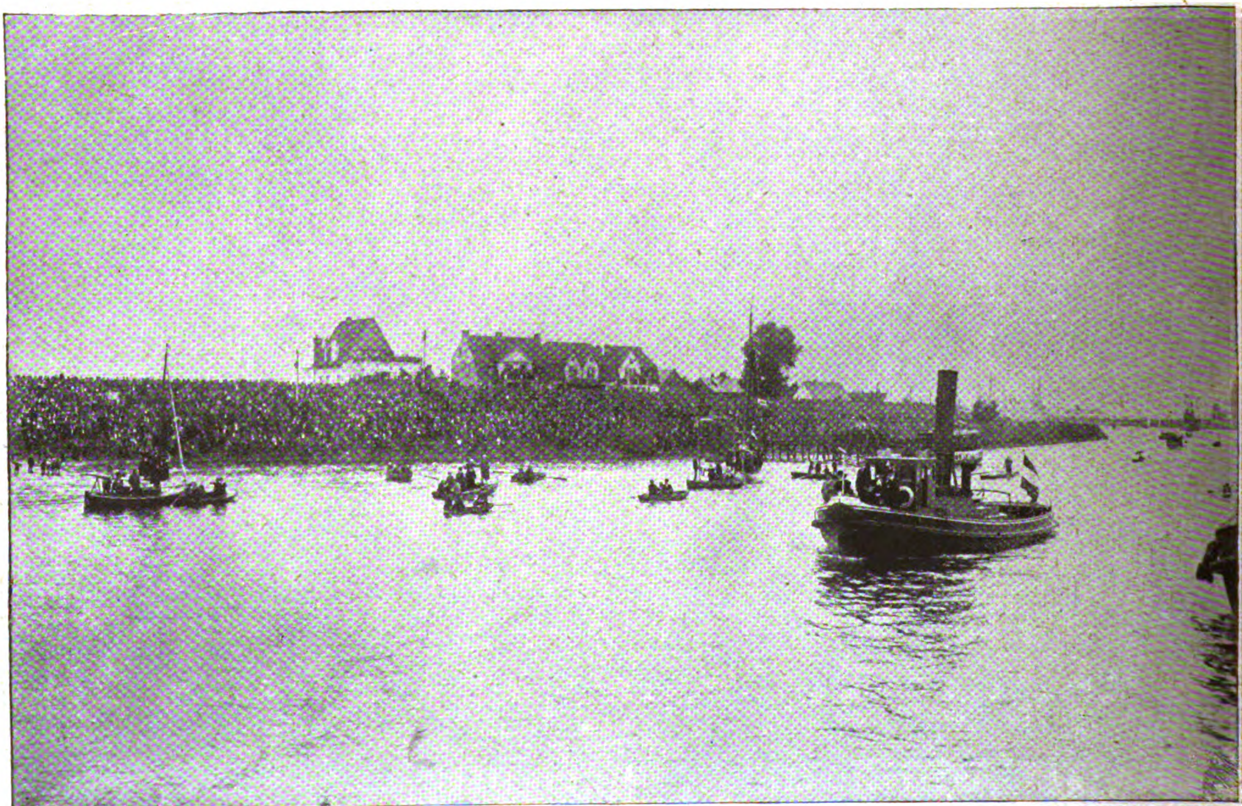


Phot Reetz.

Das U-Handelsboot „Deutschland“ wieder daheim: Kapitän König und seine Mannschaft.



Die „Deutschland“ auf der Weser.



Spezialaufnahme der „Woche“

Die Zuschauermenge am Ufer und in den Booten.

Die Heimkehr der „Deutschland“.



Kgl. Hofphotogr. P. Bieber. Hamburg.

Prinz Heinrich von Preußen,

Oberbefehlshaber der Ostseestreitkräfte, erhielt den Orden Pour le Mérite.



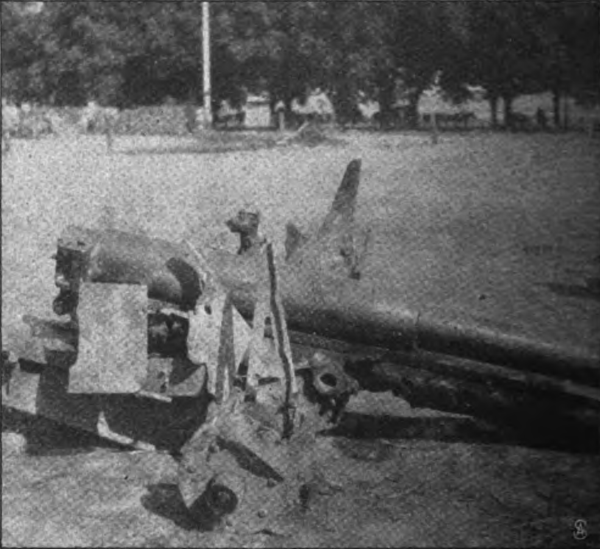
9-cm-Minenwerfer an der wolhynischen Front



Feldküche in voller Tätigkeit.



orbereitung zum Nahkampf mit Maschinengewehren, Handgranaten und Revolvern.



Durch Volltreffer zerstörte russische Kanone.



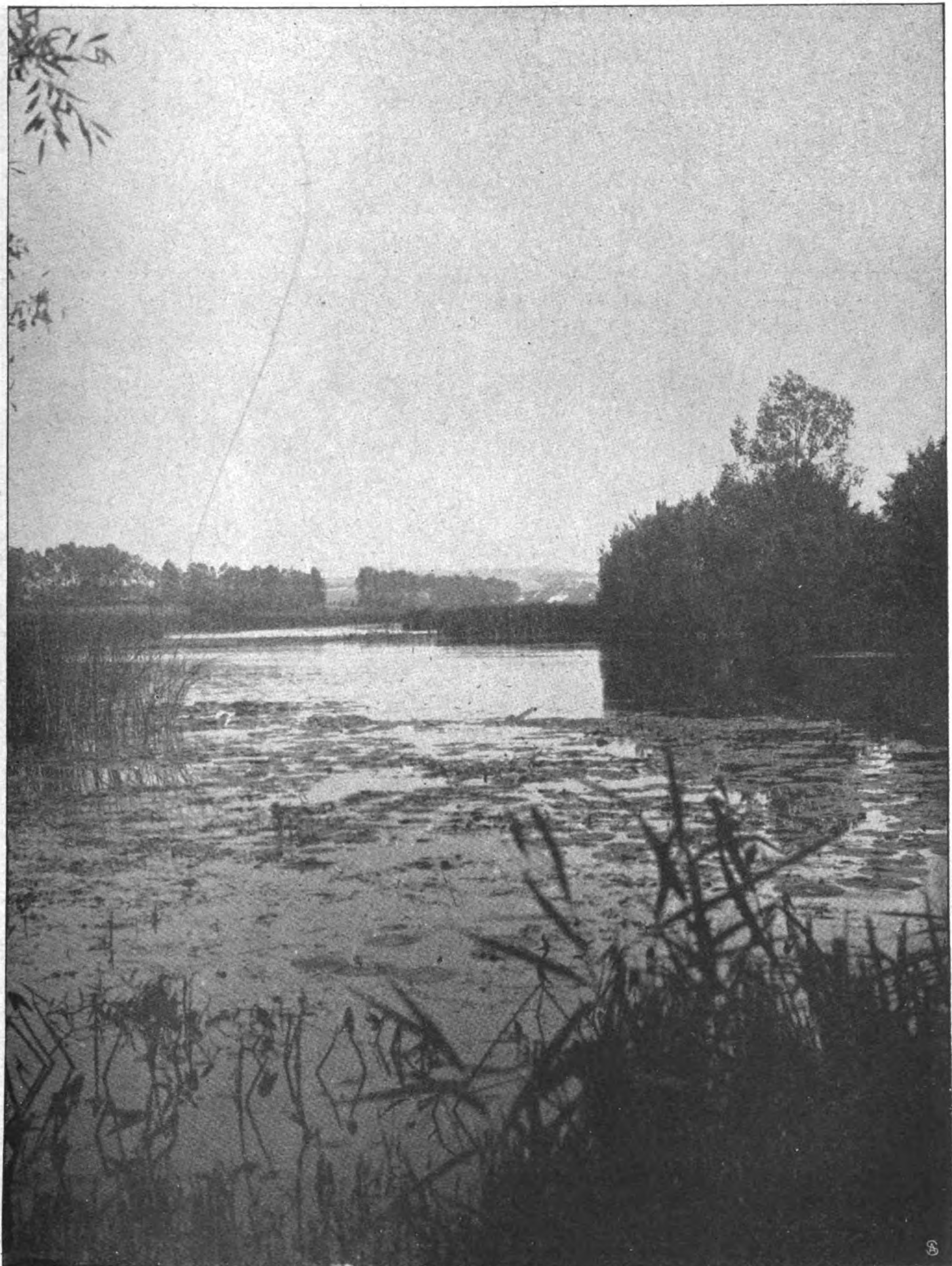
Scheinwerfer in Tätigkeit.



Wiener Photo-Zentrale.

Laden einer Feldhaubitze im Unterstand.

Von der wolhynischen Front.



Charakteristisches Stimmungsbild von der Somme.


Phot. M. Geleng.
Major Blümmer.


Oberstabsarzt Dr. Jaehn.


Major Langheld.


Phot. Pieperhoff.
Hauptmann Henning.


Hauptmann Karl Lentz.


Hauptmann Billib.


Oberleutnant Karl Mundt.


Hofphot. Engelmann.
Hauptmann Wilhelm Eicke.


Leutnant Limburg.


Leutnant Rudolf Mann.


Leutnant Wentz.


Phot. Hammerschlag
Leutnant Paul Lübbert.


Leutnant Ed. Froitzheim.


Leutnant Dietrich Arndt.


Unteroffizier A. Stauch.


Gefreiter Otto Puffe.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



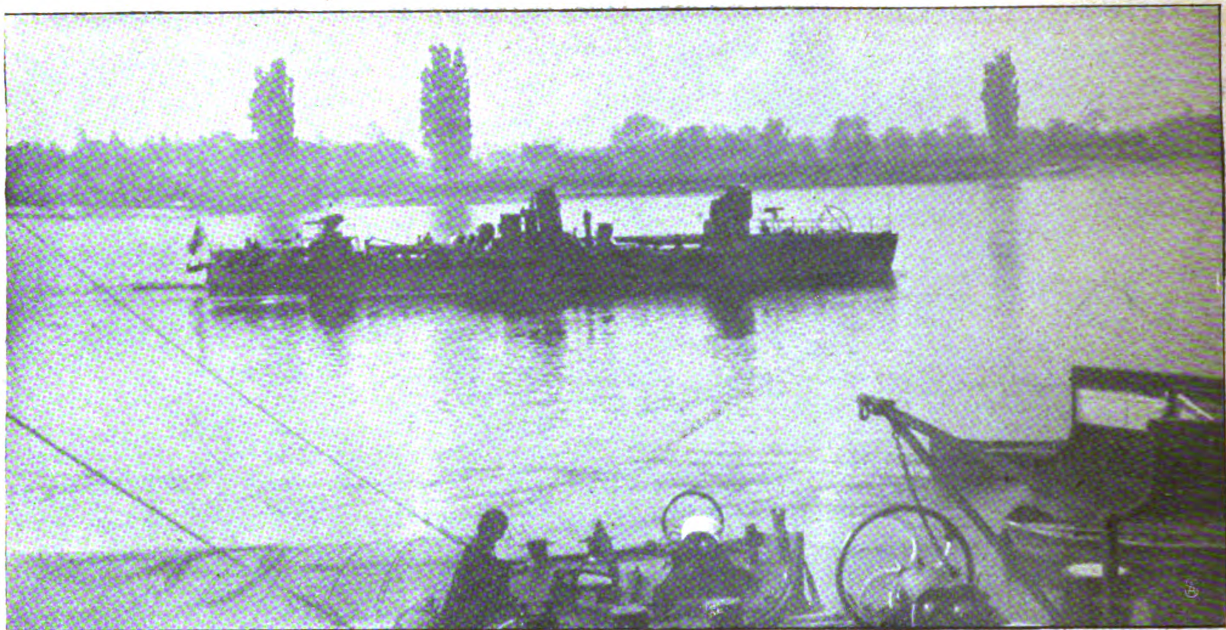

Soldaten vor dem „Deutschen Haus“ in Noyon, wo sie ihre Einkäufe besorgen.



Phot. Gebr. Haeckel.

Ausgabe von neuen Kleidungsstücken.

Vom westlichen Kriegschauplatz: Hinter der Front.



Holländische Torpedoboote auf Patrouillendienst an der Scheldemündung.



Verladen von Holzschuhen für die Schützengräben in Flandern.



Gutes Einvernehmen an dem Grenzübergang.

Von der flandrisch-holländischen Grenze.

Das Pilzgericht.

Aus den Weltkriegserfahrungen eines Daheimgebliebenen.

„Kinder,“ sagte ich, „nun paßt einmal auf. Ich habe etwas in der Zeitung gefunden, was uns alle angeht.“

Da saßen meine Orgelpfeifen in der nächsten Minute ohne Muck und Zuck um mich herum und warteten darauf, daß — um im Bilde zu bleiben — der große „Bälgetreter“ loslegte.

„Also, hier steht es. Es ist leider eine höchst beschämende Tatsache, daß in unserer Zeit der Lebensmittelknappheit, in der Zeit des englischen Aushungerungsplanes, in der Zeit bitterster Teuerung das deutsche Volk noch immer Millionenwerte köstlicher Nahrungs- und Genußmittel ungenützt in Wäldern und auf Feldern verwesen läßt. Für Arm und Reich deckt die gütige Mutter Natur in unerschöpflicher Spendekraft den Tisch und läßt ernten, wo wir nicht gesäet haben. Aber aus Torheit, aus Unkenntnis, aus Bequemlichkeit geht der Mensch an vielen ihrer Gaben vorüber. Das trifft besonders auf die Pilze zu, die gerade in diesen Monaten überall auf deutscher Erde wachsen. Nicht weniger als 200 — zweihundert — eßbare Arten gedeihen in unserem Vaterlande, doch höchstens ein halbes Dutzend davon wird in erwähnenswerter Menge verspeist. Der ganze übrige Gottessegen muß ohne Nutzen verkommen. Schon in Tagen der Fülle wird niemand diese unsinnige Verschwendung loben; in Tagen der Knappheit jedoch ist sie geradezu beschämend. Für jedes Pilzgericht, das man sammelt, werden andere Lebensmittel frei; mit jedem hebt man den Nationalwohlstand; mit jedem schafft man sich einen leckeren Fleischersatz; mit jedem trägt man ein weniges dazu bei, den Aushungerungsplan unserer Feinde zunichte zu machen und unsere wirtschaftliche Besiegung zu verhindern.“

In die Orgelpfeifen war — während ich also las — ein immer hörbareres Brausen gekommen. Und als ich fragte, ob sie bereit wären, nach ihren Kräften den Nationalwohlstand zu heben und zum Siege beizutragen, schmetterten sie ein dreifaches Ja aus allen Registern. Es hatte keine Ähnlichkeit mit dem Haßgesang gegen England, aber es war etwas von der Wacht am Rhein darin und von Deutschland, Deutschland über alles.

„Nun gut,“ sprach ich befriedigt, „ich habe das nicht anders von euch erwartet. Wir wollen demgemäß dem Rate der Zeitung folgen und, soweit es an uns liegt, die gerügte beschämende Tatsache aus der Welt schaffen. Wir werden also Pilze suchen und Pilze essen. Vorläufig aber Abmarsch!“

Da sausten sie davon. Doch noch im Laufen verkündete mein zweites Mädel: „Vater ist himmlisch. Er hat immerzu Einfälle, die Spaß machen.“

Und wenn ich auch mild tadelnd für mich selbst bemerkte, daß die kindliche Einfalt den tieferen sittlichen Anlaß des geplanten Pilzausfluges nicht recht würdigte, so ging mir das Herz doch auf wie ein trockener Schwamm, der in Wasser kommt. Ich habe es stets behauptet: in der Weite und Welt da draußen braucht man Kampf und Widerstand, um fest zu werden und zu wachsen; in der Nähe aber braucht man Glauben und Vertrauen.

Unter solchen Gedanken traf ich meine Vorbereitungen. In der Buchhandlung erstand ich ein umfangreiches, mit vielen farbigen Tafeln geschmücktes Werk über Pilze und Schwämme. Ich zuckte ein wenig, als ich zehn Mark dafür bezahlen mußte, aber ich sagte mir auf dem Heimweg: Was bedeutet das gegen den gar nicht abzuschätzenden Kapitalwert jener unzähligen Pilzgerichte, die du in deinem ferneren Leben auf Grund dieses Bestimmungsbuches sammeln und essen wirst? Außerdem kommt es jetzt nicht darauf an, Geld zu sparen, sondern Nahrungsmittel. Und endlich wird ein weiser Hausvater seiner lieben Frau naturgemäß das Wirtschaftsgeld in Anbetracht der von ihm zu liefernden Mahlzeiten kürzen. Es ist die Hauptsache im Leben, das Ideale mit dem Praktischen zu verbinden.

Hochbefriedigt von diesen Überlegungen und Vorsätzen, begann ich das Pilzbuch zu studieren. Ich lernte das Fadengeflecht oder Myzel kennen; ich prägte mir ein, daß die strahlig angeordneten Blättchen an der Unterseite des Hutes Lamellen heißen; ich nahm es gläubig hin, daß ein einziger Pilz wie der Riesen-Bovist 6—7 Billionen Sporen hervorbringt, glücklich darüber, daß ich selber sie nicht zu zählen brauchte; ich fühlte mich angenehm bewegt von dem Fettgehalt der verschiedenen Schwämme; ich ergötzte mich an den bunten Abbildungen. Unruhig wurde ich erst bei dem Kapitel der Pilzvergiftungen. Hier mißfiel mir mein Buch durchaus.

Nach seinen Behauptungen gab es nämlich in ganz Deutschland nur etwa sieben unbedingt giftige Pilze. Aber offenbar starben daran die wenigsten Leute. Die meisten starben an den bedingt giftigen, und dazu konnte jeder Pilz in einem bestimmten Daseinszustand gehören. Über die alten Hausmittel, die sichern sollten, lächelte mein Buch überlegen. Es war Unsinn, eine Zwiebel oder einen silbernen Löffel mitzukochen, Unsinn, aus dem Sichverfärben der durchschnittenen Pilze etwas schließen zu wollen! Außerdem betonte es in höchst unangenehmer Weise, daß gerade die schönsten Eßpilze die gefährlichsten und ähnlichsten Vettern besäßen: der Champignon den Knollenblätterpilz, der Steinpilz den Gallenpilz, der echte Pfifferling den falschen. Die Forschungen seien allerdings noch nicht abgeschlossen; der bekannte Pilzforscher Emil Neugebauer erkläre z. B. manche bisher als giftig oder verdächtig angesehenen Pilze für genießbar. . . .

Wie? Wer? Emil Neugebauer? Sollte das mein alter Universitätsfreund Emil sein? Dann könnte ich ja sofort brieflich bei einer Autorität anfragen. Ich habe da doch einen kleinen Schreckschuß bekommen. Emil wird mich beruhigen; er wird mir ein sicheres Mittel an die Hand geben, um unliebsame Folgen auszuschließen. Er scheint der am wenigsten ängstliche der neueren Forscher zu sein. Würde auch ganz zu seiner früheren Art stimmen. Schon damals war er sehr forsch, ja, gewisse Ansichten von ihm waren unleugbar verstimmend. Aber wenn er es sein sollte! . . .

Er war es wirklich. Er antwortete umgehend. „So, so, alter Freund,“ schrieb er, „du willst dich jetzt auf Pilze werfen. Ich habe allerdings genauere Studien über ihre Genießbarkeit veröffentlicht, weil ich damals zufällig eine ältere, als Person unerfreuliche Erbtante bei mir hatte, die diese Gewächse leidenschaftlich liebte. An ihr probierte ich der Reihe nach gegen 150 Sorten durch. Bei ihrem ausgezeichneten Magen vertrug sie die meisten mühelos. Diese nannte ich ohne weiteres genießbar. Der bekannte

Gift-Reizker z. B. (Lactaria torminosa) wurde von ihr in ansehnlicher Portion ohne üble Nachwirkung gegessen, ebenso der als verdächtig geltende falsche Pfifferling (Cantharellus aurantiacus). Selbst Fliegenpilze (Amanita muscaria) hielt sie nach Abzug der oberen Haut glänzend aus. Der Gallenpilz (Boletus felleus) schuf ihr kurzes Unbehagen. Der Kartoffel-Bovist (Scleroderma vulgare) rief wider Erwarten nur Übelkeit und einen schnell vorübergehenden Ohnmachtsanfall hervor. Dagegen ist sie fünf Tage nach dem Genuß von in reiner Butter gebratenen Knollenblätterpilzen (Amanita mappa) verschieden. Seitdem habe ich dieses Forschungsgebiet verlassen und kann dir auch das gewünschte unfehlbare Mittel leider nicht angeben. Am besten wäre es schon, du probtest die Sache gleichfalls an einem entfernteren Familienmitgliede erst aus. Noch sicherer ist es, wenn du grundsätzlich auf jeden Pilzgenuß verzichtest wie dein ergebener alter Freund Emil Neugebauer."

Man wird sich denken können, daß mich dieser Brief beleidigte. Der rohe und etwas gewaltsame Charakter Emils hatte sich also nicht geändert! Ich beschloß, seine Zeilen meinen Lieben vorzuenthalten. Im übrigen irrte er sich, wenn er glaubte, mich abschrecken zu können. Durch gesteigerte Vorsicht und an der Hand der Abbildungen in meinem Bestimmungsbuche würde es leicht sein, den etwa drohenden Gefahren zu entgehen.

So wartete ich nur noch einen ausgiebigeren Regen ab und machte mich drei Tage später mit den Kindern auf den Weg. Als bester Pilzbehälter war in meinem Buche ein umfangreicher Pappkarton empfohlen, wie minder begüterte Mitbürger ihn statt eines Reisekoffers auf der Eisenbahn benutzten. Aber der Mensch ist sonderbar. Ich war allen Gefahren zum Trotz wohl bereit, aus nationalen Gründen Pilze zu sammeln und zu verspeisen, doch aus einem dummen sozialen Hochmut scheute ich mich, mit einem Pappkarton durch die Straßen zum Walde zu marschieren. Deshalb kaufte ich für die Kinder — nachdem ich mir selbst schämig eine zusammengefaltete Tüte eingesteckt hatte — große, grüne Botanisiertrommeln. Tja, es war nicht so einfach! Eine Thermosflasche brauchten wir auch. Die Groschen läpperten sich. Das ist von jeher so gewesen: bei mir kosteten die Vorbereitungen zur Sparsamkeit immer eine Menge Geld.

Aber als wir erst im grünen Wald waren, tat mir doch kein Pfennig leid. Ich stellte meine Garde zum Kesseltreiben auf und ermahnte sie, die Pilze vorsichtig aus dem Boden zu drehen oder sie kurz darüber abzuschneiden. „Damit das Myzel nicht zerstört wird!" sagte ich so nebenbei. Es kam wundervoll heraus. Ganz ohne Unterstreichung. Mit einer erschreckenden heuchlerischen Gelassenheit, als wäre ich tagtäglich seit meiner Kindheit mit dem „Myzel" schlafen gegangen und aufgestanden.

Dann begann die Jagd. Sie führte uns in immer tiefere Gründe. Fichtenspargel hing seine wachsbleiche Blüte vor unsere Füße. Ein Schwarzspecht ward von uns in seiner Tätigkeit gestört: er machte am Rand einer Schneise merkwürdige Gebetsübungen nach Art eines tanzenden Derwisches. Eichkater äugten uns neugierig an. Aber wir hatten für nichts mehr Augen. Wenigstens ich nicht. Seit ich den ersten unzweifelhaften Pfifferling goldgelb hatte aus dem Moose leuchten sehen, seit ich beglückt kurz darauf eine ganze Familie gefunden, seit ich meiner zaghaft hervorgeholten Tüte ein weiteres Gewächs einverleibt hatte, das entfernt einem Steinpilz ähnlich sah, — seitdem war ich wie von einem steigenden Fieber befangen. Ich begriff, daß Pilzesuchen eine Leidenschaft, eine Krankheit, ein Rausch, ein Wahnsinn werden kann. Die Schönheit des Waldes war nicht mehr für mich vorhanden: alle „Zielbewußten" sind blind. Spähend und in fahriger Hast fuhren die Blicke nur noch den Boden auf und ab. Die geheimnisvollste Krankheit der Zeit, die Rekordwut, hatte mich erfaßt. Scheu sah ich mich nach den Kindern um, und wenn sich eins bückte, bohrten sich meine Augen förmlich in den nahen Waldesgrund. Ich vergaß Hunger und Durst. Ich vergaß die Zeit. In Neid und Ärger stand ich vor den zerkratzten Moosstellen, an denen ich die Handschrift anderer Sammler bemerkte. Mit Goldgräbergier stürzte ich mich auf jeden Schwamm, der seinen Kopf irgendwo emporstreckte. Rücksichtslos gegen mich selber kroch ich durch dichte Schonungen, in denen die absterbenden Äste der Kiefern mir hundertmal den Hut vom Haupt rissen und heimtückische Spinnweben mich fortgesetzt dazu nötigten, einem spuckenden Känguruh zu gleichen.

Was tat's? Die Sonne sank, aber meine Tüte war voll. Auch die Botanisiertrommeln der Kinder strotzten. Nur der jüngste Sproß meiner Lenden hatte sich so weit vergessen, statt der Pilze 47 Kienäpfel zu sammeln. Er schien sogar eine gewisse Anerkennung dafür zu erwarten. Aber ein eisiger Blick der Verachtung schleuderte den Burschen in sein Nichts zurück.

Hundemüde, mit schmerzendem Kreuz, doch mit dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, langte ich spät abends mit meinen Trabanten bei den heimischen Penaten an. Nicht etwa, um nun auf fauler Haut zu ruhn — o, nun hieß es erst, die errungene Beute zu prüfen und zu sondern! Und da sowohl mein Buch als auch der lieblose Brief von Emil Neugebauer zu größter Vorsicht rieten, so mußte dies unter dem vollen Gefühl der Verantwortung geschehen. Denke daran, sprach ich in der Stille zu meiner unsterblichen Seele, daß Tod und Leben deiner Lieben nunmehr von deiner Gewissenhaftigkeit abhängen!

Ich dachte daran. Ich schied die Böcke von den Schafen. Ich verglich meine Pilze mit den farbigen Abbildungen des Hilfsbuches, bis mir die Augen schmerzten. Aber ob es nun an der vielgestaltigen Tücke der gesammelten Schwämme lag, oder ob mein Buch doch nicht recht auf der Höhe war: genug, bald stimmte die Farbe nicht ganz, bald war der Hut anders gebogen, bald beunruhigte mich die Ähnlichkeit mit einer verdächtigen Abart, und bald fand ich überhaupt keine Beziehungen zwischen Beute und Bild. Wenn ich trotzdem einen mich köstlich dünkenden Pilz auf die Seite der schuldlosen Schafe gelegt hatte, stiegen mahnend meine drei Orgelpfeifen als Gewissensschärfer vor mir empor, und zögernd fiel das Stück in die immer mehr anschwellende Herde der Böcke zurück. Man soll das Schicksal nicht herausfordern.

Ach, aus meinem Pilzberg war zuletzt ein Pilzhügelchen geworden, und als ich es putzte und zerschnitt, als ich die von Larven angegangenen Stiele und Hüte entfernte, schrumpfte auch das Hügelchen noch zusammen. Einen Augenblick sah ich bedrückt und kleinlaut darauf nieder. Ich hatte das Gefühl, als erlebte ich dies alles nicht zum ersten Male. War es mir mit der Jagd nach dem Ruhm und anderen Dingen dieser Welt nicht ähnlich ergangen? Erst sollt' es ein Lorbeerbaum sein, schattend über Länder und Völker der Erde. Dann sprach die Hoffnung lange von einem vollen, immergrünen Stirnkranz. Und als man nach Not und Mühe vieler Jahre die Augen hob, sah man, was man erreicht hatte: ein vergilbendes Lorbeerblättchen, das freundlich in die dünne Suppe ge-

taumelt war. Keine Kleinigkeit, mit dieser Erkenntnis fertig zu werden! Aber man lernt doch wieder lächeln, helldunkel lächeln und hängt den Suppenlorbeer getrost in die Sonne zum Trocknen.

Es ist nachher nicht mehr schwierig, sich mit der Dürftigkeit eines Pilzhäufleins abzufinden. Aber von seiner Hausfrau kann man nicht verlangen, daß sie Philosophin ist. Und die meine war fassungslos.

„Das ist alles?" sagte sie kopfschüttelnd. „Und deshalb hast du ein Pilzbuch, eine Thermosflasche und verschiedene Botanisiertrommeln gekauft? Deshalb hast du fünf Stunden gesucht, deinen schonungsbedürftigen Anzug strapaziert und dir die teuren Stiefelsohlen abgelaufen?"

Aber ihre Heiterkeit, die bisher noch hinter Hüllen der Verwunderung gesteckt hatte, brach erst durch, als ich verlangte, daß die Pilze zu morgen mittag schön gebraten würden.

„In Butter, nicht wahr?" fragte sie mit einem bezaubernden Lächeln. Aus dieser „Butter" züngelten mehr Schlangen als das Wort Buchstaben hat. Es war eine tödlich spielende Überlegenheit darin. Doch erbarmende Liebe erhob den Geschlagenen gleich darauf aus dem Staube und sprach von bescheidenem Kochen.

Am nächsten Tage ging das vor sich. „Ich weiß nicht," sagte meine Frau, „was du da eigentlich für Pilze angebracht hast. Sie werden so merkwürdig grün. Geradezu schwarzgrün."

Aber sie überwand sich und brachte sie auf den Tisch. In der Tat sahen sie unvorteilhaft aus. Und ich stimmte dem besorgten Vorschlag, die Kinder von dem Genuß auszuschließen, nach kurzer Überlegung bei. „Auf der Jugend," erklärte ich, „ruht unsere Zukunft als Volk. Und wenn nach menschlichem Ermessen dieses Pilzgericht auch einwandfrei sein dürfte, so wollen wir doch nicht alles auf eine Karte setzen. Laß mich heute erst allein den Versuch machen!"

Es wäre unbescheiden, die folgende Familienszene ausführlich zu schildern. Meine Frau erklärte mir mit zitternder Stimme, sie könne nach 15jähriger glücklicher Ehe wohl nicht mehr verlangen, daß ich auf sie besondere Rücksicht nähme. Aber dann sollte ich wenigstens an die armen Kinder denken, deren einziger Ernährer ich sei und die mein Leichtsinn in Armut und Not stoßen würde. Es sei dann schon besser, wenn sie, die Mutter, die Augen schlösse.

Brauche ich zu sagen, daß ich dies lebhaft bestritt? Daß ich auf eine für alle Fälle vorhandene Lebensversicherung hinwies? Daß ich für Kinder dieses Alters die Mutter als geradezu unentbehrlich erklärte, während der Tod des Vaters immerhin ein minder schwerer Schlag wäre? Brauche ich weiter zu sagen, daß meine Frau sich mit dem Taschentuch die Augen tupfte, daß keiner in Edelmut und Opfersinn hinter dem andern zurückstehen wollte, daß die Kinder sich weinerlich einmischten? Der Jüngste, der die 47 Kienäpfel gesammelt hatte, umklammerte ritterlich seine Mutter. Die Mädels schmiegten sich angsterfüllt an mich, während schwarzgrün und dräuend die Schwämme auf dem Tisch warteten.

Große Zeiten, große Entschlüsse. Man steht heut mit Alexander und Cäsar, mit Friedrich und Napoleon auf einem ganz andern Fuße als in Friedenstagen. Sie sind uns nahe; man begreift sie. Ich sehe Alexander, der den Gordischen Knoten schweigend mit dem Schwerte durchschlägt. Ich selber durchschlug ihn sozusagen mit dem Vorlegelöffel. Ganz einfach, mit einer stillen Großartigkeit — nur dadurch, daß ich mir Pilze auflegte.

Die Wirkung war lähmend. Die Züge meiner Frau versteinerten niobidenhaft. Die Kinder zuckten und muckten nicht mehr. Wie gebannt, mit schweigendem Entsetzen starrten alle auf das schwarzgrüne Grausen, das sich auf meinem Teller häufte. Mir selber wurde unter dem Druck der plötzlichen Totenstille etwas beklommen. Es war wie im Zirkus: die Musik bricht jäh ab, wenn der Augenblick einer lebensgefährlichen Leistung gekommen ist. Sei es — meine Kinder würden immerhin eine große Erinnerung an ihren heroischen Vater behalten! Lächelnd wie Sokrates nach dem Giftbecher griff ich zur Gabel.

Ich aß. Ich nahm zum zweiten Male. Ich sagte dazwischen anerkennend, um die unheimliche Ruhe zu unterbrechen: „Der Geschmack erinnert mich entfernt an den von Steinpilzen."

Aber ich hatte keinen Erfolg. Der scherzhaft-leichte Ton spielte zu dicht um die Pforten des Hades. Meine Frau, die es nicht mehr mit ansehen konnte, verließ wortlos das Zimmer. Die Kinder schluchzten auf und flüchteten, von irgendeinem Grauen gepackt, hinter ihr drein. Ich hatte das Feld behauptet. Doch nun entfiel für mich eigentlich jede Veranlassung, weiter zu essen. Mucius Scävola braucht Zuschauer, wenn er die Hand ins Feuer halten soll. Aber um vor mir selber zu bestehen, genoß ich noch ein paar Pilze mehr. Sie schmeckten nämlich wirklich nicht übel.

Mit Zeitung und Zigarre zog ich mich dann wie gewöhnlich auf den Faulenzer in meinem Arbeitszimmer zurück — ganz so, als wäre nichts geschehen. Und obwohl ich mich heimlich beobachtete, spürte ich längere Zeit keinerlei verdächtige Erscheinungen. Nur das Herz mochte etwas schwerer als sonst arbeiten. Das Herz ist bei mir immer sehr empfindlich.

Allmählich aber fühlte ich deutlich, wie langsam, langsam eine wunderliche Lähmung über alle Glieder kam. Sie wurden schwer; sie hingen am Rumpf gleich toten Gegenständen. Eine tiefe Schlafsucht stellte sich ein. Ein Schleier, mit jeder Minute schwerer durchdringbar, sank über die Sinne. Träge schleppten sich darunter, halb erstickt schon, die letzten klaren Gedanken vorwärts. Also doch! lauteten sie ungefähr. Deine Vorsicht hat nichts genützt, es hat dich erwischt. Der eine Pilz schien dir doch gleich verdächtig. Nun fährst du hin in der Blüte deiner Jahre. Und übermorgen steht in der Zeitung, daß der bekannte Schriftsteller Soundso durch eigene Unvorsichtigkeit einer Pilzvergiftung zum Opfer fiel. In derselben Zeitung, die mit Inbrunst auf den Nährwert der Pilze hingewiesen hat. . . .

Ich weiß noch, daß ein dumpfer Groll gegen das Blatt in mir aufstehen wollte. Aber es fehlte schon die Kraft dazu. Ich hörte noch, wie draußen Schritte huschten, als horchten die Meinen angst- und liebevoll an der Zimmertür. Aber ich brachte den Ruf, der sie noch einmal um mich versammeln sollte, nicht mehr heraus. — —

* * *

Gewissermaßen war es mir dann doch peinlich, als ich nach einem gesegneten Nachmittagsschläfchen sehr erquickt erwachte. Doch die Zärtlichkeit der Meinen erleichterte mir den Übergang. Meine Frau machte mir sanfte Vorwürfe; die Kinder schlossen den Wiedergewonnenen in die Arme; nur der Junge hatte keinen Sinn für Gefühlsfeinheiten und erzählte, er hätte mich schnarchen hören. Er ist ein Realist. Ich erwiderte ihm kalt, daß der Erschöpfungsschlaf noch nichts beweise. Die unglückliche Tante meines Freundes Emil Neugebauer wäre erst fünf Tage nach dem Genuß giftiger Pilze gestorben.

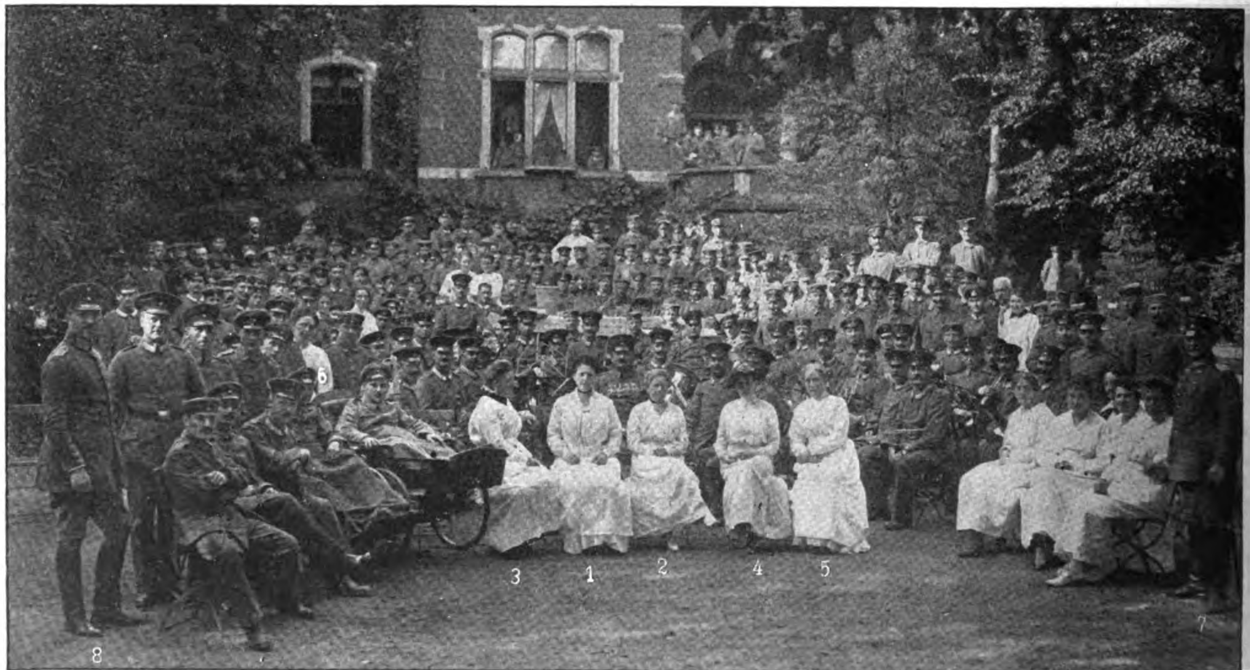
Es ist kaum erwähnenswert, daß ich darauf fünf Tage lang mit ausgesuchter Kost ernährt und mit sorgender Liebe behütet wurde. Als sie vorüber waren, beglückwünschte meine Frau mich innig und deutete an, daß die Erholungsreise, die wir in solchen schweren Zeiten nicht hatten machen wollen, nunmehr nach so viel Aufregung und Herzeleid doch unbedingt nötig sei . . . schon als Nachkur für mich.

Seit gestern packen wir. Ich bin gefaßt. Aber ich werde keine selbstgesammelten Pilze mehr essen. Sie kommen mich zu teuer. Und alter Groll gärt dumpf in mir gegen meine Zeitung. Es war im Frieden ein recht vernünftiges Blatt. Jetzt gefällt sie mir immer weniger. Heute brachte sie einen Artikel über die beschämende Tatsache, daß das deutsche Volk aus Torheit, Unkenntnis oder Bequemlichkeit so gleichgültig an den vaterländischen Mehlbeeren vorbeigehe. Man könnte daraus einen vorzüglichen Kaffee-Ersatz herstellen. . . .

Ich habe diesen Artikel den Kindern aber nicht vorgelesen. . . .



Verwundete bei der Arbeit.



Das Uhlandheim für verwundete Krieger in Berlin-Charlottenburg: Ein Nachmittag mit Konzert.

1. Frau Lydia Cassirer. 2. Frau Fanny Steinthal. 3. Frau Generaloberarzt Paalzow. 4. Frau Alexander Lucas. 5. Frau Elise Fuhrmann. 6. Frau von Ramm. 7. Hauptmann Damman 8. Hauptmann Holthoff von Faßmann.



Das in Brüssel gebildete feldgraue Symphonieorchester unter Leitung von Professor Dr. Fritz Volbach, Tübingen.



Wohltätigkeitsveranstaltung auf der Kurhausterrasse von Bad Nauheim
zugunsten der Deutschen Kriegerfürsorge für die Verbündeten (Deutsches Genesungsheim).



Hofphot. H. Reinhard, Neustadt.
Kommerzienrat Friedrich Helfferich,
der Vater des Staatssekretärs des Innern.



Hofphot. Marx, Frankfurt a. M.
Kommerzienrat C. Freytag,
Pionier für den Eisenbetonbau.

Zwei neue Ehrenbürger der Stadt Neustadt a. H.



Atelier Victoria.
Robert Philipp
feierte die fünfundzwanzigjährige Zugehörigkeit zur Berliner Hofoper.

Phot. Ohmeyer.
Vermählung des Prinzen Eugen v. Oettingen-Oettingen u. Wallerstein mit der Prinzessin Anna Marie Hohenlohe-Schillingsfürst.
Das junge Paar.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

16. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Die Herren von der Bank sagten zu Wübbe: „Der einzige, der das Grundstück gebrauchen kann, ist Maak. Wir glauben, wenn Sie ihm Ihre Hofstelle antragen, so wird er nicht die Hälfte mehr, sondern die Hälfte weniger dafür bieten. Er ist ja der einzige, der als Käufer in Frage kommt."

„Und mein schönes, großes Haus", sagte Wübbe erregt. „Rechnen Sie das für gar nichts?"

„Nein," war die Antwort, „ohne den Acker hat Ihr großes Haus höchstens noch Materialwert, nicht einmal mehr Mietwert. Was ist ein Bauernhaus ohne Grund und Boden?"

Als Gerd Wübbe nun immer erregter wurde und auf den Tisch zu schlagen begann, bekam er ganz böse Worte zu hören.

„Sie wissen wohl gar nicht, was Sie gemacht haben, Herr Wübbe? Wie können Sie überhaupt die Grundlage unserer Hypotheken, die Substanz unseres ganzen Beleihungsgeschäfts, einem anderen verkaufen und für uns entwerten lassen, ohne uns Mitteilung zu machen? Seien Sie froh, daß wir unter der Hand von der Sache erfahren haben. Sonst hätte Ihnen Ihr Geschäft mit Herrn Maak nachträglich eine ganz böse Suppe einbrocken können."

Die Herren von der Kreditbank wurden sogar noch schärfer. Sie verlangten binnen drei Tagen Deckung für ihre gefährdeten Forderungen und drohten, falls diese nicht erfolgte, mit einer Nichtigkeitsklage wegen des Ziegeleikontraktes.

Den Kopf voll Grogdunst, das Herz voll Angst, mit schlotternden Armen und Beinen kam Gerd Wübbe am späten Abend bei Harm Maak in die Tür.

„Du Betrüger, du Spitzbube," schrie er ihn an, „du hast mich mit deiner Ziegelei schön reingelegt. Die Sparkasse und die Kreditbank haben mir die Hypotheken gekündigt."

Harm Maak blieb ganz gelassen. Er führte Gerd Wübbe in seine Stube, ließ Rum und warmes Wasser bringen und sagte: „Du zitterst ja am ganzen Leibe, Wübbe. Du bist im Fieber. Du bist nicht recht bei dir, sonst könntest du mir solche Worte nicht ins Gesicht werfen. Nun, ich will sie nicht gehört haben. Hier, stärk dich erst mal, damit du im Kopf klar wirst. Und dann laß uns einmal vernünftig über die Sache reden. Die Sparkasse und Kreditbank sind Angsthasen, was verstehen die von Ziegeleigeschäften. Nimm einen, und dann schieß los."

Das starke Getränk belebte Gerd Wübbe wieder, Harm Maaks Worte gaben ihm neue Zuversicht. Er berichtete so sachlich wie möglich, und Harm Maak erwiderte: „Und darum schlägst du auf der Diele einen solchen Schandudel? Du willst ein Geschäftsmann sein? In Geschäften mußt du noch viel lernen. Nun paß mal auf. Es gibt zwei Wege, wie du aus dieser Bredullje rauskommst."

Gerd Wübbe sah Harm Maak mißtrauisch an.

„Was sind das für Wege?" fragte er ingrimmig. „Wohl beides solche, wobei es über meinen blutigen Geldbeutel hergeht?"

Maak sog eine Zeitlang an seiner Zigarre und sagte dann geschäftsmäßig: „Der eine ist der: du trittst von deinem Vertrag zurück. Damit gibst du deine großen Chancen auf und verlierst zugleich die im Kontrakt für beide Teile festgesetzte Konventionalstrafe, falls einer innerhalb fünf Jahren zurücktreten will. Wenn du das willst, so soll's mir recht sein."

„Den Deubel auch", schrie Wübbe. „Wo soll ich auf den Sturz dreitausend Mark herkriegen?"

„Und zu Weihnachten die tausend für die beiden Pferde", fügte Maak hinzu. „Es ist ja allerlei Geld, wenn man's gerade nicht liegen hat, das muß ich zugeben."

„Na also", schrie Wübbe. „Du hast mich über den Löffel barbiert, mein Junge."

„So siehst du es an, weil du mich noch nicht kennst", sagte Maak. „Nun will ich dir mit einem Ruck aus der Patsche raushelfen, damit du siehst, wo deine wahren Freunde sitzen. — Wir fahren morgen zusammen nach Bergstädt, und ich lasse die drei Hypotheken auf meinen Namen überschreiben. Dann bist du deine Manichäer los und hast einen reellen Gläubiger, der schon in seinem eigenen Interesse aufpassen wird, daß dein Hof durch meine Ziegelei nicht unter den Taxwert kommt."

Gerd Wübbe atmete, von einem ungeheuren Druck befreit, erleichtert auf. Ihm war zumut wie einem, der durch eine Wake in ein tiefes, eisiges Wasser gestürzt ist und im Ertrinken von einer festen Hand an die Oberfläche gerissen wird.

Die beiden Männer saßen noch lange bei der Rumflasche, und als Gerd Wübbe spät in der Nacht in sein Haus kam, war seine Frau noch wach. Er schrägelte zu ihr in die Stube und sagte, sie umarmend, mit schluckender Stimme und glänzenden Augen: „Liese, von hüt an hett all unser Not en Enn."

Der weitere Bericht mißlang, Wübbe fiel von seinem Stuhl herunter und mußte von seiner Frau zu Bett gebracht werden.

Als dann die Überschreibung der Hypotheken vorgenommen war und Trina Groot davon erfahren hatte, setzte sie sich hin und schrieb mit steifen, ungelenken Fingern einen Brief an ihre Nichte Anke und deren Mann in Bergstädt. Er schloß: „Das ist der zweite Fuß, den Harm Maak in den Wübbeshof gesetzt hat. Jetzt braucht er noch zweimal mit den Händen nachzugelangen, dann hat er ihn."

Aber sah Trina Groot nicht doch zu schwarz? Der Frühling war gekommen, die Kohlweißlinge wimmelten in den Gärten und die Mauerleute auf den Gerüsten umher, Architekten liefen mit ihren Mappen, die Baulust regte sich, die Maaksche Ziegelei arbeitete und spie jede Woche Tausende von Backsteinen in die Trockenstellagen und von da wagenweise nach allen Richtungen der Vierdörfer aus, wo statt der alten bäuerlichen Fachwerkstrohhäuser massive Backsteinhäuser, teils schöne, an den alten Stil angelehnte und zum Teil abscheuliche, scheunenartige Gebäude, erstanden. Die Tonerde dazu kam teils vom Außendeichland, zum kleinen Teil aus dem Maakschen Grundstück und zum größeren aus dem Wübbeschen Ackerland. Wenn Harm Maak Gerd Wübbe auf dem Deich oder bei Hein Lünk traf, rieb er sich befriedigt die Hände und sagte: „Was sagst du nun, Wübbe? Was ist eine Ziegelei für ein herrliches Pferd, arbeitet Tag und Nacht und frißt statt Hafer Dreck. Wenn die Baukonjunktur so bleibt, sind wir in fünf Jahren gemachte Leute."

Darauf konnte man eins trinken, und das geschah auch jedesmal. Dann leuchtete die Zukunft doppelt so rosig vor Gerd Wübbes Augen, und er pries den Tag, der Harm Maak nach Langendeich geführt hatte.

Mit der Deichpflasterung, die der große geschäftliche Hauptschlag werden sollte, ging es indessen nicht vorwärts. Lag es nun daran, daß Harm Maak trotz aller Anstrengungen der Kommunalpolitischen nicht Gemeindevorsteher geworden war, lag es an der Kurzsichtigkeit der einzelnen Bauern, von denen keiner sein Deichstück zuerst pflastern wollte, lag es an dem Staat, der sich erst dann beteiligen wollte, wenn die Gemeinde den Beschluß gefaßt hätte, die ganzen, viele Kilomter langen verbesserungsbedürftigen Wegestrecken in einem Zuge zu bepflastern? Man wußte es nicht, und die einen schimpften auf die anderen. Vielleicht kam es auch daher, weil sich unter einem Teil der Bauern, besonders den älteren, im Laufe der Zeit eine immer stärkere Abneigung gegen Harm Maak gebildet hatte. Bei den Wellen, die die Vorsteherwahl aufgeworfen hatte, war es klar zutage gekommen: hinter allem, was Maak betrieb, steckte sein Ehrgeiz, seine Großmannsucht. Er wollte, wie Tüns Puttfarcken sagte, Herr über Israel werden, und dagegen stemmte sich der alte einheimische Bauernstolz. Einen Hof hatte Maak schon, ein zweiter mußte ihm in kurzer Zeit zufallen, wenn er nun noch durch die Deichverbesserung ein reicher Mann wurde, so hatte er alle in der Hand, und alle mußten nach seiner Pfeife tanzen. Die Kommunalpolitischen mochten in ihren Versammlungen, Gerd Wübbe und andere Freunde Maaks mochten in den Wirtschaften reden, was sie wollten, die Pflasterungsfrage kam nicht vom Fleck. Kam in Maaks Anwesenheit das Gespräch darauf, so ging er mit leichtem, überlegenem Achselzucken darüber hinweg.

„Heute oder in zehn Jahren," sagte er dann, „kommen muß es doch."

Um das Technische im Ziegeleibetrieb bekümmerte er sich nicht viel, er hatte einen Ziegeleimeister aus dem Lippeschen angenommen. Aber seinen Hof brachte er hoch. Einen solchen Bauer, der nur *ein* Auge in die Wirtschaft hinzuschlagen brauchte und damit alles wie am Schnürchen leitete, einen Herrn, der seine Leute so am Zügel hielt und zugleich für sie sorgte, solche glatten Pferde, einen solchen Milchkuhbestand, eine solche Feldbestellung hatte man in Langendeich noch nicht gesehen. Dabei rührte Maak selbst keine Forke und keinen Pflug an. Das war einer, in dem die ganze Wübbesche Herrennatur mehr und mehr zum Durchbruch kam. Es war, als ob der verkrachte Niklas Wübbe in die Häuser von seinem Stammsitz aufs neue seinen Einzug gehalten hätte. Aber dabei war es auf dem Maakschen Hof keine Scheinherrlichkeit, alles auf ihm schien gesichert und fest wie der Sinn seines Besitzers selbst.

Nur über das Leben dort liefen allerlei Gerüchte um. Ilsabe Popp — wie man sie immer noch nannte — nun, mit vieler Hochachtung hatte man nie von ihr gesprochen. Aber bedauern mußte man sie doch. Die Hälfte ihres Schicksals hatte ihr ihre erste Ehe bereitet, und die andere Hälfte hatte sie sich mit ihrem jetzigen Mann an den Hals gefreit. Man sah sie fast niemals außer dem Hause, man erblickte sie nie mit ihrem Mann zusammen. Sie saß für gewöhnlich stumpf mit gläsernen Augen in ihrem Brautstuhl, kümmerte sich um nichts und ließ Mariken Burmester das Hauswesen besorgen. Fragte man Harm Maak einmal, wie es seiner Frau ginge, so antwortete er mit einem geringschätzigen, vielsagenden Achselzucken. Nur einmal, als im Wirtshaus zu vorgerückter Stunde ein Halbbetrunkener die Rede auf das bewußte Ankerfaß gebracht hatte, war Maak aufgesprungen und hatte den Spötter, ohne ein Wort zu sagen, in eine Ecke geschleudert, daß ihm die Knochen krachten. Seitdem hütete sich ein jeder, die Rede wieder auf dies zu bringen, was alle wußten.

Und noch mehr hütete man sich — obgleich Bauern in solchen Dingen durchaus nicht zartfühlend sind — in Maaks Gegenwart das zu berühren, was man heimlich über ihn und Mariken Burmester

tuschelte. Ein so hübsches ansehnliches Mädchen mit einem so stattlichen jungen Kerl und einer so abgehalfterten alten „Tööt“ in einem Hause, da mußte ja ein Stocktauber merken, was die Glocken läuteten. Ob sie es für Mariken Burmester einmal in Wirklichkeit tun würden, nachdem die andere Glocke — und lange konnte es nicht mehr dauern — Ilsabe Popp nach dem Kirchhof geläutet hatte. Oder ob Harm Maak, wie Tüns Puttfarcken sich ausdrückte, mit seinen beiden Höfen unter den wohlhabenden Töchtern des Landes Umschau halten würde, welche er zur Herrin über seine große Wirtschaft und das Volk Israel in Langendeich einsetzen sollte? Das war das stehende Gespräch, der beste Unterhaltungsstoff in allen Kaffees, und Mett Meiersch, die Erste, die beinah Hundertjährige, wiegte sich trotz ihres zahnlosen Mundes und bis zur letzten Seite vollgeschriebenen Sparkassenbuches wegen der Speckseiten und Würste in dem Maakschen Wiemen und der blauen Scheine in dem Maakschen Geldschrank in den schönsten Hoffnungen.

Leider sollten diese Hoffnungen zuschanden werden. Mett Meiersch, die sich sagte, daß die Zeit drängte, und somit eines schönen Tages nach dem Maakschen Hof entlangstakerte, um wegen dieser zarten Dinge einmal auf den Busch zu klopfen, mußte es erleben, daß sie trotz ihres fast vollendeten siebenundneunzigsten Lebensjahres von Ilsabe Popp, die sie im Bett vermutet, die aber hinter der Tür gehorcht hatte, mit Glanz vor die Tür gesetzt wurde.

Und kurze Zeit darauf sorgte Mariken Burmester selbst dafür, daß die Kaffeegespräche über sie zum Schweigen kamen. Sie erschien eines Tages mit geröteten Wangen bei ihrer Marleentante, berichtete mit flammenden Augen über eine Auseinandersetzung zwischen ihr und ihrem Brotherrn, in der dessen Charakter in unzweideutiger Weise hervorgetreten sei, und bat um Wiederaufnahme in den Lünkschen Familienkreis. Marleentante nahm sie mit freudigen Armen auf, denn sie hatte Aussicht, alle ihre oberen Zimmer an Sommergäste zu vermieten. Auch Herr Ubbe tom Holte, berichtete sie, habe sich nach halbjährigem Schweigen auf einer Ansichtspostkarte mit Gitarre und Zubehör für den Sommer angemeldet und lasse alle seine Freunde und namentlich auch sie, Marikenwäschen, herzlich grüßen. Harm Maak lief in diesen Tagen mit einer feurigen, stark geschwollenen Backe umher und erzählte seinen kommunalpolitischen Freunden, wenn sie ihn darum befragten, es komme von der schändlichen Zugluft.

* * *

Es war merkwürdig, trotz der vorteilhaften Verpachtung, trotz des flotten Arbeitens der Ziegelei, trotz der vielen ausgeschachteten Kubikmeter, für die Harm Maak pünktlich an jedem Vierteljahrsersten in Hein Lünks kleinem Privatzimmer das Geld bar auf den Tisch legte, trotz der aufs beste geordneten Geldverhältnisse des Hofes, trotz der jetzigen vorteilhaften Art der Bewirtschaftung, trotz der guten Zeiten und Marktpreise, trotzdem alle Welt Geld hatte — so leer wie in dieser Zeit war Gerd Wübbes Sekretärklappe noch nie gewesen. Woher kam das?

Gerd Wübbe grübelte daheim oder unterwegs, wenn er bei Matten Knoop oder Hein Lünk oder Wilhelm Steffens oder Jan Achterbrack ausspannte, um die trägen Lebensgeister durch einen Zwischentrunk wieder geschmeidig zu machen, mit allen Kräften darüber nach. Aber er konnte es nicht herausbekommen. Kam es daher, weil alles: Hafer, Knechtelöhne, Lebensunterhalt immer teurer wurden? Brachten seine Leute heimlich Korn auf die Seite? Betrog der Müller beim Mehl? Der Bäcker beim Backen? Übervorteilten ihn die Aufkäufer bei den Abschlüssen? Oder kam es daher, weil alte Freunde und Nachbaren, die bisher mit Gefälligkeiten und Kleinigkeiten immer willig ausgeholfen hatten, wie das so unter

Bauern Brauch ist, plötzlich Schwierigkeiten machten? Alles das konnte, wenn er die gesamten Hofeinkünfte überschlug, doch nichts ausmachen. Oder kam es daher, weil hier und da und dort alte Bekannte, die zum Viehankauf oder zum Zinstermin einmal eine kleine Summe hergeliehen hatten, wie auf Verabredung alle hintereinander auftauchten und ihr Geld zurückverlangten? Es war eine ganz merkwürdige, eine einfach niederträchtige Geschichte.

Gerd Wübbe saß bei Hein Lünk hinter seinem Glas Nr. 4. Da hielt draußen neben seinem Spannwerk ein zweiter Wagen. Der dazu gehörige Bauer kam herein und setzte sich zu Gerd Wübbe an den Seitentisch.

„Tag, Fritz Mattens", sagte Gerd Wübbe. „Mal aus Moorwisch ganz nach Langendeich gereist? — Hein Lünk, ein Glas Grog für Fritz Mattens."

Fritz Mattens war ein alter Moorwischer Jugendfreund Gerd Wübbes, von dem er vor zwei Jahren dreihundert Mark geliehen hatte.

„Danke, Wübbe," sagte Fritz Mattens, „nichts will ich trinken." Und leise setzte er hinzu: „Aber meine dreihundert Mark will ich von dir wieder haben."

„Nanu? Auf den Sturz?" fragte Wübbe verdutzt. „Meinst du, daß ich meine blauen Lappen in der Knipptasche mit mir rumschlepe?"

„Wir können ja zusammen nach deinem Hause fahren," erwiderte Mattens, „und du gibst sie mir da."

Mattens hatte in einer ganz unangenehmen Tonart gesprochen. Gerd Wübbe ärgerte sich, in öffentlicher Wirtschaft wegen solcher Lumperei gemahnt zu werden.

„Ich kann jetzt nicht umkehren," sagte er kurz, „ich schicke dir die paar Kröten morgen mit der Post."

„Vergiß es aber nicht, Wübbe," sagte Mattens, „sonst hast du übermorgen von Bergstädt 'nen Zahlungsbefehl. 'tjüs, Wübbe."

Mattens stand auf, trank am Träsen einen Schluck und fuhr mit seinem Wagen den Weg, den er gekommen war, zurück.

In der Wirtsstube war nur Hein Lünk.

„O Hein Lünk, auf ein paar Worte", sagte Wübbe. „Dieser Kerl! Dieser Mattens! Mahnt mich in deiner Wirtschaft und um dreihundert Mark, und weil ich das Geld nicht bei mir habe, will er mir 'nen Zahlungsbefehl schicken. Hat man so was jemals gehört? Als ob Wübbeshof keine dreihundert Mark mehr wert wäre! — Kannst du mir die drei blauen Lappen nicht aus deiner Schieblade herüberreichen? Dann fahr ich ihm nach und steck sie ihm in die Hand, diesem Pracher. Übermorgen hast du sie wieder."

Hein Lünk schüttelte mit dem Kopf.

„Ne, Wübbe, das kann ich nicht. Und das tue ich auch nicht. Und weil du gerade von Schuldenbezahlen sprichst: in meinem Buch stehst du auch noch mit über hundert. Ich brauche das Geld, es wäre mir lieb, wenn ich's bald kriegte."

„Nun kommst du mir auch mit solchem Läpperkram?" sagte Wübbe wütend. „Auf den Sturz hinterher. Ihr habt euch ja wohl verabredet?"

„Und dann," fuhr Hein Lünk fort, ohne sich gegen diese Verdächtigung zu verteidigen, „wäre es mir überhaupt lieb, wenn du das, was du hier trinkst, immer gleich bar bezahlen wolltest. Ich bezahle meine Lieferanten auch bar."

„So behandelst du deinen besten Kunden", fuhr Wübbe auf.

„Ich habe dich als Kunden nicht in mein Haus hereingezogen", erwiderte Lünk. „Und offen gestanden, an Kunden, die wegen meiner Wirtschaft ihre Wirtschaft versäumen, liegt mir auch gar nichts."

Da sprang Wübbe auf, setzte sich auf seinen Wagen und fuhr nach Haus, übergab das Gespann den Knechten und ging nach Harm Maak herum.

Er traf ihn nicht an. Ihr Mann sei für einige Tage zum Vieheinkauf verreist, sagte Ilsabe Popp.

Gerd Wübbe ging unschlüssig auf dem Deich hin und her und überlegte. Das war ja die reine Verschwörung, die reine Schicksalstücke war es. Lumpige dreihundert Mark, so gut wie nichts, mußte er plötzlich schaffen, wenn ihm das Gerichtsschreiben nicht durch den Postboten ins Haus und damit in der Leute Mund gebracht werden sollte. Nun, das war am Ende nicht so schlimm. Aber was würde Trina Groot sagen? Sagen vielleicht nichts. Sie sprach nicht mehr viel mit ihm. Aber ansehen würde sie ihn mit ihren hellen, durchdringenden Augen, denen nichts vorzutäuschen war, in denen Anklage und Richterspruch wie in einem kaltglasigen Spiegel standen.

Womit dies Loch, dies vertrackte, belanglose und für den Augenblick doch so verhängnisvolle Loch zustopfen? Denn wenn Mattens mit seiner Läpperklage kam, so war es gewiß, daß fünf, sechs andere hinterher kamen.

Da kam eine lange, hagere Gestalt mit hohem Zylinder, schwarzer Schöttelbüx und langausflatternden Rockschlippen den Deich entlang. Das war Tüns Puttfarcken, der dem schönen Tag und seiner eigenen feierlichfröhlichen Stimmung zuliebe anstatt um sechs Uhr schon um drei Uhr Werkstattschluß gemacht hatte. Das letzte Stück einer Intarsiabrautausstattung war fertig geworden. Er warf der lieben Sonne, der blanken Elbe und den bunten Blumen selige Blicke zu, sollte aber bald die Erfahrung, die er schon oft in seinem Leben gemacht hatte — daß ungetrübte Freude nicht lange währt — auch heute machen. Eine Hand erfaßte ihn am Ärmel seines braunen Abendmahlsrocks, und eine Stimme sagte: „Tüns, hast du einen Augenblick Zeit für mich?"

Tüns sah in das gerötete Gesicht seines Nachbarn Gerd Wübbe, und über seine fröhliche Miene fiel ein Schatten. Aber der verflog schnell. Tüns sagte freundlich: „Ich bin mein eigner Mann, Gerd, von anderer Arbeit frei — warum sollte ich für dich nicht Zeit haben?“

Vor seinem alten Tünsnachbar hatte Gerd Wübbe eine ähnliche Scheu wie vor seiner Stiefmutter Trina Groot. Darum hatte er ihn bislang auch noch nicht angeborgt. Heute mußte es sein, er wußte keinen anderen Ausweg. Er setzte ihm kurz die Sache auseinander, und Tüns Puttfarcken erwiderte in seiner gelassenen Weise: „Das Geld kannst du haben, Gerd. Ich habe eine Brautausstattung abzuliefern. Das bringt einen hübschen Beutel voll. Komm nur morgen nachmittag gegen drei Uhr herum, dann kannst du die dreihundert Mark bekommen.“

Gerd Wübbe atmete auf. Das war leichter gegangen, als er gedacht hatte. Nun konnte er den alten hilfsbereiten Tünsnachbar doch nicht so bums auf dem Deich stehen lassen, er schloß sich ihm also an und erging sich in Vorwürfen über die anderen guten Freunde und Nachbarn, die ihn plötzlich behandelten, als ob er kein großer Bauer, sondern ein Pracher wäre.

„Sie tun, als ob ich insolvent wäre“, schloß er. „Du weißt doch auch, Tüns, daß das nicht so ist. Durch die Ziegelei werde ich noch einmal ein reicher Mann. Also woran mag es liegen?“

Tüns Puttfarcken wiegte seinen schlohweißen Kopf mit dem himmelhohen Zylinder hin und her — es sah aus, ob ein altes, weiß angestrichenes Dampfschiff mit seinem langen schwarzen Schlot auf einer Dünung hin und her schwankte — und sagte nach einigem Besinnen: „Ja, mein lieber Gerd, ich glaube, das kann ich dir wohl erklären, aber du mußt nicht böse sein, wenn ich dir reinen Wein einschenke. Du kennst wohl aus deinem Schullesebuch das Lied von dem Riesen Goliath? Sieh mal, von dem seiner Natur steckt auch was in euch Wübbes. Ihr Wübbes habt ein großes Maul von jeher gehabt, und das Hirn darüber ist bei dir man klein. Ich will dich nicht verletzen, ich sage es nur in den Worten des Gleichnisses. Damit will ich nämlich besagen: du taxierst zweierlei nicht richtig ein, dich selbst und die Welt. Sieh mal, wenn du ein richtiger Bauersmann wärst, der frühmorgens, wenn der Tau noch fällt, vergnügt in sich in dem Nebel aufs Feld hinausgeht, dann würde dir der böse Feind in deinem Herzen keine Not machen. Der böse Feind, Gerd, der sich aus der Rumbuddel in deinen Kopf gestohlen hat und das Hirn darin klein macht. Du würdest ihn schief und krumm geschlagen haben und tot gepflügt und gehauen und gegraben und ihn um und um gemäht haben. Aber du bist kein Bauersmann nach dem Sinn Matthias Claudius', du hast deinem Hof keine Pflege angedeihen lassen und willst ohne Arbeit reich werden, indem du die schwarze Ackerkrume in rote Mauersteine verwandelst. Das hat dir ein anderer geraten, der auch mit dem Riesen Goliath Ähnlichkeit hat, nur daß sein Hirn größer ist als deins. Von dem aber wenden sich die rechten Bauern ab. Und darum wenden sie sich auch von dir ab, weil du in seinen Räderspuren gehst. An ihn können sie nicht heran, denn in Israel ist bislang noch kein David erstanden, der ihm den Stein an den Brägen wirft. Zur Zeit wirft er mit Steinen, und die backt er sich aus deinem heiligen Ackerboden. Wenn er aber ausgebackt hat und einen großen Fall getan hat, Gerd, was ist dann? Dann liegt er da mit seinem Loch in dem Kopf, und du liegst daneben. Ihm wünschen sie's bloß, aber daß es mit dir einmal so kommen wird, wenn du nicht aufhörst, ihm die Steine zu reichen, das sehen sie jetzt schon voraus. Er hat einen großen Namen, aber keinen guten Ruf: du hast beides einmal gehabt und hast beides nicht mehr. Das muß ich jedesmal denken, wenn ich den alten Wübbeschen Hausbalken aus dem Jahre des Herrn 1694 betrachte, der nun als verworfener Eckstein neben meiner Scheunenwand liegt. Und darum — sei mir nicht böse, wenn ich dir das auch gleich sage — komme ich als Nachbar nicht mehr in dein Haus, weil ich es nicht mitansehen kann, wie meine Freundin, Trina Groot, die euch und eurem Hof als Mutter den großen Ruf geschaffen hat, jetzt auf ihrem Stuhl und den Trümmern ihres Lebenswerks dasitzt wie die Juden an den Wassern von Babylon.“

„Von Trina Groot schweig still,“ rief Gerd Wübbe heftig, „von der will ich nichts hören. Die hat immer nur regieren wollen. Die ist an allem Unglück schuld.“

„Es gibt Menschen,“ erwiderte Tüns Puttfarcken ruhig, „die ihr ganzes Leben lang regiert werden müssen, weil sie selbst es nicht können. Zu denen gehörst du, Gerd. Trina Groot kennst du ebensowenig, wie du die Welt kennst. Die Welt urteilt nach dem Wandel und nach dem Ruf. Der hat dir deinen Kredit genommen und nimmt ihn dir täglich mehr. Nun denk über das nach, Gerd Wübbe, was ich dir als Freund gesagt habe, und vergiß nicht, daß deine beste Freundin in deiner eigenen Döns sitzt. Das ist deine Stiefmutter Trina Groot.“

Tüns sagte sich, während er diese Rede vorbrachte, daß, wenn diese Rede auf einen verstockten Sünder nicht wirke, auch keine andere es tun würde. Aber Tüns bedachte nicht, daß er dabei einen Fehler gemacht hatte. Er hatte Gerd Wübbe zuerst das Darlehn und dann die Ermahnung gegeben. Wenn er die Natur geborener Pumpgenies gekannt hätte, so

würde er gewußt haben, daß auch die wuchtigsten, nachträglichen Strafpredigten auf so einen Bruder Leichtfuß nicht mehr den geringsten Eindruck machen, sobald er aus dem Druck heraus ist.

So war es auch mit Gerd Wübbe. Nachdem er sich von Tüns getrennt hatte, schüttelte er sich wie ein Pudel und machte sich auf den Nachhauseweg, um dort an seinem Sekretär seine übrigen Läpperausstände einmal zusammenzurechnen. Tüns' Rede hatte ihn aber mit neuer großer gerechter Abneigung gegen seine Stiefmutter Trina Groot erfüllt; er sagte sich also, daß er den Überschlag seiner Kleinigkeitsschulden ebensogut in einer Wirtschaft als in seinem Hause vornehmen könne. Da er sich bei Hein Lünk sozusagen selbst hinausgeworfen hatte, ging er bis Jan Achterbrack hinauf, aber hier traf er verschiedene Kommunalpolitische, die ihn nicht zur Aufrechnung kommen ließen, da sie über wichtige Gemeindefragen berieten und zugleich eine neue Sorte Doppelkümmel probieren mußten, den Jan Achterbrack aus Bergstädt mitgebracht hatte. Schließlich blieb die Rede, wie gewöhnlich, an Harm Maaks Generosität hängen, und als Gerd Wübbe am späten Abend nach Hause zog, stand es bei ihm fest: am besten sei es, wenn er auf sein Grundstück eine neue solide Hypothek nähme. Die mußte und würde Harm Maak hergeben.

Gerd Wübbe hatte sich in seinem Freunde Maak auch nicht getäuscht. Es ging mit der Hypothek Nr. 4 ebenso glatt wie mit den drei ersten. Jetzt, wenn er rechnete, standen also auf seinem Hof, der unter Brüdern seine hunderttausend Mark, wenn nicht mehr, wert war, sechzigtausend Mark Hypothekenschulden. Sie legten ihm allerdings eine Zinslast von jährlich dreitausend Mark auf, aber was machte das aus? Die wurden ja aus den laufenden Kleinpachtgeldern reichlich gedeckt. Die Erträgnisse aus dem übrigen unter Pflug und Spaten befindlichen Teil des Hofes waren also reiner Verdienst, und sobald die Deichpflasterung kam, mußte der Hof durch Amortisation in ein paar Jahren gänzlich schuldenfrei werden.

* * *

Aber die Deichpflasterung kam nicht. Dafür tat sich im benachbarten Moorwisch eine zweite Ziegelei auf, die die gute Baukonjunktur gleichfalls zu benutzen gedachte. Es kamen Bauhandwerkerstreike, die die Löhne in die Höhe trieben, es kam ein ungünstiges Erntejahr, in dem die Baulust abflaute. Und es kam ein Quartalserster, an dem Gerd Wübbe in Hein Lünks kleinem Privatzimmer — den Bann gegen die Lünksche Wirtschaft, in der es sich von allen am gemütlichsten saß, hatte Gerd Wübbe längst aus eigenen Stücken wieder aufgehoben — vergeblich auf seinen Freund Harm Maak und das Geld für die ausgeschachteten Kubikmeter wartete.

Gerd ging nach dem Maakschen Hof, um sich das Geld zu holen. Aber Maak erklärte, er habe kein Geld liegen. Wübbe müsse bis zum Ersten warten.

„Das wird wohl schlecht gehen", sagte Wübbe. „Du mußt Rat schaffen, Harm, ich hab das Geld nötig."

„Komm mit in die Döns", sagte Maak. „Wir wollen Abrechnung halten."

Das Mädchen mußte Rum und heißes Wasser bringen, Harm Maak holte seine Bücher und Papiere aus dem Geldschrank und breitete sie schweigend und umständlich auf dem Tisch vor Gerd Wübbe aus.

In Gerd Wübbe stiegen unheimliche Gefühle auf.

„Also, sieh mal her, Wübbe," sagte Maak, „es ist das Winterquartal gewesen, die Ziegelei hat so gut wie still gelegen, gefördert ist wenig. Wir konnten erst im März anfangen. Du hast zu bekommen," er rechnete, „für soundso viele ausgeschachtete Kubikmeter vierhundertfünfzig Mark."

„Mehr nicht", rief Wübbe. „Bist du verrückt?"

„Wir wollen hoffen, daß es im Sommer mehr wird," bemerkte Maak, „falls ich in diesem Jahr den Betrieb nicht ganz liegen lasse."

„Oho," rief Wübbe, „und unser Kontrakt."

„Hier ist er," sagte Maak, „wir wollen ihn schnell mal durchlesen. Nach dem Kontrakt bin ich berechtigt, aus deinem Grundstück jährlich bis zehntausend Kubikmeter Erde ausschachten zu lassen nach Maßgabe der Baukonjunktur."

„Nein," schrie Wübbe, „dazu bist du verpflichtet, mein Junge. Du hast mir damals bei Hein Lünk gesagt, wenn du darauf eingehst, verpflichte ich mich, jährlich zehntausend Kubikmeter Erde auszuschachten. Deine Frau hat dabeigesessen."

„Nach Maßgabe der Baukonjunktur, Wübbe, habe ich gesagt", sagte Maak. „Das ist doch ganz selbstverständlich. Wenn die Leute keine Häuser bauen, was soll ich dann mit deiner Kleierde?"

„Dann hast du mich ja in der Hand, Mensch", rief Gerd Wübbe in heller Verzweiflung. „An drei Teilen hast du meine große Südparzelle von einem Graben bis zum anderen quer durchgeschachtet. An drei verschiedenen Stellen, so daß man von dem einen Stück nach dem anderen gar nicht mehr hinkommen kann. Daß es sich gar nicht mehr bewirtschaften läßt. Nein, mein Junge, so war unsere Abmachung nicht getroffen, von meiner Seite nicht. Dann kannst du, wenn es dir paßt, die große Parzelle, die Halbscheit von meinem Hof, ja einfach liegen lassen, und ich bin ein Schnurrer."

„Ich habe dich nicht in der Hand, Wübbe," erwiderte Maak, „uns beide hat die Konjunktur in der Hand. Schaffe mir eine gute Konjunktur, und ich schachte dir kontraktmäßig deinen Grund und Boden weg. Glaubst du, ich will dich betrügen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Schule in Jokohama.

Von O. H. Michel. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Vor wenig Monaten noch erhielt ich auf dem Umweg über eine amerikanische Deckadresse meine letzte Nachricht aus Japan. Wahrscheinlich ist das betreffende neutrale Postschiff dem Späherauge des „die Rechte der kleineren Staaten schützenden" England zufällig entgangen, da nicht anzunehmen ist, daß der britische Zensor ein Schreiben unbeanstandet durchgelassen hätte, das u. a. inhaltlich folgende Mitteilungen enthielt: „Während der ganzen Dauer des Kriegzustandes zwischen Deutschland und Japan ist der Unterricht an der deutschen Schule in Jokohama nicht unterbrochen worden. Die dortige deutsche Jugend erhält auch jetzt einen geregelten Unterricht und wird weiterhin im deutschen Sinn erzogen, ohne daß die Schule und die Arbeit in ihr einer kleinlichen Aufsicht durch die japanischen Behörden unterworfen wären." (Diese werden sicher wissen, daß sie dem Takte deutscher Lehrer und der dort lebenden Deutschen vertrauen dürfen.) „Die Schülerzahl beträgt nach Abgang einiger englischer Kinder, aber einschließlich solcher neutraler Staaten 38." (Eingeborene Kinder sind grundsätzlich zu keiner Zeit aufgenommen worden, auch ist die Landessprache nicht Gegenstand des Unterrichts.) „Der mit der Schule verbundene Kindergarten wird auch jetzt von einer deutschen Kindergärtnerin geleitet. Der Lehrer an der Schule konnte seinerzeit rechtzeitig nach Tsingtau gelangen, hat als Offizier den furchtbaren Kampf mit der heldenmütigen Besatzung bis zum Ende mitgemacht und befindet sich jetzt in japanischer Gefangenschaft. Seine Stelle ist von einer Dame der deutschen Kolonie in Jokohama, die früher selbst Lehrerin an der dortigen Schule war, bereitwillig vertretungsweise übernommen worden. Den Religionsunterricht erteilt nach wie vor ein Theologe, der in Tokio wohnende Vertreter des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins."



Jungdeutschland in Jokohama.

Der Unterhalt einer deutschen Auslandschule stellt schon in Friedenzeiten hohe Anforderungen an den Opfersinn der Mitglieder deutscher Auslandgemeinden. Nun aber einerseits in den bösen Zeiten des Weltkrieges mit dem fast völligen Stocken von Handel und Wandel die Einnahmequellen zum Teil gänzlich versiegt sind, nun es andererseits gilt, zur Unterstützung in Not geratener Landsgenossen neue, nicht unerhebliche Ausgaben den schon bestehenden pekuniären Lasten hinzuzufügen, wo, wie in Japan, noch die Hilfstätigkeit für die gefangenen Helden Tsingtaus als selbstverständliche Dankespflicht hinzutritt, da ist es um so höher anzuschlagen, daß unsere also belasteten Auslandsbrüder alles daransetzen, die deutsche Schule, die Pflanz- und Pflegestätte nationalen Gefühls und Sinnes unter der Jugend, in vollem Umfang aufrechtzuerhalten. Sie halten Treue dem Deutschen Reich, dem Boden, der sie geboren, und den auch ihre Kinder einst als heiliges Land betrachten lernen sollen. Und sie sind es wert, daß wir als geringes Zeichen unseres Dankes für ihre Heimattreue von ihren Opfern und der Schule Arbeit in gedrängter Kürze sprechen.

Gegründet wurde die Deutsche Schule in Jokohama im September 1904. Das hervorragendste Verdienst an der Verwirklichung des deutschen Schul- und Er-

ziehungsgedankens gebührt dem damaligen Vertreter des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Tokio, Herrn Pfarrer Dr. Haas. In Anbetracht seiner Verdienste um die Gründung der Schule wurde Dr. Haas auch mit der technischen Leitung betraut, welchen Posten er gleichfalls mit treuer Sorgfalt bis zu seiner endgültigen Heimkehr nach Deutschland im Jahre 1908 ausgefüllt hat.

Begonnen hatte die Schule mit 9 Kindern, die Besuchzahl stieg aber bereits nach einem halben Jahre auf 14, betrug im Juli 1906 sechzehn, erreichte Ende des Schuljahres 1906/07 die Höhe von 20 und war im darauffolgenden Jahr auf 28 angewachsen. Bei meinem Amtsantritt im September 1908 konnten wir den Unterricht mit 36 Schülern beginnen. Mit geringen Schwankungen blieb der Besuchstand auch während der folgenden Jahre auf dieser Höhe.



Kindergarten.

Welch starke Anforderungen an die Gebefreudigkeit unserer Landsgenossen im Auslande für Schulzwecke gestellt werden, geht u. a. aus den Kassenberichten des Schulvereins zu Jokohama hervor. Für das Jahr 1912/13 betrug er in Einnahme und Ausgabe je 46144 Mark. Die deutsche Kolonie Jokohamas bezifferte sich seinerzeit einschließlich Frauen und Kinder auf rund 400 Personen. Es wird ohne weiteres zugegeben werden müssen, daß die für die Schule aufzubringende Summe selbst abzüglich der Beihilfe seitens des Deutschen Reiches (3000 Mark) und der eingegangenen Schulgelder (7653 Mark) eine sehr hohe genannt werden muß. Die meisten anderen Schulgemeinden des Auslandes wenden übrigens für die Erziehung ihrer Jugend in deutscher Weise und zu deutscher Art ähnliche Summen auf.



Vor einem Nadelbusch.

Besonders hervorgehoben soll noch werden, daß die Schweizer Jokohamas mit den Reichsdeutschen nach mancher Hinsicht, wo es galt, die allgemein deutschen Vorteile wahrzunehmen, innige Gemeinschaft hielten, besonders aber an der glücklichen Durchführung des Schulschiffes durch Klippen und Untiefen hervorragenden Anteil gehabt haben. Ein Schweizer Kaufmann stellte, um nur einige Beispiele anzuführen, ein ihm gehöriges Haus bis zur bezugsfertigen Herstellung des besonders Schulzwecken dienenden „Deutschen Hauses" auf mehrere Monate kostenlos dem Schulverein als Lehrerwohnung zur Verfügung; ein anderer Schweizer hat der deutschen Schule in Jokohama ein Vermächtnis von 8000 Yen (16800 Mark) hinterlassen. Die Zahl der unsere Schule besuchenden Schweizer Kinder wechselte; im Höchstfalle machte sie 40% der Gesamtschülerzahl aus. Das vorhin erwähnte „Deutsche Haus" war eine Gründung der Deutschen Jokohamas und Tokios gelegentlich der Silberhochzeitfeier des deutschen Kaiserpaares und zeugt ebenfalls von ihrem Opfersinn für Stärkung deutschen Wesens und Förderung deutscher Kultur im fernen Osten. Die Kosten des Hauses, dessen Vollendung durch mannigfache, nicht vorherzusehende Zwischenfälle verzögert und verteuert wurde, beliefen sich insgesamt auf fast 100 000 M. Nicht unbeträchtlich stiegen die Herstellungskosten u. a. auch infolge eines sehr heftigen und lang andauernden Erdbebens am 13. März 1909, durch welches das halbvollendete Gebäude schwere Beschädigungen erlitt. Einzelne Mauern mußten von Grund auf neu errichtet werden. Das D. H. erhielt im Erdgeschoß helle gesunde und gut ausgestattete Schulräume nebst einem großen Kirchensaal, der gelegentlich auch zu Vortrags-, Konzert- und Festzwecken benutzt wurde. Im sehr geräumigen oberen Stockwerk war die Wohnung für den Lehrer eingerichtet. Das Haus lag auf der höchsten Stelle des in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Europäern zur Niederlassung zugewiesenen Hügels und gewährte einen prächtigen Ausblick auf einen großen Teil des ständig belebten Hafens; über freundlich bewaldete Hügel, über grüne Matten und wohlgepflegte Felder schweifte das Auge hin zur südlichen Küste der kleinen Halbinsel, und



Damen der deutschen und schweizerischen Kolonie in Jokohama.

von Westen her grüßte in majestätischer Schönheit Japans heiliger Berg, der Fudschi, herüber. Mit Recht konnten gelegentlich einer Besichtigung des Hauses durch Se. Exz. Frhrn. Mumm v. Schwarzenstein, damals deutscher Botschafter in Tokio, und den der Botschaft attachierten Prinzen Heinrich XXXIII. von Reuß die beiden Herren neben anderm Rühmlichen besonders die selten schöne Lage hervorheben. Leider ist das mit so großen Mühen und Kosten entstandene Denkmal deutschen Sinnes und deutscher Treue unserer Landsleute im fernen Osten bereits im Jahre 1913 ein Raub der in Japan so häufigen Brände geworden. Die Schule fand eine vorläufige Unterkunft in den leerstehenden Räumen des ehemals deutschen Marinehospitals.

Über den technischen Unterrichtsbetrieb soll hier weiter nicht geredet werden. Gesagt mag nur werden, daß von den an der Schule tätigen Lehrkräften mit Eifer und Treue gearbeitet worden ist, so daß der Schulvorstand in seinem 7. Jahresbericht betonen konnte: „Die Leistungen unserer Schule haben eine erfreuliche Anerkennung dadurch gefunden, daß frühere Zöglinge derselben, die jetzt Schulen in ihrer Heimat (Oberrealschulen, Realgymnasien, Lyzeen. D. V.) besuchen, dort das von ihrer hiesigen Vorbildung erwartete Fortkommen gefunden haben.“ Nicht unerwähnt aber dürfen hierbei bleiben die mannigfachen Wanderungen der Lehrer mit ihren Schülern durch die wirklich selten herrlichen Landschaften des lieblichen Inselreichs und besonders die Besuche industrieller Unternehmungen, die den Kindern neben rein geistigem Gewinn manchen Segen für ihr vaterländisches Empfinden zu gewähren geeignet waren. Oft ist es vorgekommen, daß Japaner selber uns mit besonderem Stolz die deutschen Maschinen ihrer Betriebe zeigten und die deutsche Arbeitsmethode hervorhoben. Durch



Unser Schuldiener in Reisstrohmantel und Regenhut.

die dankenswerte Vermittlung eines deutschen Ingenieurs erhielt ich einmal mit meinen größeren Schülern Zutritt in eine Wollspinnerei Tokios, die nach den Angaben des uns führenden Leiters der Fabrik gegen 4000 Arbeiter beschäftigen sollte, und deren bestarbeitende Maschinen aus deutschen Werkstätten stammten. In der von Deutschen gegründeten und von deutschen Fachleuten geleiteten Kirin-Bierbrauerei Jokohamas, der größten und leistungsfähigsten Japans, stampften gleichfalls nur deutsche, mustergültige Maschinen und erzählten uns von deutschem Fleiß und deutscher Technik. In dem Setz- und Druckraum unserer „Deutschen Japan-Post“ mit, nebenbei gesagt, ebenfalls deutschen Maschinen neuester Bauart wurden wir daran erinnert, daß Meister Gutenberg ein Landsgenosse gewesen. Besondere und immer wieder mit großem Jubel begrüßte Freudentage waren es, wenn die Ordonnanz dieses oder jenes gerade im Hafen von Jokohama ankernden Kriegsschiffes unseres Ostasiatischen Geschwaders uns eine Einladung seitens der Offiziersmesse überbrachte.

Die Sorgenkinder unserer Anstalt waren zumeist die Kinder national gemischter Ehen. Lag doch bei ihnen, die z. T. ihr deutsches Vaterland noch nie mit eigenen Augen gesehen, die bis zu ihrem Schuleintritt die deutsche Muttersprache vielfach nur von den deutschen Gästen ihres Vaters gehört hatten, gar zu leicht die Gefahr nahe, daß mit der fremden Sprache undeutsches Wesen völlig von ihnen Besitz nehmen könnte. Diesen Gefahren entgegenzuarbeiten, mußte unser Hauptbestreben sein, und wo der starke Einfluß der Mutter der Schule nicht geradezu entgegenarbeitete, ist unsere Arbeit von schönem Erfolg gekrönt worden.

Um die größten sprachlichen Schwierigkeiten im Unterricht zu beheben, wurde nach langen Verhandlungen im Herbst des Jahres 1911 der Schule ein Kindergarten vorgegliedert. Dadurch erhielt ein Gedanke Form und Gestalt, für den ich mit lauten Worten und leisen Überredungskünsten seit der Zeit bald nach meinem Amtsantritt dortselbst unablässig zu werben bemüht gewesen war. Die Hauptursache des anfänglichen Widerstandes war abermals die Geldfrage. Aber als man dann endlich die Probe auf das Exempel machte und eine Zeichnungsliste herumgehen ließ, da zeigte sich wiederum, daß unsere Japandeutschen für vaterländische Kulturaufgaben ein warmes Verstehen und ein gebefreudiges Herz besaßen, da kamen in kurzer Zeit fast 2000 Yen (= 4200 M.) zusammen, eine Summe, die über die Erwartung weit hinaus ging. Und wiederum hatten die Angehörigen der Schweizer Kolonie sich bestrebt, den Reichsdeutschen in ihrer Opferfreudigkeit für deutschvölkische Bestrebungen kultureller Art in nichts nachzustehen.

Wie leicht begreiflich, brachten besonders die Damen dieser Schule der Kleinsten regste Anteilnahme entgegen, suchten durch selbständige Sammlungen unter sich den Grundstock des Geldfonds zu erhöhen und machten sich reich verdient durch Überweisung der für die Einrichtung und den Betrieb eines Kindergartens notwendigen Gegenstände, wie Schulmöbel und Hilfsmittel für den Unterricht. Ja, als unsere erste Kindergärtnerin nach kaum einjähriger Tätigkeit einer schweren Krankheit erlag, übernahmen zwei Damen völlig unentgeltlich aushilfsweise die Fortführung des jungen Unternehmens bis zur Heraussendung einer neuen, sachlich vorgebildeten Leiterin durch das Auswärtige Amt in Berlin.

Soweit ich nach meinen fünfjährigen Erfahrungen im fernen Osten und nach meiner Kenntnis des japanischen Volkscharakters zu einem Urteil in der Lage bin, hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß auch weiterhin den deutschen Schulunternehmungen in Jokohama wie in Kobe seitens der dortigen Landesregierung keine Schwierigkeiten werden in den Weg gelegt werden.

Sommerabende.

Von Gertrud Papendick.

Über den dunklen Dächern steht ein hoher, heller Himmel, an dem weit hinten, tief unten noch ein letzter, matter Goldglanz schimmert. Und die Bäume sind alle so still geworden, als wären sie zu Wächtern bestellt über den leisen Schlummer der Gärten. Die dehnen sich unwirklich weit in der gespenstischen Halbhelle des Abends. Die Zäune sind versunken, die Grenzen sind verwischt, und alle Häuser stehen wie verloren in der tiefen, grünen Wildnis. Ich habe als Kind nie verstehen können, wie die Menschen es fertigbrachten, mit lauter Stimme alltägliche Worte in solche Stille hineinzusprechen.

Heute höre ich es gern, wenn auf der abendlichen Straße Menschen gehen, und wenn im Schatten der Lindenkronen eine tiefe Stimme spricht oder ein Mädchenlachen klingt. Die Schritte hallen lauter als am Tage, und Worte, die jetzt durch die Luft gehen, tönen klarer und haften länger. Und doch haben die wandernden Füße die Ruhelosigkeit aus hellen Stunden verloren; sie schreiten langsam mit der glücklichen Muße der Müden, und wenn sie eilen, dann hat ihr Tritt die sehnsüchtige Freude einer Erwartung. Und alle Stimmen sind in diesen Stunden wie eingehüllt in eine zärtliche Wärme, die aus dem dunklen Laub herabsinkt und aufsteigt aus den Kelchen schlafender Sommerblumen.

Am liebsten aber höre ich an solchen Abenden auf der Straße die Kinder spielen. Es sind immer dieselben, und ich kenne sie alle an den Stimmen. Sie wohnen nicht weit voneinander, ein paar gegenüber, ein paar nebenan, ein paar um die Ecke. Und wenn nur noch draußen Licht ist, in den Häusern nicht mehr, dann finden sie sich zusammen, ohne Zeichen, ohne Verabredung, so wie Tiere des Waldes, die den gleichen Wechsel haben. Und es ist, als würde aller Lebenswille dieser kleinen Menschenkinder so recht zur Tat erst in dieser letzten Stunde vor dem Schlafengehen, die wie ein Geschenk ist, und von der sich keins auch nur die Dauer eines Atemzuges gutwillig nehmen läßt. Sie spielen immer dieselben Spiele. Sie werden nicht müde, sich jeden Abend von neuem hinter denselben Bäumen zu verstecken und mit Freudengeheul aus der Finsternis der Hauseingänge vorzustürzen. Ich weiß, welche die besten Verstecke sind, ohne sie mir je angesehen zu haben. Und ich höre mit einer Art Andacht zu, wenn da unten die tiefsinnige Poesie des Abzählens laut wird, der die frischesten Kinderstimmen nichts von der bewährten Eintönigkeit nehmen können. „Annchen, Dannchen, Dittchen, Dattchen, Zebra, Bebra, Bittchen, Battchen ...“ Ich erinnere mich, daß ich als Kind immer einen geheim-

nisvollen Schauer empfand, wenn dieser Vers die Runde machte. Ich war dann dem Schicksal auf Gnade oder Ungnade in die Hand gegeben.

Es ist da eins unter den Kindern, ein Mädchen, dessen Stimme höre ich immer aus allen anderen heraus. Sie ist so laut und so hell, daß ich manchmal Angst habe, es könnte etwas springen in dieser kleinen, energischen Kehle. Ich weiß nicht, was für ein Kind das ist. Es kann die Tochter der Mangelfrau sein, die an der Ecke wohnt, aber auch ebensogut eine andere. Doch wenn abends das Getrappel der kleinen Füße angeht und ich diese wilde, hohe Stimme höre, die förmlich etwas Bezwingendes hat, dann denke ich mir ein Mädel, zehnjährig vielleicht und lang aufgeschossen, auf flinken dünnen Beinen, mit einem Paar verwehter blonder Zöpfe und zwei blitzhellen Augen im heißgelaufenen Gesicht. Gott erhalte dir deinen fröhlichen Sinn und deine gesunde Kraft, du kleines deutsches Mädchen!

An jedem Abend kommt dann ein Augenblick, da fällt es wie ein großer, jäher Schatten auf die Fröhlichkeit der dämmerhellen Straße. Es ist, als wäre es plötzlich dunkler geworden. Irgendwo hat sich ein Fenster aufgetan, von irgendwo hat jemand gerufen. Und die lustigen kleinen Vögel sind auf einmal verstummt. Sie flattern auseinander und kriechen in ihre Nester, langsam und widerwillig und gekränkt, als geschehe ihnen bitteres Unrecht. Und doch sinken sie oben taumelnd vor Müdigkeit in ihre Bettchen und wissen von nichts mehr, indes die Zeit für sie mit einem großen Sprung hinübersetzt in den neuen Morgen.

Draußen schweigen die dunkelnden Bäume fort, und jedes Blatt steht so still in der Luft, als wäre es nun wirklich eingeschlafen und träumte dem jungen Sonnenschein entgegen. Es ist gut, in dieser Stunde einmal hinauszugehen und ziellos umherzustreichen in den langen Alleen, durch deren dichtes Laub die seltsame Helle des Abends nur mühsam zu Boden dringt. So feierlich stehen die alten Kastanien der großen Straße, und die Linden tragen ihre schweren Kronen hoch und stolz wie eine Ehrenlast. Es ist gut, in dieser Stunde sich einmal loszumachen von dem Druck des täglichen Tages und von der Schwere des eigenen Wesens; sich einmal hineinzusuchen und hineinzuverlieren in die wundervolle Abendruhe der sommergrünen Erde auf so einem einsamen Gang durch stille Straßen. Es ist, als fielen da Ketten ab, die man lange mühsam schleppte; es ist, als spräche die Natur einen frei von einer Knechtschaft, die man in sich selber trug. Wie eine große, kühle Hand legt sich die Abendluft um die Stirn. Und alles, womit man nicht fertig wurde im hellen Licht des Tages, das schwindet zusammen zu einem winzigen Rest, den man mit dem Fuß beiseiteschieben könnte.

Ein paar verspätete Schwalben segeln mit hellem, schrillem Ton hoch durch die Luft. Sehr sparsam zündet der nächtliche Junihimmel seine Lichter an. Hie und da, eins nach dem andern, weit voneinander entfernt, nicht verschwenderisch ausgestreut wie in den dunklen, tiefblauen Nächten des August. Schräg über dem blauen Schieferdach der Kirche brennt dort in der Höhe ein großer, sehr heller Stern. Wie ein lichtes, freundliches Auge steht er am Himmel. Mir ist der Abendstern ein guter Freund, und ich kann nicht zugeben, daß er ein kaltes Licht hat, wie viele behaupten. Aber eine besondere Bewandtnis muß es wohl mit ihm haben. Und ich denke an die geheimnisvolle Weisheit eines kleinen Dorfjungen, der mich mit tiefem Ernst im runden Gesicht verwarnte: „Muttst nich mit de Finger up de Awenstern wiese, denn strawt di de lewe God."

Ich habe damals sehr gelacht über diese finsteren Kenntnisse eines Siebenjährigen. Und ich habe den verbotenen Kunstgriff heimlich doch probiert. Aber der Abendstern ist nicht so leicht aus seiner Ruhe zu bringen.

Seitdem ich jedoch an jedem wolkenlosen Abend mit wachsender Freude die Sterne am Himmel aufblitzen und wandern sehe, lache ich nicht mehr über das weise Wort des kleinen Jungen. Es liegt doch vielleicht mehr darin als ein törichter Aberglaube aus einfältigem Altweiberhirn. Es spricht daraus doch wohl die kindliche Ehrfurcht eines frommen Herzens vor den Wunderwerken göttlicher Schöpfung, die so hoch über menschlichem Erfassen stehen, daß es Vermessenheit wäre, mit der Hand danach zu greifen. Und ich meine, es ist ein ganz guter und schöner Gedanke, der uns daran erinnert, wie klein wir unter Gottes Sternenhimmel sind, und der uns vielleicht einmal die Hände ineinanderfügt zum Gebet.

Die geheimnisvolle Warnung geht übrigens noch weiter: „... denn fällt 'n Steen runter un schlägt di, un denn bist dod.' Es müßte eigentlich schön sein, in der Helle und Stille eines solchen Abends plötzlich ins Nichts hinüberzugehen durch solchen barmherzigen Steinwurf von oben. Aber ich habe in diesen Juninächten noch keinen Stern fallen sehen, und im dunklen Spätsommer, wenn der Himmel besät ist mit blitzenden Lichtern und die Sternschnuppen ihre flüchtigen, goldenen Bahnen ziehen, dann gehen so viele Wünsche um irdische Glückseligkeit nach oben und warten auf eine Verheißung, daß die finstere Mär von der Rache des Abendsternes wieder vergessen ist.

Nicht weit von der großen Straße, auf der am Tage die Autos dahinsurren und die Straßenbahn entlangflitzt, läuft ein langer, langer Zaun um einen großen alten Park. Neugierig blicken die Sterne in die grüne Undurchdringlichkeit hinab. Aber ich glaube nicht, daß sie mehr zu sehen bekommen als der Wanderer, der außen vorbeistreift und sich vergebens müht, einen Blick zu tun in dieses tiefe, stumme Paradies. Es kann sein, daß einmal im Schutz der dichten Büsche zur nächtlichen Stunde ein Sprosser laut wird, sonst hört man hier nichts. Fliedersträucher, Jasmin und Goldregen hängen ihre schweren, nie beschnittenen Zweige über den Zaun, und sie schaffen eine Wand, die die Stille drin schützend trennt von allem, was draußen ist.

Wo jetzt Villa neben Villa sich luftig auftürmt, wo Garten sich an Garten schmiegt und lange Alleen sich kreuzen, da war früher freies Feld. Da schien abends der Mond auf Wiese und Feldweg und leise wogendes Korn. Es ist nicht mehr viel geblieben von alledem. Nur das Haus steht noch und der Wirtschaftshof, und um den alten Herrensitz wächst immer dichter der Park.

Es ist ein großes, schönes, altes Haus, ein schwerer, klobiger Bau, und es steht trotzig neben der aufdringlichen Frische der jungen Häuser. Es hat nichts gemein mit ihnen, es will nichts von ihnen wissen. Ich bin niemals in dem Hause gewesen, ich wüßte auch nicht, wie ich hineinkommen sollte. Aber ich habe eine unglückliche Liebe zu diesem Haus, und ich schleiche in stillen Stunden zuweilen daran vorbei wie ein Dieb. Und oft macht es mich traurig. Es steht da wie verwunschen mitten in dem fröhlichen Leben der Gartenstadt. Es ist ein stummes und ein totes Haus geworden. Es wohnt wohl noch jemand darin, aber man weiß kaum mehr

wer. Und ich denke daran, wie es früher gewesen sein mag. Da rollte wohl Wagen auf Wagen durch den langen Kastanienweg die Rampe hinauf, ein Diener öffnete den Schlag, und das Haus empfing seine Gäste. Da nahm man den Kaffee auf der großen Gartenterrasse und schmiegte sich in tiefe Rohrsessel. Da klang das Lachen vieler Stimmen, und durch das Grün des Parkes leuchteten helle Kleider.

Es ist nicht gut, daran zu denken, wenn es Abend ist. Ich gehe dann lieber weiter über den Hof, vorbei an den verlassenen Tennisplätzen, bis ins Freie, wo die Häuser zurückbleiben und die Gärten verschwinden. Es atmet sich hier gut in der kühlen Luft und leichter als im Schutz der Bäume. Und es ist hier draußen so hell, daß die Augen weit, weit über die Felder gehen können. Ich bleibe dann immer stehen. Ich kenne den Blick so genau. Aber ich empfinde jedesmal etwas wie Andacht vor allem, was da unter der Hoffnung der menschlichen Herzen der Ernte entgegenwächst.

Ein Schienenstrang läuft durch die Felder, und die Lichter der Bahn halten treulich über ihn Wache. Eine kleine Provinzbahn ist das, anspruchslos und oft mißachtet. Aber es ist mit ihr wie mit manchen Menschen, die lange im Schatten standen, und von denen niemand etwas wußte: als ihre Zeit kam, wuchsen sie über sich selbst hinaus. Seit nun fast zwei Jahren weiß ich, was diese Bahn ist. Am Tage merke ich sie kaum, da vergesse ich sie. Aber abends und nachts, wenn auch das leiseste Flüstern laut wird, höre ich oft die Züge durch die Stille rollen. Es hat Zeiten gegeben, da ging jede halbe Stunde in der Nacht das Geläute der Maschine und das Donnern der Räder vorbei. Sie hat schwere Arbeit getan, die kleine Bahn. Sie hat viel nach Osten geschleppt, der Grenze zu: Menschen und Tiere, Geschütze und Munition. Und kam zurück mit erbeutetem Kriegsmaterial und gefangenen Russen. Hin und her, immer wieder.

Gar oft keuchte die Lokomotive vor Anstrengung, und das Rollen der Räder nahm kein Ende. Und manchmal wache ich davon auf, daß der Pfiff der Maschine gellend durch die Nacht schreit, und das hört sich dann an wie das fröhliche Wiehern eines Jagdpferdes, das hinter den Hunden durchs Gelände galoppiert.

Wenn ich abends bis zum Bahndamm gekommen bin, dann ist das Umkehren immer schwer. Ich möchte dann am liebsten auf dem Gleis weitergehen in die Ferne hinein, zu der die Schienen hinlaufen wie zwei lange, schimmernde Bänder.

Es liegt etwas Gefährliches in diesen Juniabenden. Sie halten fest, sie lassen nicht los. Sie nehmen den ganzen Menschen gefangen mit dem wunderbaren Zauber ihrer Helle. Sie umschließen ihn unwiderstehlich mit der verschwenderischen Pracht der erblühten Natur. Man muß sich hüten vor ihnen.

Denn jenseit steht noch wieder ein neuer Morgen. Und der Abend soll nur sein wie ein Brunnen, aus dem man sich Kraft schöpft für den Kampf mit dem grauen, tausendköpfigen Riesen, der da Alltag heißt.

Schluß des redaktionellen Teils.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, dieSie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“ **Arno Hildner, Chemnitz 80,** Zschopauerstr. 2.

Phönix-Nähmaschinen

und mustergültige Erzeugnisse der deutschen Feinmechanik.

Bielefelder Nähmaschinen-Fabrik Baer & Rempel gegr. 1865. Vertreter in allen Städten.

Chasalla fertig nach Maß

D.R. Patent

Bestes deutsches Erzeugnis • Vornehme Form • Naturgemäßes Passen • Preisgekrönt

Drucksachen u. Bezugsquellen durch die Alleinfabrikanten **G. Engelhardt & Co.** Schuhfabrik, Cassel

---

KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

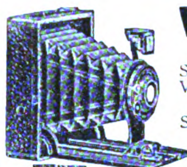
Kleine Kios	St.	3 Pf
Kurprinz	„	3½ „
Fürsten	„	5 „
Welt-Macht	„	6 „
Auto-Klub	„	7½ „

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte

sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sof. u. dauernd mein **Entrötungspapier.** Kühlend u. beruhigend. Preis 2 M. ohne Porto. **Hortense de Goupy,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.



W. Güldenring, Solingen 4.

Photo-Versandhaus mit Kopier-Anstalt und Ateliers.

Sämtliche photographischen Artikel infolge großen eigenen Verbrauchs und umfangreichen Versands stets frisch vorrätig. **Postkarten-Abzüge aus bestem Material 100 St. 10 Mark.** Sämtliche Amateur-Arbeiten und Vergrösserungen sauber und billig. — Schmucksachen mit eigenem Porträt. **Verlangen Sie neueste illustrierte Preisliste.**

Vom Mädchen zur Frau.

Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 55. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Fein geb. 3 M., mit Goldschnitt 3.60 M. (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandlung u. gegen Voreinsendung des Betrages von Strecker & Schröder, Stuttgart W.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Katalog B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Briefmarken

Auswahlen nach Fehllisten. Vorzugspreisliste gratis.

Paul Kohl G. m. b. H. Chemnitz 33, W.



Schutzmarke

Keinen Tropfen Wasser

läßt Dr. Gentner's Oel-Wachs-lederputz

Nigrin

durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch. Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschichte bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert. Nigrin färbt nicht ab.

Fabrikant: **Carl Gentner,** chem. Fabrik, **Göppingen,** Wttbg.

Krem Haut-Freund

verleiht Jugendfrische, dringt sofort in die Haut ein, ohne zu fetten. Unreinheiten, wie Pickel, Mitesser, Sommersprossen, verschwinden n. kurzem Gebrauch. Rote Hände werden blendend weiss. **Tube** 1.— und 2.— Mk. Nur in **Berlin** bei **Schwarzlose,** vormals Adolph Heister, Friedrichstr. 183, nahe Untergrundb.



Ergrautes Kopf- und Barthaar

erhält durch Anwendung von „**Staedona**“, dem unübertroffenen **Haarfärbemittel,** seine **natürliche** Farbe wieder. Die **großen Vorzüge** von „**Staedona**“ sind: Völlig **unschädlich, keine Fehlfarben,** färbt **sofort waschecht** u. äußerst einfach in seiner Anwendung. **Farben:** Blond, hellbraun, braun, dunkelbraun, schwarz. **Probepackung M. 1.50. Originalkarton M. 4.00.**

A. Staeding, Kötzschenbroda 18

Wiederverkäufer überall gesucht!



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!** **Diamand,** MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Dr. Sandow's Bromsalz-Tabletten

In Glasröhrchen zu **1 Mark.**

Zwei Tabletten und etwas Zucker in einem Trinkglase kohlensauren Wassers zu lösen.

Diese Tabletten können auch in gewöhnlichem Wasser genommen werden und eignen sich daher besonders für Lazarette und Krankenkassen.

Chemische Fabrik von Dr. Ernst Sandow in Hamburg.



Berl. Briefm.-Zeitg Probeheft gratis.

Briefmarken

Katalog gratis.

Kassa-Ankauf v. Sammlung. **Philipp Kosack & Co., Berlin C 2** Burgstr. 13, am Königl. Schloß.

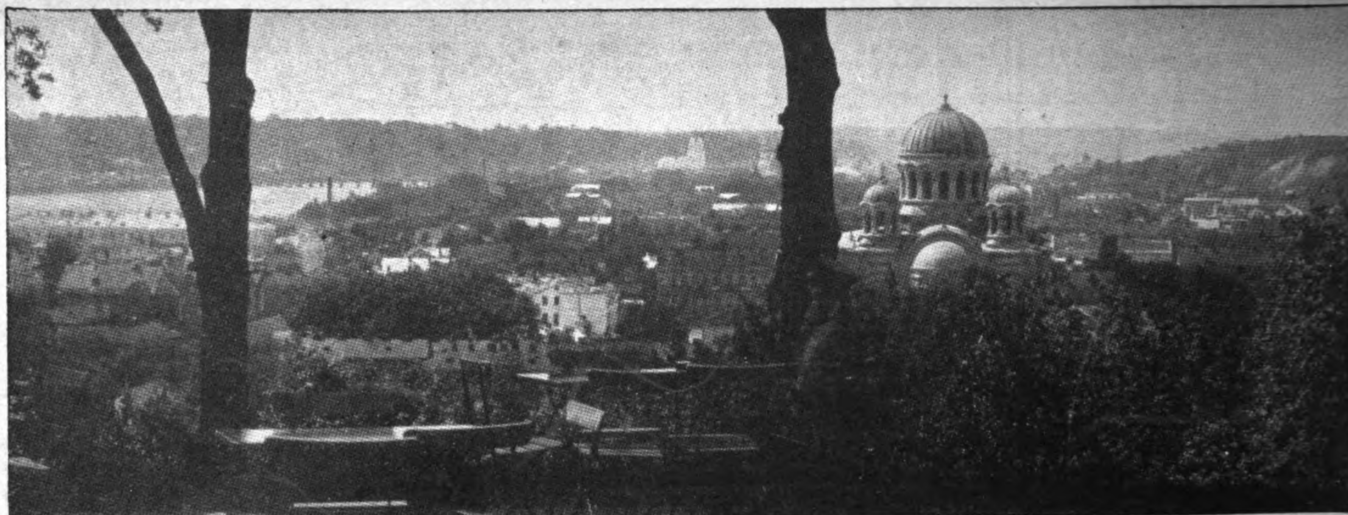
Markensammlung kauft **H. G. A. Würdemann, Oldenburg** i. Gr.

Mehr Gemüse

Das Buch für Gartenfreunde

Erleichtert die Arbeit, erhöht d. Ertrag. Postfrei (gegen 45 Pf.) Katalog über Obstb., Blumenzw., Samen kostenlos

Adler & Co / Erfurt 20

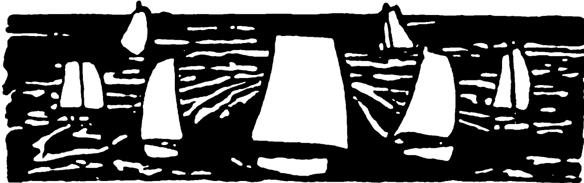


Blick von der früheren Helenka (jetzigen Wilhelmshöhe) auf Kowno und den Njemen.

DIE·WOCHE

Nummer 37. Berlin, den 9. September 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.



Die sieben Tage der Woche.

29. August.

Der Kaiser enthebt den Chef des Generalstabes des Feldheeres, General der Infanterie von Falkenhayn, zwecks anderweitiger Verwendung von dieser Stellung. Zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernennt der Kaiser den Generalfeldmarschall von Beneckendorff und von Hindenburg, zum ersten Generalquartiermeister den Generalleutnant Ludendorff unter Beförderung zum General der Infanterie.

30. August.

Die Türkei erklärt Rumänien den Krieg.

Im Somme-Gebiet kommen unter beiderseits andauernd bedeutendem artilleristischem Einsatz feindliche Unternehmungen in unserem wirkungsvollen Sperrfeuer nicht zur Entwicklung.

Auf den Höhen nordöstlich von Orsova schlagen österreichisch-ungarische Truppen wiederholte rumänische Angriffe ab. Sonst werden die an die Grenze vorgeschobenen Kraftgruppon schrittweise und planmäßig zurückgenommen.

31. August.

Beiderseits der Somme hält sich der Feuerkampf auf großer Stärke.

1. September.

Bulgarien erklärt Rumänien den Krieg.

Südlich der Somme setzen die erwarteten französischen Angriffe ein. Entschlossene Gegenangriffe bereiten den anfänglichen Fortschritten des Feindes ein schnelles Ende.

Heftige Kämpfe spielen sich auf der 24 Kilometer breiten Front zwischen der Zlota-Lipa bei Nosow und dem Dnjestr ab. Südlich des Dnjestr brechen tapfere hessische Regimenter im Abschnitt von Stanislau den russischen Ansturm.

In Saloniki werden von den Nationalfreiwilligen die königstreuen Truppen in ihren Kasernen belagert. Die Truppen nehmen die Vermittlung Sarrails an und werden interniert.

2. September.

Die aus deutschen und k. k. Truppen bestehende Armee des Generaloberst von Tersztyanszky wird nordöstlich und südöstlich von Swiniuche erneut heftig angegriffen.

3. September.

Die Artillerieschlacht im Sommegebiet nimmt größte Heftigkeit an. Zwischen Maurepas und Clery brechen starke französische Angriffe zusammen.

Die Dobrudscha-Grenze ist zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere von deutschen und bulgarischen Truppen überschritten.

In der Nacht zum 3. September belegen mehrere Marine-luftschiff-Geschwader die Festung London, die befestigten Plätze Yarmouth und Harwich sowie Fabrikanlagen mit Bomben.

4. September.

Die englisch-französischen Angriffe im Somme-Gebiet führen zu einer Schlacht größter Ausdehnung und Erbitterung. Nördlich der Somme spielt sie sich auf der annähernd 30 Kilometer breiten Front von Beaumont bis zur Somme ab. Trotz oft wiederholten feindlichen Ansturms beiderseits der Ancre haben unsere braven Truppen ihre Stellungen behauptet.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Aeußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir müssen Sieger bleiben, schlechthin, auf jedem Gebiet, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

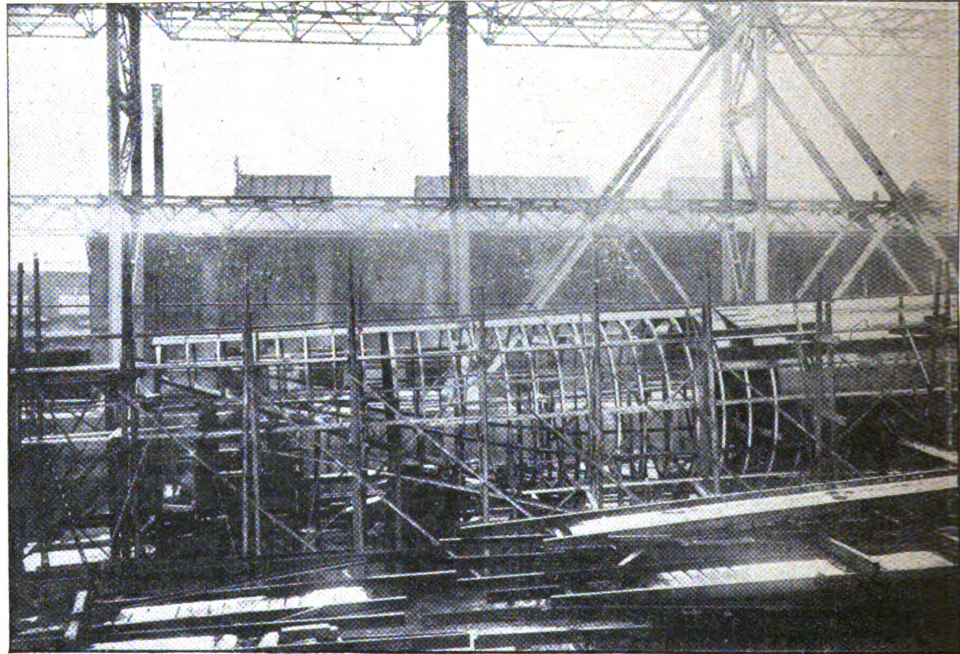
Für uns ein glorreicher Sieg, für den Feind ein vernichtender Schlag!

„Das Glückhafft Schiff".

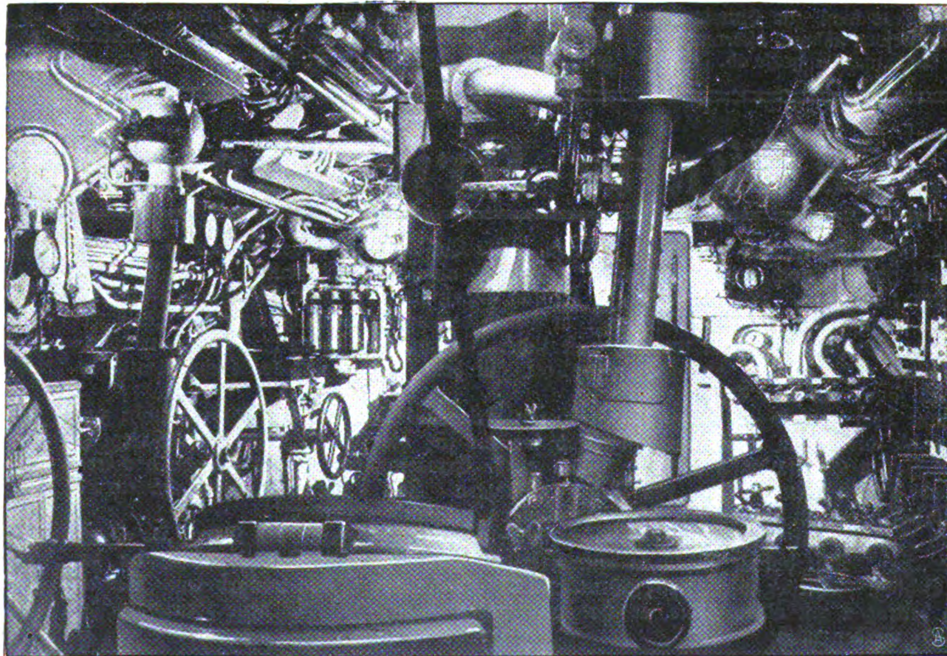
Beschreibung des auf der Germaniawerft der Fried. Krupp A. G. in Kiel entworfenen und gebauten Unterwasser-Frachtschiffes „Deutschland" der Deutschen Ozean-Reederei, G. m. b. H., Bremen.

Die Geschichte eines jeden Schiffes, mag es nun Über- oder Unterwasserboot sein, beginnt auf dem Papier. Rechnerisch und zeichnerisch werden zuerst alle Einzelheiten festgelegt, und Rechnung und Zeichnung wechseln miteinander ab, bis schließlich als Endergebnis aller dieser Arbeiten die sogenannten Werkzeichnungen vorliegen. Diese Werkzeichnungen enthalten sämtliche Teile des geplanten Schiffes bereits in einem recht großen Maßstabe. Sie zeigen insbesondere auch diejenigen Schiffsteile, welche der Schiffbauer Spanten, der Laie aber Schiffsrippen zu nennen pflegt, so groß und genau, daß nun an den Bau gegangen werden kann.

Dieser Bau beginnt mit dem Rückgrat und den Rippen oder, schiffbautechnisch gesprochen, mit dem Kiel und den Spanten. Diese Reihenfolge gilt für das U-Boot genau so wie für das gewöhnliche Überwasserschiff. Nur mit dem Unterschied, daß das Überwasserschiff ein einfaches Spantengerippe erhält, welches danach mit der Schiffshaut belegt oder beplattet wird, während das U-Boot als viel komplizierteres Ding zwei Gerippe und zwei Häute bekommt. Das U-Boot besteht ja aus dem inneren Druckkörper und dem Außenkörper, welcher nicht druckfest zu sein braucht. Was wir am fertigen U-Boot erblicken, jener so bekannt anmutende, schiffförmige Rumpf, ist in der Tat nur der Außenkörper. In ihm birgt sich in etwa zigarrenförmiger Gestalt der druckfeste Körper, der allein für die Aufnahme von Maschinen, Menschen und Fracht in Betracht kommt und die Seele des ganzen Bootes bedeutet. Nach diesen technischen Vorbemerkungen wird unsere erste Abbildung, welche die U-„Deutschland" auf der Werft noch in den Spanten zeigt, ohne weiteres verständlich werden. Das Bild gibt die Ansicht des Baues vom Achterschiff her, und man kann ganz deutlich die Innenspanten oder Innenrippen für den Druckkörper erkennen, die sich kreisförmig wie Tonnenreifen schließen und außerhalb dieser die Außenspanten, welche sich in der Form durchaus den üblichen Schiffstypen anschließen. Es ist aus der Abbildung weiter zu ersehen, wie dieser

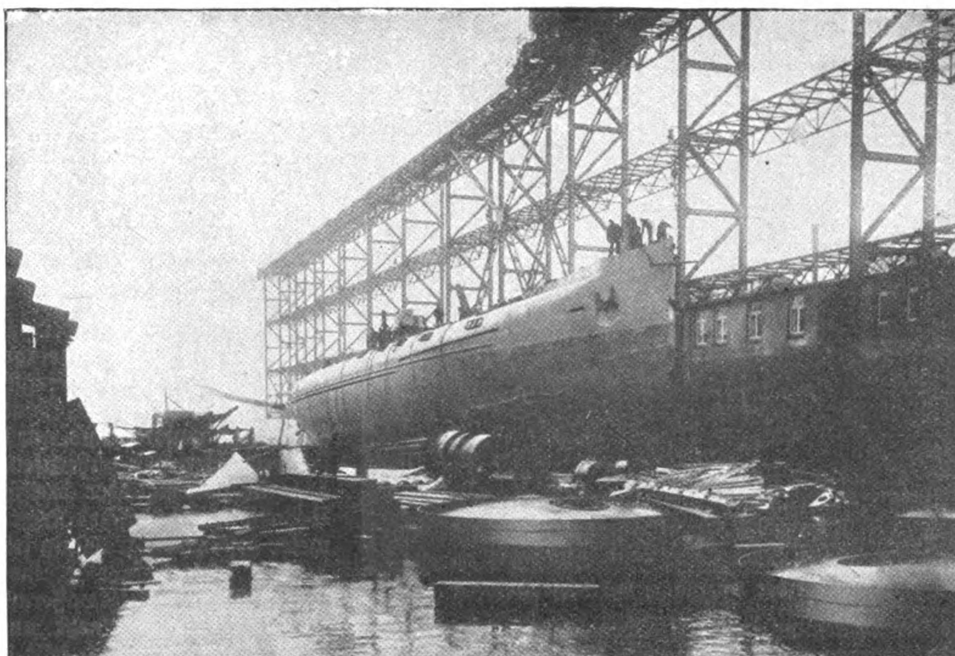


Druckkörper des Hinterschiffes in Spanten, teilweise beplattet.



Zentralkommandostelle, die Tiefenruder, links.

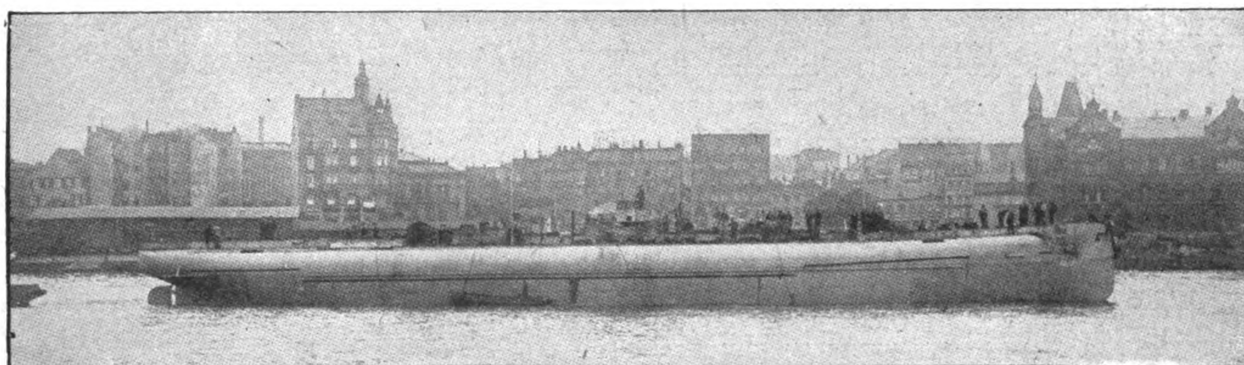
innere Druckkörper sich nach hinten zu zigarrenförmig verjüngt, auf eine Spitze hinausläuft, während der schiffförmige Außenkörper mit seinem Kiel noch ein gutes Stück weiterreicht.



Fertig zum Ablauf, Seitenansicht.

Die Abbildung zeigt aber auch, wie dicht und verwirrend schon hier alle Bauteile liegen, und wie es nur möglich ist, solche Arbeiten an Hand genauester Zeichnungen durchzuführen. Nach der Zeichnung werden von jedem einzelnen Rippen- oder Kielstück zunächst Schablonen in natürlicher Größe hergestellt. Nach diesen Schablonen wird das T- oder I-Eisen gebogen, geschnitten und mit den Nietlöchern versehen. Erst so vorbereitet kommt das einzelne Stück aus den mannigfachen Werkstätten der Werft auf die Helling, den eigentlichen Schiffbauplatz, und wird hier an seiner Stelle eingefügt. Das gilt aber nicht nur von den Spanten, sondern auch von den Platten, wie unsere erste Abbildung denn neben dem Spantenbau auch schon einen Teil der beiden Körper beplattet zeigt. Bei solcher Arbeitsteilung und Organisation wird es dann aber auch begreiflich, wie ein Boot von der Größe der U-„Deutschland" im Laufe weniger Monate entstehen konnte. Auf der Helling selbst wird in der Hauptsache nur genietet, d. h., die Teile der Spantung und Beplattung werden durch Nieten miteinander verbunden. Aber auch diese Arbeit erfordert ihren ganzen Mann. „Der größte Teil des U-Bootes ist das Wasser", hat einmal einer unserer erfolgreichsten U-Boot-Führer gesagt. Das Wasser, welches gleichzeitig mit gewaltigem Druck auf den Schiffskörper wirkt und außerdem zu jeder Sekunde bereit ist, durch jede Undichtigkeit in das Schiffsinnere zu dringen. Die Nietarbeiten müssen daher gleichzeitig als Kraftnietungen und als Nietungen auf Dichtigkeit ausgeführt werden. Die Nietnähte sollen die einzelnen Teile nicht nur mit gewaltiger Kraft, sondern auch vollkommen wasser- und luftdicht zusammenhalten. Daß sie es tun, zeigen die erfolgreichen Fahrten unserer Kriegs- und Handels-U-Boote.

Der Bau schreitet fort, und schon schließt sich die Plattenhaut allenthalben um das Spantengerippe. Da wird es Zeit, an die innere Einrichtung zu gehen. Die Motoren und elektrischen Maschinen sind derart umfangreich, daß man sie nicht etwa nach vollendetem Bau durch irgendwelche Fenster oder Türen hineinbringen kann, sondern sie bereits während des Baues selbst installieren muß. Um so mehr, als sie mit ihren Fundamenten ja einen Teil des Gerippes bilden. Neben den Maschinen aber geben die mannigfachen Leitungen bereits auf der Helling reichlich Arbeit. Auf einem modernen Seeschiff unterscheidet man Salzwasserleitungen, Süßwasserleitungen, Druckluftleitungen, Dampfleitungen und elektrische Leitungen. Dabei beträgt die Gesamtlänge dieser Leitungen das Mehrhundertfache der Schiffslänge. Auf dem U-Boot wird es eher mehr als weniger. Eine Vorstellung von dieser maschinellen Einrichtung gibt unsere zweite Abbildung, welche die Zentralkommandostelle der U-„Deutschland" zeigt. Überflüssiger Platz ist hier nicht vorhanden. In beträchtlicher Enge treffen sich hier die zahlreichen Druckluft- und elektrischen Leitungen



Verholen nach dem Ablauf.



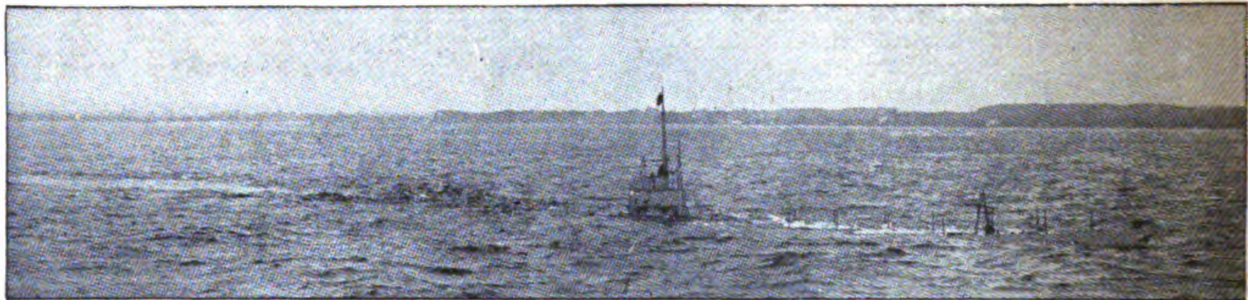
Fahrt an der Oberfläche mit Dieselmotoren.

für die Bedienung der zahlreichen Antriebs- und Ausbalancierungsvorrichtungen. Die Abbildung läßt neben mannigfachen elektrischen Apparaten auch die direkte Bedienung der Seiten- und Tiefenruder erkennen. Sie gibt eine Vorstellung von dem, was bereits auf der Helling vor dem Stapellauf alles einzubauen ist.

Dann kommt die Stunde des Ablaufes. Die dichte Haut umschließt das zum Ablauf fertige Schiff. Der Holzschlitten, in welchem es auf einer hölzernen Rutschbahn steht, ist hochgeklotzt. Die Bahn ist mit grüner Seife genügend geschmiert, und nur noch die letzten Stützen halten das Boot. Ein Schlag entfernt auch diese, und in flotter Fahrt läuft es zu Wasser. Doch nur wenige Sekunden erfreut es sich der neuen Freiheit. Schon hält es der Anker auf, schon wirft ein Schlepper seine Trosse über und schleppt das soeben vom Stapel gegangene Boot zum Liegeplatz. Diese beiden Stadien aus der Geschichte der U-„Deutschland“ zeigen unsere dritte und vierte Abbildung.

Am Liegeplatz gehen die Arbeiten an der inneren maschinellen Einrichtung sofort weiter. Die letzten Teile des komplizierten Apparates werden angebracht, und eines Tages beginnen die Fahrten. Erst Werkstättenfahrten, dann Probefahrten und schließlich die offiziellen Abnahmefahrten, nach deren befriedigendem Verlauf das Boot aus dem Besitze der Werft in denjenigen des Bestellers übergeht. In diese Periode versetzen uns die nächsten drei Abbildungen. Wir sehen das Boot bei der Fahrt an der Oberfläche. Die Dieselmotoren puffen und knattern. Grauer Auspuff zieht aus den Schloten, und das Boot benimmt sich ganz wie ein normales Oberflächenboot. Aber irgendwo und irgendwann bemerkt der Kapitän etwas Verdächtiges, und schon spielen die Apparate aus der Zentrale zu den verschiedenen Maschinenstellen hin. Wie abgeschnitten schweigt das Krachen der Dieselmotoren. Dafür setzt leise schnurrend und spinnend das Spiel der Elektromotoren ein. Druckluft macht in den Ballasttanks dem Seewasser Platz, und auf der Oberfläche wird aus dem Boot ein Bötchen und aus diesem ein Stückchen Periskoprohr und schließlich ein einfacher Fahnenstock. Diesen Moment hat der Photograph in der sechsten Abbildung festgehalten, um wenigstens etwas zu zeigen. Denn nach wiederum einigen Sekunden ist auch der Fahnenstock verschwunden, und nur die freie Meeresfläche bietet sich berufenen und unberufenen Augen dar. Irgendwo aber in zwanzig oder dreißig Meter Tiefe läuft das U-Boot, mit elektrischer Kraft „nach Kompaß und Barometer gesteuert“, gradlinig seinen Weg weiter.

Bis jede Gefahr geschwunden ist und auch das empfindlichste Unterwassermikrophon kein feindliches Schraubengeräusch mehr anzeigt. Dann gehen neue Kommandos. Zischend tritt die Druckluft in die Tanks des Außenkörpers und bläst das Seewasser hinaus. Kilo um Kilo leichtert sich das Boot, und plötzlich hebt es sich irgendwo hundert oder zweihundert Meilen von der Tauchstelle entfernt breit und behaglich wieder aus der See, wie unsere vorletzte Abbildung dies zeigt. Bereit, mit den Benzolmotoren über Wasser weiterzufahren. Ebenso bereit aber auch, bei jeder neuen verdächtigen Erscheinung sofort wieder zu verschwinden und in jedem Falle sicher ans Ziel zu kommen.



Auftauchen in Fahrt.



Unterwasserfahrt.

Eine Kriegsbilderbogen-Woche.

„Es liegt mir am Herzen, nachdem mir in der Geburt meines Kriegstöchterchens ein heller Sonnenschein durch Gottes Gnade beschert wurde, unbemittelten Frauen, die während der Dauer des Krieges einem Kinde das Leben geben, und deren Männer zurzeit im Heeresdienst stehen, zu helfen und ihre Not zu lindern. Ich fordere deshalb durch diesen Aufruf alle diejenigen deutschen Frauen auf, welche ebenfalls durch ein Kriegskind gesegnet wurden, und denen es ihre Mittel erlauben, sich mir in diesem Werk der Nächstenliebe anzuschließen.“ — Mit diesen Worten rief am 20. September 1915 — ihrem Geburtstage — Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen die „Kriegskinderspende deutscher Frauen“ ins Leben. Ihr Aufruf begegnete überall freudiger Zustimmung. Reichliche Spenden gingen von allen Seiten ein; mancher Kummer und manche Not konnten gelindert werden. Allein von Monat zu Monat wuchs die Zahl der bedürftigen Kriegsmütter, und so bedarf es auch fernerhin reicher Mittel, um möglichst allen begründeten Bitten gerecht werden zu können.

Zur Beschaffung dieser Mittel soll eine „Kriegsbilderbogen-Woche“ dienen, die am 20. September, dem Geburtstage der Frau Kronprinzessin, beginnt und bis zum 26. September dauert. Auf große Einzelbeträge kann, trotz aller Gebefreudigkeit der Bevölkerung, bei Sammlungen in der Jetztzeit kaum noch gerechnet werden, wohl aber können unendlich viele deutsche Männer, Frauen und Kinder auch jetzt noch wenigstens ein Zehnpfennigstück spenden. Wenn viele, wenn möglichst alle auch nur ein Zehnpfennigstück geben, dann ist viel zu erreichen.

In der „Kriegsbilderbogen-Woche“ gelangen folgende sechs von ersten Künstlern entworfene Kriegsbilderbogen in Schwarzdruck zum Verkauf:

1. Helft meiner Kriegskinderspende! — Cecilie, Kronprinzessin. Mit den Bildern der fünf kronprinzlichen Kinder.
2. Wie Deutschland verteidigt wird. — „Lieb Vaterland, magst ruhig sein — Wir lassen keinen Feind herein.“
3. Deutschlands Jugend. — „Früh übt sich, was ein Meister werden will.“
4. Deutschlands Frauen im Kriege. — „Treibt der Mann den Feind hinaus — Bleibt müßig nicht die Frau zu Haus — In Stadt und Land, so gut sie kann — Steht jede Frau jetzt ihren Mann.“
5. Der Kampf in den Lüften. — „Die freie Luft ist unser Reich — Des Äthers blaue Ferne.“
6. Kriegskrankenpflege. — „Edel sei der Mensch — Hilfreich und gut.“



Die Frau in der Kriegszeit.

Die Kriegsbilderbogen werden in Blocks zu je 100 Bogen zum Preise von 10 Mark für jeden Block zum Verkauf abgegeben. Jedem Block liegt außer einem Exemplar des Plakats, von denen wir ein Bild bringen, ein Abzeichen bei, das als Berechtigungsausweis für den Vertrieb anzulegen ist. Die Leitung der „Kriegsbilderbogen-Woche" befindet sich Berlin W 56, Prinzessinnenpalais; dorthin sind Bestellungen und Anfragen zu richten.

Der Verkaufspreis für den einzelnen Bilderbogen beträgt 10 Pfennig. Ein höherer Betrag darf weder gefordert noch angenommen werden. Wer sich mit dieser geringen Spende nicht begnügen will, der kann seine Freude am Wohltun durch Erwerb einer größeren Anzahl Kriegsbilderbogen in die Tat umsetzen.

Soll dem Werk ein voller Erfolg beschieden sein, dann darf vor allem die Unterstützung der deutschen Jugend nicht fehlen — der Jugend, die sich während der ganzen Kriegszeit stets bereit und aufopfernd zeigte zu vaterländischem Tun. Auf ihre Mitwirkung zählt auch die hohe Begründerin der „Kriegskinderspende" in besonderem Maße und in der festen Gewißheit, daß sie sich mit Herz und Hand dem patriotischen Werk zur Verfügung stellt.

Wer sich nicht selbst am Verkauf beteiligen kann oder darf, für den soll es doch eine Ehrenpflicht sein, wenigstens einen oder mehrere Kriegsbilderbogen zu erwerben. Die Groschen, die dafür geopfert werden, kommen Müttern zugute, deren Männer in hartem Kampf unsere Grenzen verteidigen, und denen Kinder geboren sind, während die Väter täglich von neuem dem Tod ins Auge sehen.

Wahlspruch in der „Kriegsbilderbogen-Woche" sei deshalb für alle und überall:

„Kein deutsches Kind, kein deutsches Haus ohne die Kriegsbilderbogen der Kriegskinderspende deutscher Frauen!"

Aus dem siebenbürgisch-rumänischen Grenzgebiet.

Die Hohe Tatra, die Bezeichnung, die Ungarns massigstes, am höchsten zum Himmel ragendes Gebirge führt, ist uns kein unbekannter Klang. Zwar haben bisher nur verhältnismäßig wenige Deutsche diese an der Nordgrenze Ungarns, zum geringen Teil auch auf galizischem Boden gelagerte Gruppe der Zentralkarpathen besucht, um die bunten, ganz eigenartigen Naturherrlichkeiten dieses uns so nahe, gleichsam vor den Toren Deutschlands liegenden Gebietes zu genießen; allein dank zahlreichen anschaulichen Schilderungen in Wort und Bild besitzt man dennoch eine annähernde Vorstellung von den hier und dort plötzlich aus der Ebene emporsteigenden hohen Bergen, ihren seltsamen Formen, von den Gipfeln, die bloß die glühende Sonne des Hochsommers für kurze Zeit von Schnee und Eis befreien kann, von den hundertzwölf „Meeraugen", diesen klaren, stillen Hochgebirgseen.

Wenig, sehr wenig wissen wir von den siebenbürgischen Karpathen, die an Höhe sich mit den Bergriesen der Hohen Tatra messen können, an abwechslungsreichen Naturschönheiten alle anderen Karpathenbergzüge übertreffen. Sie scheiden im Osten und Süden sowie mit ihrem in die Bukowina hineinreichenden Teil den österreichisch-ungarischen Staat vom Königreich Rumänien. Der plötzliche Eintritt dieses Kleinstaates, der in erster Linie der vielfältigen, weitgehenden Förderung durch das Deutsche Reich sich unglaublich rasch politisch und wirtschaftlich aus seinem niederen Stand emporarbeiten konnte, in das Lager unserer zahlreichen Feinde verleiht dem breiten Landstrich auf beiden Seiten der Grenze jetzt ein größeres Interesse denn je.

Die siebenbürgischen Karpathen erreichen im Osten ihre größte Höhe, sie steigen in ihren Spitzen bis zu mehr als 2350 Meter an. Sie erheben sich gleich einer Riesenfelsmauer längs der ausgedehnten Grenze in meist unheimlich drohender, düsterer, wildromantischer Gestalstaltung, tragen auf den unteren Hängen, oft bis zur Höhe von 1500 Meter, dichte Buchen- und Fichtenwaldungen; auf den höheren und höchsten Kämmen sind sie kahl, schwer gangbar, abweisend, fast das ganze Jahr hindurch mit einer Schneedecke verhüllt — als wollten sie nähere Beziehungen zu dem Nachbarland verhindern. Es gibt auch nur einige wenige, für den leichteren Verkehr mit dem rumänischen Tiefland mehr oder minder geeignete Einschnitte.

Als für den Handel notwendiger Verbindungsweg wurde von alters her der Tömöschpaß benutzt, von dem aus man über Predeal an Sinaia vorbei durch das Tal des Prahova-Flusses nach der Walachei hinabgelangt. Schon vor vier Jahrhunderten schlugen deutsche Kaufleute, Handwerker, Lehrer usw. aus Siebenbürgen diese Bahn ein, die sie vielfach bis nach Konstantinopel führte. Die Nachkommen jener Deutschen, deren Einwanderung in Siebenbürgen im zwölften Jahrhundert einsetzte, waren die Schulmeister der Walachen, als diese sich noch in halbwildem Zustand befanden; sie unterwiesen sie in Handel und Gewerbe, lehrten sie Ordnung in die städtischen Gemeinwesen bringen — mit einem Wort: sie führten als erste nach Maßgabe eigenen Wissens und Könnens Zivilisation und Kultur in das fremde Land ein. Dies taten hauptsächlich die Kronstädter, weil sie diesseit der Karpathen die nächsten Nachbarn des Kernes der Walachei waren.

Kronstadt und das sich daran anschließende Burzenländchen werden ohne Zweifel wieder einmal die Schrecken des Krieges bald kennen lernen. Aus triftigen strategischen Gründen wurde dieses Gebiet von den österreichisch-ungarischen Truppen geräumt, die es zu geeigneter Zeit zurücknehmen werden. Es ist unstreitig der anmutigste Winkel Siebenbürgens.

Keine andere Stadt des Landes kann sich an landschaftlicher Schönheit mit Kronstadt, das die Madjaren Brasso, die Rumänen Brasov (Braschov) nennen, vergleichen. Es liegt der steilen, 961 Meter hohen „Zinne" zu Füßen in einem engen Tal, dem der in früheren Zeiten befestigte Schloßberg vorgelagert ist. Südlich von diesem verbreitert sich die Stadt auf ebenem Boden und verlängert sich durch drei Vorstädte. Alte Gebäude, darunter das im Jahre 1420 entstandene Rathaus, und Schöpfungen neuerer und neuester Zeit stehen friedlich nebeneinander, die Straßen besäumend, und verleihen mit ihren freundschaftlichen

Mit Sichel und Sense.

Von Rudolf Herzog.

Die Sichel am Gelenke,
Im Erntezug kein Erntelied —
Fragt nicht, wo wohnt der Schenke,
Fragt nur, wo wohnt der Waffenschmied.
Der soll die Sichel recken
Wie Messerscheide scharf und schmal,
Der soll die Sensen strecken.
Wir mähn dies Jahr zum andren Mal.

O Deutschland, erzumschlungen,
Die Stunde rief. Wir sind bereit.
Wie haben wir gesungen
Von deiner Kraft und Herrlichkeit,
Als noch vom Blut der Reben
Der Freudenbecher überlief —
Nun heißt es, Herzblut geben.
Wir sind bereit. Die Stunde rief.

So hat sie nie gerufen,
Seit unsre Hand zum Schwerte fand,
So schlug mit Eisenhufen
Noch nie der Reiter Tod das Land,
So warf die Höllenbrände
Noch nie der Teufel Feind ans Tor —
Heraus zum letzten Ende,
Wer seine Ehre nicht verlor!

Da fehlt der Deutschen keiner.
Wir siegen — oder leben nicht.
Es trifft den feigen Greiner
Die deutsche Schmach ins Angesicht.
Wer wollt mit Blute kargen,
Wenn wild der Ruf der Freiheit gellt!
Ob wir die Ernte bargen:
Die deutsche Ehre steht im Feld.

Wir gehn im Erntezuge;
Noch ist nicht Zeit zum Erntelied.
Was will der Wirt vorm Kruge?
Heraus der Schmied, heraus der Schmied!
Der soll die Sensen dengeln
So scharf, so schmal wie Schwerterstahl —
Bei Gott und seinen Engeln,
Wir mähn dies Jahr zum zweitenmal.

Gegensätzen der mit grünen Anlagen reich geschmückten Stadt, die jetzt 43 000 Seelen zählt, ein außerordentlich interessantes und zugleich anheimelndes Aussehen. Obgleich Madjaren und Rumänen nahezu drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, hat Kronstadt es verstanden, sich den deutschen Charakter im äußeren Stadtbild wie im inneren Leben zu bewahren.

Ein reizvolles Bild bietet das Leben und Treiben in Kronstadt an Markttagen. Da herrscht ein farbenbuntes Gewühl.. würdige Deutsche aus Stadt und Land, madjarische Szekler aus der Umgebung, mitunter in ihren eigenartigsten Trachten, zerlumpte Zigeuner, endlich aus den nahen Siebendörfern stammende Rumänen, deren Frauen und Töchter durch ihre prächtig bestickte Kleidung einen besonders schönen, fremdartigen Farben- und Formengegensatz zu den Trachten der anderen Marktbesucher hervorrufen.

Auf dem Kalkfelsen Kapellenberg, in der Regel „die Zinne" genannt, gewinnt man einen herrlichen Blick auf Kronstadt und Umgebung und zugleich die Aussicht auf die wunderschöne Burzenländer Ebene, die von der Alt durchflossen ist. Das überaus fruchtbare Ländchen ist kreuz und quer von schnurgeraden Straßen durchzogen und mit zahlreichen, von Wohlstand, Ordnung und Glück zeugenden Ortschaften besät.

Bei Predeal betritt man den Boden des Königreichs Rumänien. Bald ist der auf beiden Ufern der stürmischen Prahova entzückend eingebettete Luftkurort Sinaia, der schon oft eingehend beschrieben wurde, erreicht. Nun geht es ab- und südwärts an Sägemühlen, Bierbrauereien und anderen Fabriken vorbei durch das gesegnete Land, das neben Salz unerschöpfliche Petroleumquellen in seinem Schoß versteckt hält. Die ersten Versuche, das Erdöl zutage zu fördern, wurden im Jahre 1856 unternommen. Es ging anfangs recht gut, dann kamen Mißerfolge. Erst als im Jahre 1895 deutsche Fachleute ernstlich eingriffen, begann das Unternehmen seinen Aufstieg mit glänzendem Ergebnis. Das deutsche Kapital ist mit 130 Millionen Frank, das rumänische mit 50, Frankreich mit 36, die Vereinigten Staaten von Amerika mit 23, Italien mit 18, England mit 15, Belgien mit 12 und Österreich-Ungarn mit 3 Millionen an den verschiedenen Unternehmungen beteiligt. In fachmännischer Tätigkeit und in der Verwaltung spielten bis zur Kriegserklärung Rumäniens Deutsche die ausschlaggebende Rolle. So hat Deutschland in erster Linie der rumänischen Petroleumindustrie zur gedeihlichen Entwicklung verholfen; und dem Lande zur größten Einnahme, denn sie übersteigt die Erträgnisse des Getreidebaus und ist überdies, weil von Wind und Wetter unabhängig, vollkommen zuverlässig.

Die Petroleumbrunnen des Distriktes Prahova in Plojescht, Campina und anderen Ortschaften bringen nahezu 95 Prozent von der Gesamterzeugung des Landes hervor.

Eine weitere Durchbruchstelle nach Rumänien bildet im südlichen Teile Siebenbürgens der Rotenturmpaß, eine tiefe Senkung zwischen dem Zibingebirge und dem Fogarascher Hochgebirge, durch die der Alt-Fluß hindurcheilt, um sich Nikopoli gegenüber in die Donau zu stürzen. Der Paß und seine Umgebung sind infolge der malerischen Felspartien und anderer landschaftlicher Reize häufig das verhältnismäßig nahe Ziel von Bewohnern der freundlichen Stadt Hermannstadt, die nicht bloß ziffernmäßig vorwiegend deutsch ist. Sie hat ehemals, zur Zeit der Türkenkriege vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, als „uneinnehmbare" Festung eine große Rolle gespielt, hieß damals „die rote Stadt", führte auch einige Zeit den

stolzen Namen „Hauptstadt des Großfürstentums Siebenbürgen". Die interessante, in einer schönen Ebene am Zibinfluß liegende Stadt hat ihren kriegerischen Einschlag durch Schleifung der Befestigungen eingebüßt und lebt in der Hauptsache von friedlichem Industriebetriebe. Sie hat auch längst im Laufe der Zeiten auf den einst blühenden Handel, der über die walachische Tiefebene hinweg die Donau sich zu Diensten machte, verzichten müssen.

Die Karpathen jenseit des Rotenturmpasses, also auf rumänischem Gebiet, enthalten reiche Salzlager. Die in der Gegend von Ocna allein werden von Fachmännern auf etwa 550 Millionen Tonnen Gehalt geschätzt. Diese beiden Salinen müssen zugleich die düstere Rolle eines unterirdischen Gefängnisses für die zu schwerem Kerker verurteilten Rumänen spielen, die in unaufhörlicher Arbeit für ihre Sünden büßen müssen — bei der Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit eines Teiles der rumänischen Gerichtsbeamten mag manch Unschuldiger in den phantastischen Höhlen unter Tag fronen und leiden.

Die anderen Verbindungswege von einem Lande zum anderen haben viel geringere Bedeutung, die meisten davon sind schmale Flußtäler oder Schluchten. Die beiderseitigen Gebiete, zu denen man auf diesen Wegen Zutritt erlangt, kommen als Kriegschauplätze kaum in Betracht und verdienen an sich als Gegenden ohne regeren Verkehr, wesentlicheren Handel oder ansehnlichere Industrie nur in beschränktem Maß Beachtung, dagegen volle Aufmerksamkeit als wunderschönes, einsames Touristenland.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Im Balkan war, wie am Schluß der vorletzten Woche das Feld stand, ein wichtiger Zug zu erwarten. Die verflossene Woche hat ihn gebracht. Die Gegner zogen. Eine Nebenfigur, der rumänische Bauer, wurde aus seiner neutralen Stellung gegen die österreichisch-ungarische Gruppe vorgerückt. Die Gegner schauen sehr wichtig drein, als ob nun eine neue Lage geschaffen sei.

Sicherlich keine, mit der wir nicht längst gerechnet haben.

An der unteren Donau liegt der Angelpunkt für eine entscheidende Wendung in der Machtfrage, um die England und seine Bundesgenossen streiten. Die Bedrohung dieses Punktes, an den wir, die Mittelmächte, den Hebel angesetzt haben, indem wir der britischen Weltmacht die Verbindung mit dem Orient und dem russischen Drange nach dem Mittelmeer entgegenarbeiteten.

Was das Gallipoliunternehmen nicht erreichte, soll bekanntlich das Salonikiunternehmen zustande bringen: einen Riß in unser festes Gefüge zu sprengen, durch welches, den Gegnern zum Trotz und unserm Fortbestande zum Vorteil, der Anschluß des Orients an Mitteleuropa hergestellt wird.

Dieses Ziel zu erreichen, schien, wie wir im letzten Bericht noch erörterten, der General Sarrail schlechteste Aussicht zu haben. Da haben denn nun die Gegner beschlossen, Rumänien mit seiner halben Million jetzt einzusetzen.

Und Rumänien ließ sich bereit finden. Es bedurfte nur eines scharfen russischen Knutenhiebes, während ihm gleichzeitig als Köder die Aussicht auf Siebenbürgen vorgehalten wurde.

Daß Rumänien weniger unbedenklich als sein historisch beglaubigtes Stammland Italien sein würde in Treubruch, Arglist und ähnlichen Eigenschaften der heutigen Abkömmlinge der alten Römer, darüber bestanden wohl kaum Zweifel. Stammt doch, wie recht gut erinnerlich, aus rumänischem Munde die schamlose Erklärung „neutral sein heiße, abwarten, wer die Oberhand bekäme". Aber daß es der Partei beispringen würde, die durch seine Beteiligung aus der Klemme zu kommen sucht, das überrascht einigermaßen. Es wäre viel eher anzunehmen gewesen, daß es diese Partei, deren tatsächlicher Bundesgenosse es längst war, verlassen würde.

Doch das ist seine Sache, wenn es sich nun die einzige wirtschaftliche Stütze in Deutschand verscherzt, wenn es sich jeder Aussicht begibt, künftig zu Europa zu gehören, wenn es, aller Wahrscheinlichkeit nach, überhaupt seine Existenz aufgibt.

Wie ein pythisches Orakel mutet das Anerkennungstelegramm König Georgs an, das in diesem Zeitpunkt dem Volke, in dessen Adern immer noch etwas vom alten Römerblut rollen soll, zuruft: der Triumph der großen Sache rückt näher!

Mag sein, daß die Vorahnung des englischen Königs in diesem oder jenem Sinne berechtigt ist, tüchtige Prophezeiungen müssen so gefaßt sein, daß sie auf alle Fälle passen. Jedenfalls beginnt ein neuer Abschnitt mit der Kriegerklärung Rumäniens an Oesterreich, der die unsere an Rumänien kurz und einfach folgte, damit kein Zweifel besteht.

Fast überhört man, daß aus Italien eine Stimme erscholl, die auch etwas an Deutschland zu erklären wünscht. Aber es ist wirklich so: Italien erklärt uns heute den Krieg!! Ernsthaft darüber zu sprechen, wird niemand verlangen. Es sei auch nur in Parenthese erwähnt, der Kuriosität halber.

An der Spitze des neuen Abschnittes steht ein Ereignis, das in wenigen Worten sich ausdrückt. Diese wenigen Worte aber werden in der ganzen Welt vernommen.

Noch verfolgte man die Berichte über die Neuorientierung auf dem Felde, nachdem der bulgarische Bauer vorgerückt worden war, über die Verlängerung unserer Front auf dem Balkan, da erklang über alle Fronten hin eine wohlbekannte Stimme, die Stimme Hindenburgs, ruhig und klar: „Die deutsche Armee hört auf mein Kommando!"

Ein Ruck geht durch die Reihen. Es ist ein Moment, wie ihn größer die Geschichte Germaniens nicht erlebt hat, seit deutsche Krieger auf der Wahlstatt ihrem Führer zujubelten und die Schilde erdröhnten vom Schwertschlag.

Das Werk, das er als Meister begonnen, soll er siegreich als Meister zu Ende führen. Dazu hat ihn der Kaiser berufen. Hat in seiner siegerprobten Hand alle Kommandogewalt versammelt.

Ihm, dem nunmehrigen Chef des Generalstabes des Feldheeres, zur Seite ist Ludendorff als erster Generalquartiermeister neu ernannt. Von ihm rühren bereits die ersten Meldungen her, aus denen hervorgeht, daß der tückische Versuch der Rumänen, uns zu überrumpeln, an unserer militärischen Wachsamkeit gescheitert ist. X

Fünfte Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Annahmestellen. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Montag, den 4. September,
bis Donnerstag, den 5. Oktober, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank) und der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie

sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen,
sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände,
jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft,
jeder deutschen Kreditgenossenschaft und
jeder deutschen Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf. Die Reichsanleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1917 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark, aber mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Auslosung. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalb-prozentige, bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

3. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . **98,— Mark,**
„ „ 5% „ wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1917 beantragt wird . . . . . . **97,80 Mark,**
„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen . . . . **95,— Mark,**

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 6).

4. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. Js. ausgegeben werden.

5. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet: 30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. November d. J.,
25% „ „ „ „ „ 9. Januar n. J.,
25% „ „ „ „ „ 6. Februar n. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:
die Zeichner von Mark 300: Mark 100 am 24. November, Mark 100 am 9. Januar, Mark 100 am 6. Februar;
„ „ „ Mark 200: Mark 100 am 24. November, Mark 100 am 6. Februar;
„ „ „ Mark 100: Mark 100 am 6. Februar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

6. Stückzinsen.

Da der Zinsenlauf der Reichsanleihe erst am 1. April 1917, derjenige der Schatzanweisungen am 1. Januar 1917 beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab,

a) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5% Stückzinsen bis zum 31. März 1917 zu Gunsten des Zeichners verrechnet,
b) auf die Zahlungen für Schatzanweisungen, die vor dem 30. Dezember 1916 erfolgen, 4½% Stückzinsen bis dahin zu Gunsten des Zeichners verrechnet. Auf Zahlungen für Schatzanweisungen nach dem 31. Dezember hat der Zeichner 4½% Stückzinsen vom 31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von Reichsanleihe		a) bis zum 30. September	b) am 18. Oktober	c) am 24. November	II. bei Begleichung von Reichsschatzanweisungen	d) bis zum 30. September	e) am 18. Oktober	f) am 24. November
5% Stückzinsen für		180 Tage	162 Tage	126 Tage	4½% Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=		2,50%	2,25%	1,75%	=	1,12⁵%	0,90%	0,45%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für	Stücke	95,50%	95,75%	96,25%	Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	93,87⁵%	94,10%	94,55%
	Schuldbucheintragung	95,30%	95,55%	96,05%				

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 Mark Nennwert.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 30. September, sie **muß** aber spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. Oktober, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziff 6 Beisp. Ia u. Ib.)

*) Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im August 1916.

Reichsbank-Direktorium.

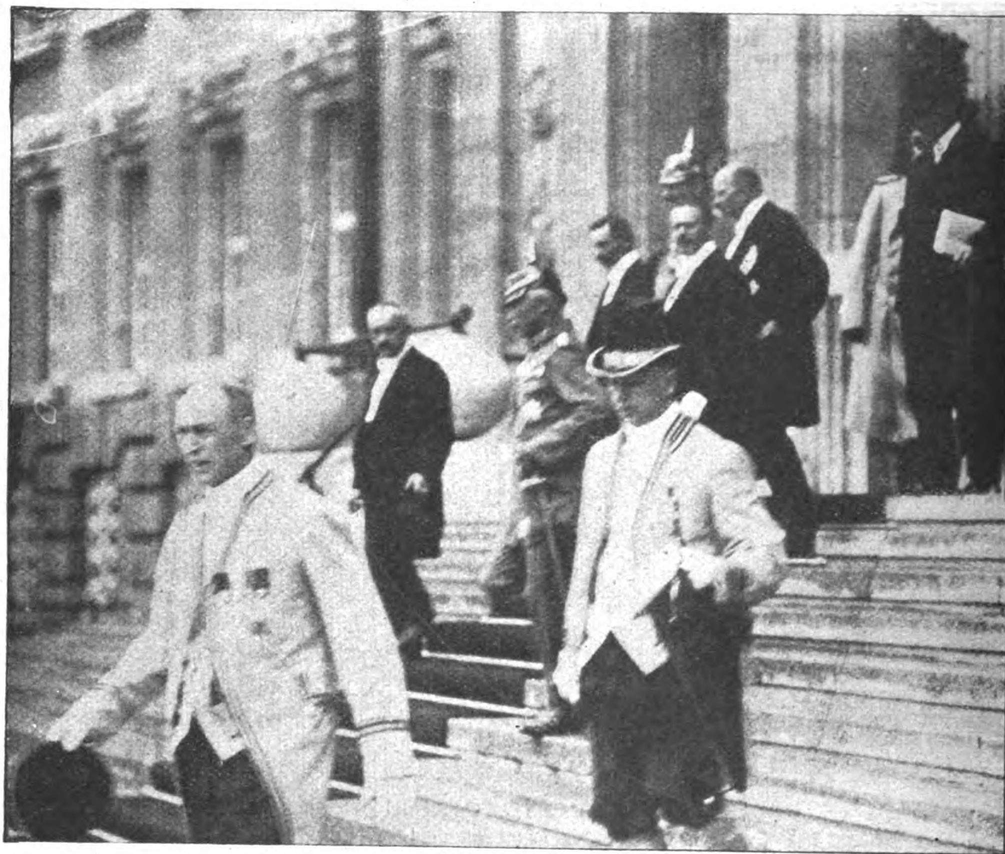
Havenstein. v. Grimm



Hofphot. Pieperhoff.

General Karl Ludwig d'Elsa,

Führer sächsischer Truppen, erhielt den Orden Pour le Mérite.



Der König verläßt mit den Ministern nach der Einweihung das Gebäude.



Der Neubau der Bücherei. B. J. G.

Einweihung der deutschen Bücherei in Leipzig am 2. September.

General Halil-Pascha (links), Nachfolger des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz, und Oberstleutnant Wilhelmi, derz. Kommandeur der Angriffsartillerie vor Kut el Amara, bei einer Besprechung in Bagdad.



Zeltlager am Tigris bei Kut el Amara.

Die Türken in Mesopotamien.



Die Wacht an der Donau.

Aufgenommen von Max Nentwich am altserbischen Ufer, gegenüber der rumänischen Donauhafenstadt Turn-Severin.



Blick auf die Stadt Orsova vom serbischen Ufer aus. Phot. Haeckel.

Die Donau als Kampfgebiet.



Phot. Hugo Erfurth.

Rittmeister Georg Freiherr von Ompteda,

der Verfasser unseres neuen Romans „Der Hof in Flandern".



Jungverheiratete Bäuerinnen im Festgewand.



Siebenbürgisch-sächsischer Bauer. Phot. A. B. Kauffmann.

Aus Siebenbürgen.

Die äußersten Ausstrahlungen der Ostsee.

Von Dr. Cajus Moeller.

„Denn nach Westen fliegt die Weltgeschichte,
Wie ein Adler fliegst du ihr voran"

ließ in einem seinerzeit viel bewunderten Gedicht der deutsche Späthellene Platen „den Schatten des Kolumbus" tröstend zu dem zum zweitenmal gestürzten ersten Napoleon sagen, den im Herbst 1815 die englische Fregatte Bellerophon seinem letzten Aufenthaltsorte St. Helena zuführte. Der Satz, laut dem „Dichter Propheten sind", ist hier einmal nicht zugetroffen; im Gegenteil scheint Frau Klio den Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit zusehends mehr nach Osten verlegen zu wollen. Alles an der Somme jetzt seit Monaten betätigte Heldentum kann nicht darüber täuschen, daß die Entscheidung beziehungsweise die Dauer des Weltkrieges hauptsächlich von zwei östlichen Faktoren abhängt. Davon, wie lange die russische Volkskraft noch die vom Krieg in die Armee gerissenen Lücken auszufüllen vermag, dann aber, wie lange die Nation noch die demütigende Zurückdrängung des nationalen Einflusses in Mittelasien durch den japanischen Bundesgenossen des Zarentums hinnehmen kann und wird. Schwarzseher haben schon vor längerer Zeit das Ende des jetzigen Riesenkampfes in einer russischen Wiederholung des französischen 1789 zu erkennen geglaubt.

Nicht so unmittelbar an der Schwelle, dafür aber noch ungleich bestimmter stellt sich eine andere osteuropäische Entwicklung vor Augen. Es ist dies jene Ostseefrage, die jetzt je länger desto mehr für das Zarenreich an Bedeutung gewinnt, gerade wie sie vor mehr als sieben Menschenaltern unter dem großen Peter Alexiewitsch den Eintritt Rußlands in die europäische Politik bestimmt hat. Die Zustände des Großfürstentums Finnland werden zusehends bedrohlicher, wobei aber der vielleicht schlimmste Faktor nicht in dem Lande selbst zu suchen ist. Die nationalrussische Bureaukratie arbeitet auf ihre eigene Hand und bedient sich dabei ihrerseits weit mehr der zarischen Autorität, als daß sie diese, pflichtgemäß, zu stützen, beziehungsweise zu decken suchte. Auf dem russischen Boden ist die Schreibstube eine verhältnismäßig neue Erscheinung, desto rücksichtsloser arbeitet sie auf die dort völlig ungeschichtliche Gleichmacherei los. Ein klassisches Beispiel davon ist die jüngste Verfügung über das finnländische Heerwesen. Nach längeren Meinungsverschiedenheiten hatte das Zarenreich auf die Beteiligung der Finnländer an dem russischen Heer verzichtet und dafür der Landtag des Großfürstentums einen ganz ungewöhnlich hohen Zuschuß zum russischen Reichsetat bewilligt. Jetzt aber ist durch Beschluß des russischen Senats die Militärbefreiung für die Dauer dieses Krieges beseitigt worden. Ebenso hat 1910 der siebente russische Holstein-Gottorfer alle finnländischen Sonderrechte aufgehoben und das Großfürstentum einfach in eine russische Provinz verwandelt. Alles Maßregeln, die weithinaus über die Landesgrenze so gut wie über die russische Reichsgrenze erhebliche Wirkung geübt und besonders das Verhältnis zu dem westlichen Nachbarvolk nachteilig beeinflußt haben.

Bekanntlich stößt die jetzige russische Provinz Finnland am Nordmeer an Norwegen, etwas weiter südlich zu Land an Schweden. Die Grenze wird von dem Tornea-Elf gebildet; das letztere Wort heißt auf deutsch Dornstrom, und der Name entspricht den Zuständen; geschichtlich haben einander die Nachbarvölker überwiegend abgestoßen. Das ebenso tapfere wie geistig regsame finnländische Volk bildet den nördlichen Ausläufer jener fenotatarischen Stämme, denen sich mit verhältnismäßig geringer Unterbrechung durch die westslawischen Polen und die ostslawischen Ruthenen dann in Siebenbürgen die madjarischen Szekler, weiter südöstlich jene Türken anschließen, die vor demnächst einem halben Jahrtausend das alte Byzanz eroberten, zugleich aber dort wie jenseits des Bosporus in Kleinasien die hellenistische Bevölkerung mit ihren Ansiedlern durchsetzten. Nach ihren Leistungen im Feld wie in den Wissenschaften darf sich diese Rasse wohl den übrigen osteuropäischen Völkerschaften für mindestens gleichwertig halten, und besonders ihr nördlicher Ausläufer hat davon wiederholt Beweise geliefert. Aber leider stießen sie sich nicht nur mit dem östlichen Nachbarn ab, sondern geschichtlich eher noch mehr mit dem westlichen. Die Schweden haben dorthin im 12. Jahrhundert das Christentum gebracht, zugleich aber auch die Eroberung. Unter den nordeuropäischen drei Nationen hat die Vorherrschaft geschichtlich stets gewechselt. Nacheinander haben dort Norwegen und Dänemark den Vorrang gehabt, dem aber dann, nach einer charakteristischen holsteinischen Fremdherrschaft, eine dauerhaftere hanseatische und speziell lübeckische folgte. Demgegenüber baute dann der weibliche letzte Sproß des dänischen Königshauses, die große Margareta, jene Kalmarische Union der nordeuropäischen drei Nationen auf, die aber nach beständigen inneren Krisen 1520 von ihrem mit der edlen Schwester Kaiser Karls V. Prinzessin Elisabeth („Isabella") vermählten fünften Nachfolger Christian II. im Stockholmer Blutbad ertränkt wurde. Der Sohn des dort enthaupteten Reichsrats Erik Wasa wurde dann König und zugleich der Stifter einer leider nur 4 Generationen dauernden Herrscherreihe. Wie dann diese durch einen hessischen Landgrafen, vier holstein-gottorfische Fürsten und endlich durch fünf nach dem neapolitanischen Pontecorvo genannte Bernadottes abgelöst worden ist, kann hier nur ganz kurz in das Gedächtnis zurückgerufen werden. Eine überwiegend durchaus rühmliche Geschichte der germanischen Ostseestaaten, die aber zwei negative Folgen gezeitigt hat. Einmal die ständige Unfruchtbarkeit der verschiedenen großskandinavischen Anläufe; die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so mächtig gewesene ganzskandinavische Idee ist jetzt vollständig zurückgedrängt.

Wichtiger zugleich, aber noch nachteiliger, ist eine andere Folge dieser zersplitterten nordischen Entwicklung gewesen, und sie kehrt ihr Angesicht nach Osten. Über den nordischen Machtkämpfen versäumte das fast ein Jahrhundert hindurch Großmacht gewesene Schweden die innere Durchdringung und Nationalisierung seiner ältesten Eroberung, eben des Großfürstentums Finnland. Wohl bezog Schweden daher einen Teil seiner besten Truppen. Im Dreißigjährigen Krieg waren die Reiterregimenter des Großfürstentums berühmt. Eine harmlose aber bezeichnende Einzelheit: Zu den bei uns beliebtesten Musikstücken zählte in den Knabenjahren der

jetzt alten Generation der finnländische Schützenmarsch. Aber die Bevölkerungen der beiden Länder kamen einander nicht näher. Was auch von Beginn an die Union der großen Margareta zerklüftet hatte: die Aristokratie der jeweilig führenden Nation wollte die benachbarten Standesgenossen nicht als gleichwertig anerkennen.

Rußland aber ersah die Gelegenheit, und aller schwedische Heldenmut hat nicht gehindert, daß im 18. Jahrhundert nacheinander verschiedene Friedensschlüsse das nördliche Grenzgebiet von des großen Zaren Schöpfung St. Petersburg auf schwedische Kosten erweiterten, bis dann der Friede von Frederikshamn am 17. September 1809 auch noch den letzten Rest des alten Grenzgebiets in russischen Besitz brachte, damit aber zugleich auch die finnländische Inselwelt. Man hat davon eine bezeichnende Einzelheit überliefert. Angeblich hatte die russische Flotte die jetzt wieder mehr genannten Alandsinseln völlig außer acht gelassen, bis die Einwohner ihr die Frage zugehen ließen: ob sie sie vergessen habe. Die Anekdote dürfte erfunden sein, aber sie kennzeichnet die gegenseitigen Gesinnungen, und leider dauern diese noch heute fort. Bei aller Abneigung gegen das Zarenregiment gibt es im Lande, abgesehen von einigen Küstenstädten, keine schwedische Partei. Die sehr rührige und hochgebildete evangelische Geistlichkeit des Landes sucht ihre Ausbildung nicht in Upsala, sondern bei den entsprechenden Fakultäten Deutschlands. Nicht die wohl für selbstverständlich gehaltene Kenntnis der schwedischen, wohl aber die der deutschen Sprache ist obligatorisch in allen höheren Schulen des Landes. So zu lesen in der beachtenswerten Schrift des Staatsanwalts a. D. Friedrich Wetterhoff: „Finnland im Lichte des Weltkrieges."

In Schweden selbst aber hat man sich seit Beginn des Weltkrieges hoch und teuer gegen den Wiedererwerb Finnlands verwahrt. Das Geschenk würde erdrückend sein. Von neuem aber treten hier zwei Ereignisse in den Vordergrund der Tagespolitik. Zunächst die vertragswidrige Befestigung jener Alandsinseln, die mehr und mehr zu der maritimen Schlagader des russischen Verkehrs mit den verbündeten Westmächten geworden sind und von denen aus die erschöpfte russische Artillerie ständig mit neuen Geschützen versehen werden soll. Laut der Ententepresse soll Rußland in Stockholm bestimmt die Schleifung der Befestigungswerke oder gar die Zurückgabe der 1809 erworbenen Inselgruppe an Schweden zugesagt haben. Aber das glaubt am Mälar nicht einmal der mehr und mehr isolierte Sozialistenführer Herr Branting. Vor allem aber sind diese Inseln wichtig als der Scheitelpunkt der beiden großen Ostseeausläufer, des Bottnischen und des Finnischen Meerbusens. Von diesen beiden Ausläufern beherrscht der Zarenstaat den östlichen vollständig und den nördlichen zur Hälfte. Man hat jetzt von einer nordischen Brücke zwischen England und seinem wichtigsten Bundesgenossen Rußland gesprochen, die von London über Norwegen nach Finnland und von dort an die Newa führen soll. Aber zum Glück liegt Schweden dazwischen, und dieser mächtigste der nordischen 3 Staaten wird sich niemals gegen Deutschland verwenden lassen. Dann aber jene jetzt fast 11jährige Lossagung Norwegens von der 1814 geschlossenen Union mit Schweden, die damals unsere radikale Presse nicht hoch genug als Akt eines souveränen Volkswillens preisen konnte, und in der sie jetzt etwas spät eine anglorussische Machination gegen den schwedischen Freund Deutschlands erkennt. Hoffentlich ist die Bekehrung von Dauer.



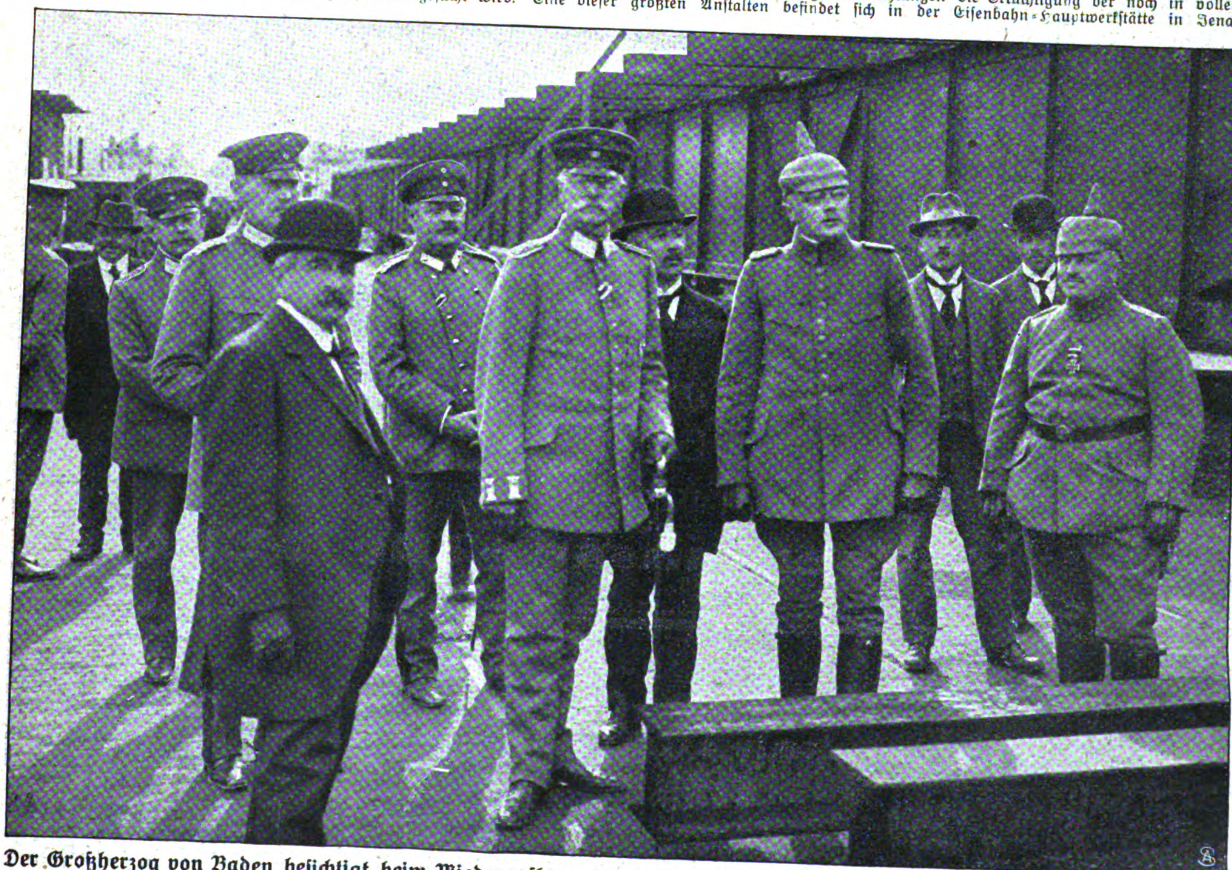
Hofphot. Eeeld.

Tagung des Verbands der Studentinnenvereine Deutschlands in Weimar.



Staatsminister von Breitenbach bei den Kriegsbeschädigten.

Ein nicht geringer Teil der von den Beamten und Arbeitern der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft und der Reichseisenbahnen eifrigst betriebenen „Kriegssammlung der Eisenbahn" wird dazu verwendet, um kriegsbeschädigten Eisenbahnbediensteten sowie auch kriegsbeschädigten Söhnen von Eisenbahnbediensteten eine besondere Fürsorge zuteil werden zu lassen. Verletzte und an inneren Krankheiten Leidende sollen dabei berücksichtigt werden. Es werden Beihilfen zu Badekuren, Landaufenthalten usw. gewährt. Vor allem aber wird darauf Wert gelegt, den Kriegern, die an Armen und Beinen und sonst am Körper erheblich verletzt sind, Gelegenheit zu geben, trotz der Beschädigung noch Tüchtiges für die Allgemeinheit leisten und zugleich das eigene Einkommen verbessern zu können. In allen Eisenbahndirektionsbezirken wird an dieser Aufgabe gearbeitet. An drei Stellen der Verwaltung sind eigene Lehrwerkstuben für Kriegsbeschädigte eingerichtet, in denen mit Hilfe künstlicher Gliedmaßen und vieler anderen zweckmäßigen Einrichtungen die Ertüchtigung der noch in voller Jugendkraft stehenden Mannschaften zu fördern gesucht wird. Eine dieser größten Anstalten befindet sich in der Eisenbahn-Hauptwerkstätte in Jena.



Der Großherzog von Baden besichtigt beim Wiederaufbau einer großen Straßenbrücke über die Weichsel das Ueberschieben der an Land fertiggestellten Brückenträger.



Brunnen „Mutter und Kind“

von Prof. Fritz Klimsch in der Arbeiterkolonie der Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co. in Wiesdorf.

Geschenk der Firma anläßlich der silbernen Hochzeit des Generaldirektors Geheimrats Prof. Dr. Duisburg.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Vorbemerkung.

Noch tobt der gewaltige Krieg, wenn auch hinausgetragen in Feindesländer, sein Ende weiß keiner. Weil wir nun noch mitten darinnen stehen, müssen Örtlichkeiten verschleiert sein und Namen klingen, die es vielleicht an anderen Stellen der Front, nur eben dort nicht gibt, wo in dieser Erzählung die Heere einander gegenüberstehen. Erfunden ist alles bis auf den Geist, der ein treues Bild zu sein sich bemüht unserer tapferen, siegreichen Heere.

I.

Gleich einem stahlblauen Schilde stand wolkenlos der Himmel über der französischen Erde. Vorwärts des Höhenzuges schien die Landschaft völlig verlassen. Auch das Ohr, hinausgeschickt von der bewaldeten Höhe, vernahm nichts in der Totenstille, als sei das ganze weite Gebiet dort unten nur ein längst erloschenes Himmelsgestirn. Und wie auf Mondkarten meinte man im strahlenden Sonnenlichte Streifen, Krater, Meere zu erkennen. Doch als der Blick an Schärfe gewann, ward das Wunder all des tiefen Schweigens gelöst: Zerschossene Dörfer lagen dort, von den Ringen der Schützengräben umzogen, doppelt, einander bedrohend mit stummer Gegenwart.

Rückwärts des Höhenzuges, der wie ein Wall von Nord nach Süden zog, das gleiche Bild: Ruinen, halb abgeerntete Felder. Aber nicht tot war hier das Land: auf den Straßen schoben sich Kolonnen hin, scheinbar ohne Zweck und Ziel, an den Einfriedigungen, aus den Trümmern der Ortschaften stieg blauer Rauch empor, sich kräuselnd im leisen Winde.

Von irgendwoher klang durch die Mittagssonnenstille der Schlag einer Uhr.

„Das ganze verfluchte Aribes da unten ist zum Deubel, aber die Uhr ziehen die Kerle jeden Tag noch auf! Hat doch jar keenen Zweck!"

Der Artilleriehauptmann Wessels, in feldgrauem, schon etwas abgetragenem Waffenrock, ohne Säbel, ohne Sporen, die Feldmütze gleich einem weichen, in sich zusammengefallenen Lappen auf dem Kopfe, sagte es zum Generalstabsmajor von Esserte.

Sie standen neben des Hauptmanns Geschützen. Tief eingegraben, umbaut mit Erdwällen, durch frisch abgehauene Zweige dem Auge feindlicher Flugzeuge entzogen, ruhten sie gleich unförmigen Fabelwesen aus der seligen Kinderzeit der Mutter Erde breitbeinig auf den Rädern wie auf riesigen Pfoten, während die niederhängenden Schutzschilde erstaunlichen Flügeln glichen, die Lafette als Schwanz nach hinten auslief und der Leib kopflos endete in kreisrundem Maul, das Schrapnelle und Granaten spie.

Da zeigte sich am Himmel ein dunkler, gedoppelter Strich. Eine Wolke rollte sich auf und blieb zerdunstend stehen, während das Flugzeug unbeirrt weiterschwirrte. Kurz darauf traf der Knall das Ohr. Nun folgten dem Riesenvogel den ganzen Weg, den er gezogen kam, weiße Wölkchen, hinten mehr und mehr zergehend, vorn aber immer wieder zum Leben erweckt, in nicht endenwollender Reihe.

Hauptmann Wessels rief, das Zeißglas unter den roten, buschigen Brauen: „Ein Deutscher!"

Es hätte des schwarzen Kreuzes auf den Tragflächen nicht bedurft: Schon die Gestalt verriet den Freund. Die Kanoniere, die herumlagen, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, folgten lächelnd dem Fluge des lieben, großen Vogels. Unbeirrt von Eisengrüßen, kam er seine Bahn gezogen mit dem Schweif der mählich in der Himmelsbläue zergehenden Schrapnellwölkchen. Sein Flügelrauschen, das Surren des Propellers, klang, nun er über den deutschen Stellungen flog, deutlich herab. Hauptmann Wessels rief, ohne das Glas abzusetzen, und der rötliche, wilde Feldzugsbart ging beim Sprechen auf und nieder: „Federn hat er aber lassen müssen. Im rechten Flügel fehlt ein ganzes Dreieck. Dunnerkiel, ich glaube gar, er hängt! Wahrhaftig, hängt nach links! Und nu... er geht ja runter!... Verflucht, wenn nur nicht... nicht . . ."

Eine Anzahl der Leute stand auf. Alles verrenkte sich den Hals. Das Surren war nicht mehr zu hören. Richtig, er geht nieder. Welche behaupteten, er beabsichtige nichts als eine Täuschung, damit der Gegner das nun unnütz gewordene Feuer auf den vermeintlich Getroffenen einstellen sollte, andere meinten jedoch, er habe etwas abbekommen. Am liebsten wären die Kanoniere ihm nachgelaufen bis dorthin, wo er landen würde, lagen sie doch schon seit Wochen hier auf einem Fleck. Dennoch änderte sich täglich das Bild: Da funkte mal der Gegner mehr als sonst herüber, Schrapnelle spritzten, eine Granate verirrte sich hierher, wo sie doch nichts zu suchen hatte. Dann kam Besuch: ein hoher Vorgesetzter oder die Kameraden aus den Schützengräben da vorn, mit lachenden Erzählungen über die Unverschämtheit der Turkos, außerhalb der Deckungen spazierenzugehen. Die Feldpost brachte Briefe, Zeitungen, Zigarren, Scho-

kolade, warme Sachen in Erwartung des nahenden Winters! Die größte Freude war freilich immer, wenn ein Schuß besonders gut gesessen hatte. So vorige Woche, als die Schule von Forges=en=Bray nach einem Volltreffer in die Luft gegangen war, als ob die Rothosen drüben darin ihr Munitionslager gehabt hätten.

Inzwischen war der Flieger hinter dem Nadelholz rückwärts verschwunden. In dem Wäldchen, rund um die Batterie zur Deckung gegen Sicht frisch gepflanzt, setzten die Kanoniere eben noch ein paar Bäume dazu. Der Batteriechef betrachtete seine Jungens, die er, wenn es nottat, auch mal scharf anhauchen konnte, mit väterlichem Lächeln, zog seine Zigarrentasche und hielt sie einem Unteroffizier hin. Es war ein bartloses, blutjunges Kerlchen, dem das schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes am zweiten Knopfloche saß: „Ruboeuil vergesse ich Ihnen nie, Behmke!"

Da fragte die ungewöhnlich tiefe Stimme des Majors von Esserte den Ausgezeichneten, was er geleistet habe, um sich das Kreuz von Eisen zu holen: Der blonde, untersetzte Unteroffizier hob mit einem Ruck den Kopf, und nur die abstehende Zigarre in der rechten Hand fiel aus der militärischen Ordnung.

Bei „Rüböl," wie er es aussprach, sei ihnen eine französische Batterie sehr lästig, ja fast unangenehm, geworden wegen ihres vorzüglichen Flankenfeuers. Dem Herrn Hauptmann hatte sie völlig die Laune verdorben. Das konnte er nicht mehr mit ansehen und war dann eines Nachts einfach nach „Rüböl" „hinübergemacht". Dort hatte er richtig eines der Geschütze entdeckt und, da der Posten schlief, den Verschluß herausgenommen.

„Ich konnte so schnell nich loofen mit det schwere Ding, drum habe ich's in 'nen Teich jeschmissen. Aus dem haben wir's später wieder rausjefischt, als wir's Geschütz hatten. Det war allens. Die Rothosen haben zwar hinter mir herjeknallt wie verrickt, aber getroffen haben sie nicht, Herr Major."

Der Hauptmann bewegte ärgerlich den Kopf: nun fing der Unglücksmensch schon wieder an, es so darzustellen, als ob er das Eiserne eigentlich umsonst bekommen hätte. Der Generalstabsoffizier aber gab dem Erzähler kurz die Hand, gleichsam pflichtmäßig, als hielte er solches aus Gründen für nötig, die, außerhalb seines Fühlens, lediglich dem Hirn entsprangen. Dann verabschiedete er sich von Hauptmann Wessels: er wolle den Beobachtungsoffizier des Fliegers, der hinter ihnen niedergegangen war, sprechen, vielleicht brachte der Wichtiges oder doch Wissenswertes zurück. Sie schüttelten einander die Hand wie alte Freunde, hatten sie doch die Kriegsschule zusammen besucht. Esserte war durch den Generalstab gesprungen, während der Artillerist nie etwas anderes sein wollte als ein braver Frontoffizier, dem es eine Ehre ist, sich, wie er mit breitem Lachen zu sagen pflegte, „für Kaiser und Reich" totschießen zu lassen.

Major von Esserte kürzte ab den Hang hinunter durch den Wald. Als er bei den Pferdeständen landete, hatte er rote Wangen, auffallend bei seinem ernsten, grauen Gesicht. Durch buntes Leben schritt er dahin. Da wuschen sich Leute mit kargem Wasser, denn damit mußte gegeizt werden, dort stieg zischend Rauch mit jenem scharfen Geruch von verbranntem Horn, beim Anpassen der Eisen auf die Hufe. Die Sonne warf die Schatten der Bäume über den Acker, der wellig niedersank, weit bis zu Trümmern, einst Heimstätten von Menschen.

Soldaten kamen über die Höhe. Der Major fragte, wohin sie wollten und grüßte pflichtgemäß bei bewegungslosen Zügen, als sie meldeten, sie lösten Posten ab. Der Einsame ging weiter, seltsam kurz, fast behutsam ausschreitend, als sei eine Hemmung in Geist oder Leib. Als er die Höhe erreicht hatte, tat sich vor seinen Blicken eine Mulde auf, darin etwas lag gleich einer Riesen=Libelle mit ausgespannten, grüngelben Flügeln. Soldaten umringten neugierig den großen Vogel, der ganz verlassen stand.

Major von Esserte warf einen Blick auf den leeren Führersitz und streifte mit den Augen die Tragflächen des rechten Flügels. Da war das herausgesetzte Dreieck, das Hauptmann Wessels beobachtet hatte, daneben Löcher, zugeklebt und mit dem Datum versehen, als ob ein alter Soldat an verharschten Wunden den Gefechtstag hätte eintätowieren lassen.

Der Major fragte ein paar Leute, die dabei die Zigarre schnell aus dem Munde nahmen, von Feldzugsbärten blond und dunkel umbuscht, nach den Fliegern. Sie antworteten, die beiden Herren Offiziere wären zum Fernsprecher beim Brigadestabe in Fresne=la=forêt gegangen. Da näherten sich zwei schlanke Gestalten, wuchsen, blieben vor ihm stehen. Die Herren kamen schon zurück. Während der Beobachter dem Generalstabsmajor auf der Karte die neue Stellung einer feindlichen Batterie zeigte, die seit heute morgen plötzlich den deutschen Schützengräben lästig ward und nach der „Dinerpause", wie der Oberleutnant die mittägliche Ruhe der Rothosen nannte, zum Schweigen gebracht werden sollte, war der Flugzeugführer an seine Maschine getreten.

Das Leben leuchtete ihm aus den blauen Augen, und wie er sein Flugzeug, das ihn so oft treu durch die Lüfte getragen, umkreiste, die Spanndrähte prüfend, strich er fast zärtlich über den im Dreieck herausgesetzten Stoff, als wollte er sagen: „Geht auch so!" Dabei wurden die blanken Zähne von den Lippen entblößt, daß sie fest und weiß blendeten. — Er prüfte den Motor, dann blieb er, an das Flugzeug

gelehnt, groß und schmal in seiner Ulanenuniform stehen. Fast sah er aus wie ein Knabe bei seinen zwanzig Jahren und mußte doch ein ganzer Mann sein. Das bewies das Eiserne I. Klasse links auf seiner Brust unter den verschränkten Armen.

Der Beobachter faltete die Karte zusammen. Nun betrachtete Major von Esserte das Flugzeug, stellte Fragen, ließ sich einzelnes zeigen, und der Flieger stand in seiner schlanken Größe erklärend dabei. Immer wieder wollte der Generalstäbler etwas wissen, scharf in der Fragestellung, kurz, das Wesentliche fassend, nun, wo er sachlich zu sprechen hatte, ein veränderter, hemmungsloser Mann. Erst als er außerdienstliche Abschiedsworte suchte, kehrte jene merkwürdige Gebundenheit eines Pflichtmenschen zurück, und wie den Unteroffizier vorhin fragte er jetzt den Flieger, als sei es seine ständige Anknüpfung, nach dem Ursprung der Auszeichnung links auf der Brust. Der nahm die Absätze zusammen und antwortete wie das Selbstverständlichste von der Welt: „Vor Paris den französischen Lenkballon „La Ville de Calais" zerstört!"

Major von Esserte reichte dem Leutnant die Hand: „Meinen Glückwunsch, Graf Bielinski."

Der so Angeredete verbeugte sich.

Inzwischen standen Leute an der Flugmaschine, sie zu halten, Leute, denen die neue Tätigkeit, wie sie der Leutnant ihnen erklärte, ungeheuren Spaß zu machen schien. Graf Bielinski kletterte in den Leib der Libelle, und der Beobachter warf den Propeller zum Luftansaugen herum. Dann schwang auch er sich in das Flugzeug. Durch den Anlasser getrieben, sprang die Maschine an. Ein Luftstrom blies rückwärts, daß Halme wehten, grau flatterten, sogar Rüben, die umherlagen, zu wackeln und zu rollen begannen. Bald war der Propeller nur noch eine blitzende Sonne. Auf Kommando von den sichernden Händen entlassen, bewegte das Flugzeug sich langsam, glitt, hüpfte, jagte, um bald, der Augenblick war kaum zu unterscheiden, den Boden zu verlassen. Dann schwirrte das Luftgeschöpf davon gleich einem brummenden Rieseninsekt, stieg, verlor an Größe, schraubte sich höher und höher empor und war, während die Soldaten dem Entschwindenden nachblickten, bald so hoch, daß man meinte, jeden Augenblick müßten ihn die hellen Schrapnellwölkchen wieder umplatzen.

Langsam setzte Major von Esserte seinen Weg fort, während über die zertretene, ungeerntete Frucht der Felder die Soldaten folgten. Bald wuchsen die zerschossenen und verbrannten Mauern von Fresne-la-forêt empor. Wild genug sahen sie aus, diese Trümmerhaufen und darüber einzeln stehengebliebenen Giebel. Keiner hätte wohl geglaubt, daß hier neben dem Brigadestabe noch zwei Kompagnien lagen. Der Schweinestall, ausgeräumt und gesäubert, war zum begehrten Unteroffiziersquartier, der Kuhstall, auch ohne Seitenwand, zum Schlafraum für einen ganzen Zug geworden. Die Grenadiere, abgelöst aus den Gräben, standen davor bei allerlei Arbeit der Ruhetage, bis sie wieder hinausgingen an den Feind. Sie nähten mit schweren Fingern Löcher zu, die sie sich etwa beim Schanzen oder bei der Arbeit am Drahthindernis gerissen hatten. Knöpfe wurden befestigt, Stiefelsohlen aufgeschlagen. Welche zogen das Gewehr aus, putzten, fummelten, ordneten ihre Siebensachen, trockneten ein gewaschenes Hemd oder standen, saßen, lagen da, die Pfeife, die Zigarre im Mundwinkel. Wenn die Leute aufstehen wollten, winkte der Major ab.

An der tief zerwühlten Dorfstraße liefen die Feldfernsprechdrähte hin, bisweilen um einen Ast gelegt, an einem Haken befestigt, über eine Mauer geworfen. Major von Esserte ließ sich von ihnen leiten, sie mußten zum Brigadestabe führen. Da tat sich denn auch schon ein Platz auf, wo einst wohl die Dorfbewohner nach der Messe geschwatzt, geklatscht oder ihre Geschäfte besprochen hatten. In der Mitte, etwa wie auf dem Markt ein Brunnenbecken steht, gähnte ein Loch, kreisrund, einige Schritte im Durchmesser: der Trichter einer großkalibrigen Granate.

Im Eckhaus, wie durch ein Wunder der allgemeinen Zerstörung entzogen, hatte ein Schäker die Inschrift angebracht: „Kaiser Wilhelm-Platz". Eine rote Flagge mit dem weißen F des Fernsprechers darin zog die Blicke auf sich: dort liefen alle Drähte zusammen, um durch ein Fenster im Innern zu verschwinden. Auf der einen Seite des Hauses stand: „694. Infanterie-Brigade", „Au cheval blanc" auf der anderen. Als der Major eben durch die schmale Tür des weißen Rössels eintreten wollte, erschien darin Generalmajor von Flurschütz, ein kleiner Mann mit auffallend gesunden roten Wangen: „Da kiek mal einer an! Kümmert sich die Division auch mal um uns?"

„Immer, Herr General!" antwortete der Generalstabsoffizier, indem er die Hand an den großen, glatten, geraden Lacklederschirm der Mütze legte. Sie durchschritten einen schmalen, dunklen Gang und traten in eine Stube zur Linken, wo ein großer Tisch stand, Stühle aller Größe, aller Stile und Bezüge darum. Das Zusammengelesene offenbarten Teller, Gläser und Bestecke nicht minder. Der General lud den Besuch zum Essen ein, doch Major von Esserte entschuldigte sich: Exzellenz erwarte ihn bei der Division.

So wurde denn schnell die Karte ausgebreitet, und während Finger deuteten, Bleistifte zeigten, trug der Wind verlorenen Geschützdonner, die ständige Musik des Krieges, über die Höhe. Aus allem, was der Major klar, kurz umrissen, sagte, klang alle Sicherheit

des Könnens. Als seine Augen durch die Brillengläser auf den blauen und roten Einzeichnungen ruhten, hatte seine Stimme einen fast warmen Klang. Doch sobald die Herren sich erhoben, wurde sie wieder fern und kühl.

Inzwischen füllte sich die enge Stube: der Brigadeadjutant Hauptmann Hasenclever, der Ordonnanzoffizier sowie 2 Hauptleute, alles große, norddeutsche Gestalten, die den kleinen General um Köpfe überragten. Der Brigadestab war mit dem Generalstäbler bekannt, die beiden anderen Herren nannten ihre Namen. Dann bestieg Major von Esserte sein Pferd, das aus der Seitengasse vorgeführt wurde. Generalmajor von Flurschütz, der mit Hauptmann Hasenclever dem Besuch das Geleit gab, winkte, während der Scheidende die Finger an den Mützenrand legte. Bald waren seine Hufschläge verklungen. Der General aber faßte gemütlich seinen Adjutanten beim Arm und schob ihn zuerst zur Tür hinein: „Auf zum Festmahl, zum Bankett, zum Bacchanal! Das würde es bei der Division sein. Bei uns ist es ein einfaches Feldessen!"

„Aber gemütlich, Herr General!" gab der Hauptmann zurück.

Der Brigadekommandeur schmunzelte vor sich hin.

Sie setzten sich, ein Teil versank in den zu niedrigen Lehnstühlen, General von Flurschütz dagegen, obwohl der Kleinste, blieb auf dem eigens ausgesuchten Sessel hoch thronen. Einer der Hauptleute, der in seinem Zivilberuf als Fabrikbesitzer Auto fuhr, sagte erstaunt, er habe gar keine Hupe, keinen Auspuff gehört! Meinte er doch nicht anders als Major von Esserte habe einen Kraftwagen benutzt. Doch der Ordonnanzoffizier, Oberleutnant von Bißwang verzog den schiefen Mund in seinem durch einen Granatsplitter fürchterlich entstellten Gesicht: „Es macht hervorragend guten Eindruck in diesem Kriege, wo alles Auto fährt, sich mit Reiten klappen zu lassen!"

Der General drohte scherzend seinem Ordonnanzoffizier.

Die Reserve-Herren, die in einem Generalstäbler gleichsam etwas Unantastbares erblickten, schwiegen. Nun hob das Bacchanal an, von dem der Brigadekommandeur gesprochen hatte. Es bestand aus Ölsardinen, gestiftet vom Adjutanten, der die Büchsen als Feldpostbriefe bekommen hatte, erhob sich zu Erbswurstsuppe, aus einem rußgeschwärzten Mannschafts-Kochgeschirr angerichtet, und fand seinen Höhepunkt im Nachtisch: Schokolade und Leibniz-Kakes. Das Ganze wurde mit wirklich gutem, altem Rotwein begossen, den der lange Kürassier von Bißwang irgendwo „requiriert" hatte.

Während der Mahlzeit ging das Gespräch fröhlich hin und her. Der General starb nicht an Herzdrücken, hörte aber auch ebenso gern ein offenes Wort, ja, er liebte geradezu Widerspruch, an dem er sich dann selbst zu steigern pflegte. Freilich nur bei Kaffee und Zigarren, denn im Dienst besaß er die ganze anerzogene Bestimmtheit des deutschen Offiziers, verstärkt durch die allen Flurschützen angeborene Schärfe und Kampfeslust. So erzählte er denn auch den beiden Hauptleuten seiner Brigade von jenem Joachim, offensichtlich dem Stammvater alles Widerspruchgeistes der Flurschützen, der einst Friedrich dem Großen gesagt hatte, als er eine Maßnahme seines Obristen getadelt: „Halten zu Gnaden, Ew. Majestät, aber das müßten wir doch erst mal erörtern!" Darauf stieß der große König zornig den Krückstock auf den Boden: „Ihm liegt wohl gar nichts an seiner Stellung?" Zum Entsetzen des Gefolges blieb aber der Flurschütz die Antwort nicht schuldig: „Als Ew. Majestät alleruntertänigster Speichellecker — nein, denn der König von Preußen braucht Soldaten!"

Der Schluß der Geschichte wurde so lange vorenthalten, bis einer der Hauptleute fragte. Erst dann spielte der General einen Trumpf aus: „Der Ahn ist die Treppe hinaufgefallen. ‚Sein wohlaffektionierter König Friedrich' war das Generalspatent unterzeichnet, das am gleichen Tage einlief."

Die Herren lachten, und General von Flurschütz benutzte die Gelegenheit zu einem kräftigen Wörtlein gegen Schranzentum, Liebedienerei und Wettkriechen. Als er keine Antwort bekam, gerade weil man ihm zustimmte, blies er voller Kampfeslust die roten Wangen auf, als wolle er nun hören, einige Vorsicht, um nicht anzustoßen, sei denn doch am Platze. Oberleutnant von Bißwang tat ihm den Gefallen. Er verzog sein grausig entstelltes Gesicht und schnippte die Zigarettenasche zu Boden: „Na, Herr General, immer mit dem Koppe durch die Wand rennen". . . .

Darauf hatte der kleine Mann mit den Generalsstreifen nur gewartet. Er sagte zu seinem Ordonnanzoffizier und rollte dabei die Augen, mit solchen Ansichten passe er ja vorzüglich zur Division! Der Kürassier lehnte sich still lächelnd in den Stuhl zurück, nahm den Fernsprecher in die Hand, und während sein Chef aller höheren Stäbe als er selbst vermeintliches Eszuguthaben bekrittelte, vernahm man Bißwangs abgerissene, schier rätselhafte Worte, das ganze Tauschgeschäft des Krieges enthüllend: „Was, Handgranaten geben Sie zu? — Erlauben Sie, daß ich lache. Die machen wir selbst. Leere Konservenbüchsen haben wir genug. Ne, ne. Aber ein Klavier wollen wir! Was? Nee, nicht Kaviar, sondern Klavier. Karoline, Lowise, Anna, Veronika, jawohl Veronika, V wie in Vettel, alte Vettel. Ach, das schreiben Sie mit F? Großartig! Ich mit V. Also Veronika, Ida, Erika, Rosa, Klavier, verstehen Sie nun. Na nun nochmals: Sie dürfen also unsere Marokkaner Quelle täglich 3 Stunden anzapfen. Was? Ne, ne, 3 Stunden, länger nicht. Dafür gehört uns erstens die Lehmgrube, zweitens

müssen Sie bis Mittwoch den Befehlsholer im Auto mitnehmen, drittens liefern Sie uns loco Fresne—la—forêt die Eisenträger für den neuen Unterstand, viertens bekommt Bessel das Klavier."

Der Brigadeadjutant flüsterte dem Ordonnanzoffizier etwas zu, und nun rief der schnell: „Halt, noch was. Hallo! 50 Liter Petroleum für Hasenclever. Jawohl 50. Zu viel? Gut, dann kriegen Sie kein Wasser! Schluß. — Sehen Sie. Also einverstanden! Schluß! Was? Ne, in unserem Abschnitt ist alles ruhig. Morjen."

Der General war inzwischen von der Division zu ihrem Generalstabsoffizier gelangt und lobte eben Major von Esserte, ja, fand fast begeisterte Worte über seine militärische Tüchtigkeit. Der Adjutant kannte das von jenem Obristen des Großen Friedrich ererbte Erörterungsbedürfnis seines Generals, so warf er immer noch einzelnes hinzu, und bald gab es ein rundes Bild. Die Esserte stammten aus Hannover. Der Urgroßvater hatte in der englisch-hannövrischen Legion auf allen Schlachtfeldern Europas gegen den großen Corsen gekämpft, der Großvater war in der Schlacht von Langensalza gefallen, und des Generalstäblers Vater lebte als sächsischer Rittmeister a. D. auf seinem Lüneburger Heidegute. Der Major selbst, aus einem Garde-Infanterieregiment hervorgegangen, hatte als blutjunger Offizier reich geheiratet und sich zur Kavallerie versetzen lassen. Auf Wunsch des Vaters hieß es, weil der selbst Reitersmann gewesen, nach anderen auf Bitten der Frau. Wer aber des Majors Wesen kannte, dem erschien etwas anderes als Selbstbestimmung seines Schicksals wenig glaubhaft.

Einer der Hauptleute hatte freudestrahlend die letzte Aufnahme seiner Familie herumgezeigt, die ihm gestern die Post gebracht. Nun fragte er, ob Herr von Esserte Kinder besäße? Des Generals helle Kommandostimme sank: „Jawohl. Einen Sohn, aber der ist an Diphtheritis gestorben. Die Frau auch. Vor ein paar Jahren, während Esserte im Kriege war. In Südwest. Wie er wiederkommt, ist das Nest leer. Der Junge war ungewöhnlich begabt. Geborener Generalstäbler. Die Tüchtigen krepieren. Die Schweinehunde bleiben übrig. Ein Soldat sollte eben nicht heiraten!"

Die Herren bliesen schweigend den Rauch der Zigaretten in die dunstige Luft des kleinen Raumes. Der Kürassier aber sagte in der Stille, durch fernen Kanonendonner gleichsam unterstrichen, mit seinem Gesicht, bei dessen wilder Entstellung man nie recht wußte, ob es lachte oder ernst blieb: „Herr General, wenn der berühmte Oberst auch so gedacht hätte, dann wären die Herren von Flurschütz am Ende ausgestorben!"

„Wär' nicht schade drum!" gab der zurück, aber er blinzelte dabei, eine Widerlegung erwartend, seinen Ordonnanzoffizier an, der, als nur zeitweise befehligt, freiere Worte sich zu erlauben pflegte, wie sie der dienstlich gebundene Adjutant nie gewagt haben würde. Aber der Kanonendonner hatte derart zugenommen, daß alles hinaushorchte. Gewöhnt an solche Musik, beunruhigte sie doch jenes ständige Verantwortungsgefühl, das mehr an den Nerven fraß als Schlacht und Gefecht. Man griff nach Mützen und Handschuhen. Leibriemen mit der Schußwaffe, die längst den Säbel ersetzt hatte, wurden umgeschnallt, in wenigen Augenblicken war die behäbige Stille zu durcheinanderquirlender Unruhe des gestörten Ameisenhaufens gewandelt.

Hauptmann Hasenclever hatte den Fernsprecher in der Hand. Er saß nicht im Stuhl mit dem äußeren Sichgehenlassen des Herrn von Bißwang, als das Handelsgeschäft mit einer unbekannt bleibenden Stelle abgeschlossen wurde, sondern blieb in Haltung, sich leicht verbeugend hier und da, bei ständig wechselndem Ausdruck seines glatt rasierten, breiten Gesichtes. Nur ein „Jawohl" klang bisweilen. Die Offiziere hatten sich entfernt, still war es an dem Tisch geworden, um den die bunten Stilreihen der weggeschobenen Sessel standen; nur das Kritzeln des Bleistiftes klang, mit dem der Brigadeadjutant auf dem Meldeblock Einzelheiten des Gespräches festhielt. Auf dem Gange aber hörte man gehen, das heftige Schließen der Tür, das dumpfe Gemurmel von Menschenstimmen.

Draußen klang Kommandoruf, der ganze scheinbare Trümmerhaufen von Fresne—la—forêt hatte zu leben begonnen. Keiner nähte, fummelte, arbeitete mehr in Ruhe, sondern die Grenadiere waren beschäftigt mit Weglegen ihrer Sachen, Packen, Röckeanziehen, Umhängen der Koppel mit ihren schweren Anhängseln an gefüllten Patronentaschen, die den Ledergurt niederzogen und durch Knöpfe und Seitenhaken getragen werden mußten. Aus jedem Hause quoll es, jeder Steinhaufen lebte, Köpfe, Leiber, deutsche Soldaten stiegen aus den Kellerlöchern, von denen der flüchtige Blick nicht geahnt hatte, daß in ihrer unwirtlichen Tiefe Menschen wohnten. Während auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz gestellt wurde, die beiden Reserve-Hauptleute die Meldungen der Zugführer entgegennahmen, rückten auf jener Straße, die der Major von Esserte vor einer Stunde heraufgekommen war, unausgesetzt Kompagnien vor, die Pfeife im Munde, das Gewehr am Riemen um den Hals gehängt oder über der Schulter.

Generalmajor von Flurschütz war, während der Adjutant drinnen am Fernsprecher blieb, aus dem weißen Rössel getreten. Auf einem Misthaufen, wie ihn der mangelnde Ordnungs- und Reinlichkeitssinn französischer Bauern auch in Friedenszeiten auf dem Dorfplatze geduldet, stand er mit Oberleutnant von Bißwang. Der Kürassier überragte den kleinen General, daß er ihn samt Helmspitze mit ausgestrecktem

Arm hätte beschatten können. Als nun der Zug der Truppen unabsehbar die Dorfstraße sich hinaufwand, gleich einer schuppigen Schlange beim Blitzen der schwankenden Gewehre, sagte der General, und aus dem roten Gesicht leuchteten Stolz und Freude: „Das sind doch Kerle, was? Jeder nimmt drei Franzosen unter den Arm. Elendes, schwarzes Kroppzeug! Qui vive? Kikriki! Gallischer Hahn! Überhaupt schon so 'ne Idee, sich selbst als Hahn darzustellen! Und wir? Wir sind der Aar. Nicht Adler. Klingt nicht genug. Aar. Aar sollte es noch heute heißen. Die Sprache war recht heruntergekommen vor dem Kriege. Muß anders werden nach Friedensschluß. Lieber Gott, schieb' ihn noch recht lange hinaus, denn dieser Krieg ist die schönste Zeit meines armen Lebens! Bißwang, sehen Sie doch mal unsere Jungens an."

Der kleine General hatte ganz schimmernde Augen bekommen. Plötzlich reckte er sich empor und rief mit seiner strahlend allen Lärm der schurrenden Tritte, der klappernden Kochgeschirre übertönenden Stimme: „Guten Morgen, Kameraden!"

Die zunächst vorüberkamen, zogen das Gewehr an und blickten, das Kinn erhoben, herüber. Aus der ganzen Heeressäule aber, der jener leichte Dunst von Schweiß, Tabak, Lager entströmte, vermischt mit einer grauen Wolke dünnen Staubes, von all den Marschierenden klang donnernd die Antwort wieder: „Guten Morgen, Herr General!"

General von Flurschütz grüßte. Hier und da rief er einem Mann, den er zu kennen schien, etwas zu. Ein Hauptmann, Bataillonsführer, meldete, und der Brigadekommandeur reichte ihm die Hand. Allen vorüberkommenden Offizieren winkte er. Nun marschierten auch die beiden Kompagnien ab. Als der letzte Mann vorüber war und hinter Sanität und dampfender Feldküche die Staubwolken mehlig sich setzten, stieg der General herab vom „Feldherrnhügel", so hatte Bißwang diese schon mehrfach benutzte Stelle getauft. Die beiden gingen zum weißen Rößel. Sie blieben nicht lange, denn der Brigadekommandeur hatte immer den Drang vorwärts. Im letzten Grunde besaß er noch etwas von den Indianerinstinkten seiner Leutnantszeit. Am liebsten würde er selbst zum Angriff geführt haben, und nur die höhere Einsicht hielt ihn zurück, daß der Führer bei seinem Abschnitt sein muß, um nicht bei Teilerfolgen den Blick über das Ganze zu verlieren. Immerhin pflegte der General die Gefechtsstelle der Brigade so weit vorzuschieben, daß es darüber mit Exzellenz Greger, dem Divisionskommandeur, schon öfters Auseinandersetzungen gegeben hatte. Schon darum war man bei der 694. Infanteriebrigade auf die 347. Division nicht allzu gut zu sprechen.

Hauptmann Hasenclever blieb am Fernsprecher, bis der General mit seinem Ordonnanzoffizier die Gefechtsstelle erreicht haben würde. Dann übernahm Oberleutnant von Bißwang Meldung und Befehlsübertragung nach vor- und rückwärts, und der Adjutant kam nach.

Sie gingen durch schwimmenden Sand die waldige Höhe hinan, auf der Hauptmann Wessels mit seiner Batterie stand, und vor der die Schützengräben sich bald gleich Mondkratern rundeten, bald den Marskanälen ähnlich streckten. Ständig schien der Donner der Geschütze zu wachsen, so daß der General die Stimme erheben mußte, um verstanden zu werden. Wenn beim Umherstreuen und Abtasten des rückwärtigen Geländes seitens des Gegners einmal in der Nähe eine Granate krachend ihre Drecksäule umherwarf, unterbrach der General sich nicht, er redete nur etwas lauter.

Von dem breitgetretenen Kolonnenweg bogen sie ab in den nicht eben üppigen Wald. Seine Armut gab dem General Anlaß, auf das „gottverdammte Sauland" zu schimpfen, das keinen Vergleich aushalten könne mit den „unerhörten Herrlichkeiten deutscher Erde". Das waren jedoch nur Augenblicke, denn sonst sprach der kleine Mann von anderen Dingen. Er ließ sich die Karte aus der Kartentasche reichen; ganz mit Einzeichnungen war sie bedeckt. Plötzlich blieb der Brigadekommandeur stehen, deutete auf eine Stelle und erhob fast krähend die Stimme: „Hier fehlt die Sappe sieben! Warum ist die nicht eingezeichnet?"

Oberleutnant von Bißwang schloß die Absätze, und sein wildes Gesicht sah förmlich abschreckend aus: „Weil noch keine Zeit war, Herr General!"

„Keine Zeit? Ausgeschlossen!"

„Darf ich gehorsamst fragen, ob Herr General damit meinen, daß ich lüge?"

„Wie kommen Sie darauf? Ein preußischer Offizier lügt nicht. Wenn er es täte, so käme er vor ein Ehrengericht. Heute sind wir im Kriege. Gott sei Dank! Also Kriegsgericht."

„Dann bitte ich gehorsamst, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen!"

„Bißwang, Sie sind wohl verrückt?"

„Nein, Herr General!"

„Oder etwas nervös geworden durch das bißchen Schießerei?"

„Ich nicht, Herr General."

Generalmajor von Flurschütz wurde dunkelrot: „Meinen Sie etwa mich, Herr Oberleutnant von Bißwang?"

„Das habe ich nicht gesagt, Herr General."

„Aber gedacht!"

„Befehlen Herr General, daß ich darauf antworten muß?"

Des kleinen, scharfen Mannes Züge verzogen sich mit einem Male zu einem Lächeln. Er streckte dem Ordonnanzoffizier, den er schätzte wie selten einen

Mann, die Hand hin: „Nein. Ich habe nie an Ihnen gezweifelt, Bißwang, so wenig wie an uns allen und unserer Sache, unserem Siege. Ich bin heftig. Sie ooch, mein Alter, da ist nun nichts drüber zu reden. Aber wir sind im Felde. Und Sie wissen, was ich von Ihnen halte."

Er schüttelte ihm die Hand. Oberleutnant von Bißwang verbeugte sich. Aus seinem zerrissenen Gesicht lachte dem Vorgesetzten etwas entgegen fast wie Liebe, zum wenigsten eine Hingebung, die ihn gern für diesen Mann das Leben hätte opfern lassen. Nun, in ganz anderem Ton, setzte er auseinander, der Brigade sei die Kenntnis von Sappe sieben erst vor wenigen Stunden geworden. Es habe Arbeit gegeben bei Essen, Fernsprecher, Geschichte vom Obristen Joachim (der General hob drohend mit jenem Schmunzeln, das dem scharfen Manne so herzgewinnend stand, den Finger), endlich Paradeabnahme auf dem Feldherrnhügel.

Um den Aufenthalt einzuholen, begannen sie zu laufen. So trabten die beiden mit ihren ungleichen Schrittlängen, der eine kurz, eilig, der andere weit bedächtiger, nebeneinander her. Im Walde, dessen Nadeln und Blätter durch Schrapnellfeuer dünn geworden waren, dessen Stämme hier und da abgesplittert umherlagen, von Granaten gefällt. Eine begrünte Kuppe überragte, nach rückwärts ausladend, den Berg. Sie stiegen nicht ganz hinan, sondern blieben auf halber Höhe. Dort tat sich eine Lichtung auf, wenige Schritte nur im Durchmesser, und sie standen jäh vor einem tief in den Boden geschobenen Unterstand, so gut versteckt, daß seine Lage nur kenntlich wurde durch die Fernsprechdrähte, die dort hinein abbogen, während er sonst nicht anders aussah als etwa ein riesiger Ameisenhaufen. Es war die Gefechtsstelle der 694. J.-B.

Im ersten Augenblick umfing Dunkelheit die Eintretenden, doch, sobald das Auge sich an die veränderte Lichtfülle gewöhnt hatte, erkannte man bei dem Tagesschein, der durch das dem Feinde abgekehrte, schmale, schlitzartig langgestreckte Fenster einfiel, den Fernsprecher auf einem großen Tisch, darauf allerlei Papiere lagen und Schreibzeug. Ein Granatboden diente als Aschenbecher. Im Ausbläser einer Feldgranate steckten frische Blumen. Stühle, nicht minder bunt als drunten in Fresne-la-forêt, warteten rundum. Aus einem schmalen Sehschlitz in der Vorderwand blickten die langgestielten, weit auseinanderstehenden Augengläser eines Scherenfernrohres. Ein Unteroffizier stellte es eben ein. Als der General herantrat, fuhr er auf, riß das Kinn hoch und schlug die Hacken zusammen.

Während Oberleutnant von Bißwang den Fernsprecher bediente, die langen Beine von sich gestreckt und Bemerkungen einflechtend in seiner humorvollen Ausdrucksweise für sachliche Schärfe, stellte der General das Scherenfernrohr seinen Augen gemäß. In einem Rahmen von unregelmäßig in das Bild ragenden Zweigen, nickend und lebend bei dem stoßweisen Winde, der seit kurzem ging, standen die sonnenbeglänzten Ruinenmauern von Aribes. Das Wunderglas deutschen Fleißes zeigte jede Einzelheit: herausgebrochene Steine in den Giebeln und Mauern, das Sparrenwerk von Dachresten, die hoch aufgeschichteten Trümmer des Schiffes einer Kirche, ja, am helmlosen, halb eingestürzten Turm sogar jene von den Franzosen immer wieder aufgezogene Uhr, die Hauptmann Wessels so erboste. Gleich einer Luftspiegelung der Wüste, ein erschreckendes Wunder, stand der dem Untergang geweihte Ort drüben im leise flirrenden Licht des warmen Oktobertages.

Hier sah man, wie auf der Schaubühne der stumm ergriffene Zuschauer das Ende schuldiger Menschen miterlebt, einen von Menschen gebauten, Menschen, Heimat und Heimstätte gewährenden Ort unrettbar zugrunde gehen, weil jene darin sich bargen, deren Brüder einst diese Häuser bewohnten.

Die Mauern rauchten, die ganze Landschaft schien in Qualm und Dunst getaucht, ständig erneut durch frisch einschlagende Geschosse, wenn je einmal die grauen Schmutzwolken der hineindonnernden Granaten drohten, im reinen Äther wieder zu verlöschen. Deutsche Flieger hatten seit gestern Truppenbewegungen gemeldet. Der schlanke Ulan Graf Bielinski hatte, indem er heute mittag mit seinem Beobachter so tief sich hinuntergewagt wie noch keiner zuvor, letzte Gewißheit gebracht. Das eben war vorhin Major von Efferte erklärt worden: In Forges-en-Bray, in La Neuveville-sur-Galaine, vornehmlich aber drüben in Aribes waren von den Franzosen nachts Infanteriemassen zusammengezogen worden und schwere Artillerie in Stellung gebracht, gewiß nicht, „um Radieschen zu säen", wie Herr von Bißwang es nannte.

Über Aribes platzten Schrapnelle in schönen, weißen, unschuldigen Wölkchen. Bei der hellen Sonne sah man kaum den Feuerschein, nur den jähen, scheinbar aus dem Nichts hervorgezauberten Rauch, bald rechts am Eingang, bald links an der Kirche, oft vor dem Orte im reinen Ätherblau, dann wieder dahinter, die schmutzigen Stickschwaden versöhnend, mit denen Granaten das einst reiche Aribes verpesteten. Sie galten allem, was sich auf den Straßen befinden mochte, während die krachenden, mittleren deutschen Kaliber, das Haubitzenfeuer von dem Höhenrücken her, auf dem die Gefechtsstelle der 694. J.-B. lag, die Rothosen aus den Kellern scheuchen, ihre Unterstände verschütten, ihre Geschütze zum Schweigen bringen sollten.

Man war den Franzosen zuvorgekommen, so klang ihre Antwort von drüben wütend überhastet.

Lagen zu 8 und 8 rollten herüber auf die bewaldeten Höhen, die deutsche Artillerie suchend, damit sie endlich das furchtbare, eherne Maul hielte. Aber die Granaten brachen nur krachend Bäume um, splitterten Zweige ab oder pflügten gar Schonungen und Kahlschläge. Dort ließen sie an den winzigen Bäumchen ihre Wut aus oder rotteten Baumstrünke aus, die mit üblicher französischer Materialverschwendung ellenhoch stehngeblieben waren. Bisweilen kamen die gegnerischen Eisengrüße nahe heran, und in der Nähe splitterten Stämme und Äste, ja, einmal spritzten gegen das rückwärtige Fenster Dreckklumpen, die eine vorwitzige Granate von der Mutter Erde gelöst hatte.

Während des Krachens rundum trat Hauptmann Hasenclever ein und erzählte, eben sei ein Volltreffer in die zweite Kompagnie gefahren, die hinter dem Höhenrücken in Bereitschaft stand. Er habe es im Vorbeigehen erlebt, natürlich habe es Verluste gegeben. Der General rief mit Schulterzucken, daß die durch graue Überzüge unkenntlich gemachten Achselstücke bei dem kurzen Halse ihm fast bis zu den Ohrlappen stiegen: „Wo gehobelt — ich meine geschossen — wird, fallen Späne — ich meine Grenadiere!"

Dabei tadelte er scharf dieses Warten hinter der Höhe, die vom Feinde mit Sperrfeuer belegt sei. Eben deswegen habe er doch die braven Kerls so schnell herausgetrommelt, damit sie noch vorher vorkämen: „Wer führt die zweite? Oberleutnant Ehrlich, nicht wahr?"

„Ist eben dabei gefallen, Herr General!" gab der Hauptmann zurück, während er den Ordonnanzoffizier am Schreibtisch und Fernsprecher ablöste. General von Flurschütz brummte grimmig etwas wie: Das käme eben von solchen Dummheiten. Dann aber nahm er Oberleutnant von Bißwang beim Rockknopf — seine Art, wenn er freundschaftlich sein wollte und leise zu sprechen genötigt war — und flüsterte mit ihm, denn schon war wieder der Fernsprecher im Gang, vom Bleistift begleitet, der auf dem Meldeblock kritzelte. Der Kürassier sagte ein paar Male „Zu Befehl", dann zog er sich die feldgraue Mütze mit dem bunten Stirnbande über den Kopf, nahm seine Handschuhe, grüßte und verschwand.

In dem Augenblick, während die Tür offen stand, dröhnte betäubender Lärm herein: der ganze, nervenhöhnende, erschütternde Donner eines Artillerieduells. So unerhört war das Krachen, Splittern, Rauschen, Schütten, Dröhnen, von irgendeinem Echo der Hügelwand ständig verdoppelt, daß der Herr von Bißwang, zu ganzer Größe aufgerichtet, darüber vor sich hin lachte und wie im Selbstgespräch rief: „Na, na, na, Kinder, seid milde, seid milde, beruhigt euch!" Dann zündete er sich im eiligen Schreiten eine Zigarette an.

Von weitem sah er durch die Stämme eine gelagerte Truppe. Er schritt darauf zu, fragte den Nächsten, wer sie befehlige. Während er noch sprach, trat schon ein Leutnant ihm entgegen. Nun setzte der Ordonnanzoffizier der Brigade auseinander, der Herr General sei ungehalten über den nicht befohlenen Aufenthalt hier hinter der Höhe, denn hierher funke der Feind beständig, während es weiter vorn bessere Deckungen gäbe. Doch der junge Herr ließ sich nicht beirren. Mit jener ruhigen Sicherheit, die der Krieg seinen Jüngern verleiht, erklärte er, just jene vorderen Hänge seien derart „belegt" gewesen, daß man dort ganz andere Verluste hätte gewärtigen müssen. Im Augenblick habe ja der Gegner sein Feuer ganz nach hinten verlegt, wohl um die Batterien zum Schweigen zu bringen, die ihn in Aribes beunruhigten. Dort suchte er sie offenbar. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Theaterwelt.

Mit 18 photographischen Abbildungen.

Unsere Bilder führen eine Reihe von Bühnentalenten vor, die, teils in weiten Kreisen schon bekannt, einen neuen Wirkungskreis erreichen, den die Unterschriften der Bildnisse angeben, so daß zahlreiche Freunde der Kunst sich mit ihnen zu beschäftigen haben werden.

Für den Aufstieg des Bühnenkünstlers, den Wechsel seines Tätigkeitskreises, ist der Zeitpunkt von höchster Wichtigkeit. Es ist oftmals — nicht immer — ein Glück für den Schauspieler, für die Schauspielerin, wenn er oder sie die Bühne wechselt, solange sie noch im Aufsteigen sind; wenn der Übergang bei voller Kraft erfolgt, bevor das Talent sich ausgegeben hat oder doch in der Überlieferung seiner Wirkungssphäre nicht erstarrt ist. Es ist gut, wenn die scheidende Begabung noch Spannkraft im Vorrat hat, noch nicht sich darauf angewiesen sieht, ihrem Publikum Zugeständnisse zu machen, nach dieser oder jener Richtung zu paktieren. Es gibt Künstler und Künstlerinnen, die ihr Leben lang nur an einer größeren Bühne gewirkt haben, aber ihre Zahl ist nur gering.

In jeder Stadt herrscht auch in bezug auf das Theater eine bestimmte Geschmacksrichtung. Das geistige Klima und tausend Nebenumstände haben dabei ein Wort zu sprechen. Was in Dresden reizend gefunden wird, kann in Berlin, wo ein anderer Geschmack wohnt, weniger günstig beurteilt werden. Wiederum kann in Hamburg der Erfolg eines Wieners vollauf bestätigt werden. Vorhersagen läßt sich so etwas nie, am wenigsten beim Theater, wo nach Laubes klassischem Ausspruch immer alles anders kommt, als man gedacht hat. Kein Wunder, daß Schauspieler oft abergläubisch sind!

An jeden Wechsel knüpfen sich große Hoffnungen; das ist uraltes menschliches Erbteil. Und gehen sie auch nicht immer in Erfüllung: es ist wünschenswert,



Hofphot. Albert Meyer.

Schauspielerin Johanna Mund.
(Kgl. Schauspiele Cassel.)



Phot. Hans Holdt.

Opernsängerin Herta Ruß.
(Hoftheater Mannheim.)



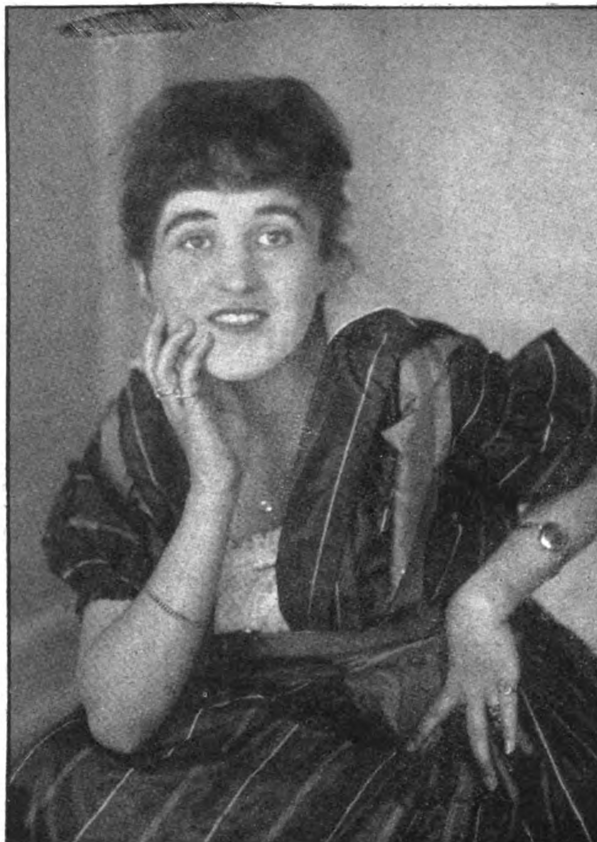
Phot. Brokshus.

Schauspielerin Alice Dagny.
(Hoftheater Dresden.)



Phot. Elsbeth Gropp.

Schauspielerin Melitta Leithner.
(Hoftheater Dresden.)



Spezialaufnahme der „Woche".

Opernsängerin Irene Eden.
(Hoftheater Mannheim.)



Phot. Jüptner-Stuhr.

Opernsängerin Helene Schulz.
(Kgl. Schauspiele Cassel.)

daß man sie hegen durfte, denn der Künstler ist von Haus aus Sanguiniker, und wenn er es nicht ist, muß ihm der Kampf um die Kunst, um Erfolg und Beliebtheit, Ruhm und Ehren schwerer fallen als seinen leichtblütigeren Berufsgenossen.

In gewissem Sinne muß man überall wieder von frischem anfangen. Ein jedes Theater ist ein großer und überaus verwickelter Organismus, in dem neben dem Künstlerischen das Menschliche eine ungeheure, ja oft die ausschlaggebende Rolle spielt. Es heißt da nicht nur dem neuen Publikum gefallen, sondern auch mit der neuen Leitung, den neuen Kollegen, der ganzen Umwelt Fühlung gewinnen. Der Laie macht sich keinen Begriff von den Erfordernissen, die nicht nur an das Können, sondern auch an die Lebenskunst eines neuen Mitglieds gestellt werden können.

Auf jedem Theater weht eine andere Luft, wohnt eine besondere Atmosphäre, und unzählbare Imponde-



Sängerin Julie Koerner.
(Hoftheater Karlsruhe.)



Phot. Residenz-Atelier.

Schauspielerin Annemarie Löwe.
(Hoftheater Weimar.)



Phot. Classens.

Sängerin Lola Karoly.
(Stadttheater Nürnberg.)



Schauspielerin Marianne Saling.
(Hoftheater Schwerin.)



Phot. Georg Gerlach.
Opernsängerin Elisabeth Imme.
(Hoftheater Weimar.)

rabilien, im bekannten bismarckschen Sinne, sind beim Einleben in den neuen Wirkungskreis wohl in Betracht zu ziehen. Der Künstler bedarf zum Wirken wie zum Leben einer doppelten Vitalität — man möge das Fremdwort hier entschuldigen! Aber meistens besitzt er sie auch glücklicherweise. Er hat von Haus aus zwei Naturen und manchmal mehr. Uebertrifft er an Reizsamkeit (Sensibilität hätte man früher geschrieben) den Alltagsmenschen um ein Beträchtliches, so ist auch seine Widerstandskraft meist größer, seine Anpassungsfähigkeit erheblicher, sein Selbstvertrauen wie sein mehr oder weniger berechtigtes Ueberzeugtsein vom eigenen Wert bedeutender, und so ist er besser gewappnet für die Kämpfe, die ihm nur selten erspart bleiben dürften.



Hofphot. Gebr. Hirsch.
Kammersängerin Beatrice Lauer-Kottlar.
(Stadttheater Frankfurt a. M.)



Phot. Hoffmann, München.
Kgl. bayr. Hofopernsängerin Charlotte Dahmen.
(Hofbühne Wien.)



Phot. Hugo Erfurth.
Sängerin Ottilie Schott.
(Stadttheater Frankfurt a. M.)

Der Künstler hat zwei Naturen, sagt man — der große Künstler hat unzählige. Sonst würde er den Ansprüchen nicht gewachsen sein, die Kunst und Umwelt an ihn stellen.

Der Sänger, die Sängerin stehen sich beim Wechsel wohl besser als ihre Kollegen vom gesprochenen Wort. Sie sind nicht so vielen Imponderabilien unterworfen; denn die Stimme bleibt immer auch in unseren Tagen noch das Entscheidende, dem sich schließlich alles übrige unterordnen muß.



Hofphot. Hermann Metz, Mainz.
Sängerin Frieda Cornelius.
(Stadttheater Frankfurt a. M.)



Phot. Fritz Jäger.
Sängerin Elisabeth Friedrich.
(Hoftheater Karlsruhe.)

Für jeden Bühnenkünstler ist es vom Schicksal zu erflehen, daß er den rechten Entdecker findet oder vielmehr, daß der rechte Entdecker ihn findet. Sonst kann es großen Begabungen widerfahren, daß sie im verborgenen blühen — und verblühen.

Man kennt in der Theatergeschichte viele Fälle vom plötzlichen Erstrahlen eines mächtigen Sternes, der bis dahin im Dunkeln glimmte, mit seinen Strahlen nicht durchs Gewölk dringen konnte, bis der Entdecker kam. Man braucht etwa nur an Charlotte Wolter zu erinnern und an manche andere Tragödin. Die Gegenwart ist wohl solchem unvermittelten Aufglühen des Ruhmes weniger förderlich. Alles muß heutzutage stufenweise erreicht, oft langsam erkämpft werden.



Phot. G. Balür
Schauspielerin Rosa Klauß.
(Hoftheater Mannheim.)

Man möchte allen den Aufsteigenden das Beste wünschen — mögen jene, die noch nicht „Lieblinge" des Theaterpublikums sind, es schleunigst werden; mögen die Lieblinge, die schon auf solchen Titel Anrecht haben, ihn auf Lebenszeit festhalten dürfen! Das Hervordringen so vieler neuer Bühnenbegabungen ist zugleich ein erfreuliches Zeichen für das rege, durch die Erschütterungen des Weltkriegs nur wenig gestörte künstlerische Leben der deutschen Theater.



Sängerin Emmy Bettendorf.
(Hoftheater Schwerin.)

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch

17. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Immer deutlicher stieg die Erinnerung an jene mündliche Abmachung in Hein Lünks Wirtschaft vor Wübbes Augen empor. Damals hatte Maak mit anderen Farben gemalt. Und nun schob er diese nichtsnutzige Klausel vor, von der er — Gerd Wübbe hätte einen Eid darauf schwören können — damals kein Wort gesagt hatte. Aber aus dieser Erinnerung kroch, wie aus blauem Dunst, eine andere heraus. Das war das Gespräch mit Hein Lünk. Was hatte der ihm von den Hadeler Ziegeleigrafen erzählt? „In der Gründerzeit, ja, da waren es große Herren, aber als die Konjunktur abflaute und ihr ausgeschachteter Grund und Boden nichts mehr wert war, da saßen sie da mit ihrem dicken Kopf."

Gerd Wübbe rieb sich die Stirn. Jetzt saß er auch da mit seinem dicken Kopf. Er erinnerte sich an die geharnischte Rede Tüns Puttfarckens. Was hatte der von den Wübbes gesagt? Ihr habt ein großes Maul und ein kleines Hirn. Nun hatte Harm Maak ausgebacken, und er, Gerd Wübbe, lag in seiner Wagenspur.

Mit zitternden Händen nahm er den Kontrakt vor und studierte ihn durch. Ja, da stand es ausdrücklich: Der Kontrahent Maak ist berechtigt, aus der in Rede stehenden Parzelle des Wübbeschen Hofes jährlich bis zu zehntausend Kubikmeter Erde auszuschachten nach Maßgabe der Baukonjunktur.

Von einer Verpflichtung Maaks stand nichts im Kontrakt. Von einer Entschädigungsumme, die bei einem plötzlichen Aufhören des Ziegeleibetriebes zu zahlen sei, stand auch nichts drin.

Es war kein Zweifel, nach dem Vertrag war Wübbe und sein Hof Harm Maak auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Und wie war er zustande gekommen? Im Hinterzimmer von „Stadt Lübeck" in Bergstädt bei soundso vielen Glas Grog, die Maak immer frisch aus der Rumflasche und dem Wassertopf nachgefüllt hatte. Um ihm den klaren Verstand zu nehmen, um den Vertrag so zu formulieren, daß er Maak alle Rechte, aber keine Pflichten gab.

Wübbe sank in sich zusammen. Ihm war, als hätte ihm einer Hände und Füße abgehackt, um ihn jetzt wie ein Stück Vieh auszuschlachten und an den Meistbietenden zu verkaufen. Noch einmal wallte die Wut in ihm auf. Er hätte aufspringen mögen, Maak an die Kehle. Aber der saß mit steinernem Gesicht und kalten, klaren Augen da, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Mit Gewalt war hier nichts zu machen, es mußte mit Güte versucht werden, Maak umzustimmen.

„Du mußt aber einsehen, Maak," sagte er, „daß ich mit einem solchen Kontrakt nicht bestehen kann. Ich schwebe ja mit meinem Hof in der Luft. Ja, das ist das richtige Wort, wo früher Ackergrund war, da ist jetzt Luft. Wir müssen den Vertrag nachträglich ändern. Es muß ein Zusatz hinein, wonach du dich verpflichtest, mir vierteljährlich ein Fixum zu zahlen, ganz gleichgültig, ob du schachtest oder nicht. Wenn du das nicht tust, handelst du nicht als Freund an mir."

„In Geldsachen hört die Freundschaft auf, Wübbe," erwiderte Maak kühl, „das weißt du wohl. Ich habe den Kontrakt als Geschäftsmann geschlossen und du auch: dabei nimmt jeder seinen Vorteil wahr, das weißt du wohl auch. Der Notar sagte, als er uns den Kontrakt vorgelesen hatte: 'Wenn also beide Herren mit dem Inhalt einverstanden sind, bitte ich hier zu unterschreiben'. Da sagte ich ja und unterschrieb, und du sagtest ja und unterschriebst ebenfalls. Das weißt du wohl. Der Vertrag muß bleiben, wie er ist. Jetzt haben wir in Moorwisch schon die zweite Ziegelei bekommen. Die macht noch nichts, wenn nur die Deichpflasterung kommt. Aber ist es sicher, daß ich die Lieferungen bekomme? Ich weiß es bestimmt, einige Bauern wollen die Klinker von der Unterelbe beziehen, sie sagen, gerade jetzt können sie billig abschließen. Andere wollen sogar holländische Klinker nehmen, weil die besser sein sollen. Aber die Sache ist die: von mir wollen sie sie nicht nehmen, weil ich für den Fortschritt eintrete. Da liegt der Hund begraben. Nein, Wübbe, solange diese Sache nicht geklärt ist, muß der Kontrakt bleiben, wie er ist. Kommt die Pflasterung, und ich bekomme die Lieferungen, so läßt sich ja vielleicht ein Zusatz machen."

„Und in der Zwischenzeit?" rief Wübbe verzweifelt. „In der Zwischenzeit bin ich putjehupp."

„Deine Hypotheken sind in meiner Hand," erwiderte Maak, „und du weißt, ich bin kein unbequemer Gläubiger. So leicht kündige ich dir sie nicht, es müßte denn sein, mir setzte einer selbst das Messer an den Hals."

„Aber die Zinsen", stöhnte Wübbe. „Mensch, die Zinsen! Wo soll ich die hernehmen, wenn du nicht schachten willst."

„Ich will dir auch über diesen Berg helfen", sagte Maak. „Ich will dir entgegenkommen, soweit ich kann. Ich zahle dir außer den vierhundertfünfzig

Mark — das heißt, wir müssen am ersten Mai, am Hypothekenzinstermin, abrechnen, ich habe kein Geld liegen — also ich zahle dir außer den vierhundertfünfzig Mark den Preis für fünftausend Kubikmeter, die ich bis zum Herbst ausschachten lasse, im voraus bar auf den Tisch. Gleichzeitig kündige ich hiermit den Kontrakt, und zahle dir die Konventionalstrafe von dreitausend Mark gleichfalls bar auf den Tisch. Dann bist du mit der Zinsgeschichte für zwei Jahre aus dem Druck, kannst deinen Hof verkaufen oder wie früher selbst bewirtschaften, ganz wie du willst."

Maak schenkte Gerd Wübbe ein neues Glas Grog ein. Er machte ihn besonders steif und beobachtete verstohlen Gerd Wübbes Gesicht.

Wübbe überlegte. Das schien ihm, wie die Sachen einmal lagen, ein recht annehmbares Angebot zu sein. Dreitausend Mark bar auf den Tisch, dazu das Geld für fünftausend Kubikmeter, dazu zwei Jahre kein Druck, dazu das Versprechen, die Hypotheken nicht zu kündigen — er atmete ein paarmal schwer und sagte: „Topp! Ich nehme dein Gebot an."

Ein triumphierendes Lächeln blitzte über Maaks Züge. Er hatte sich in Gerd Wübbes Charakter nicht getäuscht. Der sah nicht über den Zaun. Der sah als verschuldeter und verzweifelter Mensch nur das Stück bares Geld, das ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit herausriß. Das war für ihn das Rettungsseil — ein Strick, dessen anderes Ende, er, Harm Maak, in der Hand behielt, es anziehen oder loslassen konnte, ganz wie es ihm paßte, und die Konjunktur der Zukunft mit sich brachte.

Der Annullierungsvertrag wurde entworfen, und die notarielle Festsetzung wurde für den nächsten Tag verabredet. Nachträglich entdeckte Harm Maak in einem Fach seines Geldschranks doch noch ein paar Scheine, mit denen er die Quartalsabrechnung begleichen konnte. Er schob sie Gerd Wübbe in die Tasche, und dieser schwankte mit widerstreitenden Gefühlen seinem Hofe zu. Die rosigen überwogen — das bewirkten die vierhundertfünfzig Mark bares Geld, die er in der Tasche hatte. Jetzt war er wieder ein unabhängiger Mann, der mit neuen Kräften und neuem Betriebskapital sich und den Hof wieder hoch bringen würde. Da stand die Ziegelei, kalt, gleichgültig, sein Acker ging sie nichts mehr an, und sie ging ihn nichts mehr an. Aus diesen Klauen war er glücklich frei geworden. Was würden Tüns Puttfarcken und Trina Groot sagen, wenn er nun in der alten Weise, als rechter Bauer und sein eigener Herr, wieder zu wirtschaften anfing. Morgen schon sollte es losgehen. Halt, morgen nicht, morgen mußte er mit seinem Freund Harm Maak nach Bergstädt. Also übermorgen.

Die Ziegelei versank hinter seinem Hausdach. Es war ihm, als lachten ihn sein Haus und Feld fröhlich an, trotz der herabsinkenden Finsternis.

Er stolperte in die Tür und über den Dönsensüll, wo seine Frau noch wach saß, und sagte genau so überlegen und glückselig wie damals, als er den Ziegeleikontrakt abgeschlossen hatte: „Liese, jetzt sind wir aus allem Druck raus. Jetzt bin ich wieder Herr über meinen Grund und Boden, du sollst sehen, wie jetzt gewirtschaftet wird."

In genau derselben Weise sank er darauf vom Stuhl, und in genau derselben Weise, wie damals, mußte er von seiner Frau zu Bett gebracht werden.

Am übernächsten Tage, nach Annullierung des Kontraktes, konnte Gerd Wübbe des Morgens nicht aufstehen. Er lag mit einem Kopf, rot wie ein Ziegelstein, zu Bett, neben dem Bett stand ein Eimer, und zu Häupten des Bettes stand Liese Wübbe mit einer Siphonflasche und einer Schüssel kalter Umschläge. Gerd Wübbe stöhnte abwechselnd: „Min Kopp! — Min Kopp!" und „Min Hoff! — Min Hoff!" Trina Groot aber saß in der Döns und studierte einige Papiere, die sie aus Gerd Wübbes Jacke herausgezogen hatte.

Als sie begriffen hatte, um was es sich handelte, stützte sie ihren harten, großen Kopf in beide Hände und stierte an die Wand. Sie sah schon den Tag kommen, wo Harm Maak in die Döns trat, ein Papier mit einem Gerichtssiegel in der Hand, und ihr das Wort „hinaus" zurief. Auch Gerd und Liese würde er es zurufen, aber das kümmerte Trina Groot nicht. Das hörte sie nicht. Nur ihr galt der Ruf, ihr, die die eigentliche Herrin des Hofes war, die allein den Namen Wübbe jetzt noch mit Recht trug, die sich durch ein fünfzigjähriges ununterbrochenes selbstloses Ringen das unverlierbare Anrecht darauf erworben hatte. Zuerst für den Mann, den sie liebte; dann für seine Kinder, die ihr als Vermächtnis von Beeke Wübbe übergeben waren; zuletzt für sich selbst. Mit ihr, nicht mit Gerd, fiel der Hof; wenn sie hinaus mußte, dann war der Name erloschen und der Wübbesche Hof aus der stolzen Liste der großen, jahrhundertealten Vierdörfer Bauernhöfe ausgestrichen.

Aber Trina Groot war nicht die Frau, die ihr gutes göttliches und menschliches Recht vor einem Federstrich aufgab, die einem mit hinterlistigen Mitteln arbeitenden wilden Anerben den Platz ohne Kampf räumte.

Jetzt, da alles verloren schien, erwachte ihre alte, durch die Jahre und zehnfaches Unglück gebeugte Energie aufs neue.

Sie schrieb mit ihren ungelenken Fingern einen Brief an Hinrich Wiek in Bergstädt. Er schloß: „Jetzt ist für Gerd der richtige Augenblick da. Du mußt gleich selbst kommen."

Sie schickte einen Knecht mit dem Brief los. Sie selbst ging nach dem Maakschen Hof.

Harm Maak steckte vor unangenehmen Dingen nicht leicht den Kopf in den Sand. Aber als er Trina

Groot über seine Schwelle treten sah, wurde ihm doch höchst unbehaglich zumut. Jetzt kam die große Auseinandersetzung. Jetzt mußte sich herausstellen, ob er für sein Ziel den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Jetzt würde sich zeigen, wer der Stärkere war: die Maaks oder die Wübbes.

Er gab sich in seiner Unruhe sogleich eine Blöße.

„Du kommst wohl wegen des Kontraktes, Trina Groot?“ sagte er. „Wenn das ist, so brauchen wir gar nicht zu sprechen. Der ist rechtskräftig, von Gerd Wübbe und mir vorm Notar unterschrieben, der bleibt, wie er ist.“

„Ich glaube, was wir beide untereinander abzumachen haben,“ sagte Trina Groot, „das bespricht sich wohl besser in der Döns, Dienstboten haben lange Ohren. Schmeicheleien wirst du von mir nicht gerade zu hören bekommen, Maak, das kannst du dir selbst sagen.“

Maak führte Trina Groot in seine Stube, schob ihr einen Stuhl hin und sagte: „Setz dich hin und schieß los. Faß dich kurz. Ich hab' nicht viel Zeit, muß aufs Feld.“

Trina Groot blieb stehen und sah Harm Maak von oben herunter mit ihren hellen, durchdringenden Augen an, so daß er die seinen niederschlagen mußte.

„Schieß los? Faß dich kurz?“ sagte sie eisig. „Du glaubst wohl, du hast einen dummen Jungen vor dir. Ich habe dir bis heute das Haus nicht eingelaufen, aber jetzt will ich so lange reden, wie mir's paßt. Sag mal, Harm Maak, du hast ja einen offenen Kopf, wie die Leute sagen, und wirst in der Schule gut aufgepaßt haben. Und ein gutes Gedächtnis hast du auch. Weißt du vielleicht noch, wie das neunte Gebot heißt?“

„Willst du vielleicht in meiner eigenen Döns Kinderlehre mit mir abhalten?“ fragte Maak höhnisch.

„Ja, das will ich. Das neunte Gebot lautet: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht mit List — hörst du, Harm Maak, n i c h t m i t L i s t — nach seinem Erbe oder Hause stehen und mit einem Schein des Rechts — hörst du, Harm Maak, mit einem S c h e i n e des Rechts — an uns bringen. Hast du meinem Sohn und meinem Hof gegenüber nach diesem Gebot gehandelt?“

„Ich könnte dich jetzt aus der Tür weisen, Trina Groot,“ sagte Maak wütend, „aber ich will dir antworten, damit du siehst, daß ich nicht vor dir wie deine verkommenen Jungen ins Mauseloch krieche. Ich habe keinen ‚Schein' des Rechts auf ‚deinen' Hof, sondern ein Recht, das mit sechzigtausend Mark Hypotheken im Grundbuch steht.“

„Ich spreche von dem richtigen Grundbuch, von der Bibel“, erwiderte Trina Groot. „Vor der Bibel und vor deinem Gewissen, wenn du eins hast, hast du nur den S c h e i n des Rechts. Was dir vorm Amtsgericht vom Hof gehört, hast du mit L i s t an dich gebracht, ebenso wie du mit L i s t unsern Grund und Boden in deine Ziegelei herübergebracht hast!“

Harm Maak stieß die Tür auf und rief: „Ilsabe, hör doch einen Augenblick genau zu.“

Aus dem Nebenzimmer drang ein weinerlicher Laut und ein Geräusch, als ob sich jemand schmerzvoll im Bett umwälze.

„Das arme Frauensmensch laß nur als Zeugin außerm Spiel“, sagte Trina Groot. „Das, was ich zu dir sage, lüge ich auch vor Gericht nicht ab. Deine Ilsabe Popp könnte ja höchstens als Zeugin g e g e n dich auftreten, denn deren Erbe hast du auch mit List an dich gebracht.“

„Ich will nichts weiter hören“, schrie Maak. „Hiermit kündige ich euch zum ersten November meine sechzigtausend Mark.“

„Das wird wohl nicht mehr gehen, Maak,“ sagte Trina Groot ruhig, „heute schreiben wir schon den dritten. Vorgestern wär es Zeit gewesen, als du Gerd hier bei dir hinter der Rumbuddel gehabt hast. Aber vielleicht nehme ich deine Kündigung nachträglich an, muß mir's überlegen. Wenn du aber glaubst, dadurch den Hof an dich zu bringen, so irrst du. Solange ich lebe, setzt du als Herr deinen Fuß nicht über unsern Süll.“

„Das wollen wir sehen“, sagte Maak grimmig. „Ihr Langendeicher mit euren Dickköpfen sollt schon merken, was für ein Mann jetzt unter euch sitzt.“

„Siehst du wohl, Maak,“ erwiderte Trina Groot, „da zeigst du schon die Tatzen. Ich brauche sie also nicht künstlich aus dir rauszulocken. Aber noch einmal: in den Hof kommst du nicht hinein, ebensowenig wie du ins Gemeindevorsteher- oder Kirchenvorsteher- oder Schulvorsteheramt oder als Freier in einen anderen Langendeicher Bauernhof hineinkommst, wenn du deine Ilsabe da erst hast, wo du sie haben willst. Davor hast du dir selbst Pfähle genug gesteckt, und die noch fehlen, schlage ich hinein. Darauf kannst du dich verlassen.“

Harm Maak ging unruhig einigemal in seiner Döns hin und her. Er überlegte. Er kannte den Einfluß und das Ansehen, die Trina Groot immer noch bei allen tonangebenden Langendeichern hatte, und vor ihr selbst, ihrem eichenholzharten Gesicht, ihren zermalmenden Worten und der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit fühlte er sich in diesem Augenblick in der Tat wie ein Schuljunge, den der Lehrer wegen schlechter Streiche aus der Bank herausgezogen hat. Wollte er alles, was er in Langendeich zu erreichen gedachte, nicht in Frage stellen, so mußte er andere Saiten aufziehen.

„Ich will es vergessen,“ begann er nach einer Pause, „was du mir eben ins Gesicht geworfen hast. Wir wollen die Sache einmal ruhig betrachten, zuerst

das Persönliche. Ich kann es dir nicht verdenken, wenn du mich nach allem, was du für deine Kinder getan hast, als Feind betrachtest. Du willst den letzten Wübbe mit allen Mitteln gegen mich halten. Aber bin ich nicht auch ein Wübbe? Daß ich mit dem Namen nicht im Kirchenbuch stehe, ist nicht meine Schuld. Deine auch nicht, denn du warst die einzige von euren Leuten, die meiner Mutter zu ihrem Recht verhelfen wollte. Aber ist es nicht besser, einer von Peter Wübbes Blut sitzt später einmal auf dem Hof als ein Wildfremder, einer wie ich, der ihn wieder zu Wohlstand und Ansehen bringt? Denn daß Gerd das nicht mehr fertigbringt, weißt du selbst. Habe ich nicht das nächste Recht dazu, ja, um mit deinen Worten zu sprechen ‚nach der Bibel' das Recht? Denn wenn von den Wübbes Unrecht ausgegangen ist, so ist es doch mir geschehen! Du bist nicht in Grünendeich aufgewachsen, aber ich. ‚Du hest ja keenen Vadder!' hinter dir haben die Jungens das nicht hergerufen, aber hinter mir. Wenn mein Adoptivvater mir täglich vorpredigte: die Wübbes bringen ihre Höfe durch, in deine Hand müssen sie einmal kommen, du bist der Nächste dazu: glaubst du nicht, daß sich so was festsetzt? Kannst du mir's verdenken, wenn ich auf diese Weise den alten Makel von meinem Namen herunter haben will? Da kam ich also nach Moorwisch. Aber auch da lief er mir nach; die Stellung, die ich unter den Bauern haben wollte, und die mir meines guten Kopfes und meines Hofes wegen zukam, konnte ich nicht erringen. Sie warfen mir, wie jetzt hier, ihre aus Bauernstolz gedrehten Knüppel zwischen die Beine. Eine Frau", — Maak schloß die Tür nach dem Nebenraum — „eine Frau, mit der ich mich zwischen sie hineinfreien wollte, konnte ich auch nicht bekommen. Kannst du mir's verdenken, daß ich da inwendig hart wurde? Daß ich zu mir sagte: was sie dir in Gutem nicht geben wollen, nimmst du auf andere Weise? Daß ich nach den Mitteln griff, die dazu nötig sind? Daß ich da hierherkam und einen zweiten Versuch machte? Daß ich, als es mir in Langendeich ebenso ging wie in Moorwisch, in meinem Willen immer fester wurde? Und daß ich — ganz selbstverständlich war das — mein Auge auf euren, auf den alten Wübbeshof richtete, auf dem meine Ältervӓter gesessen haben, und der jetzt von dem letzten ihres Namens vor den Augen des ganzen Orts in den Grund gewirtschaftet wird? Daß ich diesen Hof haben will, daß ich ihn wieder hochbringen will, daß ich auf ihm die Ehre meines Namens wiederherstellen will: kannst du mir das verdenken?"

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 38. Berlin, den 16. September 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

5. September.

Die große Sommeschlacht dauert an. Unsere Truppen stehen zwischen Le Forest und der Somme in heißem Kampf. Das Dorf Chilly geht verloren.

Deutsche und bulgarische Truppen stürmen die befestigten Vorstellungen des Brückenkopfes von Tutrakan. Die Stadt Dobric wird von den Bulgaren genommen.

Deutsche Seeflugzeuge belegen Konstanza sowie russische leichte Seestreitkräfte mit Bomben. Unsere Luftschiffe bombardieren Bukarest und die Erdölanlagen von Ploesti mit gutem Erfolge.

Die Angriffe der Russen gegen die Karpathenfront der Verbündeten dauern an.

6. September.

Nach heftigem Kampfe bei der zweiten Verteidigungslinie südlich der Stadt Tutrakan fällt die brückenkopfartige Tutrakan-Festung in die Hand der deutsch-bulgarischen Truppen. Die Garnison der Festung kapitulierte. Gefangen wurden das 34., 35., 36., 40., 74., 79., 80. und 84. Infanterie-Regiment, zwei Bataillone des Gendarmerie-Regiments, das 5. Haubitzen-, das 3. Schwere Artillerieregiment. Erbeutet wurden: die ganze Festungsartillerie, viel Munition, Gewehre, Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial. Bis jetzt wurden gezählt: 400 Offiziere, darunter 3 Brigadekommandeure, und 21000 unverwundete Gefangene, ferner an Beute 2 Fahnen und mehr als hundert Geschütze.

An der Karpathenfront erneuert der Feind seine heftigen Angriffe. Abgesehen von schwer errungenen kleinen Vorteilen scheitern alle Versuche des Feindes, Raum zu gewinnen.

Oestlich von Zloczow brechen feindliche Angriffe, die nach heftigster Artillerievorbereitung zur Durchführung kommen, teils an den eigenen Hindernissen, teils schon im Sperrfeuer zusammen.

7. September.

Deutsche Seeflugzeuge belegen Getreideschuppen, Oeltanks und Bahnhof in Konstanza sowie im Hafen liegende russische Seestreitkräfte mit gutem Erfolg mit Bomben.

Mehrfache, sehr heftige Angriffe, die der Feind gegen die Karpathenfront richtet, werden teils nach erbitterten Nahkämpfen, teils durch Gegenangriffe unter großen Verlusten des Feindes abgewiesen.

8. September.

In den Karpathen und in Ostgalizien dauern die heftigen Kämpfe unvermindert an, die besonders östlich von Halicz mit großer Erbitterung geführt wurden.

Schwächere italienische Abteilungen, die die Vojusa überschritten hatten, werden wieder auf das südliche Ufer vertrieben.

9. September.

Der König der Bulgaren, begleitet von dem Kronprinzen, trifft im Großen Hauptquartier im Osten zu Besprechungen mit dem Kaiser ein.

Die fortgesetzten russischen Angriffe zwischen Zlota Lipa und dem Dnjestr haben keinen Erfolg. Durch Gegenstöße werden eingedrungene feindliche Abteilungen wieder aus unseren Gräben und an der Front der ottomanischen Truppen über die russischen Ausgangsstellungen hinaus zurückgeworfen.

In den Karpathen setzt der Gegner starke Kräfte gegen unsere Höhenstellungen westlich und südwestlich von Schipoth und bei Dorna Watra ein. Nordwestlich des Capul wird dem Druck nachgegeben.

Bei Dobric ist der erneute feindliche Angriff wiederum gescheitert.

10. September.

Die Schlacht an der Somme nimmt ihren Fortgang. Der englische auf 15 Kilometer breiter Front zwischen Thiepval und Combles erfolgte Stoß brach sich an der Standhaftigkeit der unter dem Befehl der Generale Frhr. Marschall und von Kirchbach stehenden Truppen. Bei Longueval und Ginchy sind die Nahkämpfe noch nicht abgeschlossen.

In den Karpathen setzt der Feind seine Angriffe fort. Westlich von Schipoth hat er Gelände gewonnen. Sonst ist er überall abgewiesen. Südlich von Dorna Watra haben deutsche Truppen mit rumänischen Kräften Fühlung gewonnen.

Silistria ist gefallen. Die blutigen Verluste der Rumänen und Russen in den letzten Kämpfen stellen sich als sehr bedeutend heraus.

11. September.

Der stellvertretende Oberbefehlshaber der Kaiserlich Ottomanischen Armee und Flotte, Enver-Pascha, ist im Großen Hauptquartier eingetroffen.

Nördlich von Orsowa wiesen österreichisch-ungarische Truppen mehrere feindliche Angriffe ab. Westlich der Becken Gyargyo und Csik wurde die Front etwas zurückgenommen.

Die fünfte deutsche Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Es ist bezeichnend, wie die Feinde Deutschlands das Erscheinen jeder neuen Kriegsanleihe im vorhinein beurteilen. Man kann beobachten, daß angestrengte Versuche gemacht werden, um nachzuweisen, daß die deutschen Finanzen nahe daran sind, der Last zu erliegen. Es wird sogar zahlenmäßig zu beweisen gesucht, daß die deutsche Kapitalkraft einfach nicht mehr imstande sei, die Ansprüche des Krieges zu befriedigen. Und trotzdem sind die Ergebnisse der Kriegsanleihen gehäufte Erfolge. Es gibt keinen besseren Beweis für die Haltlosigkeit der wirtschaftlichen Theorien der Gegner als die ruhige Gewißheit, mit der die Statistik für Deutschland arbeitet. Das viel gebrauchte Wort „Organisation“ ist im Zusammenhang mit der Anleihepolitik des Reiches das einzig treffende Kennzeichen. Sie übt, gemeinsam mit der Disziplin des Volkes, die Wirkung aus, die den Feinden die unangenehme Ueberzeugung beibringt, daß das

deutsche Kapitalvermögen ebensowenig zu erschöpfen sei wie die deutsche Volkskraft. In Deutschland ist die Ausgabe einer neuen Kriegsanleihe keine Sensation; und man braucht nur den Riesenaufwand von Kunstmitteln, die die Feinde bei ihren Geldgeschäften nötig haben, mit der rein mechanischen Gestaltung der Dinge bei uns zu vergleichen, um den Gegensatz richtig zu würdigen. Das deutsche Volk ist in seiner wirtschaftlichen Erkenntnis gewachsen. Es weiß ganz genau, daß das Geld im Kriege eine Waffe ist, und daß man diese Waffe scharf halten muß. Es kennt aber auch die Möglichkeiten, die die Voraussetzung einer ständigen ungeschwächten Finanzbereitschaft bilden. Die Feinde sind offenbar noch immer nicht hinter das Geheimnis der sicheren Erfolge der deutschen Anleihen gekommen. Sie haben von Anfang an die Leistungsfähigkeit des deutschen Besitzes unterschätzt und sich durch den Glauben, daß die Statistik zu ihren Gunsten lüge, eine Stärkung verschafft. Wer sich von Vorurteilen frei glaubt, sucht den Eindruck der deutschen Ziffern wenigstens dadurch abzuschwächen, daß er behauptet, die Kriegsanleihen würden zum größten Teil durch unbeschäftigtes Wirtschaftskapital ernährt. Wie falsch diese Ansicht ist, geht aus der wachsenden Zahl kleiner Zeichnungen hervor. Bei der vierten Kriegsanleihe sind nicht weniger als 3 374 047 Einzelzeichnungen in Beträgen von 200 bis 500 Mark vertreten gewesen, während bei der dritten Anleihe die Zahl 1 531 430 betragen hatte. Das Kontingent der kleinsten Zeichner hat sich also mehr als verdoppelt, obwohl man annahm, daß das Ergebnis der dritten Anleihe in allen Einzelheiten einen Rekord dargestellt habe. Gerade die unzerstörbare Lebenskraft der eigentlichen Ersparnisse des Volkes ist der deutlichste Beweis für die weitreichende Wirkung der finanziellen Mobilmachung. Die Kriegsanleihen werden in der Tat zu einem großen Teil aus den Ueberschüssen des deutschen Kapitals gedeckt, und das würde nicht möglich sein, wenn das Kapital in seinem Lebensnerv getroffen wäre.

Bei keinem der Feinde haben sich Einsicht und Vermögen des Volkes in so sicherer Weise bewährt, wie in Deutschland. Frankreich hat, trotz allen schönen Reden seines Finanzministers, keine Volkstümlichkeit für seine Anleihen durchsetzen können, und das Schlagwort der nationalen Verteidigung ist eine leere Formel geblieben. Kaum 11 Milliarden sind in Frankreich durch fundierte Anleihen aufgebracht worden; dagegen ist die Schuld des Staates bei der Notenbank in die Höhe gewachsen, und der Notenumlauf hat die phantastische Ziffer von 16 300 Millionen erreicht. Großbritannien, das zuerst das stolze Wort von der siegreichen letzten Milliarde prägte, konnte nur zwei Kriegsanleihen großen Stils verwirklichen, und hat seit Juni 1915 seine schwebende Schuld auf beinahe 23 000 Millionen Mark vergrößern müssen. Der ehemalige Weltbankier ist gezwungen, in Amerika Geld zu Bedingungen aufzunehmen, die man sonst nur kleinen südamerikanischen Republiken aufzuerlegen wagte. Zweimal hat die Entente das Gerücht von einer gemeinsamen Riesenanleihe (20 000 Millionen Mark) in die Welt gesetzt, und beide Male ist der stolze Plan ohne Erfüllung geblieben. Kein Wunder, daß man die eigene Enttäuschung hinter geringschätzenden Bemerkungen über das „System" der deutschen Kriegsanleihen zu verstecken sucht. Wenn das Ende des Krieges wirklich von der letzten Milliarde abhängt, so darf Deutschland sich heute schon als Sieger fühlen. Wir wissen ganz genau, daß auch die Gegner über Reichtümer verfügen, auf die sie sich stützen können; aber sie sind uns aus dem Grunde unterlegen, weil sie Schulden im Ausland machen müssen, die nach dem Kriege zu tilgen sind England hat seinen Bundesgenossen nicht weniger als 16 000 Millionen Mark vorgestreckt und ist selbst bei Amerika tief in die Kreide geraten; denn die Dollar-Republik liefert Waffen und Rohstoffe an die Entente nur gegen englische Unterschrift. Auf diese Schätzung seines Kredits mag England stolz sein: billig ist das Vergnügen jedenfalls nicht. Und selbst ein robustes Kapital wird durch eine Zahl hungriger Kostgänger schließlich in seiner Substanz verringert. Deutschland ist für seine Kriegsanleihen keinem fremden Staate Geld schuldig. Die Mittel, die zur Kriegführung aufgebracht werden müssen, schuldet das Land sich selbst, und jede Nation trägt, nach dem Ausspruch eines bekannten französischen Nationalökonomen, die Kraft der Selbstheilung in sich selbst, wenn sie nicht mit zu großen Auslandschulden belastet ist.

Die Selbstheilung aber ist in Deutschland durch die soliden Eigenschaften des Vermögens und durch die Schaffenskraft gesichert. Man darf nicht vergessen, daß die deutsche Arbeit der schlimmste Feind des Gegners ist. Sie hat ihn auf den Weltmärkten und im eigenen Lande zu erreichen gewußt und das Trägheitsmoment ausgeschaltet. Die bequeme Verwaltung des ererbten Besitzes, die weder Geist noch Energie verlangt, ist den Gegnern verleidet worden. Diese Störung ihrer Lebensgewohnheiten können sie dem deutschen Volk nicht verzeihen, und sie haben die Waffen ergriffen, um sich den Ruhestörer vom Hals zu schaffen. Zunächst jedoch gewinnen sie nur die Erkenntnis, daß die Erfolge der deutschen Kriegsanleihen gerade den Eigenschaften zu danken sind, die sie gern austilgen möchten.

In England ist wiederholt der Gedanke einer Zwangsanleihe erörtert worden. Daß er sich noch nicht durchsetzen konnte, ist auf einen Rest von Selbstbewußtsein zurückzuführen. Man scheut sich, den letzten Strich unter die Vergangenheit zu machen. Die deutsche Finanzverwaltung hat sich noch niemals mit der Idee getragen, den Kriegsanleihen andere Bedingungen zu geben, als die der gewöhnlichen Emissionen. Die Anordnung unterscheidet sich in keiner Weise von den üblichen Anleiheausgaben im Frieden. Man hat eine bestimmte Zeitfolge innegehalten, weil man genau weiß, daß sich die Kapitalien, die neu angelegt werden können, immer wieder ergänzen, und daß die letzten Reserven noch lange nicht aufgebraucht sind. Wäre es anders, so müßten die Darlehnskassen, die zu Ausnahmebedingungen Kriegsanleihe in Pfand nehmen, viel stärker beansprucht worden sein, als sie es in Wirklichkeit sind. Die höchste Beteiligung betrug bei der vierten Kriegsanleihe nicht mehr als 649 Millionen oder 6,3 Prozent der geleisteten Einzahlungen und hat sich überhaupt niemals über rund 8 Prozent erhoben. Den Feinden ist dieses unbedeutende Verhältnis etwas so Unbegreifliches, daß sie immer wieder die falsche Vorstellung verbreiten, die deutschen Kriegsanleihen seien in der Hauptsache durch die Darlehnskassen gemacht. Wie weit die deutschen Spargelder noch vom Rande ihrer Leistungsfähigkeit entfernt sind, ist aus der Entwicklung der Einzahlungen leicht zu ersehen. Die Summe der von den öffentlichen Sparkassen verwalteten Gelder hat sich mit rund 21 000 Millionen Mark auf einer ganz bestimmten Höhe gehalten, obwohl allein für die dritte und vierte Kriegsanleihe rund 5600 Millionen Mark bei den Sparkassen

gezeichnet worden sind. Auch die Depositengelder der Banken sind immer wieder neu aufgefüllt worden, trotz der sehr erheblichen Summen, die bei deutschen Banken und Bankiers gezeichnet wurden. Das Jahr 1915 brachte den deutschen Aktienbanken einen Zuwachs von rund 2000 Millionen Mark an fremden Geldern; die Beteiligung an den beiden Kriegsanleihen des Jahres 1915 betrug rund 13 400 Millionen.

Aus dieser Entwicklung und aus der Tatsache, daß die Industrie nicht nur über reichliche Betriebsmittel, sondern auch über Anlagegelder verfügt, ist ein sicherer Schluß auf den Erfolg der neuen Kriegsanleihe zu ziehen. Man braucht sich nicht auf das Abschätzen einer Ziffer einzulassen; es genügt schon, zu wissen, daß die deutsche Regierung für sich die gleichen Bedingungen stellen kann, die sie bei der vierten Kriegsanleihe gewählt hatte. Würde sich die Lage des Geldmarktes wesentlich verändert haben oder etwa Mißtrauen in die Festigkeit des deutschen Kredits entstanden sein, so hätte bei der Emission der fünften Anleihe diesen Umständen Rechnung getragen werden müssen. Das Publikum darf die Gleichheit der äußeren Ausstattung als Zeugnis unverändert gebliebener Voraussetzungen ansehen. Der fünfprozentige Anleihetypus, der während des ganzen Krieges die Grundlage der deutschen Finanztechnik bildete, beherrscht auch die neue Ausgabe. Daneben sind wieder 4½prozentige Schatzanweisungen zur Wahl gestellt. Ihr Preis ist mit 95 Prozent unverändert geblieben und bietet dem Käufer einen Ertrag von mehr als 5 Prozent. Das gleiche gilt für die 5prozentige Anleihe, die zum Kurse von 98 Prozent zu haben ist. Daß der Preis gegen den der vierten Anleihe um ½ Prozent verringert wurde, hängt mit der um ein halbes Jahr verkürzten Dauer der garantierten Unkündbarkeit zusammen. Sämtliche Kriegsanleihen, mit Ausnahme der Schatzanweisungen, können vom Reich zum erstenmal am 1. Oktober 1924 gekündigt werden. Dieser Termin hat für den Zeichner der Anleihen zunächst gar keine Bedeutung. Er stellt nur eine Verpflichtung des Reiches dar, die den Anleihebesitzer vor der Möglichkeit schützt, daß der Zinsfuß der Anleihen willkürlich heruntergesetzt werden kann. Eine Befürchtung dieser Art ist ebenso gegenstandslos wie der immer wieder auftauchende Zweifel, als ob die Unkündbarkeit gleichbedeutend sei mit Unverkäuflichkeit. Es ist daran festzuhalten, daß die deutschen Kriegsanleihen wie jedes andere deutsche Staatspapier jederzeit verkäuflich oder verpfändbar sind. Der 1. Oktober 1924 ist der früheste Termin, an dem das Reich erklären kann, ob es die 5 Prozent Zinsen weiter zahlen oder die Schuldverschreibungen zum Nennwert einlösen will. Es kann den Besitzern auch vorschlagen, niedriger verzinsliche Papiere, gegen eine entsprechende Kapitalrückvergütung, in Tausch zu nehmen. Aber das sind, wie gesagt, Erwägungen, die erst nach acht Jahren praktisch werden können. Vorläufig spielen sie keine Rolle. Der auf 5 Prozent lautende Zinsschein ist den Zeichnern zunächst einmal für acht Jahre sicher garantiert.

Es sind wiederum alle Erleichterungen gewährt, die zu einer bequemen Ueberleitung freier Gelder oder solcher Kapitalien, die erst später verfügbar werden, nötig sind. Die Prospekte und die Merkblätter, die vom Reichsbankdirektorium veröffentlicht werden, und die jedem überall zugänglich sind, enthalten eine so genaue Zusammenstellung aller Einzelheiten, daß niemand sich über ungenügende Aufklärung beschweren kann.

Die Hauptsache ist, daß sich die Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines neuen Anleihesieges in einem allgemeinen Aufmarsch des Geldes äußert. Der Triumph der Feinde über den Gewinn eines neuen Gegners kann nicht besser und lauter beantwortet werden als durch den nächsten Milliardensieg des deutschen Volkes. Jetzt kann Deutschland der Entente zeigen, wie wenig sein Vertrauen durch die Vermehrung der Feinde erschüttert worden ist. Wenn die Entente glaubt, ihren Kredit durch den neuen Geschäftsfreund Rumänien stärken zu können, so wird das Deutsche Reich ihr den Beweis erbringen, daß es imstande ist, seinen Kredit zu wahren, ohne nach neuen Helfern Umschau zu halten. So wie die deutschen Kriegsanleihen eine systematische Verwendung des Volksvermögens für den Kriegsbedarf darstellen, so haben sich auch die Eigenschaften des Kredits immer mehr entwickelt. Deutschland hat es fertiggebracht, die Gefahr einer finanziellen Niederlage vollständig aus der Rechnung zu tilgen und den Erfolg als dauernden Faktor einzuführen. Das wird sich nach dem Ergebnis der fünften Kriegsanleihe von neuem bestätigen.

In Holstein.

Von Else Frobenius von Boetticher.

Holstein ist das Rosenland des Nordens. Noch zur Erntezeit leuchten in den Gärten Tausende von Blüten, bilden schimmernde Tore und verschwiegene Lauben und senden süße Duftwellen vor dem Winde her. Am Hause des alten Gärtners vor dem Dorf sprießt ein Rosenstock mit schweren Purpurblüten. Gelbe Teerosen umranken die Tür seines roten Fachwerkhauses und verwehren fast den Einblick in seine Werkstatt: Farbig glitzernde Schmetterlinge aus südlichen Ländern und ausgestopfte Wald- und Wasservögel sind dort an den Wänden in Glaskästen sorgsam aufgereiht. Unter ihnen leuchten auf weißen Tischen die Früchte des Gartens und duftige Rosen zum Verkauf. In seinem engumgrenzten, von Kletterrosen, Feuerlilien und Rittersporn umblühten Besitztum haust der alte Sonderling, innig mit der Natur vertraut. Im Sommer hütet er ihre blühenden Wunder. Im Winter beschäftigt er sich mit den Erzeugnissen der Ferne, die weitgereiste Freunde ihm zutragen. Er ist jedoch wortkarg und versonnen, und es ist nicht leicht, ihn zu Mitteilungen zu bewegen. Auf dem alten Naturfreunde ruht der Zauber jener Poesie, von der Detlef von Liliencron sagt: „Es liegt eine tiefe Poesie über der Provinz. Und just deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr."

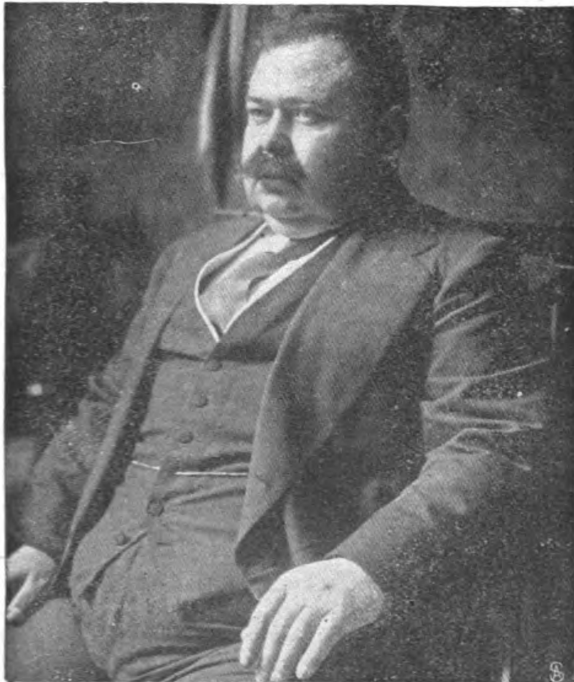
Liliencron hat sein Heimatland „Mein Schleswig-Holstein" mit der ganzen Liebe seines sinnenfrohen Ritterherzens umfaßt. Niemand hat das üppige Blühen am Weg und Busch, die düfteschwangere Fruchtbarkeit des

stillen Landes in so greifbaren Bildern widergespiegelt, niemand seine lauschige Schönheit so tief empfunden wie er. Im Hochsommer singt er:

. . . „In allen Hecken
Verstummt gestillt der Nachtigallen Schlag.
Der Heugeruch von weiten Wiesenstrecken,
Jasmingeruch, Geruch der Rosenglut
Vernisten sich in schwülen Gartenecken:
Es schwillt die Frucht, schon zirpt die erste Brut . . .
. . . Und schon geht durch die Gärten frohe Kunde,
Daß sich das Land mit Rosen überdeckt,
Und Rosen sind ein Balsam mancher Wunde" . . .

Merkwürdig ist die als Dichterheimat bekannte „Rosenstadt" in Holstein. Fachwerkhäuser aus roten Ziegeln an engen, gewundenen Gassen. Ein rötliches Gewirr von vorspringenden Giebeln und steilen Dächern. Und jedes Haus mit Rosen umrankt. Oft steigen die Rosenstöcke unmittelbar aus den Steinen des schmalen Bürgersteiges auf und schmiegen sich dicht an die Hauswand, nicht einmal durch ein Drahtgitter geschützt. Manchmal schmückt ein einziger Rosenstock ein ärmliches Häuschen mit ein paar blutroten Blüten. Dann wieder neigt sich die Fülle der Rosen über Mauern und Zäune, umrahmt Türen und Fenster oder bildet gepflegte Blumenbeete in den Vorgärten moderner Bauten.

Das von Wassergräben umgebene Backsteinschloß mit den uralten Ecktürmen scheint aus einem Fundament von Rosen emporzuwachsen. Die schmale Terrasse zwischen Schloß und Graben leuchtet von Tausenden prangender Kletterrosen und von hochstämmigen Edelrosen, die eine große Farbenharmonie in Rot bilden. Von



Phot. B. T. G.

Der türkische Minister des Aeußern Halil-Bei.
Neuste Aufnahme des türkischen Staatsmannes, der zurzeit in Berlin weilt.

blutig ruhmvoller Vergangenheit scheinen die rötlichen Mauern zu reden. Von den Tod überwinde... Lebensfreude die lachenden Blüten.

Zwischen den alten Bäumen des Parks leuchtet der See herauf. Buchen mit seltsam verschnörkelten Zweigen neigen sich tief, tief über das glitzernde Wasser. Auf der bewegten Fläche leuchten weiße Ruder im Sonnenschein. In weichen Wellenlinien schaut der Waldhorizont des jenseitigen Ufers herüber. In der Lindenallee am Seeufer, einem unermeßlich hohen, gewölbten Bogengang, lustwandeln die Bürger des Orts mit wichtigen Mienen. Kinder jauchzen. Gartenarbeiter tragen ihre Geräte ins nahe Treibhaus, das aus einem sonnendurchglühten Wundergarten von Rosen, Lilien und verschnittenen Kugelbäumen herausschaut. Kriegsverwundete Feldgraue und Matrosen schreiten langsam aus dem wappengeschmückten Schloßtor über die Brücke. In einem Flügel des Schlosses wurde ihnen ein Erholungsheim errichtet.

In langen Reihen stehen die ursprünglich für verwundete U-Boot-Mannschaften bestimmten Betten in den Prunksälen unter stolzen Ahnenbildern, die die Vorfahren von drei europäischen Herrscherdynastien darstellen. Die seidenbezogenen Möbel und funkelnden Kronleuchter sind in die Wohngemächer der Fürsten verbannt, in denen vereinzelte Sonnenstrahlen durch herabgelassene Jalousien gleiten und kostbare Bilderrahmen und Geräte plötzlich aufleuchten lassen. Träge plätschert im inneren Schloßhof der Brunnenstrahl in das runde Becken. Sommerruhe liegt über den verlassenen Räumen.

Jenseit vom Schloßtor geht es zum Kirchplatz. Backsteinfachwerkhäuser schauen mit spitzen Giebeln auf das romanische Gotteshaus mit dem Kapellenkranz und den hohen Strebepfeilern. Es ist dicht mit Lebensbäumen umpflanzt und von Linden und Rotdorn beschattet. Der Glanz des sinkenden Nachmittags liegt auf dem roten Gemäuer.

Feierliche Stille herrscht im Kirchenschiff, das ich durch ein offenes Seitenpförtchen über aus alten Grabsteinen gebildeten Stufen betrete. Bunte Rundfenster verbreiten geheimnisvolle Dämmerung.

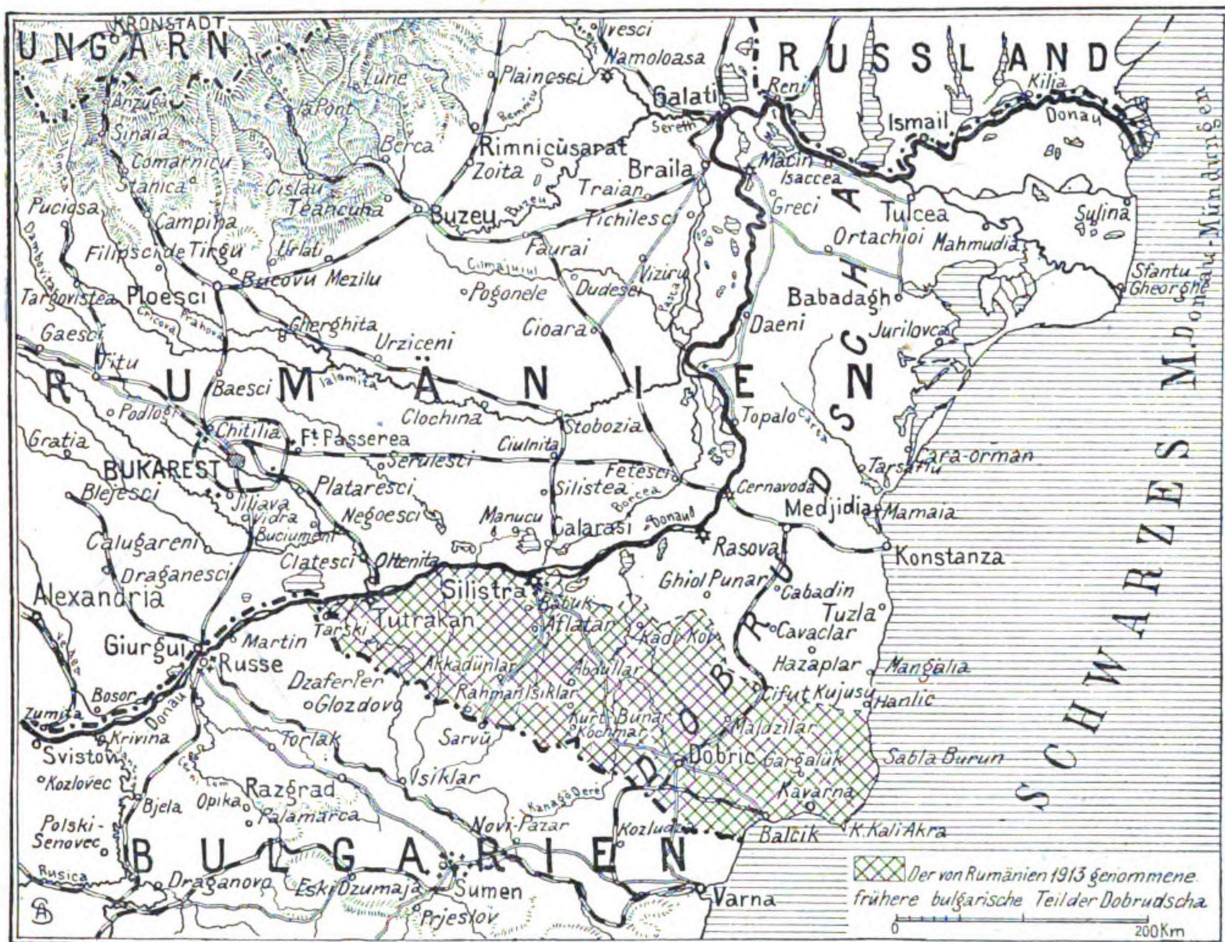
Ein starker Duft von welkem Laube schlägt mir entgegen. Oberhalb der geschnitzten Gestühle erblicke ich einen rauschenden Fries, der die ganze Kirche umzieht. Dort hängt in doppelter Reihe Kranz bei Kranz aus trockenem Eichenlaub, jeder mit einer schwarzweißroten Schleife und weißen Schärpe geschmückt. Jede Schärpe trägt in schwarzen Buchstaben den Namen und Todestag eines fürs Vaterland Gefallenen, dessen Gedächtnistafel der Kranz deckt. Einige sind schon 1914 hingegangen, andere erst vor wenigen Wochen. Aus allen Ortschaften der Umgegend stammten sie. Einer aus dem Gasthause, wo ich gestern dem Konzert eines feldgrauen Trios lauschte; viele aus der Rosenstadt. Wohl anderthalb hundert Ehrenkränze hängen in der Kirche, nicht nur im Mittelschiff, sondern auch in den niedrigen Seitenschiffen.

Am Altar finde ich eine Gedächtnistafel, die der Gefallenen von 1870 gedenkt. Es sind nur 13! Wieviel größer sind die Opfer, die unser Volk heute bringen muß! Wieviel Kränze mögen noch in den anderen Kirchen Holsteins hängen, wo man die Gefallenen in gleicher Weise ehrt!

Man scheint die Verluste aber mit frommer Ergebung zu tragen. Denn ein Geist lebendiger Andacht durchflutet fühlbar die Kirche. Und sieghaft leuchtet aus den Totenkränzen in goldenen Buchstaben der Spruch: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!"

Von fern dröhnt der Donner der Geschütze . . . Tag und Nacht. Er hallt durch das ganze Land und mahnt unablässig an den Ernst des Krieges.

Das Land aber ruht in träumender Schönheit. Seine Seen leuchten im lichten Blau des Nordens. Sagenhafte Nymphen sollen am Waldsee bei Mondschein um verlorene Liebe weinen. Die Buchenwälder rauschen, von



Zu den Kämpfen in der Dobrudscha.

Sonnenfunken durchblitzt. Unablässig girren die Waldtauben. Hecken und Büsche, Gärten und Wälder quellen über von der Fülle reichen Wachstums. Nichts Scharfes, Hartes. Überall sanft gewellte Umrisse, weiche, wogende Linien.

Längs der Wege ziehen die „Knicks" sich hin, Buchen- und Nußbaumhecken auf von Gräben umzogenen, niedrigen Erdwällen. Heckenrosen und Himbeerbüsche sprießen darin. Brombeer- und Windengerank umschlingt sie. Weisenköniginnen, Ginster und Glockenblumen, Weimut und Klee duften an den Gräben.

Jede Wiese und jeder Acker ist von Knicks umgeben, um das Vieh an seinen Weideplätzen festzuhalten — nach uralter germanischer Sitte. Hölzerne Stangenpforten unterbrechen die Hecken an den Weggrenzen. Häufig sind sie verschlossen, und man muß sie auf stufenförmig geschichteten, flachen Felssteinen überklettern. In diesem Lande der Begrenzung, wo die Sehnsucht nach Abgeschlossenheit in jedem Bewohner lebendig zu sein scheint, hat man sogar moderne Stacheldrahtzäune um die Knicks gezogen.

An sanften Wiesenhängen grasen friedlich Herden von schwarz-weißen Rindern. Unter alten Eichen und Linden ruhen die Dorfhäuser aus rotem Fachwerk mit grünen Türen und tief herabhängenden Strohdächern. Dem grünbemoosten oder wie brauner Samt schimmernden Dachfirst ist häufig ein kleiner Holzgiebel aufgesetzt. Rundgewölbt sind die Tore der mächtigen Scheuern und Tennen, über denen oft ein Pferdekopf, das Sinnbild Wodans, die Feuersgefahr bannen soll.

Die Dorfwege sind von niedrigen Taxushecken und verschnittenen Lebensbäumen eingefaßt. Scharen stark duftender, weißer Lilien ragen aus dem Rosengerank der Gärten auf. Rittersporn und Feuerlilien blühen hoch empor. Vor den Häusern spielten halb städtisch gekleidete, schlanke Kinder mit blonden Haaren. Hühner gackern friedlich im Sande. Im Wirtshause setzt eine hellhaarige Frau in schwarzem Kleide uns eine Erfrischung vor. Ihr Mann ist im Felde, der Bruder gefallen. Sie schaltet schweigsam in der Stube mit dem alten Ledersofa, deren Vorhänge sich leise im Winde blähen. Butter und Milch, schwarzes Landbrot und rote Grütze sind hier noch jederzeit zu haben.

Ferne ragt der Turm des Schlosses, das sich hoch über einem halbkreisförmigen See auf gewölbtem Grashügel erhebt. Die Gartenanlagen gehen unmittelbar in den Wald über, ein köstliches Jagdrevier, wo die Eichkätzchen von Baum zu Baum hüpfen, die Hasen auf sonnigen Lichtungen ihre Männchen machen und die Rehe einem über den Weg laufen. Im Park herrscht noch jener Geist vornehmen Herrentums, das Liliencron so oft geschildert hat und das noch heute von stolzen Schlössern und Gutshöfen aus das stille, ackerbauende Holstein mit ritterlichem Glanz überstrahlt. Regelmäßig verschnittene Buchenhecken, weiße Urnen und zierliche Lusthäuser erinnern an jene sorglose Zeit, wo hier gepuderte Herren und Damen in höfischer Tracht lustwandelten und ihr galantes Liebesspiel trieben. Bilder aus der Zeit der Dänenkönige steigen herauf . . . .

Stumm liegen heute Schloß und Park. Im Wirtschaftshof jedoch geht das Leben seinen gedämpften, zielsicheren Gang. Die weiten Wirtschaftsgebäude sind im Viereck angelegt, mächtige Viehställe und Molkereigebäude reden von der Betriebsamkeit, die hier herrscht. Im niedrigen Schweinestall quiekt eine Schar junger Ferkel, die mit Sorgfalt gemästet werden; eine hochgeschürzte Magd schleppt grade den Futterkübel herbei. Ein langer Zug Gänse zieht schnatternd über den Hof. Hochgefüllte, mit drei Pferden bespannte Wagen führen die Ernte ein.

Die Schnitter sind schon seit Tagen bei der Arbeit. Auf einigen Äckern ernten sie mit der Mähmaschine, die mit vier Pferden bespannt über das Feld fährt, das Korn schneidet, zusammenrafft und in Garben gebunden zur Erde gleiten läßt. Andere Felder werden von Schnittern gemäht, Frauen mit gelben Strohhüten, die geschwungene Sense in der Hand, Männern mit dem roten Wetzstein im Stiefelschaft. Unter ihnen russische Gefangene mit grauen Mützen und gelben Streifen an Jacken und Beinkleidern, die scheinbar willig die Arbeit tun und schon gut Deutsch sprechen.

Wie hoch stehen die Ähren! Wie voll sind die Garben! Welch ein Segen liegt über dem ruhevollen Lande!

Beim Anblick der goldenen Ernte muß ich wiederum Liliencrons gedenken. Heute erlebe ich seinen Gesang:

„Dann ziehn vom Feld zur Scheuer volle Wagen,
Der Mäher nimmt, schweißtriefend, seinen Krug
Und gönnt sich einen Schluck; aus offnem Kragen
Trotzt seine freie Brust dem Windesflug.
Und wieder läßt er scharf die Sense schlagen,
Die schwerste Arbeit ist ihm kaum genug..
Die Ähre fällt, die Garbe steht gebunden,
Und Kriegsgeheul und Greuel sind verwunden!"



Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Der Sprung ins Dunkle, zu dem Rumänien sich gedrängt fühlte, hat mit Stolpern begonnen, und dann kam sogleich ein schwerer Sturz.

Die erste Meldung von Bedeutung, unter welche Ludendorff seinen Namen setzte, war die einer schweren Niederlage der Rumänen. Die Festung Tutrakan ist wenige Tage, nachdem die verbündeten deutschen und bulgarischen Truppen sich mit diesem neuen Gegner beschäftigten, im Sturm genommen. Mehr als 20 000 Rumänen gefangen, darunter 400 Offiziere.

So stellt sich die entscheidende Hilfeleistung von vornherein dar, von der England, Frankreich und Rußland sich so viel versprochen haben, daß sie sich bei Eintritt des großen Ereignisses in prahlerischen Worten und vorher in geheimnisvollen Andeutungen nicht genug tun konnten. Kampferprobtes, wohlgerüstetes, sorgsam geschontes, vorzügliches rumänisches Heer, dein Kriegsglück macht von vornherein keinen erhebenden Eindruck auf die Mächte, denen du dich dienstpflichtig gemacht hast.

Wohl aber auf uns. Die von unseren Feinden vorbereitete Überraschung ist da, aber zu unsern Gunsten. Der Fall der Donaufestung hat überraschend schnell das wichtigste Bollwerk überliefert.

Tutrakan mit dem gegenüberliegenden Oltenitza hat als alter Waffenplatz zu allen Zeiten eine bedeutsame Rolle gespielt. Die günstige natürliche Lage macht es zu einem wichtigen strategischen Punkte. Sein Besitz ist ein voller Erfolg unserer Waffen.

Nie war, selbst in den schwersten Anfangzeiten dieses Krieges, unser Wille stärker, unsere Pflicht in und hinter der Front zu tun, im Dienste des Vaterlandes und jeder an seinem Platze die äußerste Kraft einzusetzen, Gut und Blut zu opfern und nicht zu ruhen, bis wir durch den Sieg unserer Waffen den Frieden besiegeln können.

Von der Westfront hören wir über alle Meldungen und Berichte hinweg, daß Hindenburg dort ist. Das hören wir mit einem Gefühl der Zuversicht und des Vertrauens, in welchem wir getrost die Einzelheiten der verschiedenen Ereignisse betrachten können als Merksteine auf den Wegen, die eine Vorsehung uns vorgezeichnet hat.

Von schweren Kämpfen zeugen diese einzelnen Merksteine. Dicht bei dicht erheben sie sich an den Ufern der Maas und Somme.

Mit einer Erbitterung und Zähigkeit, aus der die höchsten Kraftleistungen hervorgehen, stürmen die Franzosen an. Tasten unermüdlich nach einer Durchbruchstelle in unserer Front. Unerbittlich steht am Schluße jedes neuen Versuches vor ihren Augen das Schicksalswort „vergebens". Eine besonders heftige Anstrengung, einen Durchbruch zu erzwingen, haben unsere Truppen an der Westfront im Verlaufe der Woche zum Scheitern gebracht. Eine schwere Erschöpfung trat beim Feinde ein, aber gleichzeitig berichtete unser Erkundungsdienst das Heranziehen aller bisher noch nicht eingesetzten Divisionen zu neuer Angriffstätigkeit.

Und gleichzeitig setzt der Russe an der Ostfront seinen Vorrat an Menschenkraft mit eiserner Beharrlichkeit gegen uns ein. Dem Russen sitzt die Zeit im Nacken, er muß vorwärts, ob er will oder nicht; denn schon droht hinter ihm durch die Sperrung der Zufuhrplätze infolge der vorgerückten Jahreszeit der Mangel an Kriegsvorräten, der ihn lahm legen könnte. Mit der gewohnten Geringschätzung ihres Menschenmaterials treibt die russische Heeresverwaltung in alter Weise Massen auf Massen vor. Der Vernichtung entgegen. Unerhörte russische Blutopfer werden in unseren Berichten erwähnt. An der Kaukasusfront, an den Waldkarpathen, in allen Abschnitten vermögen diese Angriffe, bei denen die Anstürmenden unerbittlich niedergemäht werden, nichts gegen die Abwehrkraft und den Rückstoß unserer und der uns verbündeten Truppen.

Und England bäumt sich unter den Schlägen, die es jetzt am eigenen, bisher so sorgsam behüteten Volkskörper spürt. Es wehklagt über die Söhne und Brüder, die jetzt das eigene kostbare Leben zu Markte tragen müssen, wie bisher nur das der Söldner und Hilfstruppen. Es bebt unter den Heimsuchungen des in seiner glänzenden Abgeschiedenheit für unantastbar gehaltenen Inselreiches, unter dem Feuer unserer Luftflotte. Ein schwacher Trost für die eigensüchtige dünkelhafte Nation, daß jetzt nach zweijährigem Luftkriege das erste und einzige unserer Luftschiffe sich bei einem der regelmäßigen Angriffe aufgeopfert hat!

Und was als gerechte Vergeltung nunmehr mit mitleidlosem Achselzucken von uns betrachtet wird, von der Aushungerung, mit der England uns bedrohte, bekommt es selbst jetzt einen Geschmack! Die Lebensmittelknappheit in England nimmt in schwer empfindlicher Form ständig zu.

Wir aber wissen, daß keine Macht der Welt imstande ist, Deutschland auszuhungern. X.



Biocitin

für

Genesende

BIOCITIN ist das von medizinischen Autoritäten anerkannte, unstreitig wirklich hervorragende und vertrauenswerte Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden geschwächten Organismus. Genesende nach schwerer Krankheit, durch Blutverlust geschwächte Verwundete, geistig oder körperlich zurückgebliebene Kinder, blutarme Frauen und Mädchen, stillende Mütter, sie alle finden in BIOCITIN ein Kräftigungsmittel von unvergleichlicher Wirksamkeit. Hauptsächlich aber ist es das große Heer der Nervösen, denen BIOCITIN Kräftigung und Auffrischung des gesamten Nervensystems bringt. BIOCITIN ist auch das beste Nahrungsmittel, besonders für Kranke. Hier liegt oft Appetit, Verdauung, Nahrungsaufnahme ganz danieder, während gerade der Kranke durch Nahrung bei Kräften erhalten werden muß. Ein Löffel des denkbar leichtestverdaulichen BIOCITINS wird stets gern genommen, regt den Appetit an, erzeugt Wohlbefinden und verleiht jeder leichtesten Suppe durch seinen Lecithingehalt usw. den Charakter einer wertvollsten Kraftnahrung. BIOCITIN ist in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir zurückzuweisen, denn BIOCITIN ist das einzige Präparat, welches nach dem Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre sowie ein Geschmacksmuster sendet auf Wunsch völlig kostenlos die

Biocitin-Fabrik, Berlin S 61, W 7.

Von neuem ruft das Vaterland

zum Kampf in der Heimat! Auch dieser Kampf muß gewonnen werden. Die letzte Hoffnung der Feinde: uns finanziell niederzuringen — werde zuschanden! Deshalb muß jeder Deutsche Kriegsanleihe zeichnen, soviel er kann — auch der kleinste Betrag hilft den Krieg verkürzen! Kein Deutscher darf bei dem Aufmarsch der Milliarden fehlen!

Auskunft erteilt bereitwilligst die nächste Bank, Sparkasse, Postanstalt, Lebensversicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft.



Oberst Wilhelm Heye

Chef des Generalstabes der Armeeabteilung Woyrsch, erhielt den Orden Pour le Mérite.



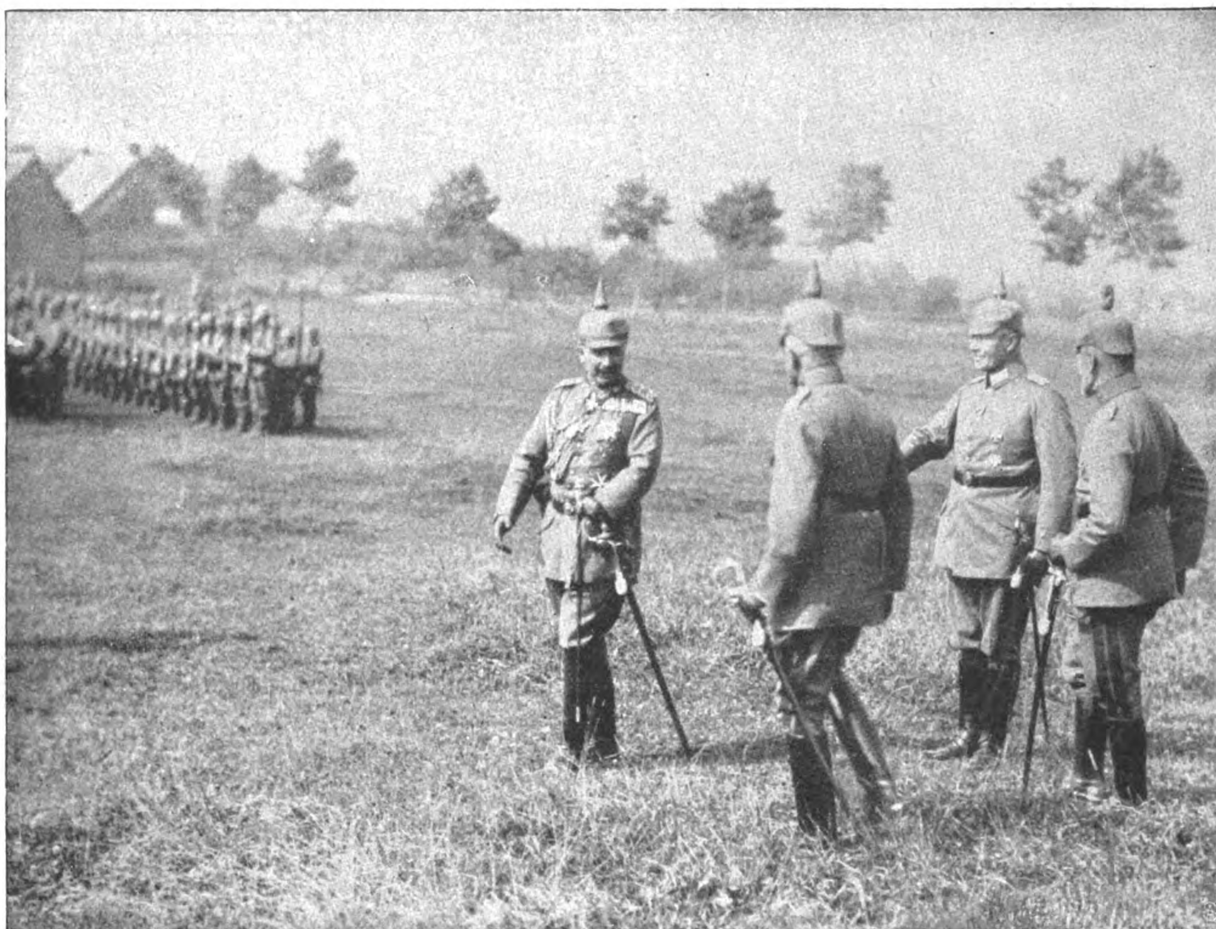
Phot. Groß.

An der Nordspitze Kurlands: Der nördlichste deutsche Posten auf dem europäischen Kriegschauplatz.



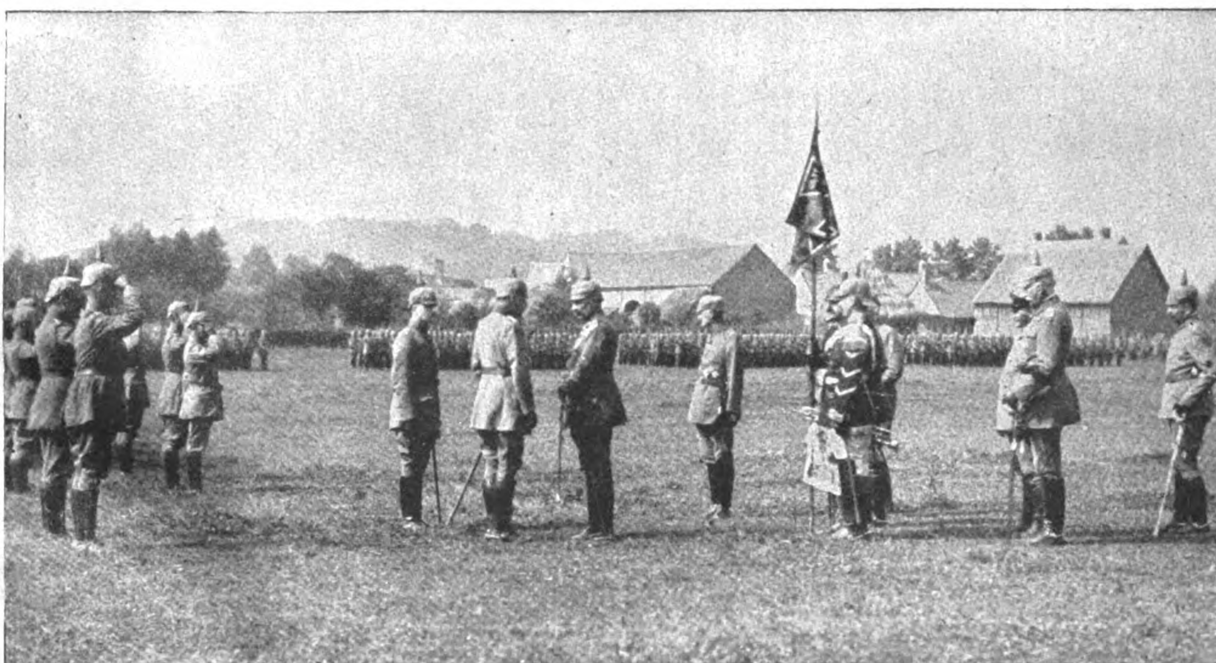
Phot. Holznagel.

Chauvencourt an der Maas.
Ständiges Artilleriefeuer der Franzosen vernichtete diese malerische Stadt fast vollkommen.



Von links: Der Kaiser. Oberbefehlsh. einer Armee Exz. von Below. Chef d. Gen.-St. einer Armee Oberst. v. Loßberg. Oberbefehlsh. einer Armee v. Gallwitz.

Der Kaiser auf dem Wege zu aufgestellten Truppen.



Der Kaiser im Gespräch mit dem Kronprinzen von Sachsen und dem Kom. Gen. Exz. von Kirchbach.

Der Kaiser an der Westfront.



Phot. Het Leven.

Besuch der Königin Wilhelmina an Bord eines niederländischen Unterseebootes.



Hofphot. Sandau.

Herzog Ernst August und Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg.

Neuste Aufnahme.


Hauptmann Horst Frhr. v. Massenbach.


Hauptmann Wallmann.


Phot. Kötz.
Hauptmann Alex Crone.


Hauptmann Martens.


Hauptmann Jesco v. Puttkamer.


Oberleutnant Hugo v. d. Marwitz.


Phot. Gebhardt.
Leutnant Gustav Brettschneider.


Phot. Stilz.
Leutnant Zechlin.


Leutnant Leidenroth.


Leutnant Walter Sommer.


Hofphot. Bensemann.
Leutnant Oskar Fernis.


Leutnant Hans Ulrich Scholz.


Leutnant Franz Pies.


Oberleutnant Karl Liebig.


Unteroffizier Emil Ullrich.


Unteroffizier Karl Schmidt.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutscher Soldat in der neuen Ausrüstung der Sturmtruppen.

Zur zweiten Somme-Schlacht.



Oben: Unsere Feldgrauen vor einer Armee-Buchhandlung in einem französischen Städtchen.

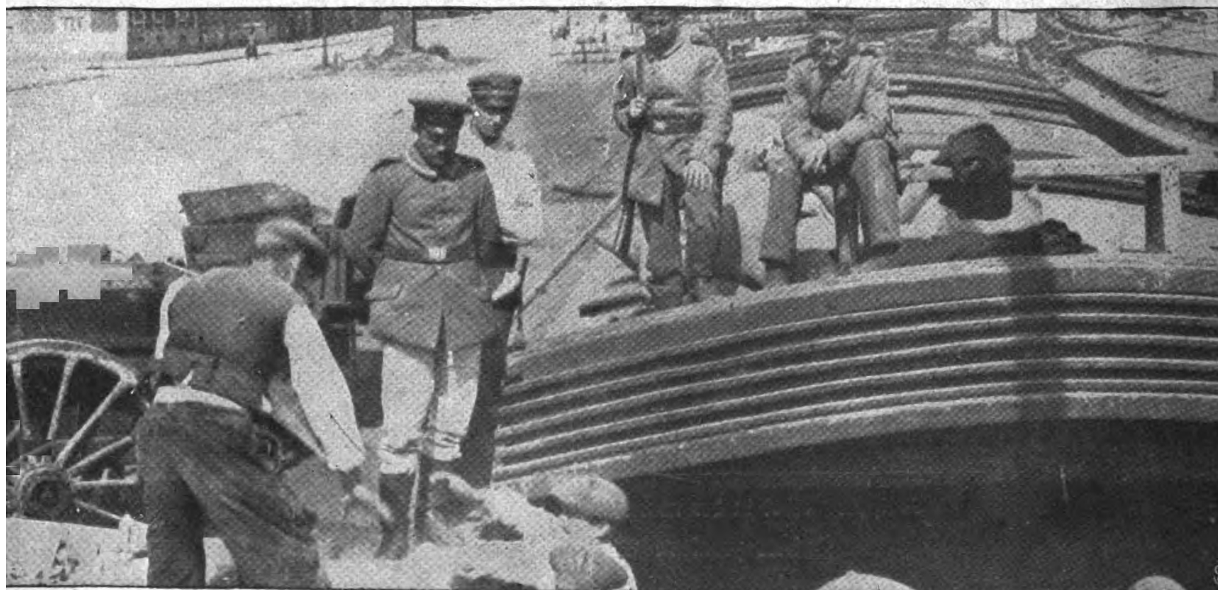
In der Mitte: Spazierfahrt deutscher Krankenschwestern.

Unten: Ankunft von Lebensmitteln auf Kähnen in Nordfrankreich.

(Illustrationsphotoverlag.)

Hinter der Front im Westen.





Die Schuhfürsorge des Saarbrücker Hausfrauenvereins.

Schon seit 16 Jahren haben die Leiterinnen der Saarbrücker Haushaltungschule Frauen angeleitet, ihre Schuhe selber auszubessern und auch den Bedarf an Hausschuhen selbst zu fertigen. Viele Frauen und Mütter haben Geld und auch wohl manchen Ärger gespart, dadurch daß sie die Schuhe für sich und ihre Kinder eigenhändig instand halten konnten. Zu Anfang waren es nur wenige, die sich zu der oft harten Arbeit hergaben. Der Erfolg war demgemäß nicht der erhoffte. Sticken und Häkeln oder Stricken ist ja auch schöner als Schuhflicken, macht vor allem auch keine schmutzigen Hände. Aber der Krieg, dieser große Lehrmeister, wurde auch hier Helfer. Die Beschaffung und Instandhaltung des Schuhwerks ist heute fast ebenso wichtig wie die Ernährungsfrage und macht den minderbemittelten und kinderreichen Familien große Sorge. Wie manche Mutter erfüllt es mit schwerem Kummer, wenn sie an die vielen Füße und Füßchen denkt, die für den kommenden Winter wieder mit Schuhen versorgt werden sollen. Woher nehmen bei den Preisen, die heute für die Schuhe bezahlt werden müssen! . . .

All den Hausfrauen, die mit diesen Sorgen dem Winter entgegengehen, möchte die Schuhfürsorge des Saarbrücker Hausfrauenvereins Winke zur Selbsthilfe geben und auf Verwendbares aufmerksam machen. In Ermangelung von Leder werden Schäfte von Segeltuch oder alten Tuchlappen genäht, die fein säuberlich mit kleinen Lederabfällen besetzt werden. Aus einem alten Schulranzen entstehen unter den Händen einer geschickten, auf ihre Kunst ganz stolzen Mutter ein paar derbe Jungenstiefel, die, mit imprägnierten Sohlen und vernieteten Nägeln versehen (Musterschutz), den ganzen Winter über ausreichen. Ja, stolz kann die Mutter auch sein, besonders wenn sie bedenkt, wie wenig sie für das Schuhwerk auszugeben braucht. Kosten an den Schuhen doch nur die Sohlen und die gebrauchten Nägel. Die Ersparnisse an dem einen Paar Schuhe reicht schon wieder für 1 Ztr. Kartoffeln hin. Auf wie manchem Speicher finden sich noch alte Ledersachen, wie Koffer, Taschen, Schulranzen, Stiefelschäfte, Riemen, starke Lederhandschuhe und vieles andere, was Verwendung finden kann. Aber nicht nur Ledersachen sind für die Schuhfürsorge brauchbar, nein, auch vieles andere, wie Uniformen, Mäntel, Futterstoffe, Filzhüte usw. sind zu gebrauchen. Aus all dem lassen sich warme Schuhe für den Winter anfertigen. Möge doch jede Hausfrau daraufhin ihren Speicher mal einer Revision unterziehen und Gefundenes an eine Schuhfürsorge abliefern. Gern ist die Schuhfürsorge des Saarbrücker Hausfrauenvereins bereit, Auskunft und auch Anleitung bei den notwendigen Einrichtungen zu geben. Es liegt dem Verein fern, den Handwerkern das Brot wegnehmen zu wollen; ganz gewiß soll dies nicht geschehen! Aber wo so manche Werkstätte fehlt, müssen sich die Daheimgebliebenen helfen, so gut es geht.

Die Kosten zur Beschaffung des Handwerkzeuges sind sehr gering und rechnen sich schnell wieder durch Selbstanfertigung des Schuhzeugs heraus. An Werkzeug wird benötigt: Hammer und Zange, Nägel, Nähahle, Ösenzange, Nadeln, Zwirn und passende eisenbeschlagene Schuhleisten. Erfreulich wäre es, wenn durch diese kurze Beschreibung überall in unserem Vaterlande in vielen kleinen und großen Orten sich solche „Schuhfürsorgen“ auftäten. Wie mancher Mutter würde dadurch die Sorge für den Winter erleichtert. Darum frisch ans Werk, der Winter naht, und Eile tut not. Wir sind überzeugt, daß wir vieles, was uns die Kriegzeit gelehrt hat, auch in die, so Gott will, bald kommende Friedenzeit mithinübernehmen, denn es wäre doch schade, wenn alles im Kriege Gelernte wieder verloren ging.

Auf Nachtposten.

(Vision).

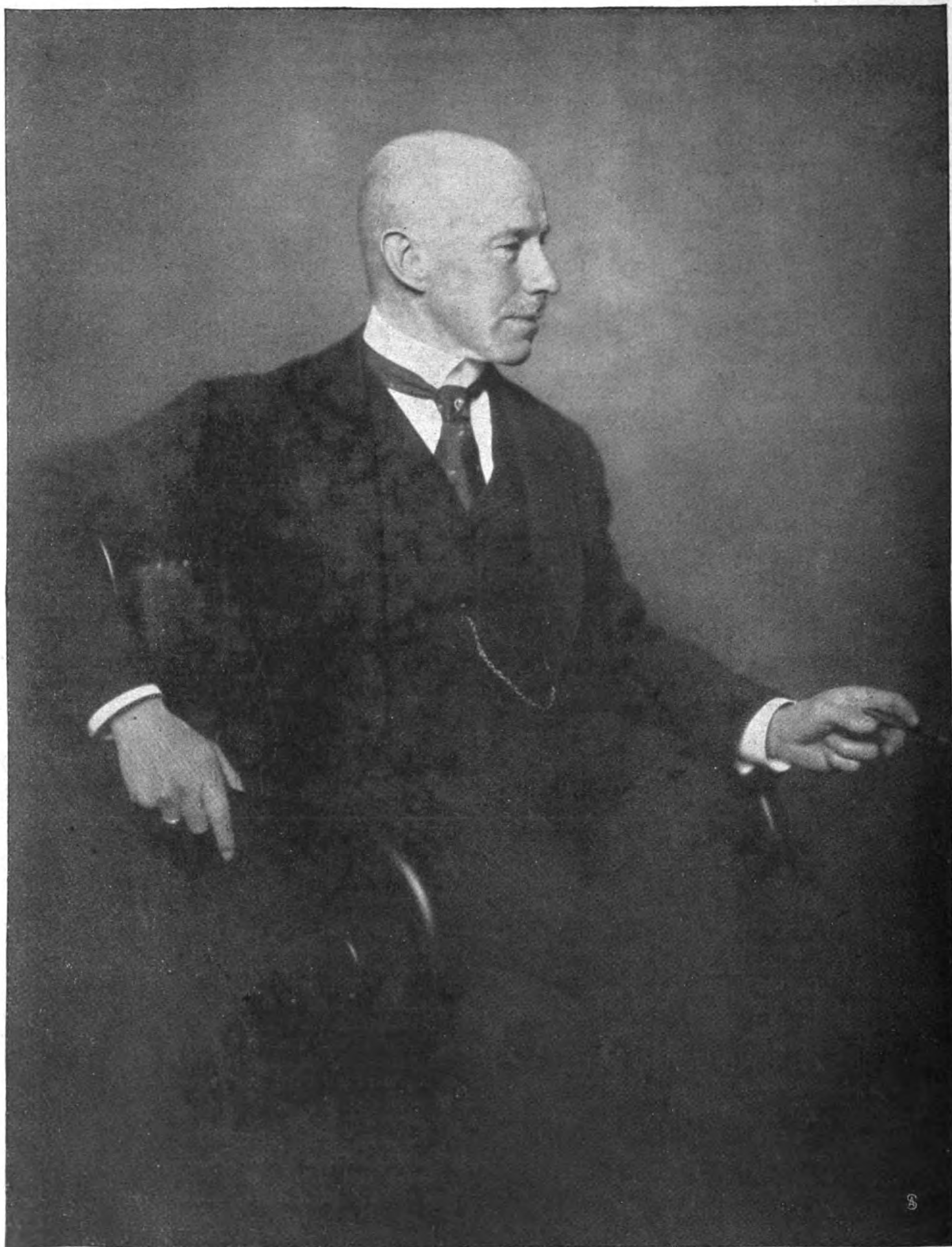
Vorüber, wallender Zug,
Bekränzt mit Lorbeer und Blut
Die traumlosen Schläfen,
Den Blick geöffnet den Fernen,
Die hinter dem Rande der Erde
Und jenseit des irdischen Himmels
In unbekannter,
Ach, in unfaßbarer Schönheit stehn
Und euer warten.

Vorüber, wallender Zug . . .
Ich grüße euch stumm,
Ihr lebenentwandernden Helden,
Die ihr gleich lieblichen Bildern der Nacht,
Geboren aus ahnendem Schweigen
Und werdenden Liedern,
Hinüberwärts zieht,
Wo alles Wandern ein Ruhen
Und alle Rast
Ein seliges Wandern.

Vorüber, wallender Zug . .
Ich nehme die Lasten des Kampfes,
Der, erdverschwistert, ewig und ewig
In unserm Blute zeugt sich,
Auf meinen Rücken,
So tief er sich krümmt und so schmerzhaft
Die Sehnsucht nach reineren Höhen
Im Innern darunter zerbricht.
Ich nehme es auf mich, das Erbe,
Um es hinüberzuschleppen,
Keuchend, siegend,
Wo sich vom Rande des Lebens
Der Abgrund hinabstürzt ins Dunkel,
Das alles menschliche Leid
Aufnimmt in stummem Erbarmen.

Vorüber, wallender Zug . .
Mein ist der Kampf —
Erlösung und Frieden und Lust
Euern Kindern zu schaffen.

Leonhard Schrickel.



Phot. Nicola Perscheid.

Graf Alfred von Brühl,

Der neue Direktor der Kunstakademie in Königsberg i. Pr.



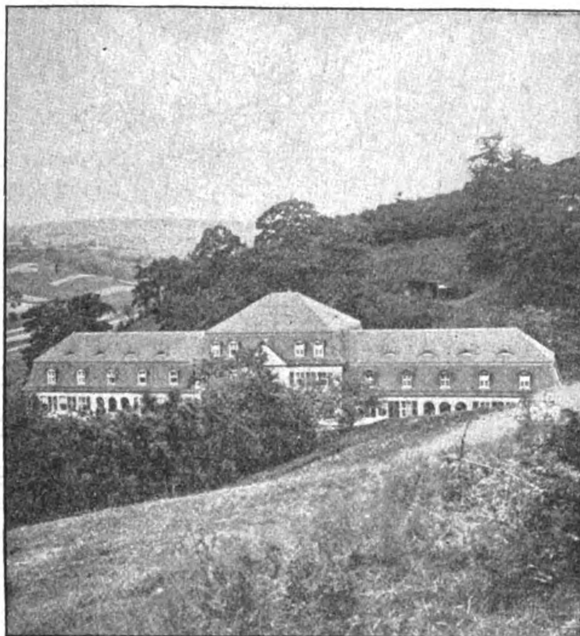
Phot. W. Huffert.

Fürstin Bathildis zu Waldeck-Pyrmont mit Verwundeten im Schloß von Arolsen.



1. Freifrau von Gebsattel, 2. Frau Helene von Forster, 3. Frau Marie Ringler, 4. Frau Adelheid Weibgen, 5. Hofrat Dr. von Forster, 6. Dr. von Bezold, Erster Direktor des Germanischen Nationalmuseums, 7. Professor Dr. Keller, 8. Kirchenmusikdirektor Nüzel, 9. Pianist Blum. 10 Apotheker Ringler, 11. Großkaufmann Heerdegen.

Begründer und Leiter des „Heimes für verwundete Krieger“ in Nürnberg.



Ansicht des Hauses.

Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus in Ehringshausen (Kreis Wetzlar).



Die Fürstin Solms-Braunfels besucht die Verwundeten.



Besuch der Fürstin Solms-Hohensolms-Lich im Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus.

Sitzend, von links nach rechts: Frau Nacke, Prinzeß Rosi, Prinzeß Anna Agnes, Prinzeß Elisabeth, Fürstin Solms-Hohensolms-Lich, Prinzeß Johanna, Prinzeß Nanni, Schwester Charlotte, Prinzeß Christine, Schwester Martha, Frau Prinzeß Reinhard zu Solms-Hohensolms-Lich, Prinz Karl, Prinzeß Friederike.



Phot. Erna M. Kollstede.

Lina Woiwode.

Aus dem Theaterleben.



Hermannstadt: Der Marktplatz.



Gesamtansicht von Kronstadt (Brassó).

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Aus Siebenbürgen.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
1. Fortsetzung.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

In der Tat rauchte es da unten in der Senkung, als würden qualmende Kartoffelfeuer entzündet, auf allen Feldern um Fresne—la—forêt. Der dumpfe Krach der Entladungen dröhnte ununterbrochen herauf. Um die beiden Offiziere lagerten die Grenadiere, weit auseinandergezogen, um bei einem Einschlag nicht alle getroffen zu werden, gegen Flieger unter den Bäumen versteckt. Einige lagen auf dem Bauch, die Arme aufgestützt, einen Grashalm kauend im Munde, andere auf dem Rücken, die Augen geschlossen, dösend oder schlafend, mit jener erstaunlichen und glücklichen Fähigkeit des einfachen Mannes, überall, wann und wo es auch sei, durch ein Nickerchen verbrauchte Kräfte zu ersetzen. Der Schlummer fand sie trotz der Gefahr, die sie ständig umgab, die noch eben den Tod unter sie gesandt, und die jeden Augenblick wiederkehren konnte.

Und mitten unter ihnen ruhten die kaum gefallenen Kameraden, während man schwer Verwundete, in ihre Zeltbahn gehüllt, schon zurückgetragen hatte, die leicht Verwundeten aber allein oder einander stützend den Hang hinab auf dem Wege zum Verbandplatz sich befanden.

Einen Augenblick trat Oberleutnant von Bißwang an die Stillen, die nebeneinander ruhten. Ihr Kompagnieführer mitten darunter, im Tode mit ihnen kameradschaftlich vereint. Der Kürassier sah dem Oberleutnant Ehrlich, den er wohl gekannt, in das ruhige Angesicht, dessen noch vor einer halben Stunde strahlend blaue, tapfere Augen eines anderen Hand geschlossen hatte. Gedämpft fragte er den jungen Offizier, der nun die Kompagnie führte, wo die Wunde sei. Der hob vorsichtig den Helm ab und zeigte den blutig aufgerissenen Scheitel. Bißwang blieb noch einen Augenblick schweigend stehen, dann ließ er langsam, gleichsam wie durch ein Spiel der nachgebenden Finger, ein paar einfache Feldblumen auf den Toten fallen. Vom Ausbläser, der auf dem Schreibtisch im Unterstand der Brigade-Gefechtsstelle gestanden, hatte er sie genommen.

„Ich muß weiter. Noch zur Abteilung!" Es klang laut, eine Loslösung aus der Weichheit von Sekunden. Hier im Kriege hatte mehr noch als sonst der Lebende recht. Wieviel Kameraden waren schon gefallen! Wieviel würden noch auf die ewigen Truppen-Übungsplätze dort oben gehen! Zum Trauern war keine Zeit. Der Kürassier sog wieder an seiner Zigarette, die er angesichts der Toten in der linken Hand verborgen gehalten und drückte dem jungen Leutnant die Hand. Dann stieg er vorsichtig über die Schlafenden hinweg, rief Wachen, die aufstehen wollten, zu, sie sollten ja ruhen bleiben, scherzte im Vorübergehen, und bald lag die Kompagnie hinter ihm.

Während seines Ganges dröhnten ununterbrochen die Abschüsse der deutschen Kanonen, krachten ohne Unterlaß die wahllos einschlagenden französischen Granaten. Aber sie blieben immer in maßvoller Entfernung, und der Herr von Bißwang hatte sie längst vergessen. Ganz andere Dinge beschäftigten ihn. Er mußte lachen, wenn er daran dachte, wie General von Flurschütz ihnen allen von Major von Esserte und seiner Familie erzählt hatte. Dabei kannte er, Harry Bißwang, die Essertes, doch viel besser als sein Kommandeur. Stine Esserte und er hatten ja sogar an Kriegstrauung gedacht! Er hatte Stine zwar nur ein Dutzendmal gesehen, aber dieses klare, offene, ehrliche, niedersächsische Mädchen, das um den Preis seines Lebens keine Unwahrheit gesagt hätte, mit dem er sich am ersten Tage unterhalten hatte, als kannten sie sich seit zwanzigtausend Jahren, Stine, Stine Esserte, aus Esserte, Herr Gott noch mal, was sollte ihm denn an Stine verborgen sein? Aber ihr Bruder, der Major! Bei dem wurde einem nicht warm und nicht kalt. Gescheit war er, gewiß. Wahrscheinlich zu gescheit. Eigentlich — rund heraus — er konnte ihn „nicht riechen". Der General — großartig! Funken aus dem Helm! Mord und Todschlag oder Kuß und Friedenspfeife! Auch Hasenclever — wenn auch ein bißchen still und stumpf bisweilen, doch eine ehrliche Haut. Aber „Herr von Esserte?" Er hätte ihn nie Esserte oder gar beim Vornamen nennen können. Eigentlich blieb er für ihn immer der Herr Major. Ganz richtig übrigens, denn Harry Bißwang war ja Oberleutnant.

Harry? Engländer, Dummheit der Deutschen! Aber er hieß doch nun einmal Harry, und in Berlin kannte ihn jeder so, auf dem Hofball wie beim Rennen, im Kasino wie in der Kavallerie-Division: Harry Bißwang. Da hätte er sich plötzlich der Engländer wegen umtaufen lassen sollen? Zu viel Ehre für die Krämerschufte, denn anders als Krämerschufte nannte er sie nicht. Und Stine schrieb doch auch „Harry". Der Gedanke an das Mädchen überrann ihn so heiß, daß er im Schreiten an die Brusttasche faßte, als müsse er sich überzeugen, ihr Bild sei noch

da. Am liebsten hätte er es einmal schnell angesehen, doch als der Geschützdonner ihn umdröhnte, noch gewaltiger, wie ihn dünkte, als bisher, war es ihm, als sei jedes Abirren vom Kriege eine Sünde an seinem Vaterland. So schien es eine glückliche Rücklenkung zur Pflicht, als er vor sich einen Offizier gehen sah, dessen roter Bart zu beiden Seiten des Halses nach hinten wehte. Hauptmann Wessels? Was tat er denn hier? War er doch in diesem tollen Feuer nötig genug bei seiner Batterie!

Der Ordonnanzoffizier schritt mächtig aus mit seinen langen Beinen. Er holte den Hauptmann ein, just, als der Beobachtungsstand der Abteilung in Sicht kam, den der Abgesandte des Generals aufsuchen sollte, um persönlich mit der Artillerie Fühlung zu halten. Er erfuhr, daß der Hauptmann kam, als ältester Batteriechef den Befehl über die Abteilung zu übernehmen, deren Kommandeur, Major Bardowiek, verwundet worden.

Ein junger Assistenzarzt war im Beobachtungsstand beim Verbinden. Der Verwundete, ein rundliches Männchen mit blondgelocktem Schnurrbart, lag auf dem Bauch. Waffenrock und Beinkleider waren halb aufgeschnitten, halb von der Geschoßwirkung zersetzt, so daß des Majors mädchenhaft helles Fleisch rosig schimmerte. Der Verwundete verkündete lebhaft selbst, was ihm zugestoßen war: „Denken Sie mal, lieber Wessels, 8 Schrapnelle! Was nur die gottverdammten Franzosen davon haben! Zwanzig Frank kostet es sie, 'nen ollen Krippensetzer zur Strecke zu bringen. Der Leichtsinn, mit dem die Leute ihr Geld ausgeben, ist unglaublich! Meine schöne Hose haben sie mir kaputt gemacht, das Fell zerschunden, bißchen Schweiß abgelassen, aber was ist nun herausgekommen dabei?! Lieber Bißwang, sagen Sie nur dem Herrn General, mir wär' es gar nicht eingefallen, das Kommando abzugeben, wenn ich nur — sitzen könnte. Aber das Peinliche ist, ich kann nämlich nicht sitzen. Die Ladung ist mir — verzeihen Sie das harte Wort — es sind ja keine Damen da —in den Podex gegangen. Peinlich, höchst peinlich! Wenn die zu Hause nun in der Verlustliste lesen: Major Bardowiek Schrapnellschuß in die Verlängerung seiner Oberschenkel? Was meinen Sie, lieber Bißwang! Kann doch unmöglich 'nen guten Eindruck machen!"

Dabei lachte der Major herzlich, bis der Arzt etwas von „Stilliegen, Blutung" sagte. Inzwischen hatte Hauptmann Wessels die Feuerleitung übernommen. Er ließ sich vom Adjutanten der Abteilung unterrichten, sah Meldungen und Befehle durch und trat an das Scherenfernrohr, um hinaus-, hinüber-, hinunterzuschauen auf das Kampffeld, das vorerst nur der Artillerie zu gehören schien. Man konnte die ganze Tiefe überblicken, so weit den Hang hinabgeschoben lag der Beobachtungsstand. Im tiefsten Dickicht verborgen, konnte der Gegner ihn nicht ahnen, und nur zufälligem Umherstreuen wäre er zum Opfer gefallen. So war denn auch Major Bardowiek nicht hier verwundet worden, sondern als er auf die breite Höhe gegangen war. Er hatte feststellen wollen, ob man einen abgezweigten Zug seiner Abteilung, der wegen heftigen, offenbar nur ihm geltenden Feuers seine Stellung hatte wechseln müssen, einsehen könne. Der Abteilungskommandeur hatte das befürchtete im Gegensatz zum immer vertrauensseligen Hauptmann jener Batterie.

Es war ein Wunderschauspiel des Krieges, das sich hier entzückten Augen bot: Gegen das Licht der Nachmittagssonne standen die hellen Kalklinien der Schützengräben jetzt schärfer als am Morgen. Die öde, scheinbar verlassene Landschaft, darin man Menschen nicht ahnte und nur aus der wilden Tätigkeit gegenseitiger Vernichtung auf ihr Dasein schließen mußte, flimmerte und flirrte wie mit Goldstaub übersät. Von all den Entladungen der gleich jäh erschlossenen Hochdruckquellen unausgesetzt aufspritzenden Geschosse war in der durch Herbstnebel von Feuchtigkeit gesättigten Luft ein Dunst hängengeblieben, der an Wasserläufen, Bachrinnen, kurz, den tief gelegenen Punkten, Einzelheiten verschleierte. Aber eben dieses malerische Zusammengehen aller Farbenwerte störte die Beobachtung und brachte einen soldatischen Wirklichkeitsmenschen wie Hauptmann Wessels in helle Wut: „Die Schweine fangen immer nachmittags an, wo wir die Sonne im Gesicht haben!" sagte er zum Oberleutnant von Bißwang, der nur billigend nickte. Er machte sich gerade für seinen General Aufzeichnungen nach dem, was der Adjutant ihm flüsternd, über Karte, Meldungs- und Befehls-Material gebeugt, mitteilte.

Die Franzosen hatten plötzlich das Feuer verlegt. Nun wurden die deutschen Gräben beschüttet. Hier oben war es wie mit Zauberschlag ruhig geworden. Nur der Donner der deutschen Abschüsse dröhnte platzend, während der Einschlag der Granaten von unten herauf schmetterte. Um die scheinbar toten Gräben der Deutschen stiegen kreideweiße Dampfwolken. An Stellen anderer Bodenart, vielleicht Lehmschichten späterer Anschwemmungen, färbten die Rauchkegel sich schmutzig gelb, ja, an einzelnen Orten wurden die schmal aufschießenden, schnell zur Baumgestalt verbreiterten Gas-, Brand-, Erdtromben fast schwarz.

Die beiden jungen Offiziere traten, nun hierher kein Feuer mehr kam, aus der Deckung ins Freie. Zwischen Zweigen spähten sie in die Tiefe, mehr und mehr von ziehenden Dünsten erfüllt. Der Kürassier stieß jedesmal einen leisen Jubelruf aus, wenn französische Granaten zu kurz oder zu weit gingen. Dann verstummte er, falls irgendwo, soweit es sich beobach-

ten ließ, die deutsche Brustwehr abgekämmt zu sein schien oder gar einmal ein Volltreffer einschlug. Freilich, wer sollte es sagen! Sah man doch nichts als ein Umherspritzen von Erde und Steinen an der Grabenlinie, darin nichts lebte, die sich auch, wenn der Rauch sich verzogen hatte, nicht rührte und wo keine Bewegung kundtat: hier seien etwa Opfer gefallen. Nein, alles schwieg, als atme in diesen Ringmauern und vorgeschobenen Winkeln, anspringenden Linien, flankierenden Ecken kein sterblicher Mensch.

Der Adjutant aber blickte, den Fernsprecher in der Hand, nach seinen Zielen, den französischen Gräben dicht vor Aribes, an denen das gleiche Schauspiel sich vollzog. Ohne daß Hauptmann Wessels das Auge vom Scherenfernrohr gelassen hatte, ging durch die Tür, die offen stand, die Unterhaltung der beiden Artilleristen. Von plus und minus war die Rede, dazwischen fragte Hauptmann Wessels nach jenem langgestreckten, weißen Trümmerfelde, das links eben noch im Gesichtskreis stand: La Neuveville-sur-Galaine. Ihm war es ganz neu, hatte er es doch von seiner Batterie aus, vom rechten Flügel der Abteilungsstellung, nicht sehen können. Und so vertieft waren die beiden Offiziere in ihre Unterhaltung, allein auf den Feind gerichtet, daß, wie man sich um das Fortbringen des verwundeten Majors nicht hatte kümmern können, so sie jetzt nicht bemerkten, daß der Ordonnanzoffizier zu seinem General zurückgekehrt war.

Alle waren sie am Werk, die deutschen Soldaten, die hier nach gewaltigem Stoß gegen das Herz Frankreichs nun still lagen auf der Westwacht, bis ihnen drüben im Osten die Sonne der großen Siege aufginge. Gegen Weiße und Schwarze, Turkos und französische Linien-Infanterie, Alpins und Marokkaner, Senegalneger und Territorials, Gurkas und Engländer, Schotten und Sikhs, Belgier und Kanadier, standen sie alle wie eine Mauer, von einer Manneszucht in einem Geiste erzogen, von einem Hochgefühl getrieben, dem Gedanken an das große, das liebe, das herrliche deutsche Vaterland. Deutschland, darin ihre Eltern, ihre Frauen, ihre Kinder lebten, wo Braut und Schwester zurückgeblieben waren, für die sie kämpften wie für ihrer Muttersprache heimlichen Laut, für ihre Sitte und Gewöhnung, für Haus und Hof, ihre alten Gotteshäuser und Städte und Dörfer wie ihre neuen, stolzen, aus dem Boden gestampft seit dem 70er Kriege bei wachsendem Wohlstand, durch Arbeit, Fleiß, Lernbegierde, Unternehmungsgeist und Kraft. Deutsche Kraft ohnegleichen auf der ganzen weiten Erde Gottes, den diese hier in schwerem Kampf stehenden Männer nie verloren oder jetzt erst wiedergefunden hatten aus der Kindheit Tagen.

Sie waren am Werk heute wie täglich, seitdem der Krieg entbrannte, am Werk da hinten, wo alle Drähte zusammenliefen der ganzen, langen Front, von den Bergen der Alpen bis zu den Wellen der Nordsee, am Werk bei den Armeen, denen gewaltige Abschnitte untertan, am Werk bei den Armeekorps aller deutschen Stämme, wo die harten Laute des Nordens klangen, die vollen des Südens, die weichen der Mitte.

Drüben bei der Division wurde nicht Bacchanal, Bankett, Festmahl gefeiert, wie General von Flurschütz gesagt hatte in jener Schärfe und Übertreibung, die des Mannes Art nun einmal war. Nein, gearbeitet wurde, wenn dort auch ein anderer Ton herrschte als bei der 694. J.-B., als bei den Kompagnien, die durch Fresne-la-forêt ins Feuer gezogen, den Grenadieren da vorn, die sich eben mit einem Hagel von Geschossen bedecken ließen, um wieder aufzustehen, wenn das Trommelfeuer schwieg, und den schwarzen oder weißen Feinden zu zeigen, daß Deutsche ihnen gegenüberstanden.

Ueber den Stellungen kreisten Flieger, von weißen Wölkchen todbringend umzuckt. Nun die Sonne niedriger stand, nun die Luft dunstiger geworden war, füllte sich der ganze Himmel mit den feurigen Sternen platzender Schrapnelle, als zöge eine blitzende Milchstraße über die ewige Wölbung dort oben. Unter dem Luftkampf aber tobten weiter die Einschläge der Granaten. Die Höhe rauchte, es dampfte das Tal, im Walde brach und krachte es, auf Wiesen, Feldern, Schonungen stiegen Staub- und Dreckwolken empor, von den Gräben hüben und drüben schoß dunkler Rauch. In den Dörfern prasselten Dachstühle, von letzten Balken noch gehalten, gleich Kartenhäusern zusammen. Mit einem Donner, daß die Erde bebte, flog Munition empor, ein gewaltiges Feuerwerk mit einzelnen, gleich Raketen fortschießenden Geschossen. Giebel sanken steif, langsam, eilig, eiliger um. Der Turm der Kirche von Aribes, darin noch bis zuletzt die Uhr ihre Zeiger hatte wandern lassen, als wolle sie Freund und Feind die Dauer des Höllenfeuers vormessen, wankte, neigte sich, brach und warf sich lang über die Straße. Dann rauchte es drüben von Bränden rot, von Qualm schwarz, von Staub weiß, rauchte, rauchte endlos, die Reste des armen Dorfes in eine einzige Wolke hüllend. Sie blieb lange stehen, als müsse sie mitleidig verbergen, was darunter an Menschengebein, an dumpfem Wimmern der Verschütteten, an der Verwundeten Schrei alles zum Himmel bat.

Das Toben der Geschütze wuchs, als sei Naturgewalt, eingespannt in Menschenhände, irrsinnig geworden. Ein Brüllen klang durch die Natur, ein Rasseln und Rasen, ein Zischen, Sausen, Pfeifen, Heulen, ein Donner, steigend bis zur letzten Wut. Einzelne Schüsse gingen unter in einem Rollen ohne Anfang, ohne Ende, einem einzigen, wie in dieser Stunde, da Mensch entfesselt gegen Menschen, das einzelne Weh dahinsank: gleichgültig, erbärmlich, ein Nichts vor diesem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Völkern, zwei Geschichten, zweierlei Zukunft.

Da mit einem Male, wie im Orchester alle Instrumente anstürmen, wilder, immer wilder, um mit Pauken- und Beckenschlag zu enden, schwieg das Feuer der Franzosen. Beide Gegner verrückten das Ziel. Die deutsche Artillerie der Höhen zog es ein auf die Gräben und ihr Hinterland, die überlaufen würden von der Flut der roten Hosen. Die Kanonen des Gegners hatten den Winkel erhöht, aus ihrem Trommeln war wieder wildes Sperrfeuer geworden, das die Annäherungswege betastete, den Wald zerspaltete, die Höhen absuchte, streute rechts und links, wirr und wüst, hinter die Hügel griff, Reserve, ruhige Stellungen zu fassen, daß keiner vorkäme, jenen Hilfe zu bringen, die da übriggeblieben waren in den Gräben der Deutschen.

Und nun ward glücklichen Augen, die es sahen von Beobachtungsständen und Gefechtsstellen da oben, ein Schauspiel, daß General von Flurschütz den Kürassier ans Fernrohr rief, während der Adjutant den Fernsprecher bedienen mußte und Hauptmann Wessels laut schrie: „Ah, ah, ah!"

Sie stiegen aus den Gräben, von Schrapnellen umblitzt, von Granaten umkracht, die Turkos hier, die Zuaven da und dort die Rothosen längs der ganzen Grabenfront. Die Oede des Schlachtfeldes war gebrochen, das tote Land begann zu leben. Die erstorbenen Mondkrater, die einsamen Marskanäle schienen sich farbig, bunt den Deutschen entgegenzuweiten. Aus ihrem eintönigen Hellgrau zuckten Farben auf, dunklere Töne, blau und rot. Da und dort erlosch wohl die Farbe, wo etwa Herzen bang geklopft, der weiße, welsche Kerl, das braun-schwarze Gesindel zurückgeflutet war über den Grabenrand. Dann leuchtete alsbald die Brandung, dunkle Klippen überspielend wider den hellen Kalkstein der Brustwehren. Aber Flecken blieben rot gleich Blut: rote Hosen, die nie wieder stürmen, nie wieder heimkehren würden zu Mutter, Weib und Kind.

Wie nun die farbige, dunkle Feindesmasse vorgetragen ward, sah man auch in den Gräben der Deutschen, deutlich mit den Gläsern deutscher Wissenschaft, deutschen Fleißes, Köpfe auftauchen, Gewehre sich vorschieben, Arme sich stützen auf die heimische Brustwehr, abgekämmt und eingestürzt wohl hier und da, doch in langen, stolzen Linien ein schimmernder Schutz. Und die Gräben, die Stützpunkte, die Sappen, die Horchstollen, nun eine Stunde bald unter jenem Feuer, das die Hirne verwirren sollte, die Leiber dahinraffen, lebten in drohender, fürchterlicher Gegenwart. Auf das Signal der Posten: „Feindlicher Angriff!" waren sie wimmelnd aus den Unterständen gekrochen. Von hinten aus dem Deckungsgraben stürmten Gestalten vor, das Gewehr im Arm. In den Annäherungsgräben drängte es nach vorn, ein Bienenschwirren, ein Ameisenleben. Und der Kampfgraben füllte sich. Mann an Mann stand auf der langen Front. Vor den Mündungen der Gewehre schwebte grauer Dunst leise hin. Knattern klang, Rollen, Peitschen, Jubeln und Jauchzen, Schrecken und Graus deutschen Infanteriefeuers.

An den Maschinengewehren flogen Sandsäcke und Rasenstücke, ihre Masken, fort. Dann redeten sie mit ihren meckernden, tickenden, tackenden, fürchterlichen Stimmen. Sie sprachen den Feind an, der den schützenden Gräben entstiegen in dichten, dunklen, farbigen Massen, sich breit auseinanderzog wie ein Wasser, das, in Strömen überlaufend, auf weiter Wiese verrinnt. In dem Lärm aller Unterwelten da in der Tiefe, bei dem Heulen und Pfeifen der Granaten, die über die Köpfe des Fußvolkes hinweg

krachend ihr Ziel suchten, in dem Knattern und Peitschen der Gewehre, dem Rasseln, Trommeln der Maschinen meinte man einen Signal-Trompetenstoß zu unterscheiden. Oder war es nur das von all dem Tosen verwirrte Ohr, das Untertöne meinte zu vernehmen, mitschwirrend bei der erschütterten Musik der Schlachten, die nicht klangen?

Die Menschenflut dort unten vor den deutschen Gräben, gleich einer Brandungswelle vorgetragen, quoll hier weit vor, blieb dort im Rückstand. Sie ließ Tropfen zurück, rote, perlend hängengebliebene, gleich blutigen Tränen. Gefallene schienen sich noch zu bewegen, krochen rückwärts, standen auf, taumelten, als wollten sie sich retten in des heimischen Grabens zweifelhaften Schutz. Sie rollten hin und blieben neu getroffen liegen. Regungslos wie jene, die nun das dritte Reich, den Raum zwischen Freund und Feind, mit ihrem Blute färbten. Zu ganzen Haufen geballt lagen sie da, gefällt von den pfeifenden Todbringern aus den heißer und heißer werdenden Läufen der Deutschen.

Gleich reifer Mahd sanken ganze Reihen nieder beim Tacken der Maschinengewehre. Rote Streifen durchschnitten das Feld in langer Linie, schräg gebettet, als ob ein Riesenkind lachend mit dem kleinen Finger an das Glied der aufgebauten Bleisoldaten gestoßen hätte, die nun einer den andern mit sich rissen.

Neue Massen drängten nach, frische Reihen stiegen aus den Gräben der Welschen, aber nicht mehr mit unwiderstehlicher Gewalt. Es war, als lähmte etwas ihren Schwung, als hielten sie inne, zögernd vor dem Schicksal ihrer Kameraden, die sie da vorn fallen gesehen wie die Kräuter im Maien. Die dort vorleckten als Brandungswoge, als rote, blutige, gegen das Gestade der Deutschen, taumelten zurück, liefen wieder vor, von neuer Welle geschoben, fielen, lagen.

Bis an die Drahthindernisse der deutschen Gräben waren sie gekommen, vereinzelte, hier und da. Man sah sie zögern, halten. Sie schnitten wohl den Draht mit ihren Scheren. Sie wurden abgeschossen, hingen regungslos im Hindernis verstrickt. An einer Stelle nur, just vor Aribes, wo tiefe Trichter die Drähte zerrissen, die Brustwehr zerstört, den Graben eingeebnet hatten, war die Flut bis hinein in die deutsche Stellung geleckt. Dort setzte der Gegner neue Kräfte an, frische Massen drängten nach.

Vom Artillerie-Beobachtungsstand der Abteilung Wessels klang kurzer Befehl hinaus zu einer Batterie. Sekunden verrannen, nur Sekunden. Dann krachten die Granaten fast in die deutschen Gräben, und vor ihrer einschlagenden Wut, Feuerblendung und Rauchsäulen wichen die Franzosen.

Dunst und Qualm verdeckten die Aussicht. Die tiefe Sonne blendete in die Augen aller, die dort oben mit ernster Stirn hinunterschauten auf das gewaltige Schauspiel, wie ein feindlicher Angriff machtlos zerschellt war an unerbittlichem Ausharren, an überlegener Kraft, an der Tapferkeit deutscher Soldaten.

Es wurde still dort drüben, bei den Franzosen. Ihr Artilleriefeuer erlosch, als hätten sie ihre Ohnmacht gefühlt. Auch bei den Deutschen wurde mählich das Feuer eingestellt. Bald lag nach all dem wilden Tosen, als seien die Elemente der Schöpfung entfesselt, der Höhenrücken schweigend da. In der Tiefe davor regte sich nichts mehr. Wieder blickten die Gräben stumm herauf, abenteuerlich jetzt beim roten Schein der vom blutgetränkten Lande scheidenden Sonne, gleich den Ringkratern erloschener Himmelskörper. Nur das dritte Reich zwischen den Kämpfern zeigte ein verändertes Antlitz. Soweit das Auge ging, von Aribes in der Mitte nach rechts und nach links, leuchtete der tote Raum blutigrot von den Hosen tausender gefallener Feinde, als stände ein langgestrecktes, riesiges Mohnfeld in brennender Blütenpracht.

II.

Erst als die Nacht völlig hereingebrochen war, konnten die Gefallenen zurückgebracht, die Verwundeten geborgen werden. Sie lagen, wo gerade die Kugel sie ereilt, denn der Weg an der Tiefe der Gräben über den Hang, auf oder hinter den Höhenrücken stand unter Einsicht und feindlichem Feuer. Nun bewegten sich lange Züge durch das Dunkel. Sanitäts-Mannschaften, denen das rote Kreuz auf weißem Grunde von Kragen und Armen leuchtete, trugen auf Bahren regungslose Gestalten, zugedeckt, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge, hochgelegt das Bein. Ohne Tritt gingen sie dahin, ein Wiegen, ein Pendeln, Stöße zu vermeiden. Am Auslauf der Annäherungswege hatten sie ihre kostbare Last deutscher Krieger aufgenommen, die bis dahin durch die engen, tiefgeschachteten Gräben, in Zeltbahnen gebettet, getragen worden waren. In rotbraunen Zeltbahnen auch brachte man die lange Reihe jener, die den stolzesten Tod erlitten, den Tod fürs Vaterland. Schweigend ließen die Kameraden sie vorüber. Manch junger Bursche warf einen scheuen Blick auf die leblosen Körper, die tief hinuntergesackt in der bergenden Leinwand ruhten, von einem Zipfel oder mit durchblutetem Tuche den Kopf verhüllt, während die Beine schlaff niederhingen; wie friedlich schlafend andere, daß keiner hätte sagen können: Lebte das wohl, was die Feldgrauen da an schnell zusamgerafften, abgehauener Stange trugen? Erst ein Lauschen auf Atemzüge und Stöhnen gab Gewißheit. Dann standen wohl Kameraden bei dem Gefallenen, manche bewegungslos abgestumpft durch die Gewohnheit des Krieges, andere mit innerer Anteilnahme, davon keiner bei strenger Haltung des Soldaten anderes sah als etwa gefaltete Hände. Ein junger Offizier nahm

Stellung jedesmal, wenn ein Toter vorübergebracht wurde und grüßte die abgeschiedene Seele. Leute traten hinzu, wenn die Kämpfer einen niedergesetzt hatten, dann sprachen sie leise und schlugen wohl das verhüllende Tuch einen Augenblick zurück.

Das ganze Waldstück, das mit seinen Dickichten, Blößen und Lichtungen den Höhenrücken überzog, niederleckend nach vorn bis an die Gräben, nach hinten bis Fresne-la-forêt, lebte in nächtlich geschäftiger Bewegung. Immer begegneten einander Abteilungen, die zurückgingen, die vorkamen; denn jetzt begannen Betrieb und Leben, die tagsüber, unter dem Auge des Gegners, dem Munde seiner Kanonen und Gewehre, hatten schweigen müssen. Fast ohne Unterbrechung ging die Kette. Wasserholer trotteten vorüber, beladen mit allerhand Gefäßen, denn in diesem Kalklande, wo die Nässe im Boden versickerte, mußte jeder Tropfen mehr als eine Stunde weit von hinten hergeholt werden. Essenholer brachten in ganzen Ladungen von Kochgeschirren köstliche Fleischsuppe aus den Feldküchen, „Gulaschkanonen", wie die Soldaten sie nannten. Sie standen irgendwo hinter der Höhe verteilt, am Waldrande, dampften, brodelten, rauchten und wurden entleert, oft noch im Fahren.

Dann kamen Schatten durch den Wald mit allerlei Lasten: Balken, Bretter, Schanzzeug, Hacken, um dem schwer zu bearbeitenden Gestein die Gräben abzuringen, denn bis zum Licht des Tages mußte ausgebessert werden. Dort hatten feindliche Granaten die Brustwehr zum Einsturz gebracht, da die Rückenwehr abgekämmt, hier einen Unterstand verschüttet. Zwei schleppten einen spanischen Reiter, einer trug eine Rolle Stacheldraht mit schräg geneigtem Kopf auf starker Schulter. Munitionskisten wurden nach vorn geschafft.

Schweigend begegneten einander die Leute. Rückschlag nach der Anspannung des Feuers des abgewiesenen Sturms, entbehrter Schlaf, Dunkelheit, die Nachtstunde auch verschlossen ihnen den Mund. Endlich ließ der Befehl, leise zu reden und aufzutreten, sie stumm dahinschleichen. Nur bisweilen blieben welche stehen in dem heimlich stehenden Wald, die ihre Last abgesetzt, einen Verwundeten gestreichelt, einen guten Freund getroffen hatten. Die tauschten dann flüsternd ihre Gedanken.

Man hatte einen Angriff erwartet, und der Wunsch, Rache zu nehmen für die toten Kameraden, ließ die Fäuste sich ballen, Augen leuchten. Sie lauerten auf jenen Befehl, der durch die Adern in stillem Harren das Blut treibt, junge Herzen stolz schlagen läßt, jenen Befehl, der da lautet: „Es wird angegriffen." Bis jetzt war er nicht erfolgt. Ein Sergeant, der gern den Strategen spielte, stand unter einer dichten Kieferngruppe mit einem Gefreiten. Er führte eine Abteilung, die schwere Lasten zu Boden gestellt hatte. Der Schnauzbart erklärte, und dabei tippte er sich immer mit dem Mittelfinger der rechten Hand an die Stirn:

„Verrückt, verrückt müssen wir sein, anzugreifen. Wat haben wir denn davon? Die Schufte sollen sich nur den Schädel einrennen. Habt ihr's gesehen, wie viel da vorn liegt? So viel können die Hunde gar nicht neu aufbringen! Woher denn? Wo sollen sie's denn herkriegen? Sie können sich's doch nicht aus den Rippen schneiden, wat? So wie die Eva gemacht ist. Einfach en Rippenstück! Als ob hier Rippenstücke nur so rumliefen! Und wat sollen wir denn mit der verfluchten Rippe machen, dem Arippe? Dem Lausenest? Dem Dreckhaufen? Haben wir wat davon? Sagt's euch mal selbst!"

Der Gefreite, der eine Stahlbrille trug und sehr langsam sprach, meinte, jedes Wort betonend:

„Ich glaube, es ist so. Unmittelbar hinter Aribes liegt der Wald. Der ist genau 3,8 Kilometer tief. Da müßten wir, nehmen wir Aribes, durchstoßen, denn vor dem Walde können wir nicht liegenbleiben!"

Aber der Sergeant schüttelte überlegen den Kopf:

„Wenn wir nur wollten, könnten wir überhaupt gleich durch bis Paris. Aufhalten, dät is nu Blech. Ne, gleich weiter. Is ja nischt dabei. Wir nehmen einfach en paar dicke Berthas mit, und denn is Paris in drei Tagen en Dreckhaufen, dagegen ist denn Arippe 's reine Offizierskasino. Die janze Jeschichte is nur: Dät sind höhere Rücksichten. Wir wollen eenfach nich. Laßt nur den Generalstab machen. Seid man janz ruhig, die verstehen die Jeschichte." . . .

Der Gefreite rückte mit dünnen, schlanken Fingern an seiner Brille. Er schien nicht gerade einverstanden zu sein, wollte aber wohl nichts entgegnen; so sagte er nur gedämpft, indem er auf die Lichtung hinausblickte: „Ja, der Generalstab!"

Plötzlich richtete er sich auf: „Achtung! Ich glaube, da kommen gerade welche."

Der Sergeant erhob den runden, kurz geschorenen Kopf auf dem breiten Stiernacken, daß der riesige Schnauzbart über den langen, blonden Stoppeln seiner Wangen in die Luft stach. Er äugte mißvergnügt hinüber, den Arm in die Hüfte gestemmt, als wollte er sagen: ‚Ach wat!' Doch als er noch einmal hinsah, nahm er plötzlich die Absätze zusammen und brummte:

„Wahrhaftigen Gott! Wenn man den Deubel an die Wand". . . . .

Zwei Offiziere, breite, verschiedenfarbige, rote Streifen an den Beinkleidern, standen schon vor ihm: Major von Efferte und rechts ein schlanker Mann, der ihn um einen Kopf überragte. Sie trugen beide Feldmützen, das Stirnband grau überzogen und im Ledergurt den Armeerevolver.

(Fortsetzung folgt.)

In den Feengrotten bei Saalfeld in Thüringen.

Von Rudolf Hundt. — Mit 5 Abbildungen.

Wie Wachttürme stehen die drei Gartenkuppen von Garnsdorf bei Saalfeld in der Thüringer Landschaft. Sie hüten einen kostbaren Schatz in ihrem Bergesdunkel, den der Berliner Gelehrte Dr. Heß von Wichdorff zum erstenmal 1910 sah, als er den alten Bergbau befuhr. Heilquellen, starke Eisen- und Arseneisenwasser fand er, und diesen nachgehend taten sich vor seinen staunenden Augen nicht geahnte Farben- und Formenwunder auf.

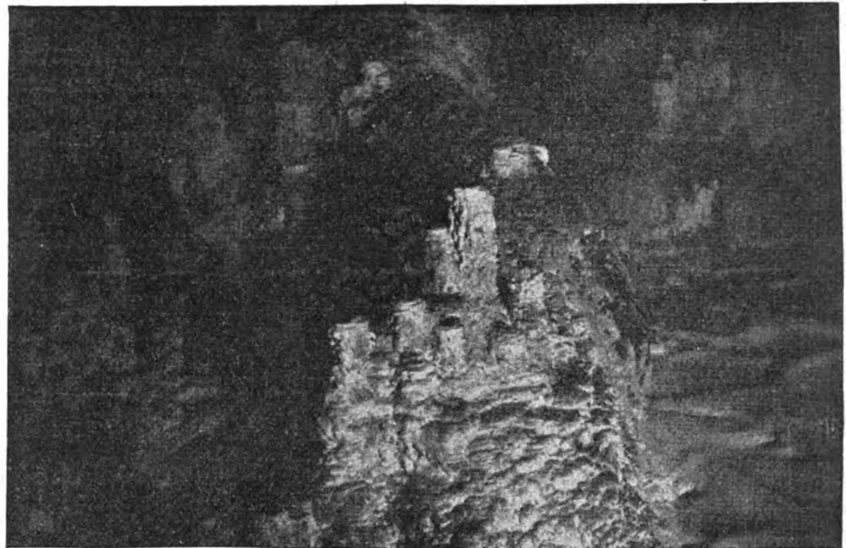
Seit 1914 sind diese einzigartigen Naturschönheiten auf bequemen Wegen jedem zugänglich. Einfaches elektrisches Licht zaubert eine verschwenderische Farbenpracht an Wände und Decken der geräumigen Höhlenräume, die sich auf drei Stockwerke verteilen, die keine Höhle der Welt in gleicher Schönheit, von natürlichen Mineralien erzeugt, darzubieten vermag. Der bunteste Herbstwald kann in verglühender Sonne nicht so leuchten wie das Farbenspiel in der tiefen Bergeinsamkeit der Gartenkuppen.

Diese erhabene Schönheit läßt uns einen Blick ins Werden der Natur tun. Was sie allenthalben mit dichtem, undurchdringlichem Schleier zudeckt, hier wird's dem Naturfreund zur reinen Freude, dem Forscher zur Offenbarung. Die Melodie vom Werden, vom Vernichten, vom ewigen Wechsel scheinbar unvergänglicher Werte klingt in jedem Geräusch der tropfenden Sickerwässer wider, welche die in ihnen gelösten Baustoffe niederschlagen, vom Boden emporstrebende Stalagmiten und von der Decke herabhängende Stalaktiten schaffen.

Nicht kohlensaurer Kalk, wie in den meisten andern deutschen Tropfsteinhöhlen, ist der Baustoff, sondern Phosphoreisensinter, der seltene Diadochit. Von noch niegekannter Feinheit und plastisch-kolloider Beschaffenheit sind die Stalaktiten, die dem Forscher in dieser Höhlenwelt zum erstenmal entgegentraten.

Wie kostbarster Rubin glüht mit seinem kirschroten Glanze der dem Diadochit verwandte Orthodiadochit. Lauchgrün bis berggrün schimmert Melanterit in den Tönungen der verschiedenen, durch Eisen gefärbten Diadochite. Pissophan weiß zu den Farben Tiefsmaragdgrün, Olivengrün und Lederbraun beizusteuern. Eine der Grotten ist durch Allophan blaugrün gestimmt.

Alle diese seltenen Mineralien machen die Saalfelder Feengrotten zu den wunderbarsten, farbigsten, zu den einzigartigsten bunten Höhlen der Welt, an die Capris bunte Grotten gar nicht heranreichen. Eine Reihe Maler haben die Reize auf ihr Gemüt wirken lassen, um sie wiederzugeben. Im verflossenen Jahr malte sie Prof. Matthiesen für das Mineralogische Museum in Kopenhagen. Haeckel bewunderte die Farben und Formen, als er im vergangenen Jahr sich in die Grotte hineintragen ließ.



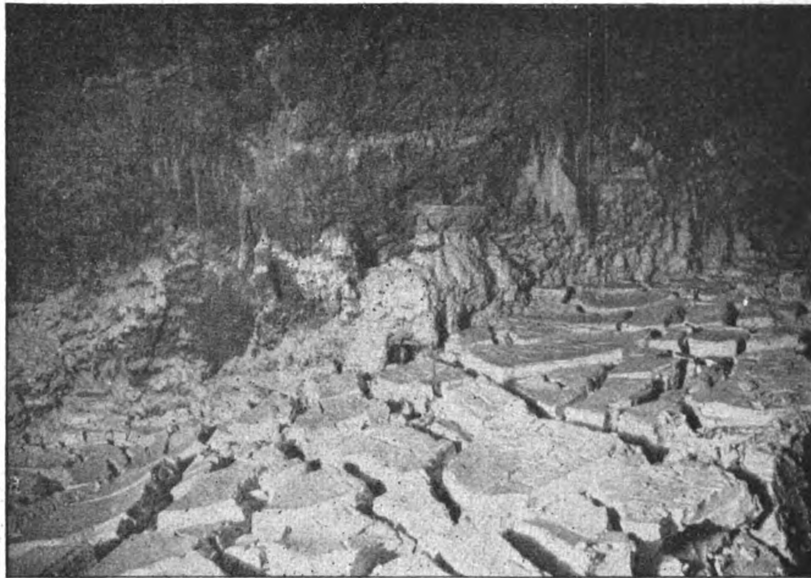
Die Gralsburg aus den Feengrotten bei Saalfeld.

Vom Werden dieser Gebilde spricht die „Heß-von-Wichdorff-Grotte“. Im „Zimmermanns-Saal“, nach dem Altmeister Thüringer Geologen, dem Geh. Bergrat Prof. Dr. E. Zimmermann in Berlin so genannt, glüht eine ungeheure Farbenpracht. Im zweiten Stockwerk liegen die drei Quellgrotten. Wie in einem hochgewölbten Dom in verschwenderischer Fülle Farben, die nicht schreiende Kontraste bilden, sondern zu wohl-



Die linke Quellgrotte in unberührtem Zustand.

tuender Harmonie zusammenfließen, sich zu andächtiger Stimmung zusammenschließen, so tut es hier eine Formenwelt von Stalaktiten und Kulissen, von Terrassen wie reichstes Schnitzwerk. Und alle die Pracht wirkt sich wunderbar plastisch im Spiegelbild angestauten Wassers noch einmal aus. Wieviel Andacht, wieviel Ehrfurcht vor unberührter Natur wird in des Naturfreundes Gemüt erzeugt, wenn elektrisches Licht ihm die ganze erhabene Farbenfülle der linken Quellgrotte zum Erlebnis werden läßt.

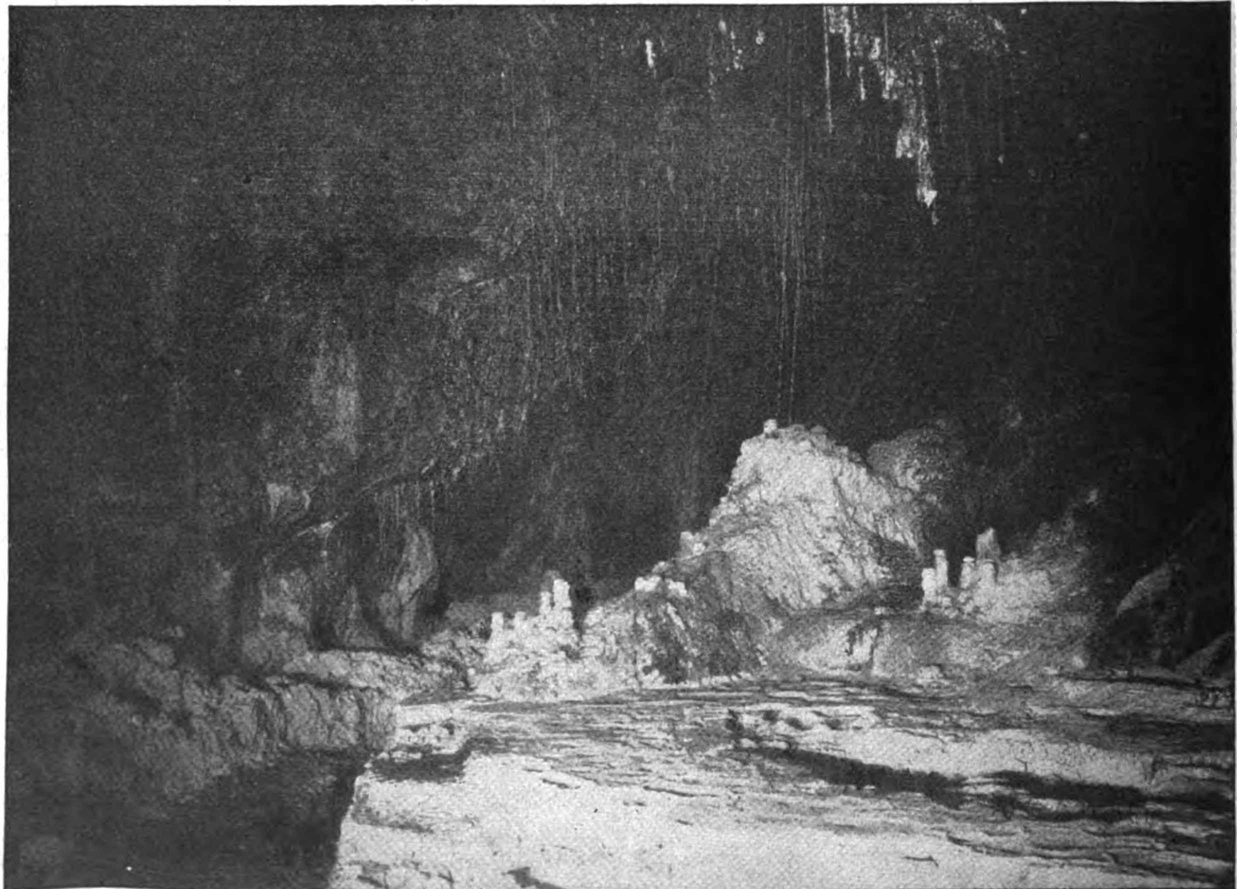


Der Butterkeller mit Riesenmassen von Diadochit.

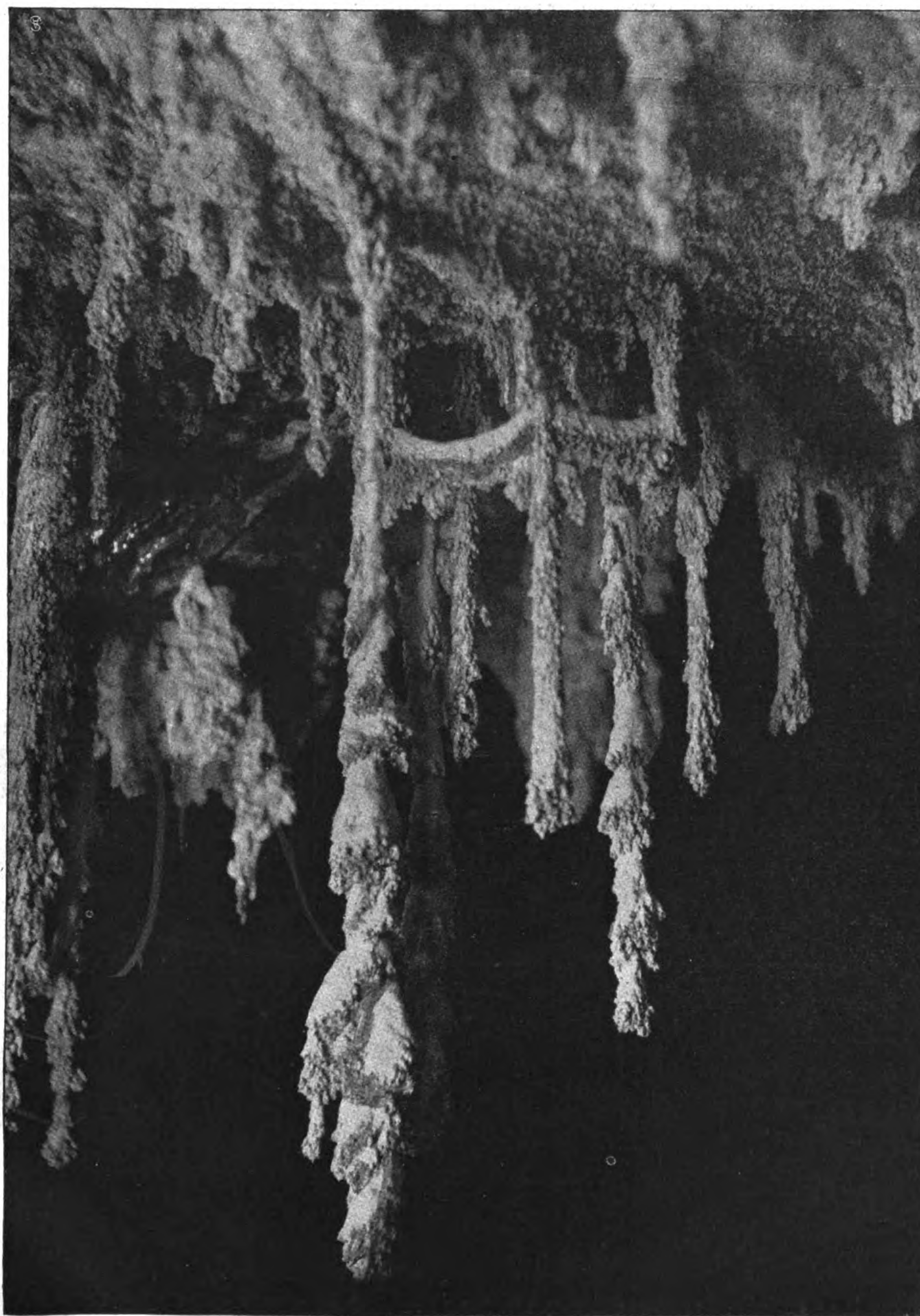
Riesenmassen von Diadochit, die allzu plötzlicher Wasserentzug an der Oberfläche rissig machte, lagern im „Butterkeller", an dessen Wänden und Decken sonderbare Tropfsteinformen zierlich und von wunderlicher Gestaltung hängen.

Das Heiligtum aller Grottenschönheit stellt der „Märchendom" dar. Langhin dehnt sich der Grottenraum. Kulissen und meterlange Stalaktiten, die wie Schleier die Umrisse zu weichen Linien dämpfen, gliedern den Raum. Wie in weltferner Ruhe liegt wie ein Traum im Hintergrund die „Gralsburg", ein Riesenstalagmit.

Wenn alles das im Wasserspiegel bei günstiger Beleuchtung seine Auferstehung feiert, läßt der Anblick, läßt die feierliche Bergesruh alles um sich vergessen, den Menschen der Wirklichkeit entrücken. Nur der zur Tiefe strebende Tropfen sagt vom Werden, vom Vernichten, vom ewigen Wandeln der Wirklichkeit, die uns hier unten Bergesruh, Farbenrausch und Formenpracht zum Traum umzudeuten suchten.



Märchendom aus den Feengrotten von Saalfeld.



Diadochitstalaktiten aus den Feengrotten von Saalfeld.

Die ersten Herbsthüte.

Hierzu 7 Aufnahmen von Becker u. Maaß.



1. **Großer schwarzer Samthut** mit farbigem Kopf.



2. **Aufgeschlagene graue Samtform** mit grauen Reihern.



3. **Kleiner aufgeschlagener Hut** aus Spiegelsamt mit Samtblumen.

Lange vorher, ehe der Sommer zur Neige geht, vollzieht sich auf dem Gebiet der Damenhüte ein durchgreifender Wechsel. Man kann anscheinend nur schweren Herzens die Kleidsamkeit des dunklen Samthuts entbehren und setzt ihn darum an die Stelle der duftigen Strohhüte, während man sich noch des Reizes zartgetönter Sommerkleider erfreut. Vernünftigen Erwägungen gegenüber steht auch wahrlich nichts im Wege, schwarzen Samt an Stelle von Stroh zu tragen. Die Ansicht, schwarzer Samt sei das charakteristische Merkmal für den Winterhut, gilt schon seit vielen Jahren als veraltet und überwunden. Man freut sich schon lange über die reizvolle Wirkung, die durch den Gegensatz des widerspruchsvollen Materials: des duftigen Sommerkleides und des Samthuts, erzielt wird.

Abb. 7 zeigt einen Zweispitz aus schwarzem Samt, dem vorn nur eine Kokarde aus mattem Gold gegeben wurde. Inmitten dieser Kokarde prangt ein griffartiger Knopf, der wie eine große Hutnadel aussieht. Dieser Gedanke, den nachgebildeten Knopf einer Hutnadel als Schmuck zu verwenden, wurde schon vielfach mit gutem Erfolg in die Tat umgesetzt. Ganz besonders neu und modern ist die Hinzuziehung von mattem Metallschmuck, der in mannigfachster Ausgestaltung gezeigt wird. Dieser Goldschmuck allein wäre jedoch für die Wirkung des Hutes bedeutungslos, läge sein Reiz nicht in der neuen hübschen und äußerst gut ausprobierten Form mit der an den Seiten kühn geschwungenen Linie. Die beiden Seiten sind nicht gleichmäßig geformt, nach einer Seite geht der Hut ein wenig rund, während die andere Seite nach hinten auslädt.

Auch dem Rundhut aus schwarzem Samt (Abb. 5) wurde die Verzierung von mattem Metall zuteil. Der Kopf ist weich und faltig, der Rand nicht gleichmäßig. Links ist er gerade, während — anscheinend von der Schleife aus mattsilberner Metallborde ausgehend — der Hut sich verbreitert und nach oben strebt. Die geschmackvoll geflochtene Metallborde faßt den ganzen Rand des Hutes ein.

Recht originell ist auch der runde Samthut, dessen Kopf aus gelegtem farbigem Seidenband besteht. (Abb. 1.) Dieses Seidenband ist tuchartig angeordnet. Auf fliederfarbenem Grund sind Blumen und Blätter in Pastelltönen eingewirkt und von fahlen Goldfäden durchwebt. Kleine gebogene Ränder, wie man sie bei Bändern vergangener Epochen häufig fand, umkanten das prächtige Seidenband, das nach antiken Mustern



5. **Rundhut aus schwarzem Samt** mit stumpfer Silberborde.



4. **Sandfarbener Velourhut** mit schwarzen Lackblumen.



6. **Brauner Samthut mit heller Einlage** und Garnitur aus Kielen.

auf deutschen Webstühlen gewebt wurde. Vorn ist es zusammengeknotet und von einer großen Nadel zusammengehalten. Der Griff dieser Nadel, von Seidenband umwickelt, vollendet die eigenartige Garnitur, die einen neuen und selbständigen Gedanken vertritt. Ganz dekorativ sehen auch die sich in Abständen wiederholenden Bandteile aus, die auf den Rand gelegt sind.

Sehr fesch ist die Verzierung des braunen Samthutes aus Kielen, die ihrer Federchen beraubt sind. (Abb. 6.) Die Kiele werden in der Mitte durch einen Samtknoten zusammengehalten. Um den Rand des Hutes legen sich Röllchen aus goldbraunem Samt. Auch an diesem Hut spielt die Verzierung nicht die gleiche Rolle wie die kleidsame und kunstvoll ausgedachte Form, die auch wieder nicht an beiden Seiten gleichmäßig ist. Nach vorn ist der Hut aufgeschlagen und wird scheinbar von der Garnitur hochgehalten. An der einen Seite ist eine kleine Einbuchtung, nach der sich der Hut nach hinten erheblich verbreitert.

Der sandfarbene Velourhut (Abb. 4.) bekommt durch seine Verzierung ein neues Gepräge. Velour ist bisher ein in deutscher Sprache nicht auszudrückender Begriff. man bezeichnet diesen langhaarigen Filz immer noch unter dem uns bekannten französischen Namen. Das Langhaarige und Flaumige ist das Vorbehaltsgut des äußeren Randes, dann wird die Form aus glatt gepreßtem Filz fortgesetzt. Auch der Kopf ist aus glattem Filz. Recht eigenartig ist die Verzierung der Wachstuchblumen, die doppelseitig sind, und zwar sind sie auf einer Seite aus schwarzem Wachstuch und auf der andern aus einem tuchähnlichen Material, das farblich mit dem Filz harmoniert. Diese Zusammenstellung erreicht eine ebenso ausdrucksvolle wie eigenartige Wirkung. Der Hut ist hauptsächlich zur Ergänzung eines schlichten Laufkleidchens gedacht, da sich die Lackblumen zu einem eleganten Kleide weniger eignen.



7. **Zweispitz in neuer Form** mit mattgoldener Kokarde.

Solchen Zwecken entspricht mehr der fesche Hut aus mausgrauem Samt. (Abb. 2.) Da die mausgraue Farbe nicht jedem Gesicht kleidet, ist dem Hut eine Auflage aus weichem schwarzem Samt gegeben. In der vorderen Spitze trägt er einen dichten Büschel graumelierter Reiher, eine Verzierung, die man jetzt nur in den seltensten Fällen für die Straße anwendet. Der Hut ist so besonders geschmackvoll, da zu dem grau und schwarzen Hut nicht weißer Reiher zugezogen worden ist, sondern sich dieses weiche Gefieder ganz genau der Farbe des Samtes einfügt.

Die schmale, einseitig aufgeschlagene Form (Abb. 3) erzählt von der Vorliebe, die man neben Seide und Samt und den verschiedenen Filzarten wieder für den glatten Spiegelsamt an den Tag legt. Auch diese Hüte gehören nicht zu den sogenannten Strapazierhüten. Das Material ist empfindsam, sieht aber auch außerordentlich elegant aus.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Von Wilhelm Poeck.

„Daß du es willst," erwiderte Trina Groot, „verdenke ich dir nicht, aber wie du es willst: das verdenke ich dir. Ich habe es nie vergessen, daß du Wübbesches Halbblut bist. Sonst hätte ich nicht so lange geschwiegen. Auf den Wübbes liegt eine Schuld, für die du nichts kannst, und die du tragen mußt. Aber es stand nicht mehr in ihrer Macht und in meiner Macht, sie zu bessern, und sie macht dein Unrecht nicht kleiner. Jetzt aber, seit vorgestern, wo neben deiner Wübbeschen deine Maaksche Natur klar zutage gekommen ist, die jahrelang um den Wübbeschen Hof herumgeschlichen ist wie der Fuchs um den Gänsestall, will und muß ich sprechen. Ich habe von Beeke Wübbe, von der Mutter meiner drei Stiefsöhne, ein Vermächtnis bekommen, ich habe ihr auf dem Totenbett das Versprechen gegeben, für sie den Hof zu halten. Als du deine Hand auf den Hof legtest, wurde ich für eine Zeit zweifelhaft, ob nicht meine Freunde recht hatten, wenn sie sagten, darin läge eine ausgleichende Gerechtigkeit des Himmels. Aber jetz bin ich's nicht mehr. Mit List und Tücke arbeitet die himmlische Gerechtigkeit nicht. Gegen die will und muß ich den Hof verteidigen, damit ich einmal vor Beeke Wübbe und vor meinem ertrunkenen Mann rein dastehe."

„Wer hat das Gute in mir ins Schlechte verkehrt?" sagte Harm Maak grollend. „Du hast es getan. Weißt du wann? Weißt du wodurch? An dem Tage, als ich als kleiner Butt auf dem Deich vor dir stand und du uns dein Haus verbotest."

Da senkte Trina Groot unter dem Gefühl ihrer Schuld ihr hartes, ausgetrocknetes, gefurchtes Gesicht auf die Brust und schwieg.

„Also Schuld gegen Schuld", fuhr Maak fort, der die Wirkung seiner Worte erkannte. „Das geht auf. Nun kommt das Sachliche. Den Hof könnt ihr nicht halten. Gerd Wübbe ist ein verlorener Mensch. Wie gesagt, ich will das, was du zu mir gesprochen hast, ausstreichen. Aber eins sage ich dir: laß deine Hände aus Dingen heraus, deren Lauf du doch nicht aufhalten kannst. Ich verspreche es dir: du und Gerd sollt, solange ihr lebt, nicht von dem Hof herunter. Aber in meine Hand soll und muß er kommen."

„Wenn der letzte Wübbe wirklich ein verlorener Mensch ist," erwiderte Trina Groot, indem sie voll

Zorn und Verachtung in Harm Maaks Augen blickte, „so hast du ihn völlig dazu gemacht. Wenn er vielleicht bald dahin muß, wohin du ihn mit einer anderen Person wohl wünschen wirst, so kommt sein Schicksal über dich. Ich aber weiß, was ich zu tun habe. Solange der letzte Wübbe lebt und ich es verhindern kann, setzest du als Herr deinen Fuß nicht über unsere Scheide."

Mit diesen Worten verließ Trina Groot das Haus ihres Feindes.

Am Nachmittag kam Hinrich Wiek herausgefahren. Trina Groot berichtete, zeigte Wiek die Verträge, schilderte die Lage des Hofes und schloß: „Mit meiner Kraft und meinem Verstand ist es zu Ende, Hinrich. Nun hilf du."

Hinrich Wiek sagte: „Und das will ich. Aber, Trinatante, wie ich schon damals sagte, unter einer Bedingung: Gerd wird Guttempler. Heute noch. Und läßt sich von dir und mir überwachen. Das muß er versprechen. Er fängt wieder an zu wirtschaften, wie es einem ordentlichen Bauern zukommt und der Hof es verlangt. Dann wollen wir, wenn der Kündigungstermin herankommt, weiter sehen. Besteht er aber die Probezeit nicht, dann müssen die Dinge ihren Lauf haben."

„Ich muß mich darin fügen", sagte Trina Groot. „Du bist unsere letzte Hoffnung. Nun laß uns zu Gerd hineingehen und ihm alles vorstellen. Er muß tun, was du willst. Und er tut es. Mürbe genug ist er."

Gerd Wübbe trank keinen Tropfen mehr und wirtschaftete mit seinen vier Pferden — auf diese Zahl war der stattliche Stallbestand des alten Wübbeschen Hofes allmählich zusammengeschmolzen -- und jetzt nur noch einem Knecht, daß es nur so stäubte. Die Wirtschaften von Matten Knoop bis zu Jan Achterbrack hinauf hatten das Konto Wübbe endgültig geschlossen. Ihr einziger Verdienst an dem ehemals guten Kunden bestand in einer Flasche Brauselimonade des Sonntagnachmittags, wo Gerd Wübbe ausging, um einen Mundvoll zu schnacken. Die Außenfuhren besorgten der Knecht — das hatte Hinrich Wiek ausdrücklich zur Bedingung gemacht — und des Abends saß Gerd Wübbe anstatt bei Hein Lünk bei seiner Frau und seiner Trinamudder in der Döns. Der vierte im Bunde war Tüns Puttfarcken, der seinen Bann gegen den Wübbeschen Süll wegen der erfreulichen Bekehrung des Hofvaters aufgehoben hatte. Trina Groot und Liese Wübbe freuten sich über die Veränderung, die mit Gerd vorgegangen war, und die Bauern steckten, wenn er nach seiner geleerten Flasche Brause das Wirtszimmer verlassen hatte, die Köpfe zusammen und sagten: „Mit dem hat es aber 'nen Umschwung gegeben."

Doch fügten sie hinzu: „Ob es wohl Dauer hat?"

Dasselbe dachten, halb hoffend, halb zweifelnd, Trina Groot und Liese Wübbe: „Ob es wohl Dauer hat?"

Es schien so. Die Versuchungen des Grogglases waren in der ersten Zeit mächtig genug. Aber im Hintergrunde drohten die Hypothekenzinstermine, der Gerichtsvollzieher, der Konkurs des Hofes und hinter ihnen das unerbittliche, lauernde Gesicht Harm Maaks. Diese Bilder lenkten seinen Fuß, den er oft genug der Wirtshausschwelle bereits zugewandt hatte, zurück. Aber innere Freude hatte Gerd Wübbe an seiner Umkehr und seiner Arbeit nicht. Da lag jeden Morgen, wenn er aufs Feld hinausging, sein großes, heruntergewirtschaftetes Hofstück im nüchternen Lichte des grauen Tages, im Gewolk des schwärzlichen Dampfes, den die Maaksche Ziegelei über seine Felder ausspie, vor seinen Augen, mit den klapprigen, brüchigen, erbärmlichen drei Ackerwagen, die wie heruntergekommene Tagelöhner in dem halbverfallenen Schauer herumlungerten, mit den Eggen ohne Zähne, mit den Pflügen ohne Sterze, mit den Dachlöchern über den leer stehenden Katenwohnungen und aus dem Fachwerk herausgefallenen Scheunenwänden — und vor allem mit der großen, quer durchschachteten und von den Maakschen Zieglern wahllos angestochenen und zerlöcherten Südparzelle. Wie sollte die jemals wieder unter den Pflug kommen? Unmöglich! Wie sollte der ganze Hof, dem die heimtückische Bestie, die Ziegelei, die besten Stücke aus dem Leibe gerissen hatte, jemals wieder eine richtige Bauernwirtschaft werden? Unmöglich! Die Bodenbestellung hatte seit dem Kontrakt geändert werden müssen, da sie bei der gewöhnlichen bäuerlichen Bewirtschaftungsweise nicht genug eingebracht hätte. Ein Teil des Feldes war zur Maiblumenkultur verwendet worden, die die Kleinbauern trieben, und die guten Verdienst brachte. Wenn Gerd Wübbe jetzt des Abends mit seiner Frau und Trina Groot zusammen im Schein einer trüben Küchenlampe auf dem Flett hockte und die Maiblumenknollen mit den Fingern aus der schmutzigen Kleierde herausklaubte, so überkam ihn bei dieser Tagelöhner-, Frauen- und Dienstmädchenarbeit wieder der Ekel vor sich selbst. Nein, auf dem Wübbeshof würde er seines Lebens niemals wieder froh werden.

Wenn ich ihn nur aus dem gröbsten heraushabe, dachte er, wenn ich nur erst den verdammten Maak als Hypothekengläubiger los bin, dann verkaufe ich, sobald die Höfe etwas anziehn.

Der Zinstermin rückte heran. Gottlob, dachte Gerd Wübbe, ich habe mich gehalten! Und Hinrich Wiek wird auch sein Versprechen halten, er wird die Hypotheken übernehmen und eine neue als Zuschuß hergeben, damit die Südparzelle für die Bewirtschaftung wieder instand gesetzt werden kann. — Die

Rumbuddel kriegt mich nicht wieder in die Klauen, das weiß ich gewiß. — Dann noch ein paar Jahre — und dann wird sich anderswo schon etwas für mich finden. Langendeich ist nicht die Welt.

Mit diesen Gedanken und Vorsätzen machte er sich am Vorfälligkeitstage nach Bergstädt auf den Weg, um die Neuregelung des Hypothekenverhältnisses mit Hinrich Wiek zu besprechen. Trina Groot hatte mitgehen wollen — „der Weg nach Bergstädt ist lang, Liese," sagte sie, „und es liegen so viele Wirtschaften dran" — aber sie hatte den Hexenschuß im Rücken, und ein Spannwerk konnte nicht entbehrt werden. Also mußte Liese mit. „Laß ihn aber nicht aus den Augen," sagte Trina Groot, „bis ihr in Bergstädt seid, bis ihr in Wieks Hause seid, versprich es mir. Du weißt, was davon abhängt." — So begleitete also Liese ihren Mann nach Bergstädt. —

Auf dem Bergstädter Marktplatz stand ein heruntergekommener Mensch.

Liese griff an ihr Herz.

„Mein Gott," rief sie, „Gerd, da steht dein Bruder Niklas. O Gott, mir wird ganz schlecht, ich sacke jawohl um."

„Wir gehen einen Augenblick nach Stadt Lübeck hinein", sagte Gerd Wübbe, seine Frau stützend.

„Nein, nein," rief Liese Wübbe, „nicht in die Wirtschaft! Nach Wieks Hause."

Gerd Wübbe rief eine Droschke heran und setzte seine Frau hinein.

„Wendenhäuser Chaussee, Wieksche Villa", befahl er dem Kutscher.

„Kommst du nicht mit, Gerd?" sagte Liese angstvoll.

„Ich kann ihn" — Gerd Wübbe wies auf seinen Bruder — „doch hier nicht so stehen lassen. Ich muß doch wissen, was mit ihm ist, wo er hin will. Ich gehe dann von hier gleich nach der Fabrik, in seinem Hause wird Wiek nicht sein."

Die Droschke rollte nach der Wendenhäuser-Chaussee. Gerd Wübbe ging auf seinen Bruder zu und faßte ihn am Arm.

„Mein Gott, Niklas, wo kommst du her?"

„Hurra, mein alter, guter Gerdbruder", rief Niklas Wübbe. „Das nenn ich aber Glück. Gerade wollt ich zu dir hinaustippeln, und nun treff ich dich auf dem Bergstädter Marktplatz. Woher ich komme, Junge? Aus 'ner feinen Gegend, ut dat Hamborger Gangveddel. Da ist mir die Luft zu muffig geworden, ich wollte einmal — wie schreiben sie doch immer in den Zeitungen — Vierdörfer Erdgeruch genießen. Und dann — er machte mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens — bei meinem reichen Bruder wegen Huttjepiputtje mal en bißchen auf den Busch klopfen."

„Wo warst du bisher?" fragte Gerd Wübbe. „Was treibst du jetzt?"

„Wo ich war? Schwer zu sagen, wer kann die Logis alle im Kopf behalten? Als Löwenstein und Konsorten mich abgemeiert hatten, war ich zuerst 'ne Zeitlang Knecht bei Stallhalter Behrens in Altona, dann auf ein paar Trainerstellen in England, dann zur Abwechslung ein paar Jahr in Amerika — und jetzt hab ich 'nen netten kleinen Posten am Hamburger Hafen angenommen. — Gelegenheitsarbeiter. Weeßt ook, wo dat smeckt?"

„Ich habe einen Geschäftsweg," sagte Gerd Wübbe, „muß gleich weiter. Meine Frau ist auch hier. Du kannst nachher mit uns rausgehen. Wo treff ich dich?"

„Im Beichtstuhl, Junge", lachte Niklas Wübbe. „Das heißt, wenn sie mich vorher nicht rausschmeißen. Der letzte Draht ist für ein Eisenbahnbillett vierter Kajüte weggegangen."

„Ich bringe dich eben hin", sagte Gerd Wübbe zögernd.

Sie gingen nach dem „Beichtstuhl".

„Willst du etwas genießen, Niklas?" fragte Gerd Wübbe.

„Ja, Junge. Ein Glas Grog. Nun lauf man nicht gleich wieder weg, wirst mir doch erst Bescheid tun wollen."

„Ich trinke keine Spirituosen mehr", erwiderte Gerd Wübbe.

Der Grog wurde gebracht. Niklas Wübbe zog seinen Bruder zu sich auf die Bank.

„Mir eine Flasche Selters," sagte Gerd Wübbe, „aber lange habe ich nicht Zeit, Niklas."

Niklas lachte: „Ne, so gau kummst nichwedder weg. Dein Geschäftsfreund wird wohl 'ne Viertelstunde auf dich lauern können. Und mit deinem Selterwasser, das ist Unsinn. Mit Wasser im Leibe kann man keine Geschäfte machen. Bestell dir was Nördliches, Junge. Heda, Wirtschaft, noch ein Glas Grog, aber 'nen richtigen Toddy, kein Zuckerwasserplör!"

Der zweite Grog kam, der Duft stieg aromatisch und lockend in Gerd Wübbes Nase, aber er schob ihn zur Seite.

„Unsinn", rief Niklas Wübbe. „Prost, Junge! Bescheid tun! Denk an dein Geschäft!"

Ja, das Geschäft! Daran hatte Gerd Wübbe, unbehaglicher Gefühle voll, den ganzen Morgen gedacht. Leicht war dieser Gang zu einem Mann wie Hinrich Wiek nicht. In der Herzgrube saß ein ganz vertracktes Drücken, und im Magen hatte er ein niederträchtig flaues Gefühl. Darin hatte Niklas recht, wenn man einen oder ein paar Steife im Leibe hatte, erledigten sich Geschäfte, besonders solche von einer so unangenehmen Art, wie es heute morgen in Hinrich Wieks Kontor auf ihn lauerte, bedeutend angenehmer, als wenn einem dies eiskalte Selterwasser im Magen kluckerte. Aber er schob den Gedanken von

sich ab, blickte widerwillig und verlangend nach dem dampfenden Glas und sagte, um etwas zu sagen: „Was macht deine Familie, Niklas? Wie geht es deiner Frau?"

„Der geht es besser als mir, Junge", sagte Niklas Wübbe. „De is dood."

Niklas Wübbe stierte vor sich hin.

„Und deine Kinder, Niklas?" fragte Gerd.

„Der eine Junge ist auch tot. Der andere ist in Amerika, wenn er nicht anderswo ist. Un min Deern, Gerd, hähä, ja, weißt du — meine Deern — der geht es ganz gut. — Das ist die einzige richtige Vierdörfersche geblieben. Verdient viel Geld. Mi lett se aber ni tokommen. Geiht in Hamborg in Veerlanner Tüg in de Weertschaften schageern und verköfft Veerlanner Bloomen. Feine Familie, was?"

Ja, feine Familie unsere Familie, dachte Gerd.

„Ja," fuhr Niklas Wübbe fort, „wenn man das so bedenkt, Junge, wie man so in jungen Jahren mit vollen Segeln ins Leben hinauskreuzt, und wie man so zuletzt als Wrack auf dem Sand zu sitzen kommt, der eine früher, der andere später — geiht di vellicht ook noch mal so — und man sitzt so vor dem schäbigen Rest, dann sagt man sich: was ist das Leben ohne Sprit? Prost, Junge!"

Niklas habe recht, dachte Gerd Wübbe. Saß er mit seinem Schiff nicht auch auf dem Sand? Und dies große, schwere Schiff sollte er als einzelner Mann, mochte Wiek helfen oder nicht, von der zähen, saugenden Maakschen Sandbank, auf der es fest saß, wieder flott machen? Unsinn! Das war ja ganz unmöglich. Für ihn sicher, er fühlte ja die körperliche Kraft nicht mehr in sich.

Niklas Wübbe schob seinem Bruder aufs neue das Glas zu.

„Trink, Junge!"

Aufs neue stieg der aromatische heiße Dunst lockend in Gerd Wübbes Nase. Aber er streckte die Hand nicht aus.

„Erst muß ich mein Geschäft abmachen", sagte er. „Dabei muß ich klaren Kopf haben. Aber" — es kam zögernd hinterher — „aber — wenn ich damit fertig bin — dann will ich dir wie früher Bescheid tun."

„Und ich sage dir," rief Niklas Wübbe, „nimm für dein Geschäft gehörig einen mit auf den Weg, Junge. Der macht dir den Kopf klar, nicht das labberige Zeug. Dann bist du ein Mann und weißt, was du willst. — Oder bist du ein altes Weib geworden? So'n Teeonkel und Betbruder, der vorm reinen Gotteswort auskneift?"

„Das will ich dir zeigen," rief Gerd Wübbe, „daß ich ein Kerl geblieben bin."

Er griff nach dem Glase.

Einige Augenblicke schwankte er. Dies eine Mal, dachte er, Niklas zu Gefallen. Und nachher nicht wieder. Einmal ist keinmal. Das heutige unangenehme Geschäft mit den unangenehmen, bohrenden Augen Hinrich Wieks da hinter entschuldigte ihn, ja, sein eigenes Interesse verlangte es geradezu, daß er den Wiekschen Forderungen als fester Mann gegenübertrat.

Und er nahm das Glas und tat seinem Bruder Bescheid.

Niklas Wübbe befahl zwei weitere Gläser: „Auf einem Bein kann man nicht stehen, Junge. Prost!"

Wie neubelebende Glut war das Getränk durch Gerd Wübbes Kehle geflossen. Er fühlte Mut und Zuversicht in sich, um die Zukunft begannen wieder rosige Farben zu leuchten. Ein zweites Glas würde ihn vollständig zum Kerl machen, als der er Hinrich Wiek gegenübertreten mußte.

Er trank das zweite Glas.

Aus den zwei Gläsern wurden einige.

Aus den einigen wurden viele.

Aber bei dem Glas Nr. 9 machte Gerd endgültig Schluß. Er erhob sich und sagte mit stockender Stimme und schwerer Zunge: „Jetzt aber — hpp — erst das Geschäft. Wenn ich damit fertig bin, in ein, zwei Stunden — hpp — wenn ich fertig bin, dann komm ich wieder, und wir wollen uns mehr erzählen." —

Aber Gerd Wübbe kam nicht wieder. Bei der geschäftlichen Auseinandersetzung in Hinrich Wieks Kontor waren dessen Worte als so wuchtige Keulenschläge auf ihn niedergeprasselt, daß er seinen Bruder und seine Frau und die ganze Welt um ihn her vergaß und nur noch mit gläsernen Augen in sein und des Wübbeshofs jetzt unabwendbar gewordenes, hoffnungsloses, schwarzes Schicksal hineinstierte. — Es wäre auch zwecklos gewesen, denn seinen Niklasbruder hätte Gerd Wübbe nicht mehr vorgefunden. Der war inzwischen wegen Hausfriedensbruchs und tätlicher Beleidigungen des „Beichtstuhl"wirts von der Bergstädter Polizei abgeführt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht.

Alles, was der Tag gedacht,
Stirbt in weiter Ferne . . .
Auf dem blauen Samt der Nacht
Blinken helle Sterne.

Ruhevoll ins Dunkel sinkt
Haus und Hof und Weide,
Eines Vogels Traumlied schwingt
Zitternd durch die Heide.

Lucie Rohmer-Heilscher.

Schluß des redaktionellen Teils

DIE·WOCHE

Nummer 39. Berlin, den 23. September 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.



Die sieben Tage der Woche.

12. September.

Beiderseits der Somme sind feindliche Angriffsabsichten im allgemeinen durch Sperrfeuer vereitelt worden. Im Foureaux- und im Lenze-Walde versuchten die Engländer vergeblich, im Handgranatenkampf Boden zu gewinnen. Das Dorf Ginchy fiel in die Hand des Feindes.

Der griechische Ministerpräsident Zaimis ist zurückgetreten. Generaloberst v. Pflanzer-Baltin ist in den Ruhestand getreten.

13. September.

Von neuem ist die Schlacht nördlich der Somme entbrannt. Unsere Truppen stehen zwischen Combles und der Somme in schwerem Ringen; die Franzosen sind in Bouchavesnes eingedrungen.

In den Karpathen setzen die Russen auf der Front vom Smotrec (südwestlich von Zabie) bis zur Goldenen Bistritz zu einem einheitlichen Massenstoß an. Sie wurden überall unter größten Verlusten von unseren tapferen, unter dem Befehl des Generals von Conta stehenden Truppen abgeschlagen.

Der Kommandierende General des 4. griechischen Armeekorps in Kavalla hat die deutsche Oberste Heeresleitung gebeten, seine Truppen vor dem Drucke der Entente in Schutz zu nehmen und ihnen Unterkunft und Verpflegung zu gewähren. Diesem Ansuchen wird entsprochen werden. Um jeder Verletzung der Neutralität vorzubeugen, ist mit dem Kommandierenden General vereinbart worden, die griechischen Truppen, voll bewaffnet und ausgerüstet, als Neutrale in Unterkunftsorte in Deutschland zu überführen. Sie werden hier Gastrecht genießen.

14. September.

In der Schlacht an der Somme beiderseitiger Artilleriekampf von größter Heftigkeit.

In den Karpathen ist ein russischer Sturmversuch auf den Capul mißlungen.

In der Dobrudscha sind die deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen unter erfolgreichen Kämpfen im weiteren Vordringen.

Kavalla ist von bulgarischen Truppen besetzt.

In der Berliner Stadtverordneten-Versammlung teilt Oberbürgermeister Wermuth mit, daß der Preis des Brotes (von 1900 Gramm) von 78 Pfg. auf 64 Pfg ermäßigt wird.

15. September.

Mit gleicher Heftigkeit wie an den vergangenen Tagen ging der Artilleriekampf zwischen der Ancre und der Somme weiter. Der Versuch erheblicher englischer Kräfte, unsere südlich von Thiepval vorgebogene Linie zu nehmen, ist mißlungen.

Die verbündeten Truppen haben in der Dobrudscha den Widerstand des Feindes mehrfach gebrochen und ihn in die allgemeine Linie Cuzgun—Cara Omer zurückgeworfen.

16. September.

Die Schlacht an der Somme ist besonders heftig. Ein starker Stoß von etwa 20 englisch-französischen Divisionen richtet sich nach höchster Feuersteigerung gegen die Front zwischen der Ancre und der Somme. Nach heißem Ringen werden wir durch die Dörfer Courcelette, Martinpuich und Flers zurückgedrückt. Combles wird gegen starke englische Angriffe gehalten.

Ein entscheidender Sieg krönt die geschickt und energisch geführten Operationen in der Dobrudscha. Die deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen verfolgen die geschlagenen russischen und rumänischen Kräfte.

17. September.

Die Dauerschlacht an der Somme nimmt ihren Fortgang. Nördlich des Flusses schlagen unsere Truppen alle Angriffe blutig, zum Teil schon durch Sperrfeuer, ab.

Westlich von Luck greift der Feind aus der etwa 20 Kilometer breiten Linie Zaturcy (an der Turya) — Pustomyty die unter dem Oberbefehl des Generaloberst von Tersztyanski stehenden Truppen des Generals v. d. Marwitz mit starken Kräften, darunter den beiden Gardekorps, in vielen Wellen an. Restlos und unter den größten — zum Teil, wie die Meldungen lauten, „ungeheuren" — Verlusten scheitert der Stoß.

Im Monat August sind 126 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 170779 Bruttoregistertonnen durch Unterseeboote der Mittelmächte oder durch Minen versenkt. Ferner sind 35 neutrale Handelsfahrzeuge von insgesamt 38568 Bruttoregistertonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt.

18. September.

Nach dreitägigem Rückzuge vor den verfolgenden verbündeten Truppen haben die geschlagenen Russen und Rumänen in einer vorbereiteten Stellung in der allgemeinen Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla bei neu herangeführten Truppen Aufnahme gefunden.

Zur Frage des Frauenstudiums.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Aus einer kürzlich veranstalteten amtlichen Erhebung geht hervor, daß sich im dritten Kriegsommer die Zahl der Studentinnen an unseren Universitäten nicht unerheblich vermehrt hat. Während im ersten Kriegsemester 3900 Frauen studierten, gab es im letzten Sommer an den 22 Universitäten des Reiches 5460 Studentinnen. Da sich nun innerhalb der einzelnen Studienzweige diese Zunahme gleichmäßig bemerkbar gemacht hat, kann man nicht von einer wesentlichen Änderung in der Wahl des Studiums sprechen. Philologie und Geschichte studierten 2654, Mathematik und Naturwissenschaften 1011, Medizin 1394, Zahnheilkunde 58, Pharmazie 22, Kameralia und Landwirtschaft 213, Rechtswissenschaft 93, evangelische Theologie 14 Frauen. Immerhin ist eine so erhebliche Zunahme studierender Frauen während der Kriegzeit sehr bemerkenswert, zumal die Zahl der für den Sanitätsdienst beurlaubten Studentinnen nur 150 beträgt.

Wenn man den Ursachen dieser für unsere sozialen Verhältnisse wichtigen Erscheinung nachgeht, so erkennt

man vor allem daran den Einfluß der fortschreitenden Entwicklung der Studienanstalten, die mit der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens ins Leben getreten sind. Gerade während der Kriegzeit ist die erste Reifeprüfung an einer großen Zahl von Studienanstalten abgehalten worden, deren Schülerinnen auf die Universitäten übergegangen sind. Aber auch die den Oberlyzeistinnen verliehene Berechtigung zum Universitätstudium ist an der Zunahme studierender Frauen nicht unbeteiligt. In gerechter Würdigung ihrer Leistungen besitzen die Schülerinnen der Oberlyzeen seit drei Jahren das Recht, nach abgelegter Lehramtsprüfung die Universität zu besuchen. Sie haben, wenn sie die Laufbahn der Oberlehrerin wählen, gegenüber den durch die Studienanstalt gegangenen Kandidatinnen des höheren Lehramts noch den Vorteil, nach ihrer Staatsprüfung nicht erst das Seminarjahr abzulegen, sondern sofort in das Probejahr einzutreten.

Im besonderen haben aber wohl die durch den Krieg veränderten Verhältnisse den vermehrten Anteil der Zunahme der Frauen am Studium herbeigeführt. Die entsprechend vorgebildete Frau muß jetzt, wenn irgend möglich, den im Felde stehenden Mann ersetzen. Das gilt auch teilweise für solche Stellungen, die bisher nur dem studierten Manne vorbehalten waren.

Ganz besonders gilt das für den Lehrberuf. In der Kriegzeit läßt sich eben an den Lyzeen nicht mehr die Grenze innehalten, die dort der Tätigkeit der Oberlehrerin gesetzt ist. Die Oberlehrer fehlen, mithin müssen Oberlehrerinnen für sie eintreten. Und selbst an Gymnasien unterrichten studierte Frauen bis in die Prima, sind sogar als Mitglieder der Königlichen Prüfungskommissionen am Abiturientenexamen beteiligt.

Man vergesse aber nicht, daß diese Verhältnisse nicht bleibende sind. Wollte man aus der zeitigen Verwendungsmöglichkeit der Frauen auf die bleibende Notwendigkeit ihrer Verwendung auch nach dem Kriege schließen, beginge man einen Fehlschluß, der sich an den Beteiligten bitter rächte. Warum sollten denn die Stellen, die ausdrücklich für Männer bestimmt und von jeher von ihnen eingenommen wurden, nach dem Kriege nur deshalb durch Frauen endgültig besetzt werden, weil im Augenblick der rechte Bewerber für sie fehlt? Muß man nicht auch mit dem männlichen Nachwuchs rechnen, der durch ein solches Vorgehen in arge Verlegenheit käme? Haben nicht auch in gerechter Erkenntnis dieser Verhältnisse Staat und Gemeinden von einer endgültigen Verfügung über die Stellungen während des Krieges grundsätzlich Abstand genommen? Ohne Zweifel wird man nach dem Kriege bei der Besetzung der Stellen für akademisch gebildete Lehrkräfte für die weibliche Jugend die äußerste Grenze des Zahlenverhältnisses von akademisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen zugunsten dieser zu erreichen suchen. Das werden die Umstände gebieten. Aber die gesetzliche Vorschrift, wonach in der Regel die Zahl der einen oder der anderen nicht unter einem Drittel der Gesamtzahl herabgehen darf, wird bestehen bleiben und nicht deshalb geändert werden, weil gerade im Augenblick ein Überfluß an entsprechend vorgebildeten Frauen, anderseits jedoch ein gewisser Mangel an Männern besteht.

Es ist wohl anzunehmen, daß überdies noch hier und da Ausnahmen eintreten, die durch die jeweiligen Verhältnisse bedingt sind. Das sind aber Ausnahmefälle, die sorgfältig geprüft werden müssen, ehe die Entscheidung fallen kann.

Für die jetzt studierenden Frauen der Medizin wird sich in unserem Lande auch nach dem Kriege noch genügende Tätigkeit finden lassen. Auch Pharmazeutinnen und Zahnheilkundige werden nötig sein. Wo aber wollen alle diejenigen bleiben, die das Studium der Philologie und Geschichte, der Mathematik und Naturwissenschaften gewählt haben, deren Zahl im letzten Semester zusammen bereits 3679 betrug? Die meisten von ihnen werden sicherlich bestrebt sein, im Lehrberuf als Oberlehrerinnen Unterkunft zu finden. Und auch die Studentinnen der Theologie werden sich ihnen zugesellen, um mit dem Religionsunterricht an höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend betraut zu werden, da sie im geistlichen Amte nicht Verwendung finden können. Aber schon jetzt, mitten in der Kriegzeit, da die Zahl der zur Verfügung stehenden studierten Frauen noch mäßig erscheinen mag, ihre Verwendung auch an vielen Anstalten für im Felde stehende Oberlehrer möglich ist, treten den Leitern der höheren Schulen nicht selten die Klagen geprüfter Oberlehrerinnen entgegen, die unbeschäftigt sind. Nicht wenige von ihnen wären herzlich froh, wenn sich ihnen im höheren Lehramt eine ausreichende Beschäftigung böte, die es ihnen ermöglichte, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Und wie wird es erst werden, wenn die Scharen derer, die jetzt die Universitäten bevölkern, in den Beruf treten? Dann wird die Aussicht, ein entsprechendes Unterkommen zu finden, noch bei weitem geringer als jetzt sein. Dann werden viele Umschau halten müssen, ob man ihrer in verwandten Berufen bedarf. Das wird aber selten der Fall sein.

Leider werden diese Verhältnisse von unseren studierenden Frauen oft übersehen. Sie vergessen zuweilen, daß der Staat ihnen gegenüber keine Verpflichtung übernimmt, auch niemals übernehmen kann, sie nach der abgelegten Staatsprüfung gehörig unterzubringen. Diese Verpflichtung hat er allerdings auch nicht gegenüber den studierenden Männern. Aber die Möglichkeit ihrer Verwendung ist viel größer, weil eine genügende Zahl von Anstalten vorhanden ist, an denen sie wirken können. Für die studierten Frauen kommen dagegen nur verhältnismäßig wenige Anstalten in Betracht. Und der unlängst bekannt gewordene Hinweis des Badenschen Ministeriums für Unterricht auf die geringe Aussicht der Verwendung von studierten Frauen in dem durch das Studium der klassischen Sprachen zugänglichen Berufe wird bald für das gesamte philologische Studium gelten können. Es werden aller Voraussicht nach Verhältnisse eintreten, wie sie die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts für die Kandidaten des höheren Lehramts gezeitigt haben. Damals hatte es der Überfluß an Philologen mit sich gebracht, daß ein großer Teil der Schulamtskandidaten beschäftigungslos blieb oder aber, wie der technische Ausdruck lautete, in „unterrichtlichen Zusammenhang" zu einer Anstalt trat. Eine Besoldung war für diese nur auf wenige Wochenstunden beschränkte unterrichtliche Tätigkeit der Kandidaten nicht vorgesehen. Aber durch diese Verbindung mit einer höheren Schule konnten sie wenigstens von dort aus zuweilen mit Privatstunden versorgt werden. Nicht wenige von ihnen gingen zur Volksschule über, ließen sich dort anstellen und begründeten als Volksschullehrer einen eigenen Hausstand. Als dann ein Jahrzehnt später die Aussichten günstiger wurden, benutzten sie die erste Gelegenheit und traten an die höhere Schule zurück, um dort mit einem geringen An-

fangsgehalt, aber mit einem großen Altersunterschied, zuweilen mit ihren eigenen ehemaligen Schülern, die in günstigerer Zeit ihr Studium erledigt hatten, die Oberlehrerlaufbahn zu beginnen.

Ob dieser Weg nicht auch für die studierten Frauen in Zukunft gangbar wäre? Sollten sie es nicht vermögen, auch wenn für sie die Verhältnisse zeitweilig ungünstig liegen, sich ebenso durchzuringen, wie es einst ihre männlichen Berufsgenossen vermocht haben? An dem guten Willen und an der Tatkraft unserer Frauen, die sich auch in dieser schweren Zeit trefflich bewährt haben, ist nicht zu zweifeln. Aber die Verhältnisse liegen jetzt wesentlich anders als damals. Sie werden sich in Zukunft sogar noch ungünstiger gestalten. Ende der siebziger und in den achtziger Jahren wurden nur vereinzelt höhere Schulen begründet. Mithin waren auch nicht neue Lehrkräfte notwendig. Und die Anforderungen der Lehrpläne der höheren Schulen gingen nicht so weit, daß sich dadurch alternde oder alt gewordene Schulmänner gerade genötigt sahen, von der ihnen liebgewordenen Tätigkeit zurückzutreten, um sich im Ruhestande, bei recht spärlich bemessener Pension, dem süßen Nichtstun hinzugeben. Aber dieser Zustand konnte nicht lange anhalten. Die Aussicht auf eine baldige Änderung der bestehenden Verhältnisse, auf Errichtung neuer Schulen stärkte die Hoffnung und damit auch den Mut der auf Anstellung wartenden Kandidaten. In den neunziger Jahren setzte dann auch die Neugründung höherer Schulen kräftig ein. Selbst kleine Gemeinden, die bisher kaum eine Bürgerschule unterhalten konnten, an denen neben studierten und unstudierten Lehrkräften auch sogenannte Literaten ohne Staatsprüfung unterrichteten, fühlten sich zur Errichtung höherer Lehranstalten verpflichtet, um den Zuzug steuerkräftiger Bewohner zu vermehren. In den Vororten der Großstädte — und Berlin bildet dafür ein treffendes Beispiel — schossen die höheren Schulen wie Pilze aus der Erde. Zunächst wurden höhere Knabenschulen begründet. Einige Gemeinden errichteten fast gleichzeitig Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und neben ihnen womöglich noch Reformschulen. Vereinzelt entwickelten sich auch bereits höhere Mädchenschulen. Mit diesem Vorgehen wurde man allerdings den Wünschen der zuziehenden Einwohner in hohem Maße gerecht. Und als sich dieses System bewährt hatte, als es klar wurde, daß in der Tat die Vororte ihre steuerkräftigen Einwohner vor allem ihren höheren Schulen zu verdanken hatten, schritt man bei günstiger Gelegenheit — und diese bot sich mit der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens — auch zur Errichtung von Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten für das weibliche Geschlecht, um auch hier den berechtigten Forderungen der Bewohner nachzukommen. Aber diese günstige Zeit, in der man hier und dort vielleicht nicht immer gemächlich abwartend vorgegangen war, wird in den nächsten Jahrzehnten nicht wiederkehren. Auch der Krieg wird einen wesentlichen Anteil daran haben, die Ausgaben für Schulbauten und Lehrergehälter eher zu verringern als zu vermehren.

Die studierte Frau wird es heute und in nächster Zeit in den meisten Fällen mit vollem Recht ablehnen müssen, in einen unterrichtlichen Zusammenhang zu einer höheren Lehranstalt zu treten, da ihr das Aussichtslose ihres Handelns nicht verborgen bleiben kann. Die Anstellungsverhältnisse können für sie wohl schlechter, aber nicht besser werden. Ihr wird die Gabe, sich in die Verhältnisse der Volksschule zu schicken, nicht in demselben Maße verliehen sein wie dem Manne, der in seiner Studenten- und Kandidatenzeit reichlich Privatunterricht erteilt, sich als Hauslehrer umgesehen und sich wohl auch bereits als Vertreter an Volks- und Privatschulen bewährt hat. So wird auch in Zukunft der Übergang von einer Schulart zur anderen für den Mann kein besonderes Hindernis bilden, da er mit den nötigen Kenntnissen dazu ausgestattet ist und es meist auch seiner Gesundheit zumuten darf, auch einmal angespannter tätig zu sein, um seinen Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu erringen. Wesentlich anders aber liegen hier die Verhältnisse bei den studierenden Frauen. Sie haben meist nicht Gelegenheit — und suchen sie auch nicht — sich während der Studienzeit im Unterricht zu betätigen. Dadurch glauben sie ihr Ziel zu sehr aus den Augen zu verlieren. So sind sie wohl für eine Lehrtätigkeit in den Gegenständen geeignet, die sie zum Studium erwählt haben, nicht aber in den Fächern, die die Volksschule von jeder Lehrkraft verlangt. Überdies werden sie aber auch mit ihrem Körper zu rechnen haben, der im allgemeinen eine ausgedehnte Tätigkeit im Privatunterricht neben dem Studium nicht zuläßt. Schließlich dürften sie auch meist nicht willens sein, ohne Aussicht auf künftige Anstellung im höheren Lehrberuf ihre Kräfte einer Tätigkeit zur Verfügung zu stellen, für die man doch nicht die Vorbildung auf der Universität nötig hat.

Man vergegenwärtige sich nur, mit welcher Unlust sich oft junge Lehrerinnen, die die Lehramtsprüfung für Volksschulen und Lyzeen abgelegt haben, in den Dienst der Volksschule stellen, und mit welcher Ungeduld sie die Zeit herbeisehnen, die ihnen die Gelegenheit bietet, in den von ihnen bevorzugten Gegenständen an höheren Mädchenschulen, an Lyzeen zu wirken. So läßt sich begreifen, wie schwer es den studierenden Frauen fallen wird, eine Tätigkeit auszuüben, die ihnen nicht liegt, für die nicht ein langes Studium, das sie zum Teil unter großen Entbehrungen und geistigen Anstrengungen durchmachten, geboten ist. Da ist die Quelle schweren Mißmuts, zuweilen auch einer Gemütstimmung zu suchen, die das Lebensglück wenn auch nicht geradezu vernichtet, so doch nachteilig beeinträchtigt. Und das alles hätte vermieden werden können, wenn man vor dem Studium die vorhandenen oder in Aussicht stehenden Verhältnisse des Berufs reiflich erwogen, womöglich auch mit geeigneten Beratern durchgesprochen hätte.

Die jungen Mädchen, die den Weg zur Universität durch das Oberlyzeum nehmen und demnach mit der Reife- und Lehramtsprüfung das Recht erwerben, als Lehrerinnen an Lyzeen, Mittel- und Volksschulen zu wirken, sind insofern besser daran, als sie schon für den späteren Lehrberuf gehörig vorgearbeitet haben. Wenn sie sich dann dem Studium widmen, um die Prüfung pro facultate docendi abzulegen, werden sie über ihre Fähigkeit für das Lehramt bereits durch ihre eigenen Lehrer, die sie für die unterrichtliche Tätigkeit an der Übungschule vorbereitet haben, gehörig unterrichtet sein. Und sollten dann später wirklich besondere Umstände eintreten, die sie ihr Ziel nicht erreichen lassen, so haben sie sich doch durch die Ablegung der Lehramtsprüfung einen gewissen Rückhalt geschaffen, der ihnen wenigstens begründete Aussicht auf Anstellung als ordentliche Lehrerinnen an Lyzeen, Mittelschulen und Volksschulen gewährt. Das ist aber bei denen nicht der Fall, die nicht den Weg durch das Oberlyzeum gewählt haben. Sie sind überdies genötigt, nach Ablegung der Staatsprüfung sich zur Ableistung des Seminarjahres an eine Anstalt überweisen zu lassen, die seitens der Behörde dafür geeignet befunden ist, während jene von dem Seminarjahr

gänzlich befreit sind. So erklärt es sich auch, daß, besonders seit Beginn des Krieges, durch die Studienanstalten gegangene junge Mädchen nach der Reifeprüfung die Aufnahmeprüfung für die Seminarklasse eines Oberlyzeums in der Pädagogik und, falls sie eine gymnasiale Studienanstalt besucht haben, auch in den neueren Sprachen ablegen, um das praktische Jahr dort durchzumachen und sich dann der Lehramtsprüfung zu unterziehen. Dadurch kommen ihnen die Vorteile zugute, die den Oberlyzeistinnen gewährt sind. Doch das ist ein Ausweg, der sicherlich nicht allen zusagt.

Die auf die Universität übergehenden Frauen sollten nie vergessen, daß ihnen trotz aller Mühen und Ausgaben, die sie auf das Studium verwenden, doch immer das cave, adsum des Mannes entgegentönen wird, wenn immer sie in einen Beruf treten, für den der Mann in erster Linie in Betracht kommt. Das aber steht auch fest: besondere Begabung, gute Gesundheit und für das Studium und die oft lange Wartezeit ausreichende Geldmittel werden nach wie vor notwendig sein, um die studierenden Frauen zu dem erstrebten Ziele zu führen.

Saat und Ernte.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Wohl kaum jemals zuvor hat sich die Großstadtbevölkerung so intensiv mit Fragen der Landwirtschaft und des Gartenbaues beschäftigt wie in diesem Kriege. Bisher wurde es als etwas Selbstverständliches hingenommen, daß auf dem Markte das Obst und Gemüse vorhanden war. Wie es entstand, welche Arbeit es dem Landwirte machte, welche Unkosten ihm durch die Anzucht erwuchsen, das war dem Städter ein Buch mit sieben Siegeln. Als im vorigen Jahre die Kleingartenbewegung intensiver einsetzte, als sich viele Tausende zum erstenmal damit beschäftigten, ihr Gemüse selbst heranzuziehen, da merkten sie erst, welche Kenntnisse ihnen abgehen. Wie oft bin ich seitdem gefragt worden, wie viel Samen muß ich mir kaufen, um genug Gemüse für meinen Haushalt zu haben? Oder wie viel werde ich von so und so viel Samen ernten? Oder wie viel kann ich aus meinem Garten herauswirtschaften? Manchmal war die Überraschung groß, wenn ich Zahlen nannte. Freilich ist es eine eigene Sache mit Zahlenangaben, namentlich dann, wenn es sich darum handelt anzugeben, wie groß die Ernte sein wird. Denn diese ist von so vielerlei Umständen abhängig, daß es fast zu gewagt ist, da Zahlen anzugeben. Nur gar zu viel hängt von der Bearbeitung des Bodens, von der Düngung, von der weiteren Behandlung der Pflanzen ab. Das Wetter macht oft die schönste Berechnung zuschanden. Plötzlich auftretende Schädlinge können die ganze Kultur zugrunde richten oder so schwer schädigen, daß sich die Pflanzen nur spät, wenn überhaupt, ausbilden. Jeder Gärtner weiß, daß er ohne weiteres einen bald größeren, bald geringeren Prozentsatz als Ausfall absetzen muß, wenn er richtig kalkulieren will, und trotzdem erntet er manchmal kaum die Hälfte dessen, was ein anderer unter scheinbar ganz gleichen Verhältnissen herausgewirtschaftet hat. Wenn ich es trotzdem wage, hier Zahlen zu geben, so geschieht es mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß diese Zahlen Durchschnittszahlen sind, die ein tüchtiger Gärtner, der sein Fach versteht, unter normalen Verhältnissen erzielen kann, wobei es keineswegs



Phot. Groß.

General v. Gaede, Oberbefehlshaber in Ober-Elsaß †.

Unser Bild zeigt Exz. v. Gaede bei seiner letzten Truppenschau in den Vogesen.

ausgeschlossen ist, daß der Laie sie nicht auch erreichen oder gar übertreffen kann. Es wird sogar nicht selten sein, daß der Laie, welcher sich intensiv mit seinem kleinen Garten beschäftigt, welcher alle seine freie Zeit seinen Gemüsepflanzen widmet, gerade deshalb, weil er verhältnismäßig nur wenige Pflanzen hat, die er betreut, bessere Resultate erzielt; andererseits wird der Laie oft auch diese mittleren Erntezahlen nicht erreichen. Eine große Rolle spielt bei den Ernteergebnissen auch die einzelne Sorte. Frühsorten, welche sich schnell entwickeln, haben nicht entfernt das Gewicht später Sorten, die den ganzen Sommer und Herbst zur Ausbildung haben. Niedrige Buschbohnen können selbstverständlich nicht so große Erträge liefern wie hoch kletternde Stangenbohnen, frühe Kohlrabi sind viel kleiner als die erst im Herbste ausgebildeten Goliathkohlrabi, eine frühe Wirsingsorte, die schon im Juni fertig ist, wiegt nicht entfernt so viel wie ein ausgewachsener Winterwirsingkopf.

Besonders zu denken geben die Zahlen der Samenmengen Veranlassung. Sie zeigen recht deutlich, wie dringend notwendig ist es, daß der einzelne, der nur einen kleinen Garten besitzt, sich bei dem Bezuge der Sämereien mit anderen vereinigt. Es könnten enorme Mengen Saatgut dadurch gespart werden. Ein Beispiel

möge das recht anschaulich erläutern. Die kleinste Wirsingkohlsamenmenge, welche der Samenhändler abgibt, beträgt 10 Gramm. Diese zehn Gramm enthalten 4500 Samen, von denen 90—95 Prozent keimfähig sind, also 4050—4275. Bepflanzt ein Privatmann ein Ar, also 100 Quadratmeter, mit Wirsingkohl, so braucht er dazu 517 Pflanzen, von denen aber 15 Prozent nicht zur vollen Entwickelung gelangen und 5 Prozent außerdem noch verloren gehen, so daß tatsächlich nur 415 Köpfe geerntet werden. Diese Menge übersteigt aber bereits ganz erheblich die Bedarfszahl eines gewöhnlichen Haushaltes. Meist wird der vierte bis fünfte Teil schon reichlich hoch gerechnet sein. Nehmen wir selbst 104 Köpfe an, also zwei Köpfe in jeder Woche des Jahres, so heißt das, daß für den Garten ein Viertelgramm Samen genügen, daß 39 : 40, gleich 97,5 Prozent des Samens, unnötig gekauft werden, nur 2,5 Prozent verwendet werden! Es dürfte wohl kaum mit einem anderen Rohstoffe, als welchen wir in diesem Falle den Samen betrachten müssen, eine solche Verschwendung getrieben werden.

Es zeigt aber andererseits dieses Beispiel, einen wie geringen Bruchteil die Ausgaben für das Saatgut bei der Berechnung des Wertes des Endproduktes ausmachen, wie der Wert des Endproduktes fast ausschließlich durch die Produktionskosten bestimmt wird. Geht man im einzelnen diesen Produktionskosten nach, so kommt man zu dem Resultate, daß die Arbeitslöhne die Hauptmasse derselben verschlingen. Es ergibt sich daraus die interessante Tatsache, daß der Kleingartenbesitzer, der ja seine Arbeitskraft in diesem Falle nicht sonderlich hoch anzuschlagen braucht, sein Gemüse, also eins seiner Hauptnahrungsmittel, sich unvergleichlich viel billiger herstellen kann, als er es kaufen kann. Erst dann, wenn die Landpacht eine sehr hohe ist, spielt diese bei der Preisberechnung eine bedeutendere Rolle.

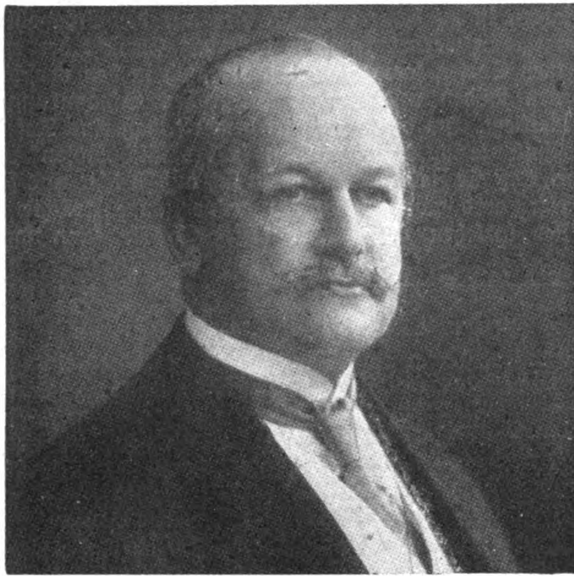
Gemüseart	Gramm	Körner	Keimfähigkeit %	Bestand Stück	Abgang %	Ertrag pro Ar
Wirsingkohl	1	450	90—95	517	20	415
Weißkohl	1	290	85—100	378	20	303
Rotkohl	1	300	90—95	434	20	350
Kohlrabi, früher	1	230	90—100	1600	25	1200
Kohlrabi, später	1	230	90—100	1120	20	890
Rosenkohl	1	300	90—100	517	20	415
Grünkohl	1	360	85—95	625	10	563
Kohlrüben	1	350	90—95	517	15	440
Mohrrüben, frühe	1	7—800	80—90	12350	20	8880
Mohrrüben, späte	1	7—800	80—90	8030	20	6430
Karotten	1	7—800	80—90	12350	20	8880
Sellerie	1	2600	40—50	378	20	303
Rettich, früher	1	120	90—95	1384	15	1170
Rettich, später	1	120	90—95	980	15	830
Radies	1	120	80—90	12350	20	9880
Rote Rüben	1	60	150—180	2500	15	2125
Zwiebeln	1	260	75—90	1111	20	890
Porree	1	300	75—90	2268	20	1816
Spinat	1	130	85—90	12350	30	8700
Salat	1	740	85—95	1384	15	1170
Gurken	1	38	75—85	156	15—20	330 Stück
Erbsen	1	2½—5	90—100	4—600	15	320—500 l
Bohnen	1	1½—3½	90—100	452	15	475 l

Auf der obenstehenden kleinen Tabelle habe ich eine Übersicht darüber gegeben, wieviel Samenkörner ein Gramm enthält, wie groß die normale Keimfähigkeit bei guter, frischer Saat vom Hundert ist, wie viele Pflanzen auf einem Ar (100 Quadratmeter) stehen sollen, wie groß der gesamte Abgang und die Ernte ist. Zu den Zahlen ist zu bemerken, daß hier nur die Stückzahlen angegeben werden konnten, weil das Gewicht der einzelnen Sorten sowohl an sich, als auch in den verschiedenen Böden und Jahren zu großen Schwankungen unterliegt. Im besonderen sei bemerkt, daß eine Rosenkohlpflanze im Durchschnitt ein halbes Kilo „Rosen“ liefert, daß die Zahlen für Gurken sich auf Früchte und für Erbsen und Bohnen sich auf grüne, junge Früchte in Liter beziehen. Mit Hilfe dieser Tabelle kann man



Der Kronprinz bei einer Truppenbesichtigung an der Westfront.

leicht feststellen, wieviel Quadratmeter man mit einer bestimmten Gemüseart zu bepflanzen hat, um seinen Bedarf zu decken, und wieviel Gramm Samen zur Aussaat dementsprechend nötig sind. Es ist leicht ersichtlich, daß auch von anderen Gemüsearten als Kohlpflanzen viel weniger Samen für den einzelnen notwendig sind, als die Samenhandlungen als Mindestmenge abgeben. Im Interesse einer sparsamen Wirtschaft liegt es deshalb, sich mit Nachbarn bei dem Bezuge von Sämereien zu einigen. Zu empfehlen ist ferner, stets auf die Samentüten das Datum des Bezuges zu schreiben, damit Samenreste im nächsten Jahre verwendet werden können. Die Keimkraft der meisten Gemüsesamen dauert länger als zwei Jahre, so daß der



Phot. Rosenthal.

Karl Menge,

bisher Präsident des Landgerichts III. Berlin-Charlottenburg, wurde zum Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen ernannt.

Samen des vorigen Jahres, vorausgesetzt, daß er frisch war, ohne weiteres benutzt werden kann. Noch älteren Samen zu verwenden, ist aber nicht ratsam. Am besten ist und bleibt frischer Samen, weil nur dieser sicher gute Ernten gibt. Ganz verkehrt aber wäre es, sich den Samen selbst ziehen zu wollen, denn die Zucht der Samen erfordert sehr viel Sachkenntnis, die dem Laien in den allermeisten Fällen abgeht. Man darf nicht vergessen, daß der Samenzüchter nur diejenigen Pflanzen zur Samenzucht verwendet, welche alle Merkmale der Sorte in ausgeprägtester Form zeigen; daß er unter Umständen tausende Pflanzen verwerfen muß, weil sie Abweichungen zeigen, die sich bei der folgenden Generation störend bemerkbar machen würden. Diese Abweichungen zu erkennen, ist für den Laien ganz unmöglich. Es gehört eine jahrelange Übung dazu, wie sie eben nur der Samenzüchter sich allmählich erwerben kann. Durch diese scharfe Auslese ist es allein möglich, gutes Saatgut zu erhalten. Sorgsam achtet der Samenzüchter darauf, daß weit und breit keine Pflanzen derselben Gemüseart stehen, um jede Blütenstaubübertragung zu vermeiden, die zur Abänderung führen würde. Das läßt sich bei dem Laien im kleinen Garten natürlich gar nicht durchführen, denn er weiß ja meist gar nicht, ob nicht in einem Nachbargarten Pflanzen derselben Gemüseart, aber anderer Sorte, ebenfalls in Blüte stehen. Deshalb überlasse man die Samenzucht den Fachleuten.

Die auf der gegebenen Tabelle befindlichen Zahlen haben aber noch einen ganz besonderen Wert für diejenigen, welche damit umgehen, brachliegendes Land für die Kleingärtner zu parzellieren. Es läßt sich danach ziemlich leicht berechnen, wie viel Land für eine Familie notwendig ist, um sich das nötige Gemüse selbst zu ziehen. Zu dieser Zahl muß aber unbedingt noch etwa die gleiche Fläche für Kartoffeln gerechnet werden. Außerdem wird man guttun, zu der Gemüsefläche noch etwa ein Drittel der Fläche als Wege hinzuzurechnen. Die einzelnen Parzellen sollen aber nicht alle gleich groß geschnitten werden. Die Familien haben nicht alle die gleiche Kopfzahl; man soll Rücksicht darauf nehmen, daß sowohl die kinderreiche Familie einerseits, der Einzelstehende andererseits so viel Land erhält, wie er für seinen Haushalt wirklich braucht. Es ist dringend notwendig, daß möglichst viele die Gelegenheit erhalten und auch ausnutzen, sich ihre Kartoffeln und ihr Gemüse selbst zu bauen. Und wer schon in diesem Jahre eine Parzelle bewirtschaftet, der sollte ja nicht versäumen, sich von allen Abfällen der Parzelle einen Komposthaufen anzulegen und ihn durch wiederholtes Umarbeiten zur möglichst schnellen Verwesung zu bringen, damit er sein Land möglichst noch im Herbste mit dem Kompost düngen kann. Auf alle Fälle sollte aber das Land noch vor Eintritt des Winters umgegraben werden, damit der Frost recht tief in den Boden eindringen und die Niederschläge den Boden recht tief mit Wasser sättigen können. In dem so umgegrabenen Boden werden die Bodenbakterien auch reichlich Luft vorfinden und ihm eine Gare verleihen, die sich im nächsten Jahre sehr angenehm bemerkbar machen wird.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Was England unter Mitteln der Diplomatie versteht, mit denen es nach eigenem Ausspruch — wir erinnern wiederholt an Churchills Worte im Unterhaus — einzig und allein noch hoffen kann, Deutschlands Unüberwindlichkeit zu erschüttern, davon zeugen die Schicksale der Neutralen, die es sich gefügig macht. Neutralität wird zu Null unter der Anwendung seines Systems von Einschüchterung und Verlockung, Verhetzung und Bestechung, Demütigung und Vergewaltigung. Seine diplomatischen Fähigkeiten beruhen in der kaltberechnenden Gewandtheit, mit diesen Mitteln geschäftsmäßig zu arbeiten und die Form der Anwendung, der Eigenart der erkorenen Opfer und den Umständen anzupassen.

Was ist aus dem Balkan geworden, seit sie, das Land der Griechen mit der Seele suchend, mit ihren Gefolgleuten in Saloniki landeten? Ein Schauplatz von Schrecknissen, die an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnern.

Griechenland, von England unrettbar mit dem Hungertode bedroht, ist der Willkür der zusammengewürfelten Saloniki-Truppen ausgeliefert. Verwahrlost und verwildert, so daß ihr serbischer Bestandteil noch als Kerntruppe gilt, bilden diese Horden das wilde Heer, auf dessen Oberbefehl Sarrail hilflos verzichtet hat.

Wir wurden überrascht durch ein Ereignis ohnegleichen. Ein vollzähliges griechisches Armeekorps suchte bei Deutschland Schutz. Das ist wohl das seltsamste aller Abenteuer, die mit dem Namen Saloniki verknüpft sind.

Das Beispiel Griechenlands, wohin ein neutrales Land in der Gefügigkeit gegen England und Genossen geraten kann, hat Rumänien nicht zu warnen vermocht. Unter der individuellen Behandlung der englischen Diplomatie, mit der russischen Knute im Genick, ließ sich der Schakal zum Beistand des weidwunden russischen Bären anhetzen. Kaum geschehen, blutet der Bär schon aus neuen Wunden. Ein Seitensprung, der Kläffer wird abgeschüttelt, eingeholt und wiedergepackt. Nun wird er in Ängsten inne, was es heißt, sich England verschreiben.

Eine grausame Lehre für die Staatskünstler, die berufen waren, Rumäniens Geschick zu leiten! Das ihnen

Schafft das Gold zur Reichsbank!
Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es, an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung richten:

Schränkt den Bargeldverkehr ein!
Veredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei, und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

Erstens — und das ist die edelste Zahlungssitte —

Überweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens

Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung" kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen des Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben", versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pf. vom 1. Oktober d. J. an fort.

Drittens

Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden, wie wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darum die ernste Mahnung in ernster Zeit:

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!

Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!

Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!

Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

anvertraute Volk muß bitter büßen, weil sie ihre neutrale Pflicht darin suchten, das Pulver trocken zu halten, um sich an der endgültigen Vernichtung des Unterliegenden beutelustig zu beteiligen, anstatt darauf bedacht zu sein, die vom lodernden Kriegsbrand hinüberfliegenden Funken auf dem eigenen Dache zu löschen.

Was sagt man jetzt in England? Man spricht (wörtlich!) von einer Verzögerung der Abfertigung Deutschlands, das angeblich den Feindesscharen ringsum in allem unterlegen sei — außer an Wagemut und Stoßkraft.

Wagemut und Stoßkraft, dahinter der Name Mackensen!

Nach dem Fall von Tutrakan und Silistria sind unsere Truppen andauernd und unaufhaltsam vorwärts gedrungen. Rumänen, Russen und Serben mußten in zunehmender Eile Stellung um Stellung räumen. Ihr Rückzug löste sich in Flucht auf. Und nun kam die Nachricht von einer entscheidenden Niederlage in der Dobrudscha zu einem Zeitpunkte, wo wir aus den einlaufenden Meldungen ersehen konnten, daß der bedrängte Feind einem Flankenstoß ausgesetzt war, der ihn zwang, mit verkehrter Front zu fechten.

Schon die ersten Meldungen bestätigten, daß der russisch-rumänische Rückzug auf der ganzen Front stattfand. Beim Schluß der Woche waren die Operationen noch im Gange. Es war noch nicht abzusehen, bis zu welchem Grade die feindlichen Streitkräfte vernichtet wurden, ob ihnen noch die Möglichkeit, Konstanza zu erreichen, überhaupt offenstand. Jedenfalls sind bereits seine Verluste mit gewaltigen Zahlen beziffert. Dazu kommen Meldungen von allgemeiner Verwirrung in ganz Rumänien. In verschiedenen Städten sind Unruhen ausgebrochen. Bukarest stand unter dem Feuer deutscher Luftschiffe.

Eine schlagende Antwort auf die Ereignisse auf die ahnungsvollen Worte der Engländer! Was sagen diese nun? Sie sagen (wörtlich): „Eine störende Neuigkeit."

Die Künste der Engländer sind zuschanden geworden. Jetzt kann Ungarn sich nicht mehr beklagen, daß Rumänien zu früh losschlug. Das deutsche Schwert in der Hand Mackensens ist dazwischengefahren, kaum daß der Gegner ausholte. Man weiß von früher, wie seine Hiebe dem Gegner das Zuschlagen verleiden, wie er ihn an seine Klinge bannt, seine Paraden durchhaut, ihn vor sich hertreibt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß eine Entscheidung da ist, die zum mindesten den ersten Abschnitt des rumänisch-russischen Feldzuges bildet, dessen Ziel nichts Geringeres als die Vernichtung Bulgariens und die Verteidigung der rumänischen Südgrenze war.

Über unsere Entschlossenheit kann bei unseren Feinden ein Zweifel nicht mehr bestehen. Für uns besteht nur die eine Aufgabe, für die wir unser Leben einsetzen: wir müssen vollständig und auf der ganzen Linie siegen. Wir müssen die Bedingungen diktieren, unter denen Deutschland seinen Platz in Europa und in der ganzen Welt behaupten wird. Es heißt entweder — oder. Entweder uns durchsetzen oder zugrunde gehen.

Aber wir gehen nicht zugrunde. Die Kriegslage gibt uns mehr denn je das Recht, auf unsere Stärke zu pochen. Deutsch sein, heißt entschlossen sein, zu siegen. Eine reinliche Scheidung stößt alles Undeutsche in diesem Kampf ums Dasein aus. Was undeutsch ist, soll schonungslos und unerbittlich zu Boden sinken und über die Grenzen gekehrt werden, die wir als unerschrockene Überwinder bestimmen werden. Dazu gehört jeder, der von unserer Kraft nicht vollkommen überzeugt ist.

England überraschte durch eine auffallende Maßregel. Es sperrte plötzlich seine Häfen. Angeblich, um ungestört seine Verwundetentransporte vom Kontinent bewältigen zu können. Wenn die letzten Nachrichten, die zu Schluß der Woche einliefen, sich bestätigen, hat es von dieser Maßregel bald Abstand genommen und seine Häfen wieder geöffnet.

An der Somme haben die schweren Kämpfe ihren Fortgang genommen. Die Franzosen haben von dem jüngst berichteten Einsatz starker Truppenmassen keinen Gewinn gehabt. Im Rückblick ist festzustellen, daß sie sich entscheidende Vorteile versprochen haben, denn auf eine Breite von kaum 15 Kilometer hatten sie volle 10 Divisionen angesetzt.

Wenn Hindenburg, als er sich persönlich vom Stande der Dinge im Westen überzeugte, selbst äußert, daß er durchaus beruhigt und zuversichtlich über diese schweren Kämpfe denkt, wenn er hinzusetzt, daß es dort im Westen gut um uns steht, genau so wie im Osten, im Südosten und im Süden, so darf uns diese Bürgschaft genügen. Nicht minder erfüllt es uns mit allem Zutrauen, daß er an die östliche Front zurückgekehrt ist.

Riesenverluste der russischen Garde westlich Luck werden gemeldet.

Eine neue italienische Offensive ist im Küstenlande angesetzt. Meldungen aus dem Karstgebiet berichten von vergeblichen Anstürmen der Italiener. X.

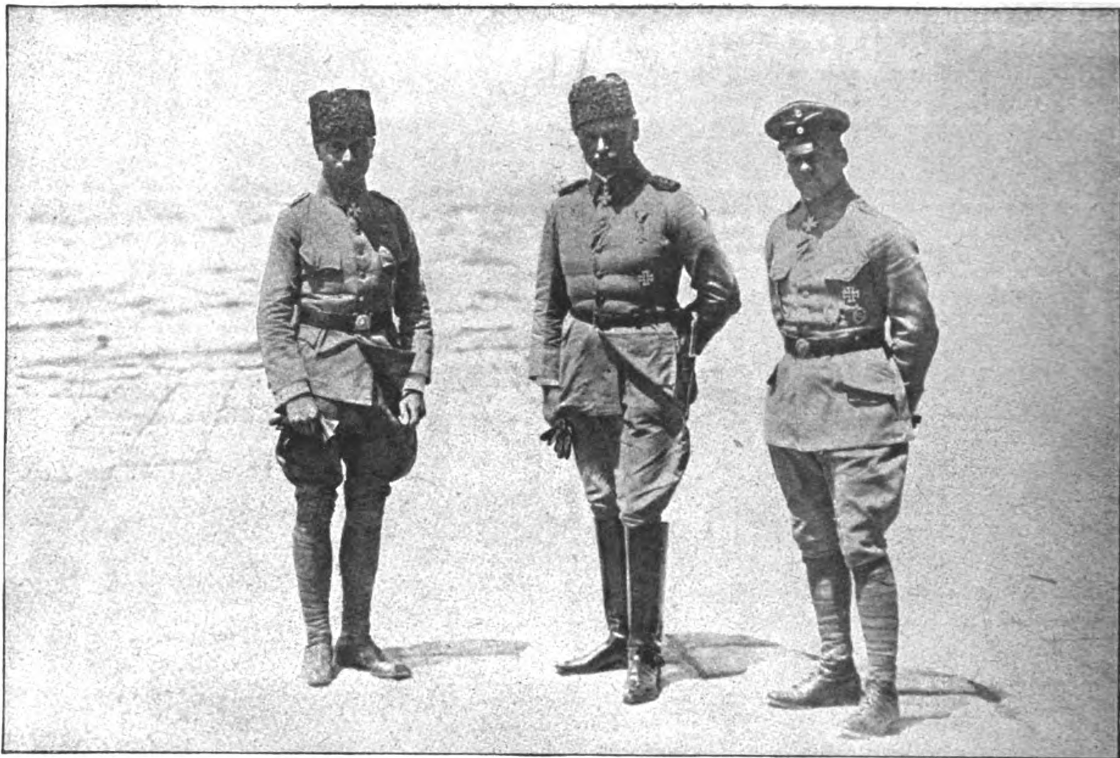
◇ ◇ ◇

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Band 3. Ostwärts. Mit mehr als 100 Aufnahmen des Verfassers. Verlag August Scherl G. m. b. H. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. — Dieser letzte der drei Bände, die die Fronterlebnisse des neutralen Offiziers im Osten schildern, enthält nicht nur die persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen des Verfassers, sondern gibt auch eine zusammenfassende Darstellung der Stellungskämpfe im Winter 1914/15 und 1915/16, in deren Mittelpunkt die große Maioffensive der Mittelmächte von Gorlice steht. Vor unsern Augen entrollt sich eine Reihe packender und wirklichkeitsgetreuer Kriegsbilder, wie sie sich einem militärisch geschulten Auge aus dem vordersten Schützengraben bieten. Einen besonderen Vorzug des warmgeschriebenen und kriegsgeschichtlich wertvollen Werkes bilden die mehr als 100 trefflichen Aufnahmen, die der Verfasser beigesteuert hat.



General Tchekoff, bulgarischer Generalissimus (1), Generalleutnant Bojadjeff, Oberbefehlshaber der bulgarischen I Armee (2), Divisionskommandeur Generalmajor Mitoff (3), Chef des Generalstabes der bulgarischen I. Armee Asmanoff (4) beobachten die Schlacht von Banitza bei Florina.

General Tchekoff, Generalissimus der bulgarischen Armee, im Felde.



Hauptmann Buddecke, Marschall Liman von Sanders, Hauptmann Bölcke.

Deutsche Helden im Orient.



Der türkische Kriegsminister Enver-Pascha (links) und der Oberkommandierende der türkischen Aegypten-Armee, Dschamel-Pascha bei einer gemeinsamen Inspizierungsfahrt in Syrien.

Neue Aufnahmen von der türkischen Armee.



Phot. Heinrich.

Generallt. Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
der neue Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee.

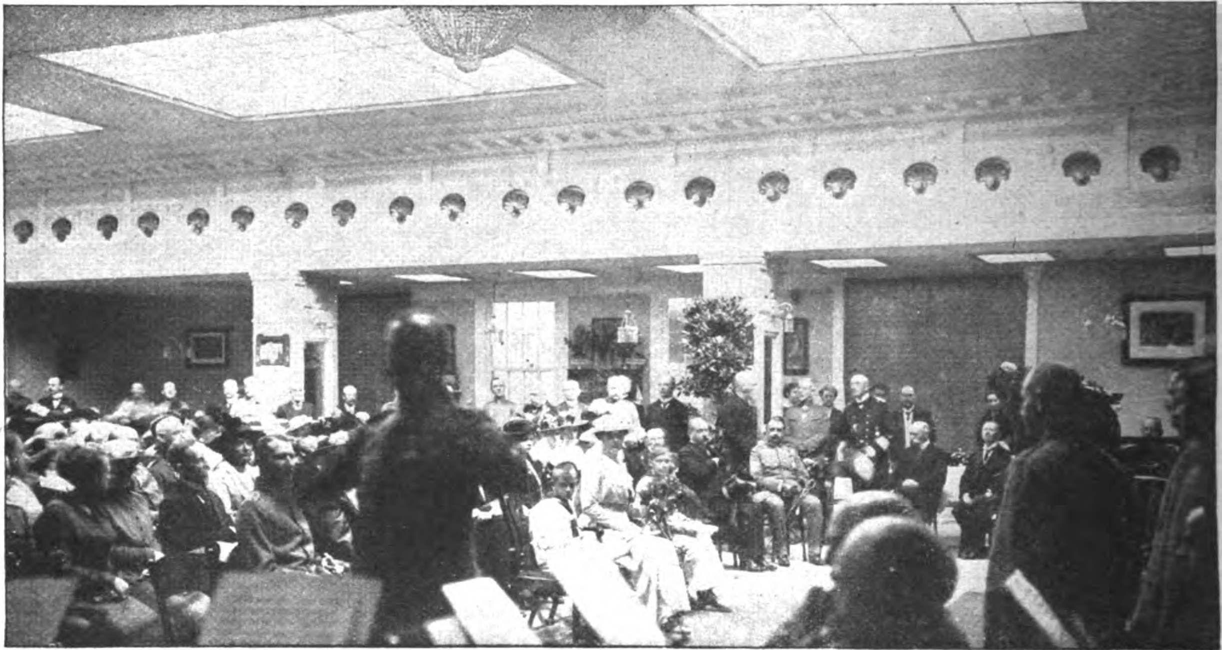


Hofphot. Voigt, Homburg v. d. H. und Frankfurt a. M.

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen †
Gefallen bei Cara-Orman (Dobrudscha)



Ein seltenes Kriegsbild: Oesterreichisch-ungarisches Flugzeug im feindlichen Schrapnellfeuer.



Hofphot. Arndt.

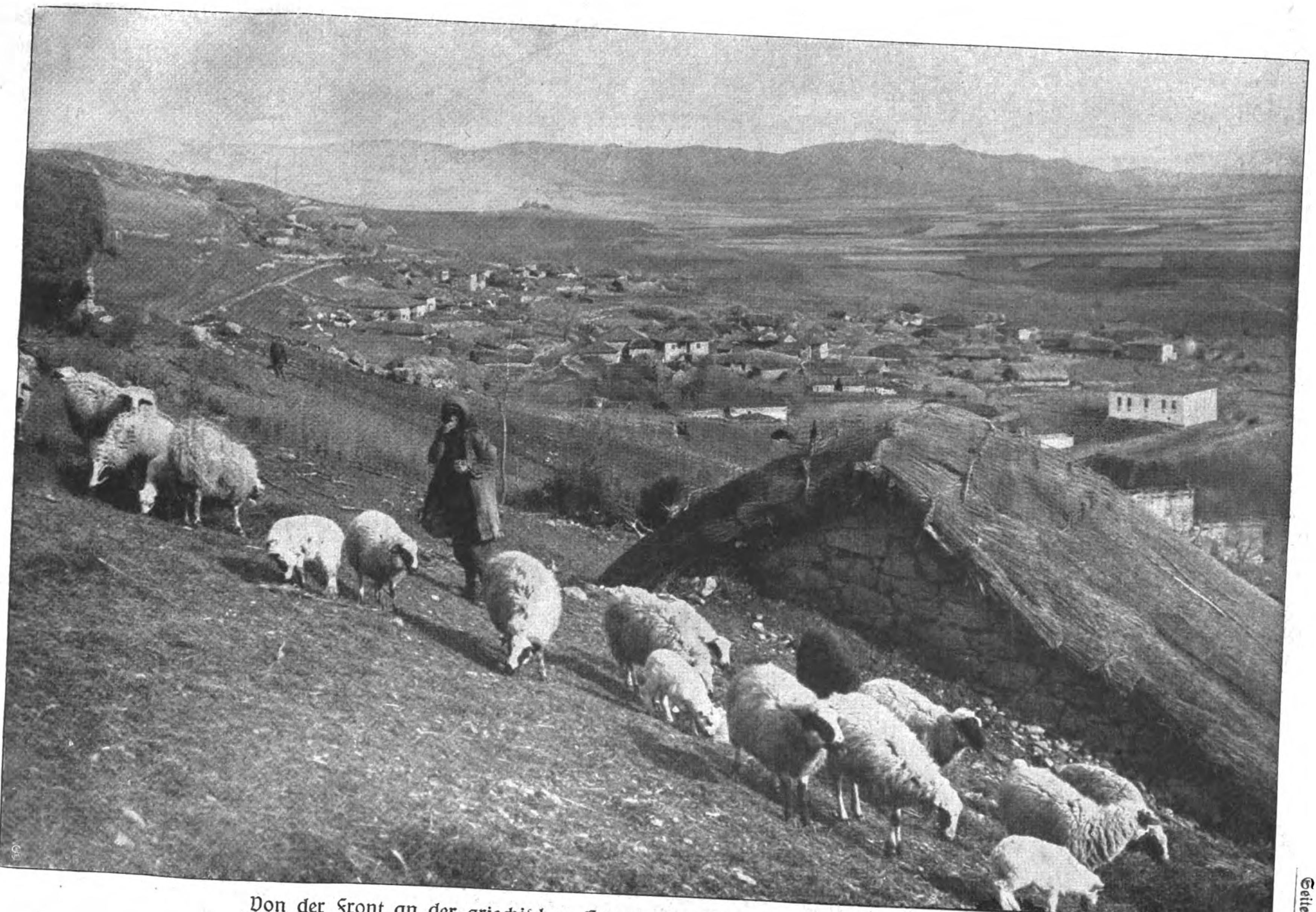
Eröffnung der Kriegsausstellung in Danzig in Anwesenheit der Kronprinzessin und der beiden ältesten Prinzen.



Phot. Schmid.

1. Die Königin 2 Staatsminister von Möller. 3. Staatsminister Dr. von Habermaas. 4. Staatsrat von Mosthaf. 5. Kommerzienrat Fehr-Flack, Stellvertr. Vorsitzender der Gesellschaft. 6. Der König. 7. Kommerzienrat Baum, Vorsitzender der Gesellschaft.

Das württembergische Königspaar bei der Grundsteinlegung eines neuen Heims der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime in Urach: Der Hammerschlag des Königs.



Von der Front an der griechischen Grenze: Übersicht über das Gelände bei Seres.

Leipziger Presse-Büro.


Hofphot. Eugen Jacoby, Metz.
Hauptmann Rudersdorf.


Leutnant Willy Kreisel.


Leutnant Friedrich Schellwitz.


Hauptmann Hosemann.


Leutnant d. R. Fritz Nievesan.


Hauptmann A. Scholtz.


Phot. Moellendorf & Bachmann, Stettin.
Hauptmann Fritz Ziegenrücker.


Leutnant Erwin Monscheuer.


Hauptmann Franz Engel.


Hofphot. Eugen Jacoby, Metz.
Major Wendel.


Offizierstellvertreter Heppe.


Feldintendant Dr. Kayser.


Leutnant d. R. Schmittner.


Hauptmann Bruno Haumann.


Phot. Lilly.
Leutnant Karl Cichorius.


Hofphot. Voigt.
Hauptmann A. Wehrheim.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Phot. Müller.

1. Prinz Ferdinand von Bayern. 2. Fürstin Fugger-Babenhausen. 3. Prinzessin Ferdinand von Bayern.

Feier der Nagelung des Wehrzeichens und Wohltätigkeitsfest zugunsten der Kriegsbeschädigten in Babenhausen

in Anwesenheit des Prinzen und der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Marie Antoinette Herzogin zu Mecklenburg als Schwester bei den Truppen unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem galizischen Kriegschauplatz, rechts Erz. Schenk.



Auszeichnung einer reichsdeutschen Armee-Oberschwester in einem Feldhospital in der Bukowina mit dem silbernen Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille.

Gallertgerichte.

Von Wilhelmine Bird.

Ein enger Rahmen umspannt das Feld der Hilfsmittel, die uns sonst so siegessicher in unseren Kochkünsten unterstützten, und immer feiner spinnen die Gedanken die Möglichkeiten aus, wie wohl dieser drückenden Enge zu entrinnen sei. Der Mangel an Fett, Eiern, Mehl, Zucker macht uns Hausfrauen das Leben herzlich schwer. Gleicht doch die Anwendung eines Eies in ihren Erwägungen einer ernsten Staatsaktion, die man bedächtig immer wieder hinausschiebt, um den Zeitpunkt höchstmöglicher Wirkung abzuwarten. Wir wollen nun aber einmal in Betracht ziehen, wie wir uns mit bestem Erfolg zum Teil ganz ohne diese Grundmittel helfen können, wie wir mit geringen Kosten und wenig Mühe den drückenden Bann des ewigen Einerleis durchbrechen. Scheinbar ist für die gegenwärtige Küchenführung der Wert der Gallertstoffe nicht genügend erkannt. Agar-Agar und Gelatine stehen noch voll zu soliden Preisen zur Verfügung, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, in verschiedenen einschlägigen Geschäften Umfrage zu halten.

Mittels eines Gallerts können wir eine Menge Material abwechslungsreich gestalten und dürfen mit dem Wohlgeschmack noch das gegenwärtig nicht zu unterschätzende Gefühl verbinden, daß wir damit auch eine Nährsubstanz zu uns nehmen, sobald wir einen tierischen Gallertstoff wählen. Denselben aus Kalbsfüßen, Schwarten und Knochen zu gewinnen, ist ein Gedanke, der mich in schöne Träume versinken läßt, aus denen der Ruf: Ersatz! mich erst kräftig aufrütteln muß. Indes, in diesem Falle kann man sich mit dem Ersatz schon aussöhnen, denn wir erhalten z. B. Gelatine jetzt in einer Vollkommenheit, die sie mit dem besten Kalbsfuß erfolgreich konkurrieren läßt. Zu einem Gallert brauchen wir weder Fett noch Eier oder Mehl. Einfaches Wasser mit Gewürzen abgekocht kann in vielen Fällen als Grundstoff dienen. Zitronensäure oder Essig sind auch erschwinglich, etwas Aufmerksamkeit dazu kostet nichts, und so setzt uns die Anwendung dieser wenigen Mittel in den Stand, aus kleineren Quantitäten Fleisch, Fisch oder Gemüsen ein vermehrtes Quantum mit erfrischendem Geschmack zu schaffen. Da wir jetzt wohl selten von „Resten" reden können, so beschäftigt uns vielmehr das Gegenteil: die Streckung des Vorhandenen. Das erreichen wir am besten durch ein Gallert, da wir auch den Nährwert dadurch erhöhen.

Auf ein Liter Flüssigkeit sind, je nach der Temperatur — Sommer oder Winter — 20 bis 25 Gramm Gelatine zu rechnen. Es sei hier gleich gesagt, daß Agar-Agar ebenfalls ein sehr gutes Gallert ergibt daß es aber wegen seiner Fähigkeit, leicht Wasser anzuziehen, weniger geeignet ist für Speisen, deren Verbrauch auf einige Tage ausgedehnt werden soll. Agar-Agar ist bekanntlich eine aus Indien eingeführte Algenart in getrocknetem Zustand; vom Wasser kommend, kehrt es gern in den Zustand zurück. Auf ein Liter Flüssigkeit rechnet man 1½ bis 2 Stangen, die in lauem Wasser eingeweicht, wieder ausgedrückt und dann in kleine Stückchen zerpflückt werden. Sie sind hierauf mit etwas Wasser klar zu kochen und, durch ein Tuch gegossen, mit der betreffenden Brühe zu vermischen. Die Gelatine wird vor dem Gebrauch kalt abgewaschen, dann in kleine Stückchen geschnitten, in Wasser aufgelöst und unter Rühren, was auch bei dem ebengenannten Agar-Agar zu empfehlen ist, da beide leicht ansetzen, klar gekocht. So werden sie mit der zum Stand bestimmten Flüssigkeit vermischt.

Will man das Gallert zu besonderer Klarheit bringen, so muß es mit Eiweiß geklärt werden. Da wir uns jetzt aber möglichster Einfachheit befleißigen müssen, so sehe man davon ab. Dem Geschmack geschieht durch die leichte Trübung keinerlei Abbruch. Im Falle der Klärung müßte auch etwas mehr Gelatine in Anwendung kommen, da die Bindekraft dadurch ein wenig nachläßt. Das einfache Durchgießen durch ein Seihtuch genügt für alle Fälle des täglichen Bedarfs.

Da Wild nicht der Fleischkarte unterliegt, so dürfte dieses uns doch wohl manchen Rest zuführen, den wir vorteilhaft durch Gallert erneuern können. Dazu kochen wir, der Menge des Fleisches und der gewünschten Gallertmenge entsprechend, Wasser unter Zugabe einer Zwiebel, eines Lorbeerblättchens, etwas Sellerie oder Petersilienwurzel, einiger Pfefferkörner und Salz einige Minuten durch, gießen es dann durch ein Tuch, schmekken es mit Zitronensäure oder Essig ab und verkochen es mit der nötigen Gelatine. Eine Prise Zucker macht den Geschmack der Säure weicher. Zu allen Gallerten ist die Anwendung der verdünnten farblosen Essigessenz zu empfehlen. Weniger der Essig von dunkler Farbe, wenn man die Gallert nicht so wünscht.

Will man zu besonderer Gelegenheit ein Gallertgericht verzieren und stürzen, so gießt man zunächst auf den Boden der dazu bestimmten Form, die eine einfache runde Porzellanschüssel sein kann, etwa zwei Zentimeter hoch von dem fertigen Gallert, läßt dies erst steif werden und legt darauf ein hübsches Muster von Zitronenschnitten, kleine Gurken, im besten Fall Scheiben gekochten Eies und dergleichen. Darüber gießt man den übrigen etwas ausgekühlten Gallertstand, der wieder fest werden muß, und gibt dann erst das scharf in Stücke geschnittene Fleisch nebst dem übrigen Stand darauf und bringt das Ganze zu völliger Durchkühlung. Mit Pellkartoffeln, besser noch mit gebratenen gereicht, ergibt das ein köstliches Gericht. Aber auch ungarniert, das Gallert nur mit dem Fleisch gemischt, wenn auch nicht dem Auge, jedenfalls aber der Zunge ebenso gefällig, ergibt eine wohlschmeckende Restverwendung. Der Herbst bringt Wildgeflügel aller Art. Speck und Butter, die alles Wild zu kulinarischen Wundern machen können, sind nur wenigen Auserwählten vergönnt. Greifen wir daher wieder zu der fettlosen Gallert. Vorzüglich eignen sich dazu Wildenten und die von allen Kennern hochgeschätzten Kriekenten.

Beide Arten werden unter Zugabe von etwas Wurzelwerk, Salz, einigen Pfefferkörnern, einer Zwiebel und einem Stückchen Lorbeerblatt und so viel Wasser, wie man Gallert wünscht, langsam weich gedünstet. Fertig, nimmt man sie aus der Brühe, schneidet sie mit scharfem Messer in Stücke, die man mit ein wenig Salz bestreut und zugedeckt zur Seite stellt, damit sie nicht unansehnlich werden. Die Brühe wird durchgegossen und dann nach Maß in oben angegebenem Verhältnis mit dem aufgelösten Gallertstoff durchgekocht und über das in einer Schüssel angerichtete Geflügel gegeben. Die Enten eignen sich auch vorzüglich zur Konserve. Sie

werden, in gleicher Weise behandelt, in die Gläser gefüllt, die nicht größer sein sollen, als sie der Menge entsprechen. Die Einfüllung geschieht am besten, solange das Fleisch noch warm ist. Mit der Gallertbrühe übergossen und gut mit trocknem Gummiring geschlossen, müssen sie dann noch 1 Stunde bei 100 Grad Celsius sterilisiert werden. Nach einigen Tagen muß aber geprüft werden, ob der Verschluß gut ist, andernfalls muß noch einmal sterilisiert oder das Fleisch verbraucht werden. In gleicher Weise werden Rebhühner behandelt zu sofortigem Genuß wie auch zur Konserve.

In allen Fällen, wo es sich um Wild handelt, verbessert eine kleine Zugabe von Madeira das Gallert sehr. Dieser steht uns ja auch noch immer zu soliden Preisen zur Verfügung. Um in der Zubereitung von Kaninchenfleisch abzuwechseln, ist ein einfaches Gallert außerordentlich am Platze und bildet zugleich eine Verlängerung und Vermehrung der Nährkraft. Ganz besonders sind noch die Fische in dieser Behandlung zu nennen. Nehmen wir Fische, die sogar verschiedener Art sein können, und kochen sie mit den üblichen Fischgewürzen, so können wir daraus eine sehr wohlschmeckende Fischsülze herstellen, die als kalter Aufschnitt verschiedenste Verwendung findet. Das Fleisch wird sorgfältig von den Gräten gepflückt, in eine runde Porzellanschüssel gegeben. Die Brühe verkocht man mit dem der Menge entsprechenden Quantum klar gekochter Gelatine (deren man, um die Sülze gut schneiden zu können, einige Blätter mehr als gewöhnlich nimmt), schmeckt sie recht kräftig ab und gießt sie über das Fischfleisch. Dieses hebt sich von selber in der Brühe, so daß es sich ziemlich gleichmäßig verteilt. In gleicher Weise wird eine Sülze aus Schellfisch oder Kabeljau behandelt. Im allgemeinen empfehle ich für den Haushalt Fische nicht zur Konserve, mit Ausnahme von Aal in Gallert, der sehr haltbar ist. Mittelstarke Aale brauchen dazu nicht gehäutet zu werden. Sie müssen eine Stunde im Salz liegen, werden dann abgerieben, geteilt und mit Wurzelwerk und Gewürz in kochendes Wasser gegeben, worin sie langsam weiter kochen müssen, bis das Fleisch sich spalten will. Dann legt man die Stücke bis zu dreiviertel des Glases ein und bereitet dann das Gallert. Ein Entfetten der Brühe soll nicht geschehen. Das Fett sammelt sich über dem Gallert nach dem Sterilisieren und bildet so an sich schon einen natürlichen Schutz. Da in diesem Fall das Gallert unter festem Schluß bleibt, so kann man auch statt Gelatine Agar-Agar anwenden. Der Geschmack bindet sich sehr gut mit dem des Aals. Die Sterilisation muß eine Stunde bei 100 Grad Celsius dauern. Auch bei Aal ist es zu empfehlen, das Gallert recht kräftig abzuschmecken.

Für den täglichen Tisch seien Makrelen in Gallert recht empfohlen. Sie halten sich darin einige Tage recht gut, so daß man zwei Mahlzeiten auf einmal bereiten kann. Sie dürfen aber nicht bis zum Zerfallen kochen, damit sich feste Stücke teilen lassen, die in dem Gallert besser aussehen. Man kann damit zudem noch eine kurze Tomatensauce verbinden, die man beim Anrichten aber besonders geben muß. Diese wird aus gekochten und ohne das Wasser durch ein Sieb passierten Tomaten hergestellt. Man verkocht mit dem gewonnenen Mark etwas in Wasser verquirltes Mehl, damit es etwas bündig wird, schmeckt das Ganze mit Pfeffer, Salz und ein wenig Zucker ab und läßt es bis zur Anwendung erkalten.

Wenn ich zum Schluß noch hinweise auf Gemüse in Gallert, die erfinderische Hausfrauen sich ausdenken, so seien die Mischungen von Spargel mit Erbsen oder Mohrrüben mit Erbsen besonders genannt.

Das ist gewiß eine nicht zu unterschätzende Vielseitigkeit, die uns die Gallerte bieten. Treten dazu doch auch noch die vielen süßen Gallertspeisen, die wir mittels Fruchtsäften, ja sogar aus einfacher Zitronensäure herstellen können, wenn — nun wenn der Zucker dazu nicht fehlt!



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein neuer Kriegsberuf der Frauen: das Reinigen und Schleifen der Straßenbahnschienen.



Stimmungsbild aus einem Vogesendorfe.

B. J. G.

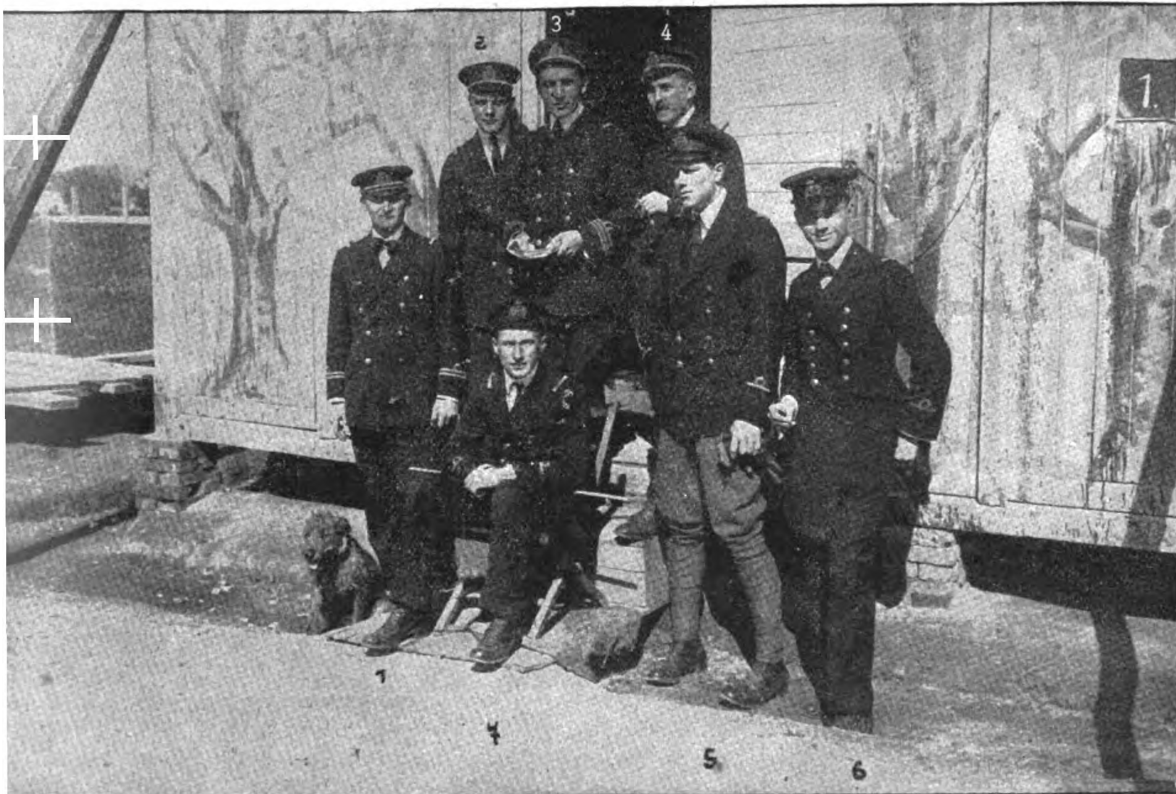


Truppenoffiziere freuen sich des Komforts in einem Salon der Villa des Königs Nikita in Antivari.



Prinz Abdulrahim mit seinem Begleiter Oberst von Strempel in Landeck.

Hoher türkischer Besuch in Deutschland.



Phot. Frankl.

1. Freglt. Klimburg, der sich bei Valona auszeichnete. 2. Freglt. Kunsti. 3. Schiffslt. Koryovic. 4. Freglt. Ritschel. 5. Seektl. Fritsch, der s. Zt. das ital. Luftschiff Citta di Ferrara zum Absturz brachte. 6. Seekdt. Schmidt. 7. Seekdt. Severra.

Die Fliegeroffiziere einer k. u. k. Flotten-Flugabteilung mit ihrem Kommandanten Schiffslt. Koryovic (3.)



Ein Wasserflugzeug vor dem Aufstieg.



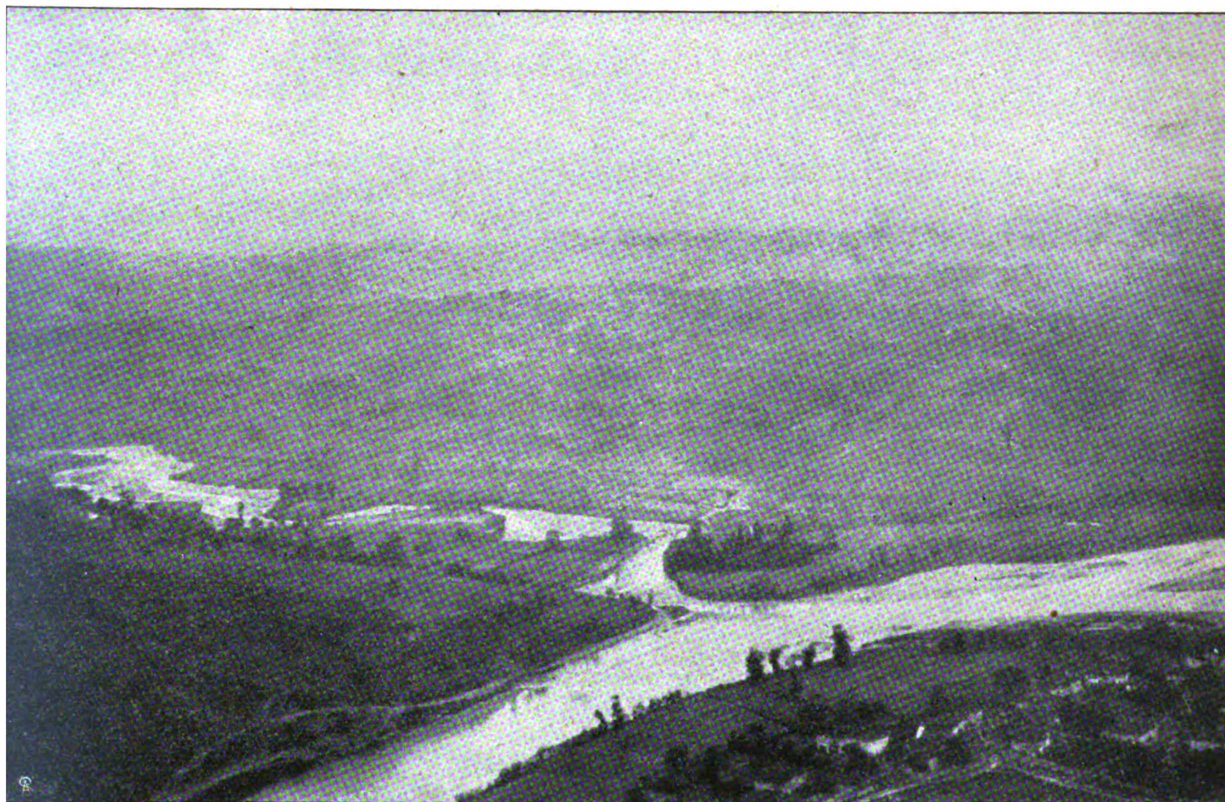
Der Beobachter beim Anlassen des Motors.



Phot. Frankl.

Start eines Wasserflugzeuges.

Ein Wasserflugzeug der k. und k. Marine.



Die berühmt gewordene Vojusa, welche die feindlichen Linien vor Valona trennt.



Herrensitz eines südalbanischen Beis.

Vor Valona.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
2 Fortsetzung.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Der Divisionskommandeur Generalleutnant Greger blieb vor den Leuten stehen. Gerade aufgerichtet in seiner ungewöhnlichen und schmalen Größe begann er mit ihnen zu sprechen, indem er sich dabei mit dem Reitstock spielend an die braunen Ledergamaschen klopfte. Er fragte nach dem Kampf des Tages, in welchem Teil der Stellung jeder gewesen sei. Er verlangte genaue Auskunft über dienstliche Verwendung, wer Posten gestanden oder wer etwa — durch einen Volltreffer waren die Fernsprechdrähte heute nachmittag eine Zeitlang abgerissen gewesen — Meldung zurückgebracht hatte. Er wollte wissen, ob die Grenadiere während des Trommelfeuers in einem Unterstand verborgen gesteckt oder, der Verschüttung und erhöhter Splitterwirkung ausweichend, etwa einfach auf der Grabensohle gehockt hatten. Jeden einzelnen fragte er nach Eindrücken und Wohlergehen, und seine Art war ungemein freundlich, derb, wie es den Leuten gefiel, teilnehmend, menschlich. Dem Sergeant drückte er seine Bewunderung über den Riesenbart aus, so daß der die Augen rollte vor geschmeicheltem Stolz, noch einmal die Absätze zusammenschlug und das Kinn hoch herausriß.

Der Gefreite mit der Stahlbrille war bescheiden ein wenig zurückgetreten. Exzellenz Greger rief ihn näher heran, dabei fiel ein heller Lichtschein auf das Gesicht des Generals. Man erblickte feine Züge, mit blauem Venengeflecht an den Schläfen, einen nervösen, hageren, vornehmen Kopf mit Adlernase und Adlerblick. Der General fragte nach dem Zivilberuf des Mannes. Einen kurzen Blick warf der Gefreite, nach oben schielend, zum Stern auf den Achselstücken, dann sagte er:

„Privatdozent für neuere Sprachen an der Universität Greifswald, Euer Exzellenz!"

„Dann sprechen Sie doch gewiß gut Französisch?"

„Ich habe einige Arbeiten auf dem Gebiet veröffentlicht und mehrere Jahre auf der Nationalbibliothek in Paris gearbeitet, Euer Exzellenz."

„So. Als was werden Sie jetzt verwendet? Etwa Kompagnieschreiber?"

Der Gefreite reckte sich auf aus einer sonst ein wenig gebeugten Haltung und antwortete stolz:

„Kriegsfreiwilliger, Exzellenz. Ich bin in der Front."

„Haben Sie schon mal 'nen Angriff mitgemacht?"

„Zweimal, Exzellenz!"

Der Generalleutnant grüßte stumm, aber zu seinem Generalstabsoffizier sagte er, er bäte ihn — wie er es wendete — „die Liebenswürdigkeit zu haben", den Mann sich zu merken, etwa zur Dolmetscherverwendung. Während nun Major von Esserte zurückblieb, sich den Namen aufzuschreiben, ging der Divisionskommandeur weiter. Jetzt erst sah man, daß der ungewöhnlich große, gut gewachsene Mann das eine Bein nachzog. Er war in den ersten Feldzugstagen leicht am Knie verwundet worden, hätte das Kommando jedoch nicht abgegeben; so war von einer Verwundung, die glatt hätte heilen müssen, eine leichte Lahmheit zurückgeblieben.

Auf dem Wege zu den Gräben hinab trafen sie mehrfach Offiziere. Der Divisionär ließ sich von jedem einzelnen über den heutigen französischen Angriff berichten. Für jeden Verwundeten, der ihnen begegnete, hatte er, wenn sein Zustand erlaubte, mit ihm zu reden, ein tröstendes, ein ermunterndes, ein anerkennendes Wort. Und überall folgten der hohen Gestalt des Vorgesetzten freundliche Blicke. Alles saß so knapp und gut an dem Mann, alles war so tadellos gehalten, daß man nicht hätte glauben mögen, er befände sich im Kriege. Wenn man ihn so sah, verstand man, daß bei der Division auf jene äußeren Dinge Wert gelegt wurde, die der kleine General von Flurschütz zu verachten schien. Aber daß bei Exzellenz Greger gearbeitet wurde, wußte jeder, sonst hätte ein Mann der Pflicht, ein reiner Soldat wie Major von Esserte nicht immer mit solcher Wärme von ihm gesprochen. Jeder wußte auch, daß der General „oben" gut angeschrieben stand, war er doch einst Stabschef eines Grenzarmeekorps gewesen.

Mit seinem Generalstabsoffizier stieg er jetzt in den Annäherungsgraben ein. Zuerst nur Wegesenkung, als sei eine Erdwelle durchstochen, sank er mehr und mehr, bis er so tief hinlief, daß er einen Mann mittlerer Größe wie Major von Esserte völlig deckte, während der Divisionskommandeur bei seiner Länge sich hätte bücken müssen. Er tat es freilich nicht. So schmal war der Graben, daß die Schultern den trotz der Dunkelheit sich heller abzeichnenden Kalkstein fast streiften. Die Füße schurrten über den steinigen Boden hin, bei wechselnder Tiefe bisweilen anstoßend oder ins Leere tretend. Neben ihnen huschten Gestalten durch den Wald. Da nun bisweilen Kugeln mit hellem Pfeifen durch die Stämme flitzten, rief der Generalleutnant den Leuten zu:

„Kinder, nicht so da draußen rumlaufen, deckt euch! Das Vaterland braucht jeden!"

Die Gestalten verschwanden gleich Schatten. Der

Weg ging in Windungen, damit nicht ein Volltreffer die ganze Grabensohle hätte abrasieren können. Wohl zweigten Gräben ab, wohl kamen sie an Unterständen, an Höhlen, an Löchern vorüber, aber in der Nacht war nichts zu erkennen, bis der Graben sich teilte. Waren sie bisher nur einzelnen begegnet, die sich eng an die Wand drückten, sie vorbeizulassen, so tauchten nun dunkle Umrisse auf, die tief gebeugt hackten, gruben, schaufelten, um bis zur Morgenhelle die zerschossenen Stellen wieder instand zu setzen.

Während der Divisionskommandeur mit diesem und jenem leise redete, meldete sich der Kompagnieführer, jener Leutnant, der an Stelle des gefallenen Oberleutnants Ehrlich die auf der Waldhöhe rastende Kompagnie übernommen hatte. Exzellenz gab ihm die Hand und ließ sich, am Boden des Grabens niedergeduckt, beim Schein der Taschenlaterne auf der Sonderkarte jenen Punkt zeigen, wo sie standen; war doch eben hier die Stelle, die einzige des Divisionsabschnittes, wo die Franzosen bis in die deutschen Gräben eingedrungen waren. Der Generalleutnant deutete auf die Karte:

„Hier ist ein Maschinengewehr eingezeichnet. Wie ist es da möglich, daß der französische Angriff genau hier bis in den Graben kam?"

Der Leutnant nahm gewohnheitsgemäß, wie am Tage, um weniger Ziel zu bieten, die Mütze ab, stieg auf den Infanterieauftritt, eine Stufe höher als die Grabensohle, und blickte hinaus:

„Exzellenz können sehen: hier ist ein Granattrichter neben dem andern. Das Drahthindernis ist nicht mehr. Hier steht ein breites Tor offen. Nun liegt unglücklicherweise gerade hier vorn ein trockener, dicht bewachsener Graben, den unsere Patrouillen immer benutzen, um vorzukommen."

Als das scharfe Pfeifen nahe vorbeifegender Infanteriegeschosse klang, nahm der Divisionskommandeur den jungen Offizier freundschaftlich beim Arm:

„Lieber Freund, steigen Sie erst mal runter! Sie können mir das genau so gut hier unten erzählen."

Der Leutnant sprang in die Kniebeuge auf die Grabensohle hinab und setzte sich mit beiden Händen die Feldmütze wieder auf. Da nun in diesem Augenblick pß— pß— pß— ein ganzer Schwarm von Kugeln über die Gräben hinzischte, sagte der junge Kompagnieführer:

„Das gilt den Schanzern, Euer Exzellenz, und wir sind doch so leise und vorsichtig gewesen!"

„Müßt ihr auch sein! Aber sagen Sie, sprach denn das Maschinengewehr nicht?"

„Verschüttet, Exzellenz! Wir haben es erst jetzt ausgraben können; darf ich es Euer Exzellenz vielleicht mal zeigen?"

Doch Generalleutnant Greger wollte erst die Lücke draußen im Drahthindernis sehen. Inzwischen hatten die Schüsse von drüben plötzlich aufgehört, und kein anderer Laut störte die feierliche Stille der Nacht als das leise Scharren im Graben nebenan. Der General hob den Fuß zum Infanterieauftritt. Als der Leutnant ihm behilflich sein wollte, wies er es lächelnd ab:

„Halten Sie mich für so'n alten Trottel? Wenn ich als Divisionskommandeur nicht bei Karten, Meldungen und Fernsprecher sein müßte, wäre ich heilig und sicher hier vorn unter euch. Als ich so alt war wie Sie, habe ich mir immer gewünscht, vorm Feinde zu bleiben. Das war so ein jugendlicher Traum!"

Er stieg vollends hinauf in seiner ganzen Größe und beugte sich über die zerschossene Brustwehr hinaus in das tiefe Dunkel der Nacht, wo die grausigen Schatten der gefallenen Franzosen in den Resten der Drähte hingen, die Granattrichter füllten und als kleine Haufen rund umher schwarz den Boden wölbten. Dunkel stand die sternenlose Himmelsglocke über der blutgetränkten Erde. Irgendwo dämmerte Aribes, aber kein Glockenschlag klang vom Kirchturm drüben, den braven Artilleriehauptmann Wessels da oben zu ärgern: der Turm war gefällt.

Major von Esserte fragte leise den Leutnant nach Verlusten an dieser Stelle, denn die Meldung darüber war noch nicht bei der Division gewesen. Dann schwiegen sie, bis endlich der General herabstieg. Man kauerte wieder auf der Grabensohle, die Karte wurde entfaltet, des Leutnants Taschenlaterne beleuchtete das weiße Blatt, Finger deuteten, glitten hin und her, Stimmen sprachen gedämpft. Das Lichtlein erlosch, und sie schritten weiter den Graben entlang in der tiefen Dunkelheit, über sich allein des friedlichen Himmels unschuldige Sterne. An Posten kamen sie vorüber, die, weit vorgebeugt, das Gewehr im Arm, an den Schießscharten lehnten. Einer trug den Kopf verbunden. Generalleutnant Greger legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Achsel, erkundigte sich, wie und wo er die Verwundung erhalten, lobte, machte einen Scherz über den Gegner und fragte dann so nebenbei nach den Namen der Orte da drüben: Aribes, Forges-en-Bray, La Neuveville-sur-Galaine. Die Antwort fiel befriedigend aus. Das erhöhte des Vorgesetzten gute Stimmung, und er sagte zu Major von Esserte etwas von „Mit unseren Kerls können wir die Welt einschmeißen!"

In einem Unterstande war Licht, wenn es auch nur durch die Maschen der Tischdecke schimmerte, die vor die Tür genagelt hing. Da sie jetzt an einen neuen Abschnitt kamen, verabschiedete sich der junge Kompagnieführer. Dafür kroch der andere, ein Hauptmann, aus seinem Erdloch. Die Exzellenz wollte ihn wieder schlafen schicken, aber er meldete, eben sei von der Brigade angefragt worden, in welchem Grabenteil Exzellenz sich befände: Generalmajor von Flurschütz sei nämlich auch vorn.

Da traf es sich denn, daß man einander begegnete, ja, in der tiefen Finsternis wären die Generale fast aufeinandergeprallt. Der Brigadekommandeur schien widerborstig. Die Hand am Mützenschirm, sagte er etwas wie: „Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte“ . . .

Aber der Generalleutnant meinte in artiger Ruhe: „Herr von Flurschütz, ich wollte Sie nicht stören!“

Das war etwas für den kleinen General, der sofort erwiderte: Oh, das sei auch gar nicht möglich, befinde man sich doch im Kriege immer im Dienst!

Dabei blickte er dem Divisionskommandeur forschend ins Gesicht und schien auf die Entgegnung zu warten. Doch Generalleutnant Greger tat ihm den Gefallen nicht. Gegen den Sternenhimmel sah man sein scharfes Adlerprofil unbewegt, wie es zustimmend zurückgab: da habe er recht, vollkommen recht. Dabei schien der Große den Kleinen anzulächeln, der verdutzt schwieg, seines Lebens Glückes beraubt: der „Erörterung des Ahnen Joachim“.

Während nun die beiden Generale dicht hintereinander voranschritten, gab Major von Esserte dem Oberleutnant von Bißwang, der seinen Kommandeur begleitete, die Hand mit jenem steifen, fast befangenen, gesellschafts- und pflichtgemäßen Druck, ihm nun einmal eigen. Erst nach einer Weile sagte er unvermittelt, man wußte nicht, war es der Schluß einer Gedankenkette oder nur der innerlich umkämpfte Anfang: „Meine Schwester ist jetzt in Hannover. Sie ist bei der freiwilligen Krankenpflege.“

Fast hätte der Kürassier geantwortet, sie habe es ihm längst geschrieben; da er jedoch keine Veranlassung fand, es zu verraten, aber auch nie heuchelte, so gab er keine Antwort. Nun sagte auch der Generalstäbler nichts mehr, und so blieb es im Grunde ein Maskenspiel zwischen den beiden, indem die seltsame, unvermittelte Erwähnung Stine Essertes doch auf ein stilles Band deuten mußte, das dem Bruder nicht unbekannt war.

Beim nächsten Annäherungsgraben, der nach rückwärts führte, trennten sich beide Stäbe. General von Flurschütz hatte die Absicht, noch zu bleiben, der Divisionär dagegen sah so Interesse als Pflicht erfüllt. Zwar fragte der kleine Brigadekommandeur, ob Exzellenz noch Befehle habe, doch im Grunde klang es fast, als würde er imstande sein, sich zu empfehlen, auch wenn Seine Exzellenz wider Erwarten ja gesagt hätte. So reichte man sich die Hand, nicht ohne Förmlichkeit auf allen Seiten, und bald erleichterten die schon weit auseinanderstrebenden Gruppen ihr Herz.

Generalmajor von Flurschütz sagte zu seinem zweiten Ich, dem Ordonnanzoffizier, indem er den Divisionskommandeur meinte, aber von der übergeordneten Stelle sprach:

„Bei der Division ist gewiß großes Siegesfest gewesen mit Tusch und Klimbim.“

Oberleutnant von Bißwang gab zurück:

„Herr General, das kann aber jedenfalls nicht lange gedauert haben, denn Exzellenz war doch schon vor uns im Graben!“

„Das ist Esserte! Esserte ist ein vorzüglicher Offizier!“ Als der Kürassier keine Antwort gab, drehte sich der kleine General um: „Oder meinen Sie etwa nicht?“

„Herr General, ich erlaube mir kein Urteil!“

Der General blieb stehen: „Was haben Sie eigentlich gegen Major von Esserte?“

„Ich bin nur Reserveoffizier, Herr General, da darf ich mir über den Generalstab kein Urteil erlauben!“

„Ach wat, in diesem Kriege ist die Reserve Trumpf. Reserve, U-Boote, Pioniere, schwere Artillerie! Tun Sie man nicht so, Bißwang.“

Der Kürassier erklärte lächelnd, er als Diplomat sei eben doch auf anderem Felde gewachsen, dann

aber, als habe ihm die feierliche Stille der Nacht die Lippen geöffnet, vielleicht auch angeregt durch des Majors unvermittelte Erwähnung seiner Schwester, begann er, dem General von Stine Esserte zu erzählen: „Ich bin ja leidlich rumgekommen in der Welt, Herr General, und habe allerlei Weibsvolk kennen gelernt, aber mit so 'm rechten deutschen Mädel kann sich da draußen doch keine messen. Ich bin kein Tugendspiegel, Herr General, und habe überall rumgemiezt. Ich kenne die Damen in Washington und Neuport, für die sich der Mann zu Tode schinden soll, damit sie recht viel Geld haben; ich kenne die Italienerin, die mit 30 schon 'ne alte Tante ist, die Pariserin mit ihrer Geschlechtsauffassung, etwa so notwendig wie Essen und Trinken. Herr General, wirklich, sie können nicht ran an unsere!"

Der kleine General von Flurschütz war ganz in die Tiefe des Grabens hinabgerutscht, die Schultern an die Brustwehrwand gelehnt, die Füße auf der Sohle gegen die Rückenwehr gestemmt, die Hände auf den Knotenstock gestützt, den er bei seinen Grabenwanderungen mitzunehmen pflegte. Der Mond schien durch ein Wolkengitterwerk und zeigte deutlich das nachdenkliche Gesicht des Generals, wie er seinem heimlichen Liebling, dem Oberleutnant mit dem wilden, zerfetzten Gesicht, lauschte, als er von Stine Esserte sprach. „Herr General sollten sie nur mal sahen. Norddeutsche Rasse. So groß wie ich. Blond. Milch und Blut. Gesund. Stark. Reitet. Schwimmt. Aber nicht unweiblich, nee; wie die mit Kindern spielt! Stundenlang könnte ich zusehen! Und die Kranken besucht sie im Dorf. Papa Esserte ist, wenn er seine Niederlagen hat, an Gicht, Gliederreißen, schlechter Laune, kein leichter Herr. Alter Rittmeister aus der Zeit, wo man was drin suchte, beim Reitenlassen möglichst gemein zu schimpfen. Wie er mir immer erzählt hat, meinte sein Kommandeur, wer beim Liebesmahl nicht so einen sitzen hätte, daß er in der Saalecke die Vorgesetzten stellt, der sei überhaupt kein ehrlicher Reitersmann. Heute trinkt man Sauerbrunnen im Kasino, aber reiten kann man genau so. Und die Stine ist von heute. Mir hat sie nicht erst was vorgemacht mit Zieren und Schnippischtun, sondern gleich das erste Mal, daß wir uns trafen, wußte ich's: die ist mir gut und ich ihr. Wir haben es uns gesagt gleich den zweiten Tag beim Gartenfest beim Reichskanzler. Da haben wir geredet von Quitteneinmachen und Unsterblichkeit der Seele, von Veit Stoß, Schlüter, Klinger und der Eilenriede in Hannover, vom Vorteil eines alten Namens, aber daß doch Krischan Vorstel, Tagelöhner in Esserte, ein viel anständigerer Kerl sei als jeder Geck, der nichts mache. Daß in einer einzigen von Schumanns Kinderszenen mehr stecke als im ganzen Saint-Saëns. Wie man Puffer mache und von der Schlacht von Waterloo, wo der Urgroßvater Esserte bei den Hannoveranern und drei Bißwangs beim ollen Blücher gefallen sind. Wir lieben die „Reis' nah Belligen", „Orplid, mein Land", den „Kohlhaas", glauben an keinen Plato bei der Frau von Stein. Armbänder bei Männern? — Nee! Sie versteht Kant nicht — ich ooch nicht, aber Fichtes Reden las sie in Esserte, und ich hatte sie gerade auf dem Schreibtisch liegen. Auch gleich vom Gelde haben wir gesprochen. Sie hat nicht viel, nur ein winziges Vermögen von der seligen Mutter. Aber ich das alte Steenup, wo die Rieseneichen rauschen, unter denen die Bißwangs schon 700 Jahre sitzen. Und in die Kirche gehen wir beide, aber wir schwören nicht gerade auf die Höllenfahrt Christi. Nur ihren Bruder schätzt sie — na, ich heirate ihn ja nicht. Wir hätten, wie 's losging, fast 'ne Kriegstrauung gemacht, Herr General, aber wir haben uns gesagt: wir wissen, daß wir uns gehören, also wozu die äußere Bestätigung für andere Menschen! Und ich habe gedacht, komme ich etwa nicht wieder, so ist es am Ende besser, sie trägt erst gar nicht meinen Namen, kann dann viel leichter noch mal mit einem anderen glücklich werden. Der Mensch vergißt. Einer braucht mehr, einer weniger Zeit. Aber einmal tröstet man sich. Und ein junges Mädchen soll nicht ein ganzes langes Leben trauern, weil in ferner Jugend ihr Herz mal gesprochen hat. Das habe ich ihr gesagt. Da hat sie ganz einfach geantwortet: ‚Du hast recht, man weiß nichts von sich. Ob, wenn ich kein Geld hätte und Hunger, ich nicht stehlen würde — wie soll ich das wissen!' Herr General, das hat mir so gefallen in seiner einfachen Menschlichkeit, daß ich vor Glück Stine einen Kuß auf den Mund gegeben habe. Und wir hatten doch ausgemacht, das sollte jetzt noch nicht sein. Erst später. War natürlich Blödsinn. Sie hat mir dann auch den Kuß zurückgegeben. Es war beim Abschied. Sie sagte dabei ganz einfach: ‚Das gehört auch dazu. Du, danach habe ich mich immer gesehnt!' Herr General, wenn ich jetzt am Fernsprecher sitze auf der Gefechtsstelle und warte, dann denke ich manchmal, Stine Esserte hat mich eben angerufen, und mir ist, als ob sie sagte: ‚Das gehört auch dazu. Du, danach habe ich mich immer gesehnt!' Und dann kriege ich so 'ne wahnsinnige Sehnsucht, daß ich denke, wenn ich nur dort wäre! Dabei bin ich doch so glücklich hier draußen im Feld wie sonst noch nie in meinem ganzen Leben! Ist das nun unrecht, Herr General?"

Der kleine Generalmajor war in der Grabentiefe völlig zusammengesunken. Er hörte zu, den Kopf gesenkt. Mit einem Male fuhr er auf und rief statt aller Antwort, gleichsam ein Sehnsuchtsschrei des alternden Mannes, der allein geblieben ist auf der Welt: „Junge, Junge, wer ooch so wat hätte!"

Und er rannte im Graben davon, in dem er sich,

der reine Soldat, der gestrenge Herr der 694 J.-B., abirrend einmal von harter Kriegerspflicht, hatte erzählen lassen von ferner Heimat, von deutscher Mädchen Köstlichkeit, von Dingen, die bei dem rauhen Feldgeneral nur heimlich in verborgenen Tiefen ruhten. —

Oben auf waldiger Höhe schritten Generalleutnant Greger und Major von Esserte, jetzt schon dem Annäherungsgraben entstiegen. Sie hatten bisher von Dienstlichem gesprochen, allgemein nur, denn überall konnten Ohren offen stehen. Nun, wo sie über die freie Fläche schritten, bereits die Senkung nach rückwärts hinab, sagte der Divisionskommandeur, der seinem Generalstabsoffizier bisweilen das Herz öffnete: „Flurschütz ist ein vorzüglicher Soldat. Sie wissen, Esserte, ich schätze ihn ungemein, nur muß ich es immer wieder bedauern, menschlich ihm nicht beikommen zu können. Sie kennen ihn ja näher?"

„Der Herr General ist ein vornehm denkender Mann."

„Nur immer anderer Ansicht!"

Die hohe, schlanke Gestalt zuckte die Achseln und zog dabei den verletzten Fuß stärker nach. Als nun aber der Major nicht antwortete, fragte die Exzellenz nach Oberleutnant von Bißwang, von dem er wenig unterrichtet schien, schon deshalb, weil er ihn als Reserveoffizier im Frieden kaum gekannt hatte und im Felde dienstlich mehr mit dem Brigadeadjutanten Hauptmann Hasenclever in Berührung kam. Der Major gab in wenigen, trefflich gesehenen Strichen ein Bild des Kürassiers als Junker, Diplomat, Friedens- und Feldzugssoldat, daß der ganze Mann mit seiner prächtigen Derbheit, dem bisweilen vorlauten Mundwerk, nicht selten auch dem Schalk, vor allem aber dem mit weichem Herzen gepaarten scharfen Verstand ebenso lebendig wurde wie sein durch die Verwundung grausam entstelltes Gesicht. Und ein ganz Erstaunliches war dabei: aus den Worten des Generalstabsoffiziers, dem der zukünftige Schwager meinte fremd bleiben zu müssen, klang mehr als Wohlwollen, nämlich fast Liebe.

Der Generalleutnant nahm des Majors Arm: ihm wurde das Gehen sauer, wenn er es auch nur im bergenden Dunkel der Nacht zugab. Es mochte noch anderes dabei sein als nur die äußere Stütze: vielleicht die Freude, den innerlich ewig gehemmten Esserte einmal warm zu sehen. Das schien auch ihm das Herz zu öffnen. So daß er sich unvermutet in Andeutungen erging, wie es nicht unmöglich sei, die Division könne herausgezogen werden. Es klang nur wie eine Vermutung. Der Major schwieg auch dazu, doch der Augenblick stand ihm sofort vor Augen, als vor einigen Tagen der Führer der Armee mit dem Kommandierenden des Korps und Exzellenz Greger vor dem Korpsstabsquartier auf und ab geschritten war, irgend etwas besprechend, wozu allein die drei Generäle zugezogen wurden.

„Es ist für den Augenblick nichts anderes als eine Möglichkeit, lieber Esserte! Darum bleibt es unter uns."

Der Major legte die Hand an den Mützenschirm und verbeugte sich stumm. Während sie, nun fast eben, der Straße zuschritten, die rechts nach dem Brigadestabsquartier Fresne - la - forêt führte, gingen Herrn von Esserte alle Möglichkeiten durch den Kopf. Sollten sie etwa Armeereserve werden? Galt es, ihr Armeekorps, das 174., bei Ypern einzusetzen? Sein durch die kargen Worte zum Suchen, Raten, Arbeiten entzündetes, immer militärisch beschäftigtes Hirn erwog alle Wahrscheinlichkeiten. Die Berichte der obersten Heeresleitung, Telegramme, Befehle, Nachrichten, ordneten sich in seinem Kopf. Die ganze Lage, ihm gegenwärtig bis ins kleinste wie einem Topographen das Meßtischblatt, an das er ein halbes Jahr seines Lebens gewendet, schien ihm eher darauf zu deuten, daß sie doch als Armeereserve herausgezogen würden. Die Lücken von den schweren Kämpfen der letzten Zeit mußten ausgefüllt werden, und die Truppe, die seit Anfang des Feldzuges am Feinde gewesen war, schien einer Ruhe wohl- wert. Aber Major von Esserte fragte nicht weiter. Wenn Exzellenz ihm Näheres mitteilen wollte, so würde er es ohnedies tun; da es nun nicht geschah, sondern die Eindrücke aus den Gräben derart eingehend zusammengefaßt wurden, als bliebe man bis in alle Ewigkeit hier, so benutzte der Generalstäbler die Gelegenheit, da sie eben unweit jener Stelle vorüberkamen, wo gestern Graf Bielinski mit seinem Flugzeug gelandet war, um vom Flugwesen zu reden. Dabei berührten die beiden Offiziere alle Möglichkeiten und Erfordernisse, vom Bau französischer Flugzeuge bis zu Meinungen und Wünschen der Flieger.

Endlich wuchs vor ihnen, dicht an der Straße, eine dunkle Masse aus dem Boden, die sich als verlassener Stall enthüllte. Major von Esserte eilte ein paar Schritte voraus, klatschte in die Hände und rief: „Chauffeur! He! He! Unteroffizier!"

Dunkle Gestalten sprangen aus dem offenen, finsteren Rachen des halb zerstörten Gebäudes. Man sah einen sich bücken, ankurbeln, den Platz verlassen, um die Hebel am Steuer zu verschieben, dann abermals drehen, bis mit fröhlichem Geknatter der Motor ansprang. Streichhölzer wurden entzündet, flammten, erloschen, flogen fort, bis ihr kleines Lichtlein erwachte zu wachsendem Laternenschein, der bald als doppelte, wirbelnde Lichtsäule über die Straße auf die Felder drüben fiel. Dann kam das Ungetüm langsam heraus und stand gewendet. Der Begleitmann half den Offizieren die Mäntel anziehen, und der schwere Wagen fuhr mit den vier dunklen Schatten in die

Nacht hinaus. An der Bordwand standen wie Gewehre auf der Wache nebeneinander die Karabiner, über den Kraftwagen aber zog ein großer, scharfer Bügel hin gleich einem phantastischen Ehrenbogen, der vorn am Kühler niedersank, um etwa hinterlistig gespannte Drähte zu durchschneiden.

Der Generalleutnant sprach zuerst lebhaft, dann nur ab und zu einen Satz, endlich schwieg er. Wenn er auch aufrecht sitzenblieb, so verriet doch ein leises Einknicken des Kinnes, ein Sinken der Stirn, mit jähem Wiederaufrichten und Zurechtrücken auf dem Sitz, daß er für Augenblicke eingeschlafen war. Major von Esserte dagegen schien fast wacherer Sinne als vorher; er saß vorgebeugt, den Blick auf den Weg, und ab und zu klang der Befehl für den Wagenführer: „Rechts." — „Halb links." — „Geradeaus." Bald tauchte inmitten dichter Baumgruppen das Divisionsstabsquartier auf: ein langgestrecktes Gebäude, dessen weiße Läden leuchteten, nun der Mond einen verschleierten Schein über das vom Kriege erschütterte französische Land warf. Der Kraftwagen hielt. Der Generalleutnant erhob sich, als wäre er nicht eingenickt gewesen, und stieg die Freitreppe hinan. Der Major gab dem Fahrer Befehle für den nächsten Tag und folgte, die Taschenlaterne in der Hand. Auf dem Gang ließ er sie aufleuchten, so daß der General, der bis dahin getastet hatte, nun schneller ausschritt. An seiner Zimmertür im ersten Stock angelangt, reichte er dem Generalstäbler kurz die Hand, mit jenem Absatzschließen, jener höflichen Verbeugung, jenem liebenswürdigen Lächeln, das ihn nie verließ: „Gute Nacht, mein lieber Esserte. Auf Wiedersehen morgen. Schlafen Sie nur aus!"

Doch jener stieg bedächtig die Treppe wieder hinab, und der Lichtkegel seiner Laterne streifte die Wände, an denen alte, bunte Stiche hingen. Damen, zum Schlafengehen halb entkleidet, auf dem Bettrande, ein Buch, das träumen läßt, in der Hand, oder auf einer Gartenbank niedergesunken, offenbar wegen der Wärme des Tages mehr als leicht gekleidet, betäubt von Blumenduft und wohl auch Frühlingssehnen, denn immer wieder wurden sie von einem Späher überrascht, einem Kecken geküßt, und nie schienen sie sich allzusehr darüber zu grämen: französischer Geschmack.

Das Auge des ernsten deutschen Generalstabsoffiziers achtete ihrer nicht. Der Major öffnete im Erdgeschoß eine Tür und entzündete Kerzen. In einem großen Raum standen dort zusammengerückt Tische aller Art, einfache Küchenmöbel neben reich geschnitzten und vergoldeten im Stil Ludwigs XV. oder steifen, rotbraun polierten des Kaiserreichs mit Sphinxen, Karyatiden, Säulenkapitälen aus Bronze. Alle dienten sie ernstem Kriegszweck. Tintenfässer, Meldekartenblöcke, wie Soldaten in Reihen geordnete Bleistifte deuteten es an. Dazu lagen Tuschkasten da mit blauer und roter Wasserfarbe. Fernsprecher standen auf den Tischen, deren Drähtegewirr sich in der durchschlagenen Mauer verlor. An den Wänden hingen Karten mit farbig eingezeichneten Stellungen, nicht nur vom Westen, nein, auch solche von Polen und Galizien, gespickt mit Reihen von russischen, österreichisch-ungarischen und deutschen Fähnchen.

Der Major ging an seinen Platz am Fenster, dem breitesten, dem einfachsten zugleich. Schwer ließ er sich nieder, im aufgeknöpften Mantel, entfaltete die Karte, und den Marschzirkel in der Hand, blieb er in tiefem Brüten. Hinter ihm öffnete sich eine hohe, weiße, goldabgesetzte Tür; das glattrasierte Gesicht eines Husarenoberleutnants erschien. Er machte eine leichte Verbeugung, und man hörte hell die Sporen klirren. Doch der Generalstabsoffizier rührte sich nicht. Blaue Wasserfarbe hatte er mit dem Pinsel angerieben und war eben dabei, etwas einzuzeichnen, das er erst diese Nacht gesehen. Die Stearinkerzen auf dem großen, vielarmigen Kaminleuchter vor ihm auf dem Tisch, brannten steil und gelb. Sie bestrahlten einen kleinen, aufgeklappten Lederrahmen, den er vor sich hingestellt, darin eine blonde Frau sichtbar wurde, an einen blondgelockten Knaben auf dem Schoße geschmiegt, im Gewande und in der Stellung jenes bekannten Bildnisses der Madame Vigée-Lebrun mit ihrem Sohn. In dem Augenblick klang abermals das leise Sporenklirren des Husaren, der ein paar Schritte weiter vorgetreten war. Der Generalstabsoffizier fuhr auf und erhob sich:

„Ja, Exzellenz ist zurück."

Als er in der Hand des Oberleutnants ein Papier sah, fragte er:

„Es ist wohl etwas gekommen?"

„Jawohl, Herr Major. Vom Korps. Die Division wird morgen nach Flandern verladen."

Nichts regte sich in dem Gesicht des Generalstäblers. Er nahm den Befehl in Empfang, den der Oberleutnant dem Fernspruch eben nachgeschrieben hatte, vertauschte die Brille, die er draußen trug, mit einem Kneifer, las und sagte:

„Ich werde es gleich Exzellenz melden. Er ist noch auf. Lassen Sie Hauptmann Rennhöfer und die anderen Herren wecken."

„Zu Befehl, Herr Major."

Der Husar verbeugte sich und ging in das Nebenzimmer hinüber, dessen Tür offengeblieben war. Major von Esserte aber warf Gurt und Mantel ab und stieg, den Befehl in der einen, die Taschenlampe in der anderen Hand, die Treppe hinauf zum Zimmer des Divisionskommandeurs.

III.

Auf der endlosen französisch-flandrischen Ebene zogen Kolonnen hin: singende Infanterie, die eben

ausgeladen worden, die dampfenden Feldküchen hinter den Kompagnien; rasselnde Artillerie mit ihren Geschützen und Munitionswagen; trappelnde Reiter und endlich all die anderen Formationen: Proviant-, Feldbäckerei-, Brücken-, Sanitätskolonnen. Man sah Kisten, Koffer, Säcke aufgeladen. Gefährte aller Art wirbelten durcheinander in endlosen Zügen, die Straßen hinauf und hinab, einander kreuzend, verlassend, begegnend. Da gab es Militärwagen, die in Arsenalen und Schuppen dem einmal kommenden Feldzuge entgegengeträumt, mit Einheitsanstrich und Einheitsrädern, daneben aber auch Wagen feindlicher Herkunft, die der Krieg, der gewaltige, seinen Zwecken zugeführt. Auf den tiefeingeschnittenen Gleisen fauchten riesige Lastautos, an denen noch die alte Bestimmung zu lesen stand als Besitz einer Brauerei, einer Mühle, eines Sägewerks.

Und all dies wirre Kriegsdurcheinander, scheinbar planlos wie das Gewimmel eines Ameisenhaufens, löste sich leicht durch deutsche Ordnung. An den Straßenkreuzungen, an den Ecken, auf den Plätzen: überall waren Wegweiser zu sehen, Tafeln mit Bezeichnungen, die in kargen Buchstaben unnütze Fragen sparten: „Tankstelle", „Ralinghem 8,3 Kilometer", „Armee-Pionierpark".

Der grüne Rock eines Feldgendarmen wurde sichtbar, der Befehle erteilte oder Auskunft. Ein Stab glitt vorüber im Auto. Dann wichen die Fußgänger ängstlich aus, um von den dreckſprühenden Rädern nicht beschmutzt zu werden. Es gab Lachen, Halloh, auch wohl verärgerte Gesichter, die aber im nächsten Augenblick sich wieder aufheiterten bei einem Witz, den hinter ihnen ein „Landser" losgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hopfenernte in der Holledau.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Photobericht Hoffmann.

Ja, was wäre aus der Welt und der deutschen Welt im besondern wohl geworden, wenn man das Hopfenzupfen nicht erfunden hätte. „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!", das ist ein alter vortrefflicher Spruch, aber er ist grad erst tausend Jahre alt, denn vorher hat man das Hopfenpflücken nicht verstanden. Und das war sehr bedauerlich, denn ohne den Hopfen ist das Gebräu aus Malz nicht haltbar. Man kann's trinken wie die Federweiße, aber nicht aufbewahren. Der Begriff des „Lagerbieres" war ursprünglich etwas ganz Fremdes, erst der Hopfen hat es ermöglicht. Malz allein ist eine gute Sache. Man kann allerhand Leckeres daraus herstellen, früher sagte man Malzbonbons. Man kann auch, wie der Krieg bewiesen hat, echten Kaffee



Eine kinderreiche Familie bei der Arbeit.

daraus brühen, aber Bier, wie wir es zu trinken gewöhnt sind, das ging nicht.

So etwa im neunten Jahrhundert fing man an, dem Gerstensaft Hopfen zuzusetzen, und dabei erging es dem Hopfen ähnlich wie der Kartoffel. Sein Anbau mußte von einer hohen Obrigkeit erzwungen werden. Hohe Strafen waren nötig, damit diese wichtige Kulturerrungenschaft — wir meinen das gute Bier — ins Leben treten konnte. Dann aber baute man, wo es die gütige Natur gestattete, Hopfen mit der gleichen Liebe wie im Kriegsjahr 1916 die Frühkartoffel. An vielen Orten mußte die neue Kultur wieder aufgegeben werden, da der Boden und das Klima ihm nicht günstig war. Allmählich haben sich bestimmte Bezirke als Hopfenland herausgebildet, denn außer Boden und Klima gehören auch Menschen dazu, die fähig und geübt sind, Hopfen zu pflanzen, zu ziehen und nicht am letzten auch zu pflücken.

Zu den berühmten Hopfenbezirken gehören im vereinigten Mitteleuropa die Gebiete um Saaz am Erzgebirge in Böhmen, Neutomischel in Posen, Straßburg, Hagenau und Weißenburg im Elsaß, Schwetzingen in Baden, weite Gebiete in Württemberg sowie Mittelfranken, Oberbayern und Niederbayern. Dort liegt auch das Hopfengebiet von Holledau zwischen den Flüssen Amper, Ilm, Donau und Abens und den Isarhöhen zwischen Moosburg und Landshut, wohin uns unsere Bilder führen. Bayern besitzt fast zwei Drittel der deutschen Hopfenanbaufläche. Der Ertrag schwankt naturgemäß je nach der Witterung im Laufe des Jahres, bei der Ernte und bei Bereitung.



Typen von Hopfenbrockerinnen.

Denn mit der Pflanzung der Wurzelstöcke, die viele Jahre lang Sprossen treiben, ist es allein nicht getan. Die sechs bis sieben Meter hohen Hopfenstangen, an denen die wertvolle Schlingpflanze „Hopfen" ranken soll, müssen oben mit Draht verbunden sein, damit der Wind nicht den ganzen Hopfenwald umblasen kann. Es muß für Licht und Luft gesorgt werden, auf daß die Pflanzen die rechten Blüten treiben, wozu man am unteren Ende viele Ranken entfernt. Denn nur die weiblichen Hopfenblüten bringen das Gewürz hervor, das dem Gerstensaft die rechte Weihe gibt. An den Deckschuppen dieser Blüten und an den Hüllen der Früchtchen bilden sich kleine gelbe Drüsen, die den würzigen Bitterstoff „Lupulin" enthalten. Bei der Ernte gilt es nun, diese Blüten mit dem Bitterstoff in Sicherheit zu bringen, bevor dieser seinen Wert verliert. Dazu gehört vor allem Trockenheit.

Die Früchte enthalten natürlich einen außerordentlichen Anteil von Feuchtigkeit, der durch loses Aufeinanderschütten und durch Zugluft entfernt werden muß. Zunächst aber kommt es darauf an, die Früchte herabzuholen. Man legt entweder die ganzen Hopfenwälder an den Stangen um und erntet die Ranken, wie sie gewachsen sind, um in aller Ruhe die Früchte zu pflücken, oder man „zupft" die Blüten von der Höhe der Hopfenstangen herab. Das erfordert besondere Gewandtheit und Übung, und viel Volk, das dies Gewerbe alljährlich übt, strömt dann zur Zeit der Ernte nach den Hopfendörfern, um den Hopfenbauern seine Dienste anzubieten. Zweierlei Arten von Zupfern gibt es. Die einen sind biedere Leute, Kleinbürger,



Der Hopfen wird gemessen.



Französische Gefangene bei der Ernte.



Gefangene Franzosen auf dem Weg zur Hopfenernte.

rbflechter, Händler und dergleichen, die neben manchem deren ehrlichen Gewerbe, wenn die Zeit gekommen eben auch dieses aufsuchen, um sich und ihre Familie lich durchs Leben zu bringen. Die anderen aber, „Zupfianus" mit seiner Sippe ist ein fröhlicher und nchmal mutwilliger Geselle, ein recht eigentlicher legenheitsarbeiter. Jetzt im Kriege fehlen auch helfenden Hände der Kriegsgefangenen nicht, die das pfenzupfen aus ihrer Heimat kennen.

An Hopfen fehlt es nun in diesem Jahre nicht, sintemalen wir hierin vom feindlichen Ausland völlig unabhängig sind. Wenn wir uns trotzdem mit dem Bier vielleicht einschränken müssen, so liegt das daran, daß wir aus einem Teil der Gerste lieber Graupen für die menschliche Nahrung und aus einem andern Teil lieber Futter für unser liebes Fettschwein machen, als daß wir dem alten Gambrinus zu viel Opfer bringen.

Wir wollen zum Schluß darauf hinweisen, daß die jährliche Hopfenernte Deutschlands einen Ertrag von 90000 bis 300000 Doppelzentner ergibt. **Dr. Dumcke.**

Wir lernten . . .

Wir lernten kämpfend durch Jahre gehn,
Kämpfend ernten und kämpfend sän,
Lernten Schwerstes geduldig tragen,
Ruhig schreiten und Kühnstes wagen,
Lernten in Sturm und Dunkel und Graun
Unbeirrt auf die Sterne vertraun —

Wir lernten im härtesten, wilden Geschehn
Saat und Hoffnung und Zukunft sehn;
Lernten, uns opfernd, den kommenden Zeiten
Kämpfend und ringend den Weg bereiten;
Lernten, von schamlosen Feinden umstellt,
Schaudernd ermessen den Abgrund der Welt —

Jahre um Jahre — — Stark und bewußt
Schlägt das Herz in gepanzerter Brust!
Mitten in Kampf und Leid und Sorgen
Haben wir Ernte um Ernte geborgen,
Haben der Zukunft für immer vermacht,
Was diese eisernen Jahre vollbracht! —

Karl Frank.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Nachdruck verboten.
19. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Harm Maak ging in seiner Stube, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab. Der Himmel — sein Himmel, oder was er sonst darunter verstand — wurde vor ihm hell.

Seine Frau Ilsabe war seit gestern aus dem Hause. Sie war in einer Anstalt, und der leitende Arzt hatte ihm wegen ihres Zustandes wenig Hoffnung gemacht.

Und auf dem Moorwischer Hof lag jetzt sein Adoptivvater, der alte, beinah achtzigjährige Christopher Maak, auf seinem voraussichtlich letzten Lager.

So hielt Harm Maak zwei große Höfe als unumschränkter Herr schon so gut wie sicher in der Hand. Und der dritte, der heiß begehrte, mit teuren Mitteln umworbene und umstrickte Wübbesche Hof mußte ihm über kurz oder lang gleichfalls zufallen. Die Hypothekenzinsen waren zum Termin nicht bezahlt worden. Gerd Wübbe trank ärger als je zuvor, er hatte keinen Freund und keinen Helfer mehr, der den Hof gegen ihn übernehmen würde. Durch die angeschachtete Südparzelle war er für alle, außer ihn selbst, wertlos geworden. Nur er konnte ihn, allerdings mit nicht geringen Kosten, wieder in bewirtbaren Stand setzen. Gerd Wübbe war auf seinem Hof als Bauer endgültig fertig.

Aber Harm Maak mußte den bösen Schein meiden. Er durfte in der Gemeinde nicht als gewissenloser Hofausschlächter dastehen, wenn er sein Lebenziel, in Langendeich der erste Bauer und wirkliche Herr zu werden, erreichen wollte. Er durfte nur leise drängen, er durfte ihn nicht plötzlich aus dem Hof hinauswerfen, er mußte die Katastrophe sich allmählich vollziehen lassen, die Leute sollten sagen, wenn der Hof in seine Hand überging: Maak het gar nicht anners kunnt. Wübbe het sick sülbst togrunn' richt't.

Aber Harm Maak hatte in seiner Rechnung einen Faktor nicht richtig eingeschätzt: seine alte Gegnerin Trina Groot.

Es kam ein Tag, an dem Trina Groot sich mit ihren alten Beinen nach Bergstädt aufmachte und mit Hinrich Wiek eine lange Unterredung hatte. Einige Tage darauf kam Hinrich Wiek in Begleitung einiger Gerichtsherren auf den Hof gefahren und Gerd Wübbe wurde von denen eröffnet, daß seine Stiefmutter und seine Frau durch ihren notariellen Bevollmächtigten, den Fabrikbesitzer Hinrich Wiek, wegen Trunksucht und Wirtschaftsunfähigkeit den Antrag auf Entmündigung gegen ihn gestellt hätten. Er möge sich dazu äußern, im Falle der Weigerung müßten Zeugen aus dem Ort herangezogen werden.

Gerd Wübbe fiel an diesem Morgen zusammen wie ein nasses Tuch und erklärte, er wolle es sich gefallen lassen, daß an seiner Stelle ein vom Gericht im Einverständnis mit Hinrich Wiek und seinen Angehörigen zu bestellender Verwalter für ihn wirtschafte. Der Verzicht wurde zu Papier gebracht, und Gerd Wübbe sollte unterschreiben. Aber da quollen alle Gefühle seines verlorenen Lebens, Groll, Wut, Scham, noch einmal in ihm auf, der Grimm gegen seine Stiefmutter, der Neid auf Hinrich Wiek, den früheren Katenjungen, der jetzt sein Herr werden wollte. Er warf die Feder hin, daß die Tinte auf's Papier spritzte, rief: „Eher ünnerschriew ick min eegen Doodsurdeel as düssen Wisch!" riß seine Mütze von der Wand und lief zum Hause hinaus.

Hinrich Wiek und die Gerichtsherren sahen einander an.

„Mit Güte ist also anscheinend nichts zu machen", sagte Wiek. „Wir müssen zu anderen Mitteln greifen. Das Verfahren muß ordnungsgemäß durchgeführt werden, wir müssen zunächst Zeugen laden. Seid ihr, Trinatante, und du, Liese, damit einverstanden?"

Die Frauen nickten unter Tränen, und die Herren fuhren wieder nach Bergstädt zurück, um die Sache vom Gericht aus weiter zu betreiben.

Gerd Wübbe lief nach dem Maakschen Hof. Harm Maak war nicht zu Hause, ein Knecht vom Moorwischer Hof hatte ihn weggeholt, sein Adoptivvater liege im Sterben. Gerd Wübbe ging in Matten Knoops Wirtschaft, in Hein Lünks Wirtschaft, in Wilhelm Steffens Wirtschaft, in Jan Achterbracks Wirtschaft, um über diese Stunde hinzukommen; um über sich wegzukommen; um eine Minute zu finden, in der er das hoffnungslose Bild vergessen könne.

In jeder Wirtschaft trank er ein paar Glas Grog, und mit jedem neuen Glase wuchs sein geknickter Mut wieder empor. Seine Lebensgeister erwachten aufs neue, die Zukunft erschien ihm nicht mehr so drohend. Was für ein Glück, daß er — er lachte grimmig vor sich hin — „die Abdankungsurkunde" nicht unterschrieben hatte. Dann hätte er jetzt schön dagesessen: wie ein Junge, dem die Mutter das Butterbrot schneiden muß, wenn er Hunger hat; wie ein wahrer Pracher und Lump, der auf seinem Hof nicht mehr zu sagen hatte als sein eigener Tagelöhner. Jetzt wollte er ihnen allen,

den beiden vertrackten Frauenzimmern, seiner Trinamudder und seiner Liese, die hinter seinem Rücken nach Bergstädt gelaufen waren, diesen vornehm tuenden Herren vom Gericht, diesem hochnäsigen Hinrich Wiek und zuletzt auch diesem infamen Hypothekengläubiger und leisetreterischen Harm Maak zeigen, daß er doch ein Kerl war, daß er das große, schwere Schiff doch aus eigenen Kräften von der Sandbank flott kriegen würde.

Aber womit? Womit? Das war die Frage. Gerd Wübbe grübelte und grübelte, aber an diesem Punkte versagte sein guter Freund, der Grog. Wenn nicht der Himmel ein Einsehen hatte, dann würde der nächste Morgen so anbrechen wie der heutige, die folgenden Morgen würden kommen, mit ihnen wieder Hinrich Wiek, die Gerichtsherren, die Zeugen würden vernommen werden, und wenn er nicht gutwillig unterschrieb, würde das Gericht die um seinen Hals geworfene Schlinge ganz einfach zuziehen.

Aber der Himmel half heutzutage Menschen, die wie er im Druck und Dalles saßen, nicht mehr. Und wie hätte er auch helfen sollen? Das einzige war: wenn er ein solides Gewitter über Langendeich schickte, das mit einem saftigen Blitz in seinen Dachfirst fuhr. Wenn der Himmel ihm günstig gesinnt wäre, so konnte er es heute ganz ohne Mühe tun. An der Kimmung hingen schwarze Wolken, so dick wie Säcke, die Luft war so schwül wie in einem Kuhstall, — und auf dem Dachboden lag die Heuernte von drei großen Wischen. Was hatten die dicknäsigen Herren von der Sparkasse und der Kreditbank gesagt? „Mit Ihrem ausgeschachteten Acker hat Ihr großes Haus nur noch Materialwert, nicht mal Mietwert." Wenn der Himmel mit seinen Blitzen jetzt ein Einsehen hätte, dann würde er ihnen mit Hilfe der Feuerversicherungspolice schon beweisen, wieviel sein Haus wert war. Ganze dreißigtausend Mark war es wert. — Gerd Wübbe schrieb die Ziffer mit den Augen an die Wände, er zählte sie in Form von Zwanzigmarkstücken in goldenen Kreisen um sein Grogglas herum auf den Tisch, er wog die Summe in der Hand, er kaufte für hundert Mark ein Billett nach Amerika und mit den übrigen neunundzwanzigtausendneunhundert Mark eine Farm — oder ein Geschäft oder eine Wirtschaftsbar — oder eine kleine Leibrente — oder irgend etwas anderes. Wie eine glühende, wollüstige Klammer schlang sich diese goldene Vorstellung um sein Gehirn, preßte wie zwei feuchtheiße Riesenhände sein Herz zusammen, rollte wie heißer Branntwein durch die Adern. Unter diesem Zwange streckte er, halb mechanisch, seine Hände nach den schweren, schwarzen Horizontwolken aus, als müsse er sie mit gekrümmten Fingern zusammenballen, heraufziehen können, bis sie als hilfreiche, flammende Gewitter über seinem Dachfirst standen. Aber er ließ die Hände wieder sinken. Ammenmärchen! Mit Menschen in seiner Lage hatten die Himmel kein Einsehen.

Da zogen sich die feuchtheißen Riesenhände stärker um sein Herz zusammen, ein Blutstrom quoll in sein Hirn herauf und flammte hindurch wie ein Blitz: „So sei dein eigener Himmel, Gerd Wübbe!"

Der Blick seiner stieren Augen wurde fest, richtete sich nach innen, malte das Bild weiter. Die Flammen loderten auf, und über ihnen schwang sich aus Qualm und Not ein Vogel mit zwei bunten, papiernen Flügeln, die die Aufschrift „Feuerversicherungspolice" trugen, in die freie Luft. Dieser Vogel flog nach Westen, nach der See zu und trug ein menschliches Gesicht — sein eigenes.

Als die Dunkelheit eingebrochen war, machte sich Gerd Wübbe auf den Heimweg. Aber er ging nicht, er schlich. Er kam auch nicht den Deichweg entlang, er kam — wie damals sein Vater — durchs Feld, die Grabenscheide entlang, zwischen der wie ein gesättigtes Gespenst daliegenden Ziegelei und der zerschachteten Südparzelle hindurch, an der Kate vorbei, wo damals Hinrich Wiek geboren wurde, bis vor seine eigene Hoftür geschlichen, hinter der er an demselben Tage das Weltlicht erblickt hatte. Wie rote Irrlichter leuchteten diese Gedanken für einen Augenblick in seinem Hirn auf, um gleich wieder zu verlöschen: es hatte Schwerwiegenderes zu denken. Er horchte, nichts regte sich. Er klinkte geräuschlos die Tür auf und trat auf die Diele. Die Knechtsstube war dunkel, der Knecht war, wie gewöhnlich, nicht im Hause. Auf der einen Seite schnurpten und scharrten die Pferde, auf der anderen war alles still, die Kühe weideten draußen. Das war gut, die vier Pferde würde er schon allein herausbekommen. Auf der Diele lag eine schwüle, stickige Luft, sie mischte sich mit dem süßlich schweren Duft des frischen Heus. Gerd Wübbe wischte sich mit den Fingern über die Stirn und trocknete sie an seiner Hose, sie waren naß von Schweiß. Auf der Häcksellade stand die Stallaterne mit ihrem zerbrochenen Glase, er zündete sie an und stieg leise die an der Luke lehnende Leiter nach dem Boden hinauf. Da lagen zu beiden Seiten bis zur halben Dachhöhe die Heuvorräte, zwischen ihnen lief ein schmaler, ausgetretener, von den Sohlen glatt polierter Gang. Im Gebälk knisterte die Trockenheit, das Sparrenwerk gähnte und verlor sich über ihm ins Dunkel wie das Gerippe eines riesigen Tieres, über das Reetdach hinweg huschte es vom hinteren bis zum vorderen Giebel wie mit leisen Füßen. Gerd Wübbe maß mit seinem trüben Blick die riesige Entfernung; es war doch gut, daß der Vorderboden nur eine hölzerne, keine steinerne Scheidewand hatte, und daß sein Niklasbruder das vordere Dach nicht mit Pfannen, sondern wieder mit Reet hatte decken lassen.

Gerd Wübbe setzte die Laterne nieder. Jetzt kam das Schwerste. Der endgültige Entschluß zur Tat. Was half es, es mußte sein. Er holte die Zündhölzer aus der Tasche, rieb eins an, es flackerte auf — — er blies es wieder aus.

„Ney, ick kann't nich", murmelte er. „Min eegen Hof kann ick mit min eegene Hand nich ansteeken."

Es war, als ob das zweihundert Jahre alte Wübbesche Hinterhaus auf diesen Augenblick gelauert hätte, wo sein Mörder schwach wurde. Es bekam einen riesigen Leib, Beine, einen Kopf mit Hörnern und glotzenden, drohenden Augen, der sich zum Stoß gegen seinen Herrn vorneigte. Gerd Wübbe schrie auf, schwankte, stürzte auf dem glatten Holzboden und riß im Fallen die Laterne um. Die kollerte an dem Heusaum entlang, die Flamme bleckte heraus, erfaßte das Heu und kletterte und sprang wie mit Katzenfüßen an den Halmen des Heustapels bis zum Sparrenwerk empor, züngelte an ihm hinauf und schoß durch ein Loch im Dach als feurige Garbe in die Nacht hinaus.

Gerd Wübbe sprang mit einem Schreckensschrei auf, die Leiter hinunter, lief nach vorn und schrie durch die Schirmtür ins Flett hinein: „Dat Hus brennt!"

Dann stürzte er, im Nu ernüchtert, zurück, um die Pferde loszuketten.

* * *

Die Flammen wälzten sich in der Luft, die Entsetzensrufe Feuer! Feuer! eilten wie auf Windesflügeln die lange, dunkle Deichzeile entlang, elbabwärts bis nach Moorwisch, elbaufwärts bis nach Jan Achterbrack. Die Sturmglocke läutete, die Spritzen kamen angerasselt, die Schläuche wurden angeschraubt, die Sauger in die Gräben geworfen, Feuereimer flogen von Hand zu Hand; aber was vermögen Spritzen und Feuereimer gegen ein großes, reetgedecktes, knisterdürr getrocknetes, mit Heu und Holzwerk gefülles Bauernhaus? Das rettet man nicht und kann es nicht retten, die Anstrengungen erstreckten sich nur darauf, die benachbarten Gebäude zu schützen und das, was an Menschen, Vieh und Wertgegenständen im Hause ist, herauszuschaffen. So übergossen die Spritzen Tüns Pttifarckens Scheune und Haus sowie die übrigen Nachbargebäude; die Männer, die nicht an den Spritzen arbeiteten, arbeiteten mit Stoßbalken und Feuerhaken, um einen Zugang zu den Räumen des Vorderhauses zu gewinnen. Andere waren nach der Hinterseite geeilt, aber dort war Hilfe nicht nötig. Gerd Wübbe zerrte soeben das letzte, sich heftig sträubende und trotz seiner jämmerlichen Leibesbeschaffenheit wild um sich schlagende Pferd an der Halfterkette über die Schwelle der Hoftür. Aber er gelangte nicht ins Freie; in dem Augenblick, wo er aus der Tür trat, schoß das brennende Dachwalmstück herunter und schlug ihn zu Boden.

Ein Schreckensschrei erscholl: „Wübbe liggt ünner dat brennende Dack!"

Die Männer sprangen hinzu, stießen das lodernde Reet mit Haken zurück, hoben ihn auf und trugen ihn nach dem Deich hinauf. Er lag da wie tot, alle Anstrengungen konnten ihn nicht ins Leben zurückrufen. Er mußte am Qualm oder der heißen Luft erstickt oder innerlich verbrannt sein.

In dem gleichen Augenblick, wo der Walm über ihn herabstürzte, erhoben sich auch am Vorderende des Hauses Schreckensrufe.

„Trina Groot! Trina Groot! — Allbarmherziger Himmel, se bliwt in ehren Stohl sitten! Se steiht nich op! Se mutt verbrennen!"

„Se is beswimelt!" riefen de Leute. „Wenn se nich rutholt ward, mutt se verbrennen!"

Aber wer sollte durch die wie flammende Wogen von dem hohen Dachstuhl herunterschießenden glühenden Reetschauben, die ein Qualm- und Funkenmeer vor sich herschleuderten, in die Wohnstube dringen, um Trina Groot herauszuholen? Es war unmöglich!

Aber es war auch nicht einmal nötig! Trina Groot sah zwar aus, als ob sie lebte: sie saß aufrecht wie ein eichener Baum in ihrem Stuhl, ihre Augen waren geöffnet, in dem Weißen und der Iris spiegelten sich die Flammen, ihre eine Hand hielt mit den großen, knochigen Fingern die Stuhllehne umklammert, die andere war zur Faust geballt und erhoben, als ob sie das Feuer bedrohen wolle, sie nicht zu berühren — oder als ob sie einem anderen Feinde des zerstörten Wübbeschen Hofes einen schrecklichen Fluch entgegenschleudere.

Aber Trina Groot war tot. Der Ruf: „Dat Hus brennt!" hatte sie in ihrem Stuhl getötet, und die drohend erhobene Hand galt dem, der ihn ausgestoßen hatte: ihrem Stiefsohn Gerd, dem letzten Wübbe.

Die Decke zerbrach, durch das Loch sausten die Flammen in die Döns, umgaben sie wie mit einem feurigen Mantel und verzehrten den Leichnam langsam.

So verging Trina Groot wie eine jener altgermanischen Heldengestalten, die sich auf ihrem Schiff vom Feuer verzehren ließen und mit ihm in die Tiefe sanken.

Von Bergstädt her kam im Galopp die Feuerwehr angesprengt, die das Telephon zu Hilfe gerufen hatte, und von Moorwisch kam Harm Maak herbeigeeilt. Er hatte einen schweren Tag, eine böse Auseinandersetzung mit seiner Mutter hinter sich, die heute zur Witwe geworden und durch Testament statt seiner als Hoferbin eingesetzt war. Das war ein böser Streich, den der alte Christopher Maak ihm gespielt hatte: Maak war außer sich, als er das Testament gelesen hatte, und drohte seiner Mutter mit Anfechtung.

„Daran bist du selbst schuld, Harm," hatte Mine Maak, geborene Behrens, erwidert, „warum bist du nicht in Moorwisch geblieben, und warum hast du dich so gut wie gar nicht um den alten Mann gekümmert?! Und anfechten? Mein Junge, das gibt's nicht. Du bist bloß Adoptivkind, vergiß das nicht. Maak konnte testieren, wie er wollte, vergiß das nicht und behalte wegen ‚Anfechtung' deine Pfeifen im Sack, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Ich bin einundfünfzig Jahre alt, genau wie deine geliebte Ilsabe Popp, und wenn ich will, kann ich mir für meinen alten Knast jetzt jeden Tag einen jungen Mann freien! Was hast du dann?"

Das waren tödlich bittere Worte gewesen. Als er nun hörte, der Wübbesche Hof stehe in Flammen, kam ein Gefühl der Erleichterung über ihn. Wenn das Haus, wie es bei strohgedeckten Gebäuden die Regel war, völlig abbrannte, mußte die Versicherungsgesellschaft dreißigtausend Mark bar auf den Tisch legen. Und daß Gerd Wübbe nicht bei Nacht und Nebel mit dem Geld über den Deich ging, davor wollte er schon aufpassen. Erwünschter konnte ihm im Grunde gar nichts kommen, als daß das große, für ihn ganz wertlose Haus vom Grundstück wegbrannte und als bare Summe in seinen Geldschrank hineinspazierte. So wurde es schließlich ein unglücklicher Tag mit einem glücklichen Schluß!

Er traf Gerd Wübbe im Nachbarhaus, Bergstädter Feuerwehrleute waren um ihn bemüht, hatten ihm einen Wiekschen Sauerstoffrespirator über den Kopf gezogen und machten Wiederbelebungsversuche. Sie wurden von Erfolg gekrönt. Gerd Wübbe schlug die Augen auf, und als er wieder völlig bei Sinnen war, kam Maak sogleich mit seiner Forderung: er verlange die Versicherungsumme als Deckung für seine gefährdete Hypothekenschuld.

„Du bist wohl verrückt, Maak", sagte Wübbe. „Du hast mich ruiniert, jetzt kommt so ein schönes Feuer und hilft mir wieder auf die Beine mit dreißigtausend Mark. Die soll ich dir in den Rachen werfen? Du kannst deine Hypotheken so viel kündigen, wie du willst, kannst dir meinethalben gleich in dem Brandschutt ein Bett aufschlagen lassen, die dreißigtausend Mark kriegst du nicht. Eher hack ich mir die rechte Hand ab, ehe ich dir die zuschreiben lasse."

„Das wollen wir sehen!" rief Maak wütend und verließ das Haus.

„Ja, das wollen wir sehen!" rief Wübbe ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 30. September 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

19. September.

Südöstlich von Hatszeg (Hötzing) werden die Rumänen über Merisor gegen Petroseny zurückgeworfen.

Die Russen setzen in der Bukowina ihre Angriffe fort. Beiderseits von Dorna Watra kämpfen auch rumänische Heeresteile mit. Oesterreichisch-ungarische und deutsche Truppen schlagen alle stellenweise von stärkstem Geschützfeuer eingeleiteten Anstürme der Feinde zurück.

20. September.

Westlich von Luck gegenüber den Truppen des Generals von der Marwitz brechen russische Angriffe in starken Wellen vor und scheitern wiederum unter größten Verlusten.

Die Rumänen sind über den Szurduk-Paß zurückgeworfen.

In der Dobrudscha spielen sich heftige wechselvolle Kämpfe ab. Mit eiligst herangeführten Verstärkungen leistet der Feind in seiner Stellung den zähesten Widerstand.

21. September.

Westlich von Luck setzt die russische Garde zusammen mit anderen starken Kräften die Angriffe gegen die Truppen des Generals von der Marwitz fort. Bei Korytnica ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Im übrigen ist auf der 20 Kilometer breiten Front der oft wiederholte Ansturm vollkommen und unter abermals blutigen Verlusten gescheitert.

In den Karpathen hat auch gestern der Feind seine heftigen Angriffe wiederholt. Abgesehen von örtlichen Erfolgen in der Gegend des Pantyr-Passes und im Tatarca-Abschnitt (nordöstlich von Kirlibaba) wird er überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Die Grenzhöhen beiderseits des Vulkan-Passes in Siebenbürgen sind von uns besetzt.

Der Kampf in der Dobrudscha wird zum Stehen gebracht.

22. September.

Die Angriffstätigkeit der Russen in den Karpathen läßt etwas nach. Nördlich von Dorna Watra, südwestlich des Gestüts Luczina und im Gebiet der Ludowa werden feindliche Vorstöße abgewehrt.

In der südlichen Adria wird das französische Unterseeboot „Foucault" von einem Seeflugzeug, Führer Fregattenleutnant Celezeny, Beobachter Fregattenleutnant Freiherr von Klimburg, durch Bombentreffer versenkt, die gesamte Bemannung, zwei Offiziere und siebenundzwanzig Mann, viele davon in ertrinkendem Zustand, von diesem und einem zweiten Flugzeug gerettet und gefangengenommen.

23. September.

Nördlich der Somme beginnt die Schlacht von neuem. Nach dauernder Steigerung des Artilleriefeuers greifen die Franzosen die Linie Combles—Rancourt an. Sie haben keinen Erfolg; ebensowenig die Engländer, die bei Courcelette vorzubrechen versuchen. —

Beiderseits von Hermannstadt (Nagy Szeben) greifen etwa 2 rumänische Divisionen an. Sie werden unter sehr erheblichen Verlusten abgewiesen.

Der Vulkan-Paß ist von uns genommen und gegen feindliche Wiedereroberungsversuche behauptet.

In der Dobrudscha werden rumänische Vorstöße in der Nähe der Donau und südwestlich von Topraisar abgeschlagen.

24. September.

Die Dauerschlacht an der Somme ist wieder in vollem Gange. Der Artilleriekampf ist zwischen der Ancre und der Somme von selten erreichter Heftigkeit. Nächtliche feindliche Vorstöße bei Courcelette, Rancourt und Bouchavesnes mißlingen.

Auf der ganzen Front rege Fliegertätigkeit. Wir schießen 24 Flugzeuge ab, davon 20 an der Somme. Unser Verlust beträgt 6 Flugzeuge.

In der Nacht zum 24. September belegen mehrere Marineluftschiffgeschwader London und militärisch wichtige Plätze am Humber und in den mittleren Grafschaften Englands, darunter Nottingham und Sheffield, ausgiebig mit Bomben. Zwei Luftschiffe sind dem feindlichen Abwehrfeuer über London zum Opfer gefallen, alle übrigen kehren unbeschädigt zurück.

25. September.

Der gewaltige Artilleriekampf zwischen Ancre und Somme dauert an. Feindliche Teilvorstöße gegen den Abschnitt Combles—Rancourt und bei Bouchavesnes mißlingen.

Zwischen der Zlota Lipa und der Narajowka greifen die Russen vergebens die Stellungen der türkischen Truppen an.

Rumänische Vorstöße zwischen dem Szurduk- und Vulkan-Paß scheitern. Die Festung Bukarest wird durch eins unserer Luftschiffe bombardiert.

Tätigkeit und Ziele der Reichsfleischstelle.

Von R. Kindler.

Die Bitte ums „tägliche Brot" hat im Kriege einen tieferen, ernsteren Klang erhalten. Es heißt jetzt nicht nur täglich Brot, sondern auch täglich Fleisch und Fett. Was an Getreide alle Jahre neu zuwächst, dürfen wir auch verbrauchen. Beim Vieh hingegen genügten bisher die Erzeugungsüberschüsse nicht für den Verzehr. Das Ausland wurde im Frieden für die Futterversorgung in zunehmendem Maß herangezogen. Im Kriege vermehrte sich trotz Fortfall der Zufuhren der Verbrauch an Fleisch. Im Laufe des ersten Kriegsjahres hatte sich der deutsche Schweinebestand etwa um ein Drittel der Vorkriegzeit vermindert, während die Schlachtungen von Rindern im Jahre 1915 um rund 40 v. H. zunahmen. Futternot und gesteigerte Nachfrage nach Fleisch, die zu einem erheblichen Teil durch den Heeresbedarf bedingt wurde, förderten die Hergabe von Kühen zu Schlachtungen in außerordentlicher Weise.

Wenn nicht der Wiederaufbau des Viehbestandes nach dem Kriege ernstlich in Frage gestellt werden sollte, war die staatliche Bewirtschaftung des Viehstapels nötig.

Da wurden zunächst im Februar d. Js. die Viehhandelsverbände gegründet, welche (im allgemeinen provinzweise) die Beschaffung und den Absatz des lebenden Viehes übernahmen. Sie bestimmten vor allem auch die Preise. So war dem wilden Treiben auf den Märkten Einhalt geboten. Nur galt es noch den Verbrauch zu regeln. Diese Aufgabe übernahm die Reichsfleischstelle; mit vollem Titel: „Reichsstelle für die Versorgung mit Vieh und Fleisch". Ein inhaltreiches Wort in jetziger Zeit: „Versorgung!" Muß doch zwei sich widerstrebenden Zwecken genügt werden, nämlich der möglichst auskömmlichen Überweisung von Fleisch an die Bevölkerung, aber auch der Erhaltung des Viehstandes für kommende Zeiten.

Die Reichsfleischstelle mußte also die Schlachtungen auf jenes Maß beschränken, welches durch das nachgerade dringend erforderlich gewordene Haushalten mit den Viehbeständen gegeben war. Hierzu ermittelte sie, vom Durchschnitt der „gewerblichen" Schlachtungen aus den Jahren 1911—15 ausgehend, die für die einzelnen Kommunalverbände (Stadt- und Landkreise) zulässigen Schlachtungen nach der Stückzahl an Vieh und schrieb in Preußen den Viehhandelsverbänden, in den anderen Bundesstaaten den Landeszentralbehörden vor, welche Viehmengen sie innerhalb ihrer Gebiete aufzubringen und wohin sie die aufgebrachten Tiere zu liefern hätten. Vieharme Provinzen bzw. Bundesstaaten („Zuschußgebiete") erhalten Lieferungen von außerhalb durch einen oder mehrere Viehhandelsverbände, während die „Überschußgebiete" neben ihrer eigenen Versorgung für die Belieferung des Heeres und der Zuschußgebiete aufzukommen haben.

Zunächst hatte die Reichsfleischstelle der Ermittelung der zulässigen Schlachtungen die damals schon nicht mehr stichhaltige Viehzählung vom 1. Dezember 1915 zugrunde legen müssen. Seither wird die Verteilung nach dem Ergebnis der fortan öfter wiederholten Zählungen jedesmal neu geregelt. Dies geschieht durch den Vorstand mit der Zustimmung des „Beirats", einer aus Vertretern aller Interessentenkreise gebildeten Körperschaft.

Den wechselvollen Verhältnissen auf seiten der tierischen Erzeugung steht auf seiten des Konsums die Ungleichheit des Bedarfs gegenüber. Industriezentren, Schwerarbeiter, überhaupt Großstädte müssen besonders berücksichtigt werden. Um diesen Unterschieden Rechnung zu tragen und die lokalen Ausgleiche noch besser zu ermöglichen, hat die Reichsfleischstelle das bei der ersten Verteilung angewandte Verfahren dahin geändert, daß sie die Unterverteilung auf die Kommunalverbände seither nicht wieder selbst vornahm, sondern den Regierungs- bzw. Oberpräsidenten überließ. Auch geht sie nur noch von dem Schlachtungsdurchschnitt der Jahre 1911—1913 aus, weil die Jahre 1914 und 1915 zu unregelmäßige Verhältnisse zeigten.

Das beherrschende Ziel ist in der Zuweisung einer bestimmten Fleischmenge an jeden Bewohner gegeben. Doch der Viehstand ändert seine Abgabefähigkeit mit jeder Jahreszeit. Die Haltung von Viehvorräten an den Verteilungzentren für Ausgleiche wäre sehr unwirtschaftlich und zurzeit, wo es kaum gelingt, den laufenden Bedarf aufzubringen, gar nicht durchführbar. Die Verhältnisse sind also wesentlich andere als beim Brot. Weidegebiete können und wollen im Herbste vermehrte Mengen Vieh liefern, während das natürliche Angebot der auf Brennereibetrieb und Zuckerrübenbau aufgebauten Stallmastwirtschaften erst im Laufe des Winters beginnt. Darum plant die Reichsfleischstelle, den einzelnen Gebieten Jahresmengen vorzuschreiben und den Unterstellen die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch Belastung und Befreiung einzelner Gegenden nach ihrer wechselnden Leistungsfähigkeit zu überlassen, ein Verfahren, welches der Zentral-Viehhandelsverband durch seine Provinzialverbände für Preußen schon zur Anwendung gebracht hat.

Erfahrung und statistische Unterlagen fehlten am Anfang der Versorgungsregelung so gut wie vollständig. Während nun erst durch Zählungen und Aufstellung von Viehkatastern über das schlachtfähige Vieh usw. die unerläßlichen Unterlagen geschafft werden, geht man notgedrungen gleichsam tastend vorwärts, um die Maßnahmen und den Verteilungschlüssel zu verfeinern. Noch gibt keine Erhebung über die Bevölkerung die wirklich genauen Zahlen der hausschlachtenden „Selbstversorger" einerseits (denen das Fleisch rationiert, nicht aber Vieh zugeteilt wird) und der „versorgungsberechtigten Bevölkerung" anderseits (die eben durch die Verteilung bedacht werden muß). Die Einführung der Reichsfleischkarte, durch welche die zulässige Höchstmenge auf 250 g festgesetzt wird, bedeutet neben der Vereinheitlichung des Verbrauchs auch einen wichtigen verteilungstechnischen Fortschritt: Nun erst wird — im Gegensatz zu aller bisherigen Statistik — die Zahl der Hausschlachter („Selbstversorger") einwandfrei berücksichtigt werden können, da nach Inkrafttreten der Reichskarte von den Kommunalverwaltungen Listen über die Hausschlachtungen und sämtliches auf sie anzurechnende Fleisch geführt werden müssen. Man wird auf diese Weise die Zahl der Personen, welchen Vieh bzw. Fleisch zuzuteilen ist, genau kennen und so dem Ziele, die Belieferung der Versorgungsgebiete nach dem Gewichte vornehmen zu können, ein gut Stück näher kommen. Für Groß-Berlin, wo das gelieferte Vieh ohnehin an einer Zentralstelle zusammenströmen muß und gewisse Voraussetzungen für eine Überweisung nach Gewicht, wie z. B. große Stallungen, Wiegevorrichtungen, Kühlhallen usw., vorhanden sind, soll der Versuch solcher Versorgung nach dem Kilogramm Fleisch bald beginnen.

Die Zuweisung einer bestimmten Anspruchsmenge an einen jeden Bewohner ohne Rücksicht darauf, daß in normaler Zeit der Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung in den einzelnen Gebieten und Städten sehr verschieden war, würde eine Heraufsetzung der jetzigen Höchstgrenze schwerlich zulassen. Freilich liegt auch diese schon nicht unerheblich unter den Mengen, an welche sich die Bevölkerung Deutschlands vor dem Kriege gewöhnt hatte; aber sie entspricht doch immer noch einem Fleischgenuß, mit welchem unsere Väter und Großväter bei schwerer Arbeit auskamen. Eine dauernde Beibehaltung der jetzt nötig gewordenen Beschränkung der Fleischnahrung wäre wohl keinesfalls wünschenswert. Darum ist die Sicherung des zukünftigen Bedarfs ebenfalls ein Zweck der jetzigen Maßnahmen; denn das Land, welches die wirkliche Fleischnot hereinließ, hat sich auch die Teuerung zum einliegenden Gaste geladen. Leere Ställe und Weiden — schlechte Versorgung und teures Leben!



Für Jan Maat!

(Zum Opfertag am 1. Oktober) von Rudolf Herzog.

Der Herbststurm fährt über See und Sand,
Und der Himmel ist grau wie das Meer.
Eiskalte Nebel zersprühen am Strand . . .
Wo endet das Wasser, wo endet das Land?
Wohin, Jan Maat, und woher?

Jan Maat, der wirbelt das Steuerrad,
Fragt nicht, ob der Frühling verrann,
Ob der Sommer verblaßt und die Winternacht naht,
Ob salzig die See und ob blutig das Bad:
An England denkt der Mann.

Nur das eine Wort und den einen Schwur
Am Kessel, am Ruder, am Rohr,
Wo ein Kiel auf rollender Wogenflur,
Wo im Dünensand die letzte Spur
Der Schildwacht sich verlor.

Nur den einen Schwur und das eine Wort,
Wo am Himmel, von Wolken umtürmt,
Das Luftgeschwader, Blaujacken an Bord,
Wo in Meerestiefen, Kurs West und Nord,
Vorwärts das Tauchboot stürmt.

An England, an England, bei Tag und Nacht . . .
Und es summt über Bug und Back
Von Santa Marias blutiger Pracht
Das Lied und das Lied von der Falklandschlacht,
Und der Sang vom Skagerrak.

An England, an England, bei Fluch und Gebet,
An England, Führer und Mann . . .
Das ist das Wort, das im Mund nicht vergeht,
Das ist der Schwur, den kein Sturmwind verweht,
Bis Deutschland atmen kann.

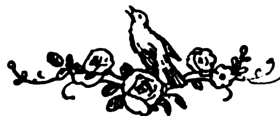
Der Herbststurm fährt über See und Sand,
Und der Himmel ist grau wie das Meer —
Jan Maat, du stehst in des Herrgotts Hand,
Jan Maat, Jan Maat, und das Vaterland
Streckt auch seine Hände her.

Dir ist kein Opfer an Leben und Blut
Zu schwer für den heiligen Zorn.
Wir ballen die Fäuste in blinder Wut —
Mit den Fäusten hinein in Hab und Gut!
Und tragt es den Tapfern nach vorn!

Du sollst nicht hungern und dürsten, Jan Maat
Als nach dem einen allein.
Nimm, nimm, und spült dich der Tod ans Gestad,
So steht dir dein Volk, dein Volk, Kamerad,
Für Weib und Waisen ein.

Wo wäre der Mann in Deutschlands Gaun
Und die Frau und Kind und Knecht,
Den die Scham nicht schlüg', müßt zu Boden er schaun,
Der nicht in Gott- und Heldenvertraun
Für euch sein Opfer brächt'.

England, ahoi! Und die Salve kracht
Und die Wogen schlingen das Wrack.
Wir singen das Lied von Flanderns Wacht,
Von der Santa Maria-, der Falkland-Schlacht,
Und den Sang vom Skagerrak.



Unser Land hat größere Nahrungskrisen überwunden. Aus dem Elend der Hungersnot von 1772 schöpfte Preußen die Kraft seiner wirtschaftlichen Erhebung. Erst nach den schweren Erfahrungen, welche sie brachte, war es dem großen König möglich, in der Kartoffel den deutschen Nahrungsrückhalt zu schaffen. Wo wären wir heute ohne den furchtbaren Hunger von damals? Dann kamen noch die schweren Kriegsjahre des vorigen Jahrhunderts. Sie vernichteten den deutschen Viehstand und ließen uns in dem Daniederliegen des wirtschaftlichen Lebens eine warnende Lehre. Wir hatten das allzusehr vergessen. Und doch war es die Sorge der Besten und Größten von denen, die es erlebten. Welche Volkstragik spricht zu uns mit einem Mal aus den bisher kaum beachteten Worten, die Goethe im Faust den „Marschalk" zum Kaiser sagen läßt:

„Die speisen Jahr um Jahr voraus,
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
und auf den Tisch kommt vorgegessen Brot."

Mephisto, der Menschen und Dingen nicht gern ins Gesicht sieht, nannte das „Bürger-Nahrungsgraus". Soweit ist es bei uns gewiß nicht und wird es auch nicht kommen. Aber das Wort vom vorgegessen Brot würde wahr sein, wenn nicht in Deutschland auch der Wille zum wirtschaftlichen Siege gesiegt hätte.

Wie erhalten wir die „Tradition" in der Armee?

Von Felix Neumann, Hauptmann im Stellv. Generalstab der Armee.

Wie eine Sturmflut ist der Weltkrieg über die Völker dahingebraust, sie hat alte Überlieferungen entwurzelt, ehrwürdige Gebräuche beseitigt, vieles, was uns unzerstörbar dünkte, verschüttet, und mit brutaler Faust schrieb die neue Zeit auch neue Gesetze in die ehernen Tafeln der Geschichte der lebenden Geschlechter!

Wir haben uns allmählich so daran gewöhnt, täglich neue Eindrücke und Geschehnisse auf uns einstürmen zu lassen, daß wir gar nicht mehr zu hoffen wagen, jene alten, hinter uns liegenden Zeiten, auf die wir schalten, als sie da waren, und die uns nun, wo sie versanken, lieb geworden sind, könnten je wieder in ursprünglicher Gestalt erscheinen. Wir haben uns mit dem Gedanken abgefunden, daß die Jahre 1914—1917 die Scheide bilden, von wo an mit einer neuen Zeitrechnung die Menschheit in verjüngte Bahnen einlenkt, und wir wissen, daß es eben nicht anders sein kann. Trotzdem halten wir jetzt schon Umschau, um aus den Trümmern des Gewesenen, des durch brutale Notwendigkeiten Zerstörten die Überreste zu sammeln, auf daß aus ihnen ein würdiger Neubau erstehe.

Unsere heutige Betrachtung gilt ausschließlich der Armee; ihr, der es gelang, einer vielfachen Übermacht standzuhalten, unsere Provinzen vor räuberischem Einfall zu schützen und, weit in Feindesland eindringend, den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln.

Dieser Aufgabe konnte sie nur gewachsen sein, wenn sie die Überlieferungen vergangener Jahrhunderte treulich pflegte, den Geist nicht untergehen ließ, der ihr im Schlachtendonner von Fehrbellin, Hohenfriedberg, Leuthen, Leipzig, Düppel, Königgrätz und Sedan voranschwebte, in der Erfüllung ihrer Pflicht gegen Vaterland und Kriegsherrn ihre vornehmste Aufgabe sah.

Jedes Regiment in unserer Armee hat seine Geschichte, die je nach der Länge des Bestehens mehr oder weniger reich an ruhmvoller Vergangenheit ist. Aber selbst die Truppenteile, die erst in den letzten Jahrzehnten gelegentlich der verschiedenen Heeresvermehrungen entstanden, pflegten die Überlieferung sorgsam.

Die Tradition jedoch knüpft sich keineswegs nur an Geschehnisse, sie heftet sich auch an die Persönlichkeiten, und bei dem allmählichen Wechsel, den ein Regiment durchmacht, gibt es auch eine ungeschriebene Chronik, die an Wert wahrlich nicht hinter der „offiziellen Regimentsgeschichte" zurücksteht.

Welcher Offizier erinnerte sich nicht zahlreicher Namen ehemaliger Angehöriger des Regiments, die er persönlich nie kennen lernte, deren Bild aber dennoch leibhaftig vor seinen Augen steht, weil in tausend Schnurren und Mären die trefflichen Eigenschaften dieser Vorbilder und Originale weitererzählt wurden.

Unsere besten Heldenlieder und Bardengesänge aus jener Zeit, da man die Schreibkunst nur in den Klöstern oder an den Höfen pflegte, wurden von Mund zu Mund weitergetragen und in spätere Epochen gerettet, wo man Zeit fand, sie zu sammeln und dem Volke zu erhalten.

Man kann eigentlich sagen, daß nicht nur das Offizier- und Unteroffizierkorps eine ungeschriebene Chronik besaß, nein, fast jede Kompagnie hatte ihre Tradition, die sich in manchen Eigenarten, der Auswahl der zu singenden Lieder u. a. m. äußerte und unverwüstlich schien. Dieser reich bestellte Acker, aus dem alljährlich neue Frucht sproß und unsere Armee nicht arm werden ließ an Kasernenpoesie und fröhlichem Humor, ist von dem Schutt ungeheurer, noch nie dagewesener Umwälzungen bedeckt worden, und zweifelnd und besorgt legen wir uns die ernste Frage vor, ob es je möglich sein wird, die zerrissenen Verbände wieder mosaikartig zusammenzusetzen, damit uns das Bild der zwar neuen, aber doch im besten Sinn alten Armee wieder vor Augen steht? Wir glauben sie fröhlich bejahen zu können, wenn alle Kräfte an dem Werk des Wiederaufbaues arbeiten.

Grausige Ernte hat der Tod gehalten! Unzählige Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ruhen in den Gräbern in Feindesland, und wenn wir unsere Truppenteile mit Familien vergleichen, so ist keine, die nicht den Verlust zahlreicher Teurer zu beklagen hätte. Aber auch die riesigen Neuformationen haben alle Glieder auseinandergerissen. Es gibt vermutlich eine ganze Anzahl Regimenter, wo auch nicht mehr ein einziges Mitglied an seinem alten Platze steht, sondern an anderen Stellen außerhalb Verwendung fand. Die Nummern auf den Achselklappen sind zu einer märchenhaften Höhe emporgeschnellt, und die dreistelligen Zahlen haben die anderen weit überholt. Schon in den ersten Tagen der Mobilmachung traten umwälzende Veränderungen durch die zahlreichen Abgaben an Neuformationen ein, wo aber doch noch ein gewisser Zusammenhalt blieb, da räumte die lange Kriegzeit damit auf.

Wie wird es nun nach dem Krieg werden?

Allen alten Soldaten blutet das Herz, wenn sie daran denken, daß in kommender Zeit von den schönen Friedens-Regimentern vielleicht nur noch die äußeren Abzeichen geblieben sind, sonst aber eine ganz neue Generation in die trauten Räume der Garnison einzieht, eine Generation, die erst wieder daran gehen muß, warm zu werden in den veränderten Verhältnissen, um bildlich ein neues Haus von Grund auf zu bauen.

Zur Beruhigung können wir heute schon sagen, daß diese Besorgnisse zum größten Teil unbegründet sind. Wo allerdings der Tod mit breiter Sense Furchen zog, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als das Gedächtnis an die Braven wie ein köstliches Vermächtnis im Schrein der Regimentsgeschichte aufzubewahren; die aber, die noch „atmen im rosigen Licht", werden in besonderem Maße berufen werden, am Wiederaufbau der Truppenteile mitzuwirken.

Schon spricht man davon, daß der Kaiser angeordnet hat, daß nach Rückkehr in die Friedensverhältnisse die Offiziere möglichst wieder in die alten Standorte zurückkehren sollen, soweit das die inzwischen eingetretenen militärischen Gradveränderungen gestatten. Dieser Entschluß würde das Fundament bilden, auf dem wir die Tradition neu schaffen, damit sie uns nicht als Opfer des Krieges verloren geht.

Man kann also damit rechnen, daß überall ein fester Stamm von Offizieren und wohl auch Unteroffizieren in die ehemaligen Garnisonen zurückkehrt und alsbald die locker gewordenen Beziehungen wieder aufnimmt. Neben zahlreichen Leutnants, Oberleutnants und Hauptleuten dürfte es sich hier und da auch um Stabsoffiziere handeln, die dann dem neuen Gefüge den nötigen Rückhalt verleihen.

Aber es wird noch mehr zu tun geben. Es wird notwendig sein, die jetzt zahlreich daniederliegenden Vereine „ehemaliger Xer" wieder zu frischem Leben zu erwecken, und ganz besonders gilt es, die Kriegsteilnehmer zu sammeln, die im Krieg neu geschaffenen Truppenteilen angehörten, und die durch Auflösung dieser Verbände sozusagen heimatlos wurden.

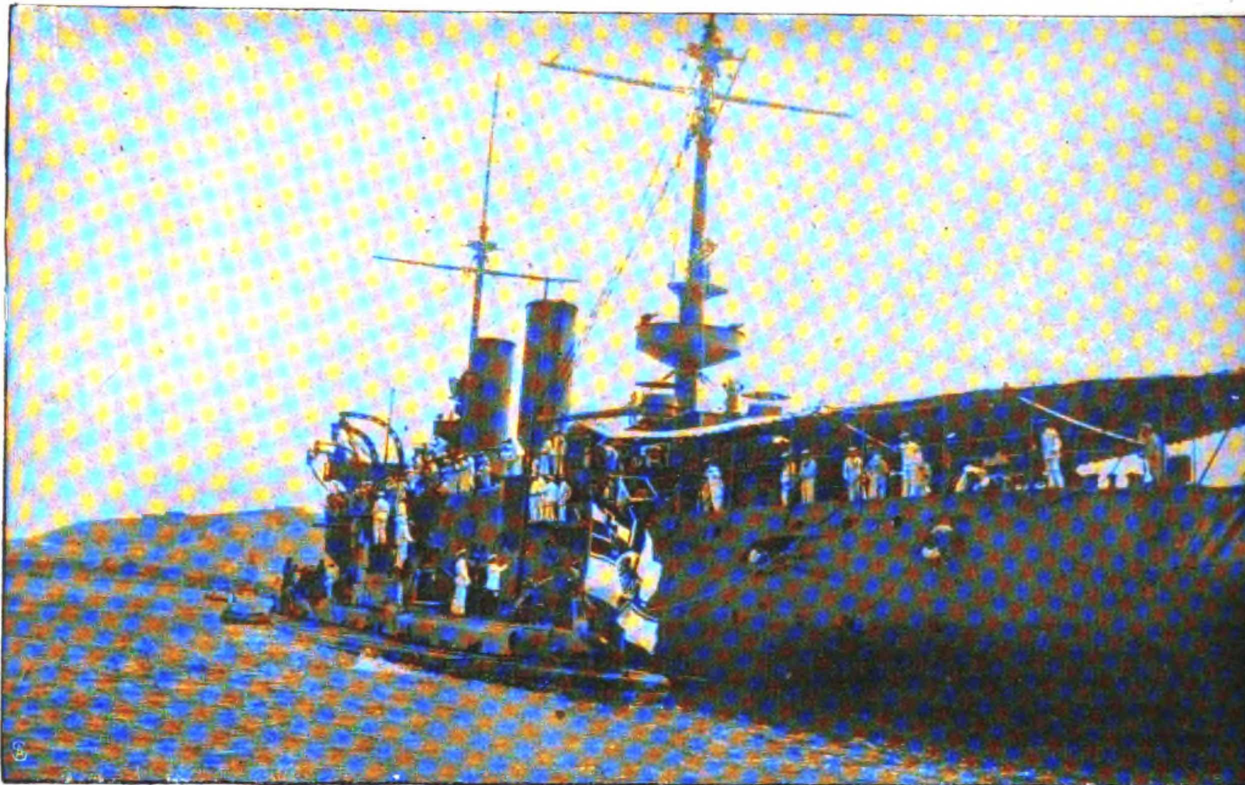
Ganz besonders müssen es sich unsere alten, inaktiven Offiziere, die auch über genügend Zeit verfügen und meist feste Wohnsitze haben, angelegen sein lassen, organisatorisch mitzuwirken und die zahlreichen Fäden der Zusammengehörigkeit frisch zu knüpfen, die der Krieg zerrissen hat. Wir müssen den tiefen Schnitt, den die Kriegsjahre in die Geschichte der Truppenteile tat, überbrücken und das Neue fest an das Gewesene anschließen.

Die Überlieferung in Chronik und Schrift ist ja ein Erbe, das nie verloren gehen kann, wir schätzen aber die Tradition durch die Persönlichkeiten nicht minder hoch ein, und darum ist die Wiederherstellung der Truppenteile, so wie sie im Frieden waren, nach Möglichkeit dringend erwünscht. Das Offizierkorps ist in erster Linie als Hauptbestandteil des Regiments der Träger und Fortpflanzer der Überlieferung. Für einige Jahre wenigstens muß es in seiner Struktur die charakteristischen Erscheinungen der alten Zeit aufweisen, bis sich der ganz junge Nachwuchs eingelebt hat.

Man stelle sich die Räume eines Offizierkasinos, wo jedes Bild, jedes Ehrengeschenk von der Anhänglichkeit alter Kameraden erzählt, von einem ganz neuen Offizierkorps bevölkert vor, das ohne jede Fühlung mit den Hausgeistern der Vergangenheit ist. Ein wertvolles Stück bester Tradition müßte dann zugrunde gehen und wäre erst allmählich neu zu schaffen. Wie wir schon betonten, scheint die Absicht zu bestehen, hier helfend einzugreifen, und die Armee würde für diese Fürsorge, die gewiß nicht leicht durchzuführen ist und Opfer auf vielen Seiten erheischt, von Herzen dankbar sein.

Wann wir später einmal wieder vor schwere Prüfungen gestellt werden und unser Heer abermals in der Feuerlinie sehen, das vermag kein Mensch vorauszu-

Die Kriegsanleihe ist die Waffe der Daheimgebliebenen!



U. 35 längsseit des spanischen Kreuzers Catalonia in Cartagena.

sehen, und gerade der jetzige Augenblick erscheint ungeeigneter denn je, darüber zu orakeln.

Die Erbitterung aber, mit der unsere Feinde über uns herfielen, hat auch denen die Augen geöffnet, die vom ewigen Völkerfrieden glaubten träumen zu können. Wir wissen daher genau, daß diese Feuertaufe gewißlich nicht die letzte war, die unserer Nation harrt. Wohl können wir uns auf Menschenalter hinaus vor einer Wiederholung der Kriegsgreuel durch einen ehrenvollen Frieden schützen, lebensfähig aber wird das deutsche Volk nur so lange bleiben, wie seine stahlbewehrten Legionen schützend an den Reichsgrenzen stehen.

Rom brach zusammen, als an Stelle der einstigen, ruhmgekrönten Heere käufliche Söldnerscharen traten und die Überlieferung zugrunde ging. Auch wir können unser Heer nur frisch und widerstandsfähig erhalten, wenn wir die Kleinarbeit bei der Pflege der Tradition besonders im Auge behalten.

Der „Tote Buchstabe" wird immer hinter dem Glanz der Persönlichkeit zurückstehen müssen, die in liebenswerten Einzelzügen Mitlebenden und Späterkommenden vertraut bleibt und zur Nacheiferung anspornt.

Welch eine Fülle von Anknüpfung boten bisher die Kriegsjahre, welch ein Strom von treuer Kameradschaft und Aufopferungsfähigkeit hat den Boden neu befruchtet, auf dem unser Volksheer, ständig an Größe zunehmend, in seine Riesenaufgaben hineingewachsen ist.

Welch eine köstliche Arbeit wird es sein, nach dem Feldzuge aus diesem Born zu schöpfen und allen, die im glühheißen Schlachtenbrand standen, den Labetrunk edler Erinnerung zu reichen.

Darum schon, damit keine Kräfte brachliegen und dem Werke verloren gehen, wäre es zu wünschen, daß die Offizier- und Unteroffizierkorps der ruhmgekrönten Stammregimenter uns wenigstens teilweise erhalten bleiben als Säulen, die aus großer Zeit in die spätere nüchterne Gegenwart hineinragen! —



Ein Bad im freien Mittelmeer.

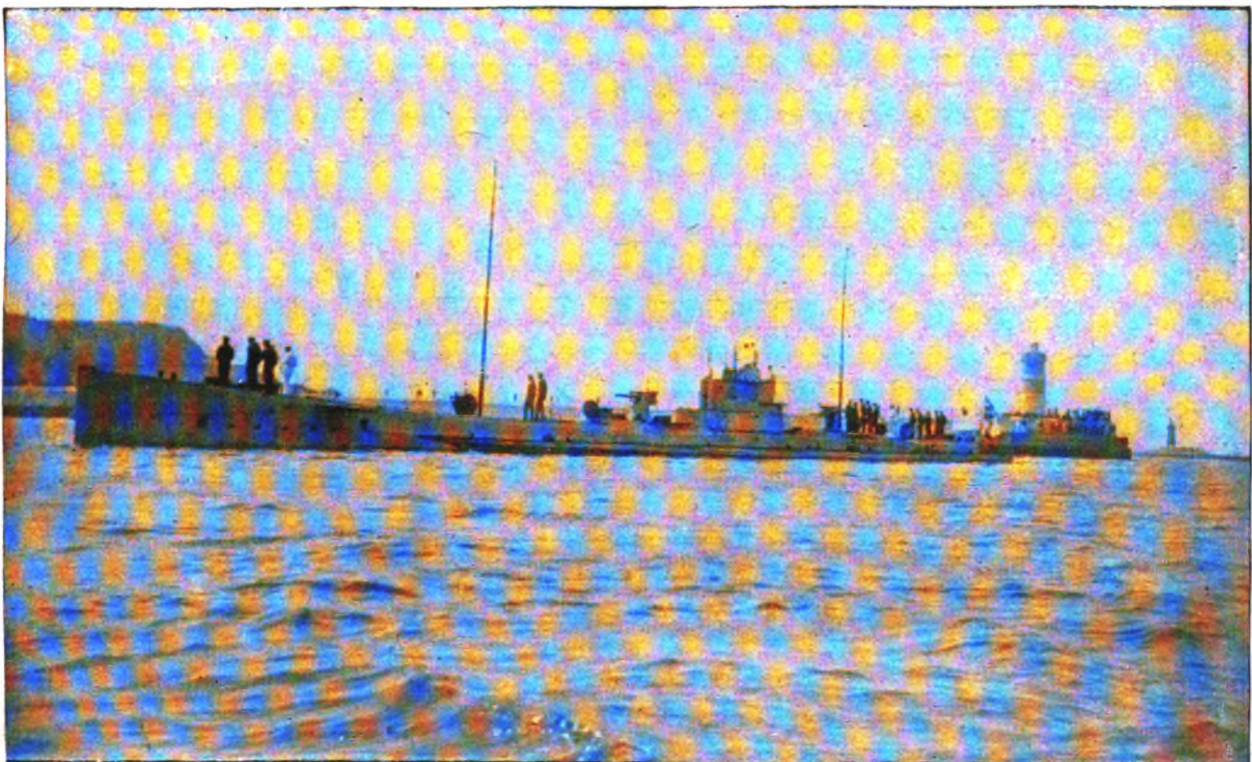
U. 35 im Mittelmeer und in Cartagena.



Der französische Dampfer „Herault" vorm Versinken.
Das Schiff hatte als Decksladung leere Fässer.



Anhalten einer italienischen Bark durch das U.-Boot.



U. 35 läuft in Cartagena ein.

U. 35 im Mittelmeer und in Cartagena.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Die verflossene Woche begann mit der Meldung einer schweren russischen Niederlage. In Wolhynien und Galizien wurde ein mit starken Mitteln eingesetzter russischer Angriff unternommen. Die grenzenlose Aufopferung von Menschenmaterial in größtem russischem Stile führte nur zu neuer schwerer Vernichtung, ohne dem Gegner Vorteile zu gewähren.

Zwischen Sereth und Strypa im Norden von Zborow verbluteten derartige Massenangriffe, und die ganze barbarische Grausamkeit und Nichtachtung von Menschenwert und Kampfmitteln kehrte die Schärfe gegen ihre eigenen Urheber.

Dasselbe wurde von der Strecke Zaturcy—Pustomyty im Bereiche von Luck gemeldet, dasselbe nördlich von Stanislau. Und gleichzeitig richteten die Rückschläge gegen die russischen Anstrengungen an der Ludowa im Karpathengebiet und an verschiedenen anderen Punkten der russischen Front Verheerungen an. In den Kämpfen westlich von Luck kamen die vorbrechenden russischen Angriffe nicht einmal über unser Sperrfeuer hinaus.

Natürlich bieten diese und die anderen Kämpfe an der Ostfront im einzelnen und kleinen wechselnde Bilder. Natürlich haben auch die Gegner Gelegenheit, von Teilerfolgen, tatsächlich aber nur in kleinem Maßstabe, zu berichten, und man weiß ja, wie diese Berichte übertreiben. Während unsere Oberste Heeresleitung in ihrer knappen Kürze sachlich und schlicht die Ereignisse verzeichnet, können die Gegner und wollen auch gar nicht sich frei machen von der prahlerischen Übertreibung und bewußten Berechnung auf den Schein.

Unsere Ostfront ist in steter lebendiger Bewegung. Die zähe Starrheit, wie sie im Westen herrscht, gibt es dort nicht. Daran müssen wir uns stets erinnern und, wenn wir den Einzelberichten über die Kämpfe an der Ostfront folgen, nicht vergessen, daß die bewegliche Front stellenweise elastisch ausweicht. So und nicht anders sind stets die Berichte von kleinem Geländegewinn und Teilerfolgen der Feinde aufzufassen. Ein Beispiel dafür bot der Ausgleich, den wir nach der Meldung vom 18. an der Narajowka erzielten, indem wir den größten Teil des verlorenen Geländes wieder besetzten. Dahin gehört auch die Meldung vom 19., daß den Russen ein geringer Vorteil zugefallen ist. Dahin gehören ferner russische Teilerfolge bei Luczina und Bystrzek.

Bei der Beurteilung der Vorgänge an der Ostfront wird kein klarer Kopf sich verwirren lassen durch Einzelheiten. Der Blick fürs Wesentliche gehört nun einmal zum Verständnis der unter sich so sehr verschiedenen Zustände in diesem ungeheuerlichen Kriege.

Und das Wesentliche ist und bleibt der Wille zum Siege und das Zielbewußtsein unserer Heeresleitung, das über jeden Zweifel erhaben ist.

Ebenso können wir im Überblick über die zuletzt eingetroffenen Meldungen vom rumänischen Kriegschauplatz getrost unserer Heeresleitung die weitere Durchführung des so glänzend eingeleiteten Kampfes überlassen. Folgerichtig gliedern sich die neuen Ereignisse den ersten an.

Meldungen liefen ein von schweren Niederlagen der Rumänen bei Hötzing durch General von Staabs. Ferner kam die Nachricht, daß der Szurdukpaß und Petroseny den Rumänen verlorenging. Dann die sehr bedeutungsvolle Meldung von der Gewinnung der beherrschenden Höhe beim Vulkanpaß und zwei Tage später von der Einnahme des Vulkanpasses. Dazu die Nachricht von einer Niederlage der Rumänen bei Hermannstadt.

Aus allem, was von der Dobrudscha gemeldet wird, geht hervor, daß der fluchtartige Rückzug der Rumänen, wenn es auch den Anschein hat, als ob er stellenweise zum Stehen käme, in Wahrheit weiter geht. Rumänische Versuche, sich bei Topraisar zur Wehr zu setzen, mißlangen.

Die Sommeschlacht wird mit Erbitterung fortgesetzt. Zwischen Thiepval und Vermandovillers flammte eine verzweifelte Anstrengung der Gegner auf einer Front von etwa 50 Kilometer Breite auf und fünf Tage später eine ähnliche bei Combles=Rancourt.

Erfolglos waren diese Anstrengungen ebenso wie heftige Angriffe der Engländer bei Courcelette. Die Engländer bleiben ihrem Grundsatze treu, sich selbst zu schonen. Sie beschaffen Munition und schmettern mit einem verschwenderischen Aufwand gegen unsere Stellungen einen Hagel von Geschossen. Unbegreiflich erscheint der Welt der geringe Eindruck, den sie damit erzielen. Begreiflich ist er nur für den, der sich der Wahrheit nicht verschließt, daß Deutschlands Wille, zu sterben oder zu siegen, stärker ist und bleiben wird als die zäheste, andauerndste und beharrlichste Durchführung der kaltherzigen Pläne Englands.

Eine Episode bildete das Verhalten jenes griechischen Armeekorps, das sich unter deutschen Schutz stellte.

Die Woche schloß mit der Meldung unserer neuesten Luftflottenunternehmung gegen England. London ist in der Nacht zum 24. in nachdrücklichster Weise bombardiert worden. Das Marineluftschiffgeschwader übertrug seine Wirkungen außerdem auf militärisch wichtige Plätze, darunter Nottingham und Sheffield. Die gesteigerte Abwehrtätigkeit der englischen Verteidigung, an welche das Inselreich starke Kräfte verwendet hat, erwies sich als unzureichend. Wenn von dem großen Bestande unserer Luftflotte zwei Einheiten sich bei diesem letzten Luftangriff aufgeopfert haben, so beweist das nur den unwiderstehlichen Geist, von dem unsere Streitkräfte auf allen Gebieten beseelt sind. Tod oder Sieg! Zwei unserer Luftschiffe sind nach der Meldung unseres Admiralstabes über London dem feindlichen Abwehrfeuer zum Opfer gefallen. Alle übrigen sind unbeschädigt zurückgekehrt. Der Zweck des Unternehmens ist nach einwandfreien Beobachtungen voll erreicht.

◇ ◇ ◇

Gallipoli: Der Kampf um den Orient.

Von einem Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman von Sanders.

Berlin. August Scherl G. m. b. H. Preis 1 Mark.

Mit Recht trägt die Schrift den Untertitel „Der Kampf um den Orient". Denn dem Zerbrechen der türkischen Macht, die ihre festeste Stütze in Kleinasien hat, galt das Vordringen jener Flotten und Heere der Entente, die monatelang Geschosse und Menschen auf die Verteidigungslinie der Türken warfen. Waren die Dardanellen erobert, so blieb die Verbindung zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und dem Orient ein leerer Begriff, ohne Wert für den Kampf. Rußlands und Rumäniens Getreidemengen hätten ihren Weg nach dem Westen gefunden, Italien, Frankreich und England wären in ganz anderer Weise versorgt, als dies die transatlantische Zufuhr vermag. So blickte das deutsche Volk mit höchster Spannung auf die Ereignisse bei Kum Kaleh, Suvlabucht und Anaforta, um so mehr, als der deutsche Oberbefehl die Seele des Widerstandes war. Die vorliegende Schilderung wird daher ebenfalls des weitesten Interesses sicher sein.

Nummer 40.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1399.

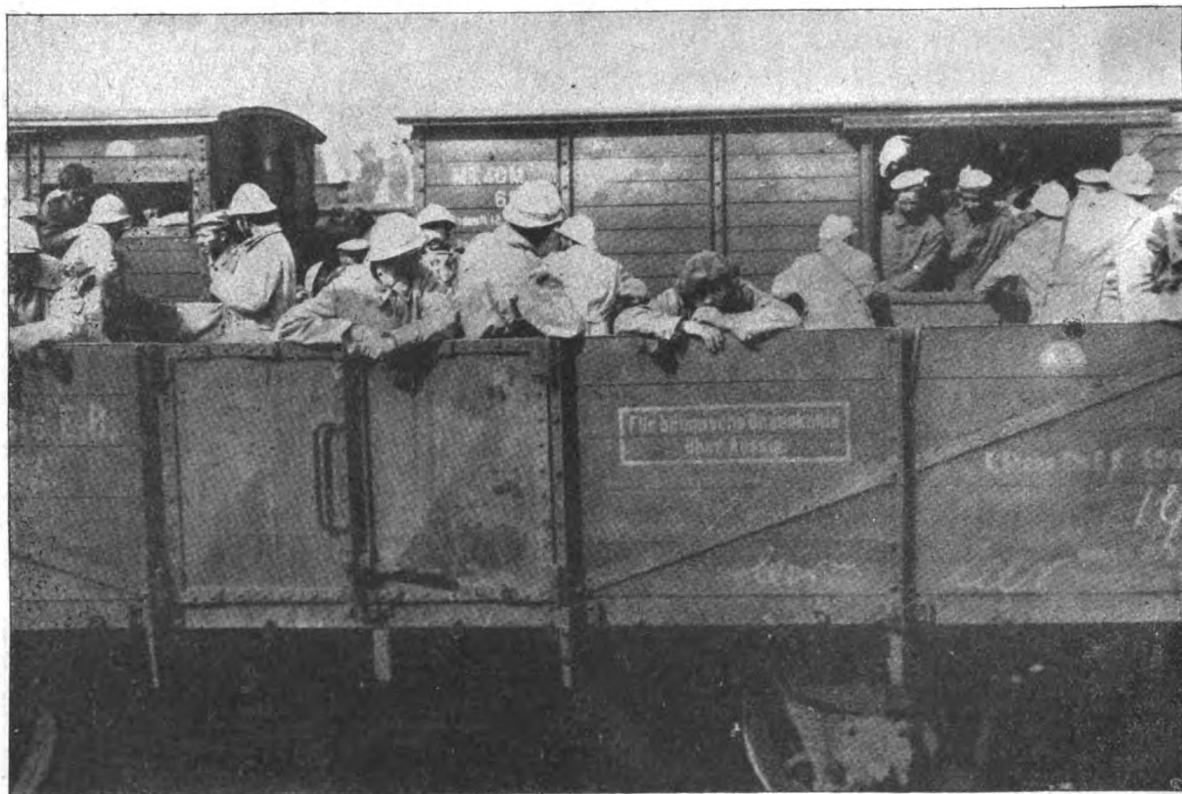


Generalstabschef Feldmarschall von Hindenburg an der Westfront: Besuch beim Kronprinzen.



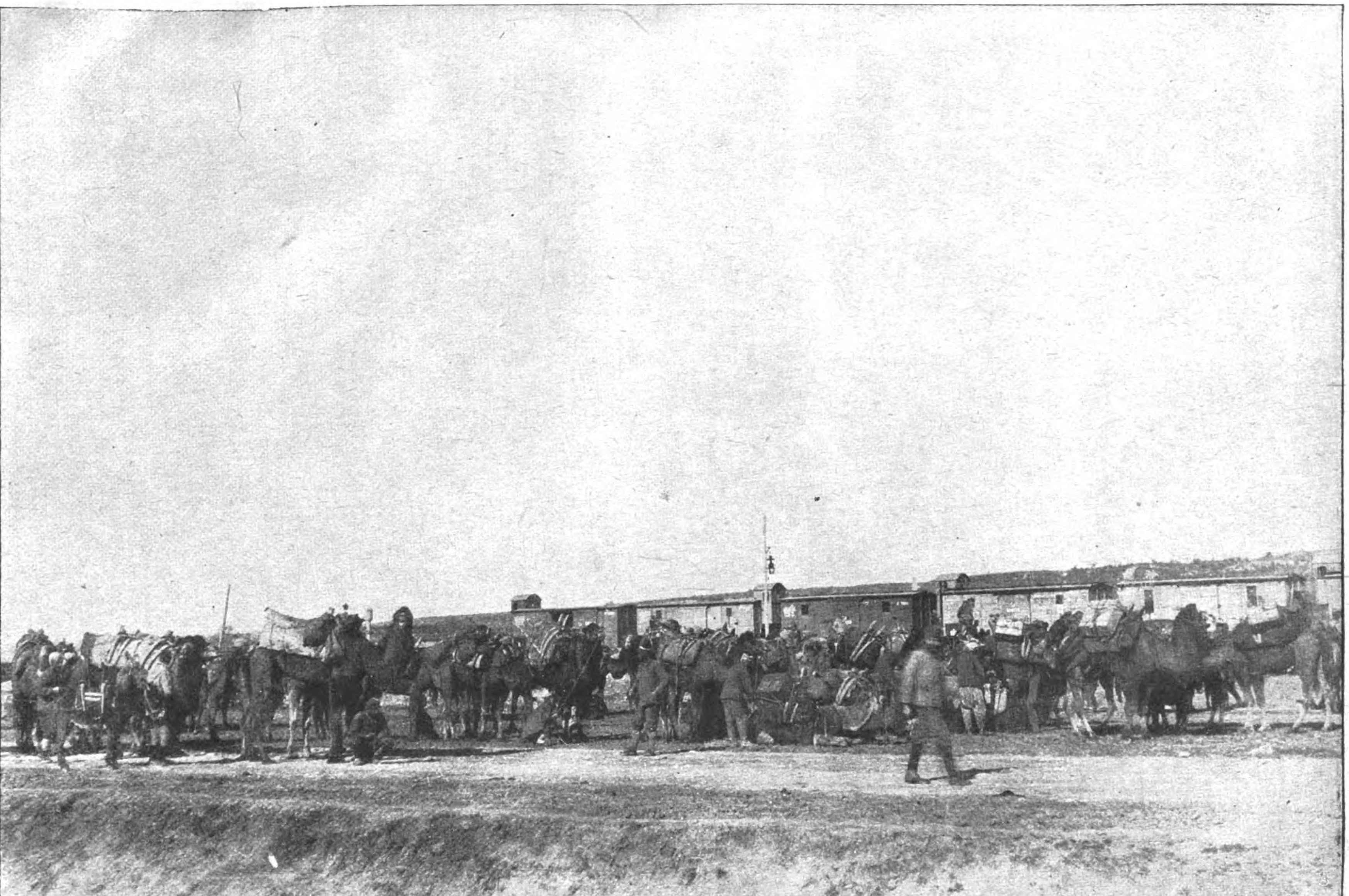
Phot. Alb. Meltenstein.

Die ersten rumänischen Gefangenen in Sofia: Einmarsch in die Stadt.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Abtransport in den letzten Sommekämpfen gefangengenommener Franzosen auf Bahnhof Péronne.



Alter und neuer Orient: Eisenbahn und Kamele.


Einer, der Antwerpen miteroberte.


In der neuen Felduniform.


Im Schützengrabenanzug.


Am Strand in Ruhequartier.


Marschanzug.

Die Marine in Blau und Grau.

Hofphot. Gebrüder Hirsch.

Prinzessin Olga von Cumberland, Prinzessin Max von Baden und Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.



Hofphot. Kaprastochow.

Stephan G. Tschaprashikow,
Bulgarischer Bevollmächtigter Minister und Königl. Kommissar.



Bulgarischer Gesandter Radew,
der von Bukarest über Berlin nach der Heimat zurückkehrte.



Frhr. v. d. Busche-Haddenhausen,
unser bisheriger Gesandter in Bukarest, kehrte über Schweden nach Berlin zurück.

Bulgarische Gäste in Berlin.



Major Wolff.



Phot. O. Heinrich

Major Kurt Randel.



Hauptmann Steffani.



Hauptmann Frhrr. Kordt v. Brandis.



Hauptmann Kramme.



Hauptmann Calov.



Leutnant Karl Holst.



Oberleutnant Fincke.



Hofphot. Heuschkel.

Oberleutnant Grimm.



Oberleutnant Berthold Usener.



Fliegeroffizier Arntzen.



Leutnant Max Langer.



Hofphot. G. Tillmann-Matter. Mannheim.

Flieger Ernst Schlegel.



Leutnant Kurt Oeltze-Lobenthal.



Leutnant Karl Schneider.



Phot. P. Müsse.

Leutnant Schulte.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Wie der bulgarische Train seine Zugochsen beschlägt.



Mazedonischer Eseltreiber im Dienst der verbündeten Truppen.



Mazedonisches Haus mit deutscher Einquartierung.



Aushebung von Pferden durch die Bulgaren in Mazedonien.

Von der mazedonischen Front.



Das Maß eines Einwohners wird festgestellt.



Von einer Einwohnerin werden Fingerabdrücke genommen.



Phot. Haeckel.

Aushändigen der Pässe an die Einwohner.

Von dem militärischen Paßkommando in Lida.

Heide.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Mitten im Heidekraut... An einem dieser ersten, warmen Herbsttage. Ein Sturm hat alle Wolken weggefegt, und nun liegt die Welt so klar und still wie nach wirren, wüsten Kämpfen im befreienden Frieden.

Die Heide blüht. Und der Mensch, der ausging, um in ihrer bezaubernden Nähe tagelang den Krieg zu vergessen — dieser harte, ernste, schwere Mensch einer harten und furchtbaren Zeit, träumt. Lang hat er sich hingestreckt, es ist eben Mittag gewesen. Die Sonne brennt über ihm. Und in den Büscheln von Heideblumen, die um ihn herumwachsen, schwärmt und schwirrt und summt es von Bienen. Wie wohl das tut, so auszuruhen und nichts zu spüren vom Alltag der Stadt: keine Zeitung, kein Telephon, keine Bezugskarten, keine Straßenbahn, kein Hetzen und Hasten und Gezerrtwerden.. eine einzige, ruhige, wundervolle Farbe rundum, stundenweit. Köstlich ist das, wie Sehnsucht, wie Poesie, wie.. ja, wie Märchen, so unwahrscheinlich schön...

Pst, huscht da nicht eine Elfe in lichten Seidenschleiern über den Weg, oder war's nur das Haar der Birke, das leise im Winde zittert? Dort hinten steht ein Prinz, sicherlich. Schlank und aufrecht wie eine Heidetanne steht er da und späht herüber. Ob die lustigen kleinen Kobolde ihn nicht bemerken... Wie gedrungene kurze Wacholderbüsche sehen ihre drolligen Gestalten aus. Sie halten eine Versammlung ab, offenbar; vier, fünf von ihnen haben sich eng aneinandergeschmiegt und achten nicht auf die Umwelt. Und sollten doch Wache halten vor dem Heideschloß unten im Grund, wo die junge und schönste aller Prinzessinnen auf schimmernden Blumenkissen ruht. Leise klingen die Heideglocken, Schmetterlinge tanzen in zierlicher Buntheit anmutigen Reigen, Sommergold flirrt und flimmert... Da plötzlich — ist's nicht wie Tuscheln, wie Murren und Drohung mitten in dieser zaubrisch schönen, lilafarbenen Pracht? Von den Kobolden dringt es herüber, und jetzt stehen dort auch nicht mehr vier oder fünf beisammen, überall im Heidegrunde tauchen die buckligen, dunklen Gestalten auf. Eine Verschwörung, ein Krieg auch hier? Schon hört man sie reden und grollen „... das wollen wir nicht länger dulden, das geben wir einfach nicht zu! Die Heide gehört uns, und ihr Kraut darf uns niemand rauben. Kommt mit zur Prinzessin, sie selber soll darüber entscheiden." Und lauter läuten die Heideglocken, Scharen von Gnomen stehen wie drohende Wacholderschatten um den Thron der allerschönsten Prinzessin im Birkenschloß, wo die Anklage beginnt: gegen die Menschen aus den großen Städten, die mit langen, blanken Sensen und Sicheln gekommen sind und unbarmherzig eine Heideblüte nach der andern grausam hinopfern; gegen Mühlen, die weitab stehen und die zarte Blüte unerbittlich zermalmen zu feinem, bräunlichem Mehl. „... und was geschieht mit diesem Raub unseres lilafarbenen Märchenlandes?" Die feine Stimme des Prinzeßchens bebt vor Erregung. „Man gibt es den großen Tieren zum Futter, o Herrscherin!" Wehe, wehe.. Ein schmerzlicher Aufschrei geht durch die ganze Heideblumenwelt — —

Und der Mensch, der ausgezogen war, um in lachender, blühender Heide den Krieg zu vergessen, schreckt wirr aus Träumen empor. Mittagstille rundum. Die Bienen summen, die lila Glocken des leuchtenden, blumigen Grundes stehen schimmernd und still. Schmetterlinge spielen um die Wacholderbüsche. Träumte er, hörte er Wirklichkeit? Daß man die Heideblüte schneidet, um Kränze und Sträuße daraus zu winden, ist ihm bekannt. Daß man anfing, die zarte, lilafarbene Blume auf künstliche Weise purpurn zu färben, beobachtet er in diesem Sommer mit gerechter Entrüstung. Naturblumen brauchen keine Nachhilfe, sie sind nur schön in ihrer ursprünglichen Farbe. Daß aber Heide als Futter Verwendung findet, ist ihm fremd. Heidschnucken, diese kleinen, zähen Tiere, deren Heimat der Heideboden ist, ernähren sich freilich schon immer ausschließlich von diesem spröden Kraut. Aber sonst... ein wunderlicher Heidetraum.

Da wandern derbe Gestalten vor dem lichten Septemberhimmel in der Ferne hügelan: Schnitter, die zur Arbeit gehen. Und aller Traum zerstiebt. So rücksichtslos schreitet nur der Krieg über die friedliche Heide.

* * *

Aber keine Sorge, ihr Heidefreunde, wir werden die schöne Lilablüte nicht ausrotten. Nur zunutze machen müssen wir uns einen Teil ihres reichlichen Wachstums. Der Fußwanderer ahnt ja kaum, wie weit die mit Heide bestandenen Gebiete Deutschlands sich dehnen. Einen guten Begriff von diesem Umfang erlangt man schon eher auf einer Luftschiffahrt über weite Strecken üppig blühenden Heidegeländes. Da stehen die Wacholder wie stumpfe Punkte auf prangendem Grunde, und wie mit grünem Pelz verbrämen die Tannenwälder den Saum dieser endlosen lilafarbenen Blütenschleppe, auf deren Samt der helle Heidesand weiße, grelle Tupfen malt. Rund 500 Quadratmeilen sind im deutschen Land noch heute mit Heidekraut bewachsen. Kein Wunder, daß man auf der Suche nach Ersatz für Kraftfutter sich der in so großer Menge vorhandenen Heide zuwandte. Es ist bekannt, daß Deutschland vor dem Kriege mehrere Millionen Tonnen an Kraftfuttermitteln aus dem Auslande einführte. Bis vor wenigen Wochen erhielten wir noch Mais und Gerste aus Rumänien. Jetzt stockt auch diese Zufuhr. Der vor genau einem Jahr gegründete Kriegsausschuß für Ersatzfuttermittel jedoch baute vor. Zu seinen Erforschungen neuer Verfahren zur Herstellung von Futtermitteln gehört auch die unermüdliche Arbeit, die an dieser Stelle den Versuchen mit Heidekraut gewidmet wurde. Das Königlich Preußische Landwirtschaftsministerium, bei dem etwa dreitausend Vorschläge zur Beseitigung der Futternot des Viehs von Berufenen und Unberufenen eingegangen waren, befahl u. a. die Herstellung eines Futters aus Heidekraut; die Versuche hatten Erfolg, und heute beschäftigen sich mit dieser Industrie schon sechzehn Fabriken, die bisher insgesamt 2 107 000 Kilogramm Fertigfabrikat geliefert haben.

Aus Heidekraut entsteht Heidemehl. Der Landwirt kennt es schon, denn in einer Mischung mit Melasse und einem eiweißhaltigen Körper setzt er es den Mastschweinen als verdauliches und bekömmliches Futtermittel vor. Nachdem das Kraut mit der Sense gemäht ist, wird es gehäckselt und bis auf 15 Prozent Feuchtigkeit künstlich getrocknet. Blätter, Blüten und Früchtchen gelangen getrennt von den holzigen Teilen zur feinsten Vermahlung und besitzen als vorerwähntes, sogenanntes Heidemehl einen beträchtlichen Stärkewert. Das Ab-

produkt — die holzigen Teile — ergibt noch durch ein besonderes Vermahlungsverfahren als Heidemehl II einen guten Melasseträger, der an Stelle von Strohhäcksel zur Beimengung für Pferde und Rindvieh benutzbar ist. Als selbständiges Futtermittel wird Heidemehl nicht verabreicht. Auch grünes Heidekraut (alles unbearbeitete Kraut) kann man nicht für Futterzwecke verwenden, es sei denn, daß man es den Pferden und Kühen zu nächtlichem Zeitvertreib abends in die Raufe gibt. Unser Vieh ist eben nicht so genügsam wie die Heidschnucke und auch viel zu ungeübt in der rein mechanischen Kauverarbeitung des zähen Krautes. Doch sollen sich anderseits nach Aussagen von Leuten, die es wissen müssen, sowohl Kühe wie Schweine verständnisvoll dem allgemeinen Nahrungsmittelumschwung anpassen, so daß schon mancher Nahrungsmittelgelehrte mit eingeschworenen „Eiweiß-Ansichten" wesentlich zurückhaltender wurde und heute sogar vorschlägt, in jedem einzelnen Falle das Tier selbst entscheiden zu lassen.

Nun sind also die anmutigen lila Blumenglöckchen zum Viehfutter geworden ... Arme, kleine Heideprinzeß im blumigen Grund! Uns aber darf diese Kriegserfindung nicht gereuen. Einmal wird ihr jetziger Gesamtbetrieb von den bestehenden deutschen Heideflächen jährlich kaum mehr als fünf Prozent in Anspruch nehmen. Und dann: werden nicht aus Kirchendächern Geschosse, aus Portugalösern Goldstücke gemacht? Für den einzelnen bleibt die herbstbunte Heide immer noch das verwunschene Märchenland, in dem er auch in diesen Tagen wieder Ruhe und Dichterstimmungen findet.



Polen und deutsche Soldaten beim Einbringen der Ernte.



Polnische Wäscherinnen am Bach.

Hinter der Front in Polen.



Die Königin von Bulgarien (×) inmitten deutscher Verwundeter im Vereinslazarett Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden.



1. Freifrau von und zu Brenken (Vorsteherin des Lazaretts). 2. Oberstabsarzt Dr. Weber. 3. Oberarzt Dr. Landsbeck. 4. Schwester Elisabeth (Komteß Kerssenbrock). 5. Schwester Carola Pfister.

Vereinslazarett Schloß Wewer bei Paderborn.



Das Kriegswahrzeichen von Recklinghausen: Die Bergmannssäule.



Hofphot. Gerling.

Von links: Henry W. Hill, Generalmajor P. J. Osterhaus (Alter 94 Jahre), Geso Eugene Eager, amerikanischer Konsul in Barmen.

Besuch des letzten überlebenden deutsch-amerikan. Generals, der im amerikanischen Bürgerkrieg auf seiten der Nordstaaten kämpfte, in Deutschland.



Der Prenzlauer Roland.

Figur aus Kiefernholz. Entwurf und Ausführung von Bildhauer Hans Poggendorff Nach einigen Fragmenten aus dem Museum in Prenzlau angefertigt.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

3. Fortsetzung.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

In den Ortschaften standen Einwohner in den Türen, an den Fenstern und starrten auf das Treiben, das nun so lange schon, zu lange ihnen, währte, denn jetzt wurden wieder Truppen verschoben; von der Front kamen Regimenter herein, andere wurden an ihrer Stelle eingesetzt. Hatten die Franzosen nun sich leidlich abgefunden mit der Anwesenheit der Deutschen, so wollten sie doch jetzt wenigstens ihre Ruhe haben. Die Hoffnung blieb ja doch im stillen Herzen, über Nacht würde es einmal vorüber sein mit der ganzen Herrlichkeit der verfluchten „Boches", wie sie die Deutschen schimpften. Dann zogen die Engländer ein oder die Franzosen. Lieber die Franzosen, denn es war ihr Fleisch und Blut. Man hörte Übles von der Rücksichtslosigkeit des fremden Bundesgenossen. Manche auch hatten, ehe die Deutschen gekommen waren, das Inselvolk erlebt, das da auftrat, als sei ihm das flandrisch-französische Land untertan, mehr als dem Sieger, den Deutschen.

Jetzt kündigten sie sich nur durch Kanonendonner an, heute stärker als je die Wochen vorher. Man war das dumpfe Rollen, das ewige Dröhnen gewöhnt, daß in den Nächten wie von fernen Wetterleuchten der Himmel im Feuer aufzuckte, aber heute klirrten die Fensterscheiben schon seit Tagesanbruch, und das quirlende Leben bedeutete, daß irgend etwas vorging da draußen an der Front.

Seit ein paar Stunden kamen auch Verwundete die große Straße herab, die nach dem fernen Ypern führte. Autos mit dem roten Kreuz auf dem weißen Felde eilten hin, die elektrische Bahn, von den Deutschen, die alles machten, wiederhergestellt, brachte feldgraue Gestalten, den Kopf verbunden mit weißem Tuche, daraus es mählich rot durchsickerte, oder den Arm in der Binde. Viele schlichen auch zu Fuß den weiten Weg herab, zusammengetan oft zu zwei, indem ein Lahmer sich stützen ließ von einem, den eine Kugel, ein Granatsplitter in Hand, Arm oder Schulter außer Gefecht gesetzt.

Der stärkere Kanonendonner heute hatte auch die Bewohner der Schlösser und Höfe der Umgegend herausgelockt. So manche waren zerstört von Artilleriegeschossen oder ausgeräumt, weil man in Stellungen, Deckungen, Unterständen der Möbel bedurfte. Meist war es jenen geschehen nahe der großen Straße. Den abgelegenen dagegen ging es, soweit Granaten sie bisher nicht erreicht hatten, besser. Nicht ein Haus gab es in weitem Umkreise mehr, das nicht Einquartierung hätte aufnehmen müssen.

Nur ein Hof schien davon verschont: Ralinghien, die „Ferme", dabei nur, wie die Wegweiser der Deutschen es richtig angaben, 8,3 Kilometer von der Hauptstraße entfernt, die von Bobines nach Ypern führte. Es lag noch in Frankreich; einige seiner Felder dagegen jenseits der nahen belgischen Grenze. Auch seine Bauart: rote Ziegel, die Fugen weiß verstrichen, dazu das niedrige, bemooste Dach verriet flämische Einflüsse. Der Cottagestil eines offensichtlich späteren Anbaues mußte nach England weisen. „Ferme" nur genannt, bedeutete es im Grunde doch mehr, denn wenn auch der Bau gegen die Protzenschlösser der Gegend fast bescheiden schien, so war doch die ganze Anlage herrschaftlich mit den vier Reihen riesiger Ulmen, die von allen Seiten zum Park zogen, das Ganze als Herrensitz schon von weitem kennzeichnend. Sie waren schief gewachsen, die Alleebäume, ständig gebeugt durch den Seewind, der unablässig vom unfernen Kanal herüberwehte. Regen bringend, förderte er das Wachstum, aber er führte auch jene ständige Feuchtigkeit mit sich, die dem Lande etwas Ungesundes gab.

Auch heute blies der Wind, ja, erhob sich bisweilen fast zum Sturm, daß die alten Bäume des Parkes ächzten, daß Ziegel auf dem grünlich angelaufenen Dach klapperten und die Wolken eilends zogen, graue Regenwolken, die eintönig über die Landschaft sich hinwälzten in dichtem, tief niederhängendem Schleier. Der Sturm und die nur 500 Meter über dem Boden ziehenden Dünste waren es, die all die Truppenbewegungen des Tages allein möglich machten. Sonst hätten Fesselballone am Himmel gestanden, sonst wären Flugzeuge geschwirrt, Bomben abwerfend und das feindliche Feuer leitend.

Die Bewohner von Ralinghien hatten vom Kriege weniger gespürt als ihre Nachbarn, nicht allein solche, die der Feuerlinie näher lagen, nein, auch manche weiter rückwärts. Nur wenige Granaten hatten sich einmal, während des Vormarsches der Deutschen, hierher verirrt. Sie hatten im Park Bäume gefällt oder doch schwer angesplittert und hatten eine Kuh erschlagen, die sich in das große Blumenbeet vor dem Hause verirrt, weil die Umzäunungen irgendwo gelitten hatten. Der Herr der Ferme, der alte Monsieur de Battaignies, hatte darüber nur gelacht und spöttisch gemeint, jene Bäume habe er nächstes Jahr doch fällen lassen wollen, um den Durchblick frei zu bekommen auf Bobines. In Wirklichkeit jedoch suchte er aus dem Unglück einen

Segen zu zaubern, sich selbst belügend oder doch seine Damen, denn einen Blick zu schaffen auf den Fabrikort Bobines, den er mitnichten schätzte, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Er liebte die Industrie wie ihre Kapitäne nicht, er, der alte französische Edelmann, nicht von des ersten oder gar zweiten Kaiserreichs Gnaden, sondern auf seinem Grund und Boden seit Hunderten von Jahren.

Gleich den Franzosen hier überall hatte er an diesem Tage, wo die Kanonen donnerten wie seit Monaten nicht mehr, sein Haus verlassen und ging nun unruhig auf und nieder, dem Toben lauschend, das Luftwellen herüberdrückte. Vielleicht war jene Schlacht nicht einmal so nah! Vielleicht trieb nur der Wind den Schall stärker ihnen zu. Der alte Herr hatte öfters mit französischen Offizieren gesprochen, als seine Landsleute noch hier weilten. Sie hatten lächelnd die Damen beruhigt: die „Boches" wären noch weit, sehr weit! Um Luftlöcher, Strömungen, Schallgesetze, unerforschte und höchst eigene, handle es sich, die das Kanonengebrüll bisweilen deutlich hörbar machten, obwohl es noch weit entfernt sei, die es andererseits wieder verschluckten bei drohendster Nähe. Aber dann waren trotz freundlichen Lächelns liebenswürdiger französischer Offiziere mit einem Male die Deutschen und ihre Kanonen — bums — in Bobines gewesen und kurz darauf schon weiter, viel weiter vorn, wo sie jetzt seit dem Stellungskrieg in unerschütterten Linien ehern standen.

In der „Ferme", wie die Bewohner von Ralinghien — sie sprachen es französisch aus — den alten Besitz zu nennen pflegten, in der Ferme, denn ein Château hatte jeder der Fabrikherren, war also nie Einquartierung, sondern nur „Besuch" gewesen. Einmal bei jenem Herbstvormarsch eine Stunde ein junger, deutscher Leutnant. Dann ein Flieger nicht einmal so lange. Der Leutnant hatte im Gefecht mit seinem Zuge den Parkrand besetzt und dabei Zeit gefunden, in leidlichem Bonnenfranzösisch den alten Herrn und seine Damen zu bitten, in den Keller zu gehen — denn bei dem Granatenhagel könnte etwas „tomber de dans", wie er sich ausgedrückt. Mehrmals war dann der große, lebenstrahlende junge Mann im Keller erschienen, um zu beruhigen, zu fragen, ob alles gut ginge. Er hatte den Damen Schokolade gebracht: Echtdeutsche Milchschokolade. In mangelhaftem Französisch hatte er nicht geruht, bis man sie annahm. Zwar war sie ein wenig weich und zerdrückt gewesen, aber im Kriege änderten sich die Wertungen. Der deutsche Leutnant hatte nämlich darauf gesessen, aber das sagte er nicht. Es war ja auch nur eine Tafel — mehr nannte er nicht sein eigen. Und dann war er nicht wiedergekommen. Als die Battaignies heraufstiegen, zeigten nur noch eine Reihe von Erdlöchern am Parkrande an, wo die deutschen Soldaten sich eingegraben, daß hier der Krieg seine Spuren hinterlassen. Der Leutnant selbst mit seinem Zuge war längst weiter vorn oder weiter noch, höher droben, vielleicht im Himmel.

Und Madame Laetitia Bison de Beaucourt, des alten Herren jüngste Tochter, deren Mann im Felde stand — da drüben jenseit der Stacheldrähte — hatte gesagt: „Il est parti!" Das klang fast traurig, denn sie dachte bei jedem Soldaten, auch beim Feinde, an ihren Mann, an das gleiche Geschick.

Der zweite Besuch nun, den der Hof Ralinghien von deutschen Offizieren erhalten, war erst gestern erfolgt. Der Fliegerleutnant hatte noch besser Französisch gesprochen, trug er doch einen polnischen Namen: Graf Bielinski. Auf leise Andeutungen gemeinsamer Freundschaft zwischen Polen und Franzosen hatte er jedoch zu betonen gewußt, er sei königlich preußischer Offizier. Das hatten die Battaignies nicht sehr zartfühlend gefunden, und so mußte sich der Flieger, der mit seinem großen, brummenden Insekt nur auf Minuten gelandet war, unbedauert ob seines so kurzen Verweilens wieder davonmachen. Immerhin trug seine unvermutete Landung einige Beunruhigung ins Haus. Man zerbrach sich den Kopf, was sie hatte bedeuten sollen, und brachte sie unwillkürlich mit irgendwelchen neuen Plänen der Deutschen in Verbindung. Daß Ralinghien bisher nicht belegt worden war, hatte der Maire von Bobines dem Herrn der Ferme einmal so erklärt: es lag noch in Reichweite der englischen Geschütze da drüben, und täglich konnten Granaten hineinfallen, wenn etwa Flieger oder vielleicht eine heimliche Mitteilung über das feindliche Ausland denen da drüben gemeldet hätte, hier gäbe es für die Granaten Menschenfutter, gar etwa einen höheren Stab. Zur Belegung mit Mannschaften schien Ralinghien aber zu klein, es lag zu weit ab von der Straße und wäre als Ruhestellung andererseits der Feuerlinie doch wieder zu nahe gewesen. Aber solche Betrachtung mochte immerhin nur dem Haupte des Advokaten in Bobines, der während des Krieges als Adjoint die Geschicke des Städtchens leitete, entsprungen sein.

Monsieur de Battaignies war von seinen beiden Töchtern, Madame Laetitia Bison de Beaucourt und Claire, der älteren, unverheirateten, begleitet. Bisweilen blieben sie stehen, wenn das ferne Rollen der Geschütze zu unheimlich anschwoll. Dann legte wohl die junge Frau beide Zeigefingerspitzen an die hübsch geformten, kleinen Ohrmuscheln und sah die Schwester trostlos an. Nicht den Vater, denn der alte Herr nannte sich einen „Patrioten" und liebte kein Zeichen der Schwäche, auch nicht bei einer Frau. Kleiner als seine Töchter, war er mager, gelb von Angesicht, mit langem, weißem Schnurrbart und

einer struppigen Fliege, weil er die Gewohnheit besaß, immer daran zu zupfen. Sein volles Haupthaar trug er, wie es einst in Frankreich Mode, aufrecht gebürstet und eckig kurz geschnitten.

Sie sprachen wieder über den Fliegerbesuch, denn immer kehrten die Gedanken der drei dahin zurück, wie denn auch das Geringfügigste den Unbeschäftigten zum Ereignis wurde. Mit der Weitschweifigkeit der Jahre wog der alte Herr alle Möglichkeiten ab, und als bei endlosem Auf- und Niederschreiten die Betrachtungen gar kein Ende nehmen wollten, warf die junge Frau ihrer Schwester einen verzweifelten Blick zu. Doch eben jetzt kam die Erlösung, denn als sie jenen Punkt erreicht hatten, wo die eine der von vierfachen Ulmenreihen gesäumten Alleen gen Osten in das freie Feld hinausführte, um dort über ein paar zerstreute Gehöfte die Straße nach Bobines zu gewinnen, blieben sie alle drei unwillkürlich stehen. Reiter näherten sich der Ferme. Herr von Battaignies wandte sich siegesgewiß zu seinen Töchtern: er wußte es, jetzt bekamen sie die „Boches“ auf die bis dahin unberührte Ferme gesetzt. Darum auch gestern dieser unhöfliche Fliegeroffizier, der Damen nicht zu begegnen wußte. Da nun die Gestalten der Reiter immer wuchsen, wurde kurz beratschlagt, was zu tun sei. Am besten ins Haus gehen. Sollte man sie etwa erwarten? Zu viel der Höflichkeit. Aber man war schon entdeckt worden, das hätte wie Flucht ausgesehen. Also bleiben. Vielleicht konnte Claire verschwinden. Alle drei brauchten ja nicht dazustehen. Oder beide Schwestern zögen sich zurück, denn am Ende war es Männersache, die Feinde zu empfangen. Schon gab der Vater ein Zeichen, als über all dem Zögern die Reiter so nahe gekommen waren, daß jede andere Lösung, als zu verweilen, nicht allein unwürdig gewesen wäre, nein, hätte mißdeutet werden können.

Sie blieben also stehen, jedes auf seine Weise sich auf den Besuch vorzubereiten. Claire setzte ihre abweisendste Miene auf, was ihr nicht besonders schwer wurde, hatte die Natur doch ohne Zweifel an ihrem Körperlichen sich nicht ausgegeben; Madame Vison de Beaucourt, ohne eigentlich hübsch zu sein, doch mit allem Liebreiz junger Frauen jenes den Äußerlichkeiten zugewandten Volkes begabt, nahm eine gleichgültig lässige Haltung an, die ihr gut stand bei ihrer biegsamen Gestalt; der alte Herr aber zupfte wütend an seiner Fliege. Dabei wandte er sich ab, als habe er die Reiter nicht gesehen, scheinbar in neckischer Unterhaltung mit den Damen. Da ihm in Groll und Stolz Worte jedoch nicht zu Gebote standen, so beugte er sich plötzlich zum Beet herab und begann eine Blume zu betrachten, die ihm offenbar fremd sein mußte, sonst hätte er sie nicht so aufmerksam geprüft. Nur war es just ein Chrysanthemum.

Als er eine Stimme vernahm, frisch und laut, wandte er sich herum. Von einer Stute herab, die unverkennbare Zeichen des Arabers trug, mit Fasanenschweif und beim Parieren leicht herausgedrücktem Hirschhalse, grüßte ein glattrasierter, schlanker Husarenoberleutnant, dem die Mütze, das einzig Bunte, stark auf dem linken Ohr saß: Er sagte deutsch etwas, und die junge Frau hob den Kopf, als verstände sie. Schon wollte sie antworten, da bedeuteten sie ihres Vaters Augen zu schweigen. So wiederholte der deutsche Offizier französisch seine Rede, langsam Ausdrücke suchend, aber voll verständlich. Er bat, das „Château“ besehen zu dürfen, bedauernd, daß er stören müsse. Dabei saß er ab, überließ der Ordonnanz die Zügel und wandte sich zu den Franzosen, die wohl oder übel voranschritten, dem Hause entgegen.

Das kleine Stück Weges wurde nicht gesprochen, nur der Offizier wechselte ein paar Worte mit einem Vizewachtmeister, der ihn begleitete. Während sie durch die Räumlichkeiten schritten, die Herr de Battaignies allein zeigte, denn die Damen waren im großen Salon zu ebener Erde zurückgeblieben, besprachen die beiden Deutschen allerlei miteinander, als ob sie die Zimmereinteilung träfen. Der Hausherr schien zu finden, daß es nun genug sei, denn die Wirtschaftsräume brauchte man ebensowenig zu sehen wie den Anbau, vor allem aber nicht den ersten Stock, in dem die Schlafzimmer lagen. Aber der deutsche Offizier bestand darauf, daß sich ihm alle Türen öffneten, ja, als er auf Widerstand stieß, drohte er jede Artigkeit zu verlieren. Wie nun der alte Herr sofort nachgab, lenkte der Husar ein und erklärte begütigend, es handle sich um Unterkunft für einen großen Stab. Ein Divisionskommandeur mit allen seinen Herren müsse untergebracht werden, dazu die Schreiber, Burschen und Ordonnanzen. Da blieb Herr de Battaignies stehen, rollte die Augen, zupfte seine Fliege und erklärte, das sei völlig ausgeschlossen, es sei einfach kein Platz.

Der Offizier gab sehr kurz zurück, bei den Deutschen gäbe es das Wort „Ausgeschlossen“ überhaupt nicht. Im übrigen habe er Befehl, und damit sei die Sache erledigt. Er machte eine knappe Verbeugung und ging dann, ohne sich um den Franzosen weiter zu kümmern, die Treppe hinab. Am großen Salon aber klopfte er und trat ein, um sich bei den Damen zu verabschieden. Er fand das Zimmer leer, zuckte die Achseln und wandte sich.

Währenddessen holte der Vizewachtmeister ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die große Eingangstür unter dem Glasdach der Vorfahrt: Stab der 347. J.-D.

Die drei Reiter saßen auf und ritten im Schritt davon, ohne sich umzublicken. So konnten sie auch nicht sehen, wieviel Neugierige ihnen nachstarrten:

oben in den Schlafzimmern die beiden Damen; vom Billardzimmer aus der Herr des Hauses; aus Küche und Wirtschaftsräumen, vom Dachboden und aus Kammer wie Nebengelaß manch heimliches Auge.

Herr von Battaignies trat in das mit großgeblumtem, bedrucktem Kretonne bespannte Schlafzimmer seiner jüngsten Tochter. Die Schwestern, die hinter den dünnen Gazevorhängen gespäht, fanden den deutschen Offizier ungezogen. Er habe sich nicht einmal empfohlen. Auch der alte Herr war mit dem Husaren nicht einverstanden, obwohl seine nicht unartige Bestimmtheit ihm eigentlich Eindruck zu machen schien. Sagte er doch: „Ce sont quand même des gaillards!“ Ein wenig spielte er sich auf den Unterrichteten, den Besserwisser, und ließ seine Überlegenheit als Mann, Vater wie auch als alter Soldat, der er einmal gewesen war, dem weiblichen Geschlecht, der Jugend, den Töchtern gegenüber fühlen. Dann begannen Erwägungen aller Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten; Voraussagen alles dessen, was nun eintreten könnte, sich begeben müßte, zu erwarten sei. Herr de Battaignies prunkte damit, daß er bei der Landung des Fliegers gestern das alles weitblickend vorausgesehen, denn von diesem waren sie alle drei fest überzeugt: die Begebenheiten von gestern und heute hingen zusammen. Und bei all dem Reden, dazu die Töchter ihr gleiches Teil gaben, wurde sich keiner klar, daß sie das alles für etwa kommende Fälle dieses Krieges ja längst besprochen hatten und heute wieder einmal nur endlos Dinge wiederholten, die bis in die geringsten Kleinigkeiten seit August 1914 feststanden: wie redete man mit den „Boches“, wie grüßte man sie, wie verhielt man sich bei unverschämtem Benehmen, wie gar bei zu großer und dadurch verdächtiger Artigkeit.

Da nun aber Eile not tat, hatte doch der Oberleutnant gesagt, der Stab würde noch heute eintreffen, so überlegte man, welche Dinge noch schnell beiseitegeschafft werden könnten, sei es, daß sie verdorben würden, sei es, daß es ratsam schien, sie den Augen der Feinde zu entziehen. Zwar war gar manches schon in Sicherheit gebracht worden, aber nun, wo es brannte, wurde immer neues entdeckt beim Stöbern und Packen, beim Räumen und Umstellen.

Hatte Ralinghien beim deutschen Besuch einen völlig toten Eindruck gemacht, so tauchten nun eine Anzahl weiblicher Wesen auf. Gänge und Stuben, Kammern und Böden wimmelten von Schwarzen und Blonden, die zugriffen, alles zu beseitigen, zu verstecken, wegzuschließen. Und wie bei einem Brande die gleichgültigsten, wertlosesten Nichtigkeiten gerettet werden, so entzog man den gierigen Klauen der nahenden Boches Dinge, die keinem nützen konnten, während man anderes stehen ließ, das zerbrechlich war oder ihnen von Wert sein konnte.

Während unter Oberaufsicht der Damen geräumt wurde, ging der alte Herr in den Park. Ein Aussichtstempel stand auf einer Anhöhe, die durch einen Durchblick in den Bäumen den Blick bot den feindlichen und, ach, den befreundeten Stellungen entgegen. Dort bohrte Herr de Battaignies mit dem Stock leicht in der Erde und warf abgefallenes Laub eifrig hier- und dorthin. Es war aber nur das böse Gewissen, denn über dem köstlichen alten Bordeaux und dem weißen Burgunder, den er hier hatte vergraben lassen, war längst allerlei Rankendes gewachsen. Scheu blickte er sich um, rot von der Anstrengung. Erschrocken fuhr er zusammen, als Schritte klangen und der alte Blaise, der Gärtner, dastand mit seinem ehrlichen Gesicht, dessen Kupfernase auf Alkohol zu deuten schien, während er doch nach eigener Angabe nichts zu sich nahm an geistigen Getränken als seinen täglichen petit verre, den apéritif der Friedenszeit. Der Alte erklärte treuherzig, er habe, wie Monsieur, nur mal nachsehen wollen, ob man nichts sähe, auch wirklich nichts sähe, denn die verfluchten Boches, das habe er nun schon mehrfach von Nachbarn gehört, besäßen ganz verdammt feine Nasen für vergrabene Schätze. Sie röchen ordentlich den Wein, gerade den Wein! Gott sei Dank wisse ja aber niemand davon als sie beide, Monsieur und er, die ihn gemeinsam verscharrt hatten. Dabei schnupperte der Alte umher, als wolle er sich vergewissern, ob die Köstlichkeiten da unten nicht etwa durch die Erde dufteten.

Herr de Battaignies schickte seinen Gärtner unter einem Vorwand fort und strich dann noch einmal allein durch seinen Park mit den herrlichen, alten Bäumen, von denen dieser und jener granatengefällt quer über den Weg lag. An einem Teiche, darauf ein halbversunkenes Boot inmitten wuchernder Entengrütze träumte, trat er unter eine Wellingtonia, die durch Zuengstehen um ihren Kerzenwuchs betrogen war. Er schritt plötzlich, leise zählend, am Wasserrande hin, verweilte sich, suchte am Boden, der nichts Besonderes aufwies, zupfte erfreut an seiner weißen, struppigen Fliege und ging dann, zuerst scheu, bald aber stolz aufgerichtet, wieder dem Hause zu.

Helle Stimmen schallten ihm entgegen, so fröhliche, daß er ganz verdutzt die Schritte beschleunigte; meinte er doch nicht anders, als es müsse etwa die Belegung mit deutschen Truppen abgesagt sein. Je näher er kam, desto mehr wuchs der Jubel. Er eilte ins Haus, aus dessen offenen, niederen Fenstern das Lachen klang. Da stand ein französischer Piou-piou mit weiter, roter Hose und blauem Rock, das rote Käppi schief auf dem Ohr. Er grüßte, die Finger abgespreizt, stolzierte auf und ab und dankte für den stürmischen Beifall der Weiber, der Mädchen, des alten Blaise und eines alten Knechtes. Aber das Becken war seltsam breit, der Leib schmal,

und auf der Fülle schwarzer Haare mochte die Mütze nicht recht sitzen.

Als Herr de Battaignies stirnrunzelnd eintrat, wandte der Piou-piou sich um, siehe da: Nicolette, das Küchenmädchen. Bei dem erschrockenen Gesicht des alten Herrn brach erst recht der Jubel los. Die dicke Köchin mit dem Schnurrbart und dem Trauring — parti en guerre war ihr Mann — weinte Tränen vor Lachen. Die Mädchen hielten sich die Seiten. Auch Claire und Madame de Beaucourt rangen nach Luft in ihren Bergères, vorn auf den Ehrenplätzen sozusagen, und im Grunde war doch nichts Witziges, nichts Komisches geschehen. Nur einmal, einmal etwas anderes war es. Eine Abwechslung in dem öden Einerlei dieses entsetzlichen Krieges. Und es tat so gut, einmal wieder zu lachen, da man doch seit Wochen, seit Monaten nicht mehr lachen gekonnt.

Die Tränen der Freude begannen zu versiegen, vielleicht mit, weil Monsieur dazugekommen war, den Hut vor Staunen noch immer auf dem Kopf, Monsieur mit dem verstörten Gesicht, in Gedanken noch bei den vergrabenen Silberschätzen des Hauses, die am Teiche ruhten.

Da nahm Nicolette, das Küchenmädchen, Range, gamine, ein rechtes französisches kleines Aas, plötzlich die Beine mit den unter den weiten, roten Hosen verschwindenden Füßchen zusammen. Ganz ernst wurde das kecke Gesicht mit Stupsnase und kohlschwarzen, blanken Augen, und mit einem Male begann sie stolz zu singen: „Allons enfants de la patrie" . . .

Verdutzt waren sie gewesen im ersten Augenblick, alle die rundherum, dann aber fiel der alte Gärtner Blaise ein, die dicke Köchin grölte mit, die Mädchen öffneten den Mund. Mademoiselle Claire und Madame Vison de Beaucourt standen auf aus ihren Stühlen. Der alte Herr aber trat vor in den Kreis, nahm feierlich den Hut vom Kopf und stimmte in das Lied ein, das er als Royalist in Friedenszeiten nicht mitgesungen hätte, das ihn aber jetzt ein Symbol seines nicht eben glücklichen Vaterlandes dünkte.

Man sah Tränen in seinen Augen schimmern. Auch die Köchin weinte. Madame de Beaucourt wischte sich mit dem Tüchlein das Gesicht. Und in dem Schweigen dieser verängstigten Besiegten, dieser großen Kinder, die Franzosen nun einmal sind, trat plötzlich der alte Herr auf den kleinen Piou-piou zu, auf Nicolette, das Küchenmädchen, und gab ihr sozusagen einen Weihekuß auf die von Lachen, dicker Verkleidung, Ulk, völkischer Begeisterung und Singen nasse Stirn. Die andern aber, über solch hohe Handlung des Patriotismus entzückt und gerührt in ihrer armen, eitlen, unterdrückten Franzosenseele, begannen mit einem Male wütend Beifall zu klatschen. Und dann, große Kinder, bösartige bisweilen, unerzogene meist, Kinder aber immer, mit Lachen und Weinen in einem Sack, fingen sie an zu jubeln, zu tanzen, sich zu drehen im Kreise, als hätten sie, so Männlein wie Weiblein, so alt wie jung den Verstand verloren.

Herr de Battaignies schlug in die Hände: „Kinder, Schluß jetzt, Schluß! Die Boches könnten kommen!" Und mit Huhu! und scherzhaftem Gesichtverstecken huschten sie auseinander.

Nun gab es noch einen Riesenulk, als draußen in der Küche die kleine Nicolette ausgezogen wurde, denn die Uniform, von einem Soldaten herrührend, den man vor den Deutschen in Sicherheit gebracht, mußte wieder versteckt werden. Als nun das Mädchen herausschlüpfte, tat der alte Blaise ganz verschämt, verbarg, heimlich doch durch die vorgehaltenen Finger schielend, sein Gesicht, und mancher derbe gallische Spaß wurde losgelassen zum Kichern der Mädchen, während die dicke Köchin mit Schnurrbart und Trauring wieder Tränen lachte. Die Mädchen stiegen auf den Boden, und am Giebel, zwischen Verschalungsbrettern, wurde die Uniform versteckt. Alle gingen sie mit wie zu einer Prozession und standen rundum und machten traurige Gesichter, als die leuchtende rote Hose verschwunden war.

Der Vizewachtmeister hatte die Anzahl Räume genannt und ausgesucht, die jener deutsche Divisionsstab beanspruchte, der unten an der Tür mit Kreide angeschrieben stand. Es war gleichsam die Besitzergreifung des Feindes. Das erste Mal, daß ihnen die Deutschen schon ganz nahe kamen, die nun Herren wurden in der Ferme. Darum fühlten alle ein Bangen, ein Unbehagen. Die Nachbarn hatten zwar nur Gutes erzählt: es herrsche Ordnung bei den deutschen Soldaten, sie täten nichts Böses, aber wer sollte es wissen: Menschen waren verschieden überall!

Madame Laetitia Vison de Beaucourt saß in ihrem Schlafzimmer mit den großen, bunten Blumen und Früchten auf dem Stoff der Wände. Sie ging an den Bildern hin, die hier in ihrem einstigen Mädchenzimmer hingen, noch aus jener Zeit, wo sie kaum aus dem Kloster wiedergekommen war, um kurz darauf zu heiraten. Die selige Mutter war da zu sehen, ihres Vaters zweite Frau, um zwanzig Jahre jünger als er, ein stilles, ruhiges, fast ein wenig traurig blickendes Gesicht. Wie ihre Töchter war sie nicht schön, aber voll heimlich dunkeln Liebreizes, von dem auch das Lichtbild einen Abschein wiedergab. Und dann waren Ansichten da vom Rhein: der Drachenfels, Köln mit dem Dom, Bonn. Dort war Laetitia im Kloster erzogen. Dort hatte sie die glücklichste Zeit ihres Lebens verträumt. Und an Bonn, an das Kloster am Rhein dachte sie jetzt zurück, gerade jetzt, wo bald, vielleicht gleich die Deutschen kommen konnten. Sie verstand und redete deren Sprache, die Sprache ihrer einzigen Freundin, die Sprache von Menschen, die ihr immer nur Gutes getan hatten.

Wie sie noch darüber sann, klopfte es. Das Mädchen riß die Tür auf: „Madame, les boches!"

IV.

Nur Burschen, Ordonnanzen und Schreiber, in Autos und Wagen, mit Kisten und Koffern, mit Sack und Pack waren eingezogen. Die „Herren Offiziere" würden erst später erwartet, sie befanden sich tagsüber auf der Gefechtsstelle der Division. Der Herr der Ferme, der Seine Exzellenz aus Artigkeit nicht allein, sondern ebenso aus Nützlichkeitsgründen hatte empfangen wollen, zog sich denn auch bald wieder zu den Damen zurück. Sie waren gar nicht erst erschienen, sondern beobachteten hinter den Vorhängen. Herrn von Battaignies litt es aber nicht lange im Zimmer, schien es doch vielleicht besser, die Deutschen nicht allein schalten und walten zu lassen. Seine Anwesenheit stellte sich als dringend notwendig heraus, denn die Anforderungen der Feinde, des Vizewachtmeisters vor allen Dingen, sozusagen des Quartiermeisters, gingen ins Ungemessene. Mit nichts war dieser Mensch zufrieden. Alles mußte er sehen; jede Tür, jeder Verschlag wurde geöffnet, Boden und Keller durchsucht, im Gewächshaus jeder Winkel durchstöbert, ja, ein paar alte Kübel zur Seite gerückt, als ob man darunter etwa eine Falltür vermutet hätte. Dabei waren die Palmen, die dort standen, dieses Jahr aus dem einfachen Grunde, nachdem man sie im Beginn des Feldzuges hereingeholt, nicht wieder ins Freie gebracht worden, weil die Arbeitskräfte, die Männer, fehlten, sie zu schleppen. Und jetzt kam der Winter ins Land.

Nachdem alle Zimmer mit Betten versehen waren, wobei manches Umstellen und Hin- und Herräumen sich als nötig erwies, wurden sie unter die abwesenden Herren des Stabes verteilt. Bald befand sich an jeder einzelnen Tür des Hauses ein Zettel mit dem Namen des Bewohners oder dem Zweck, welchem der Raum zu dienen hatte. Im Anfang waren scharfe Worte gefallen, so daß die Weiber schon verängstigte Gesicher machten und der alte Blaise sowie der Knecht sich möglichst schnell zurückzogen; aber bald schlug die gedrückte Stimmung um, als die Mädchen merkten, wie man ihnen nichts tat. Ja, die Burschen ließen sogar, wenn es galt, etwas Schweres zu heben, weibliche Arme nicht sich anstrengen, sondern gebrauchten die eigenen, die muskelstrotzend aus den aufgekrempelten Hemdärmeln schauten. Immerhin betrachtete man sich noch mißtrauisch, denn all das mochte am Ende nur geschehen, um die Aufmerksamkeit einzulullen. Der noch glimmende Funke flammte bald auf. In der Küche, wo die dicke Köchin bisher allein geherrscht, wollten die Soldaten ihren Kaffee kochen. Darüber gab es einen Zusammenstoß, und Nicolette, das Küchenmädchen, tat sich dabei durch Schreien und wilde Gebärden besonders hervor. Doch der Vizewachtmeister, dieser verdammte Vizewachtmeister, der sich in alles und jedes mischte, schmiß kurzerhand das ganze Weibsvolk hinaus.

Sie riefen Monsieur zu Hilfe. Mit flammenden Augen stand er vor dem Husaren, der so anständig aussah, daß der Franzose irre wurde: war es nicht etwa ein Offizier? Doch statt erwarteter grober Antwort kam der mit Boulevard-Redensarten, die Herr de Battaignies nicht allein aus seinen jüngeren Jahren kannte; pflegte er doch vor dem Kriege bisweilen über Lille nach Paris zu fahren, „um sich mal 'n bißchen aufzufrischen", so hatte er es vor seiner Tochter Claire immer zu rechtfertigen gesucht. Nun stellte es sich heraus, daß Vizewachtmeister der Reserve Fiedler jahrelang das große Pariser Reisebureau in der Rue de la Paix geleitet hatte, wo Monsieur seine Schlafwagenkarte zu lösen pflegte, wenn er nach Lille zurückfuhr.

Herr de Battaignies ging sofort hinauf, es seiner Tochter Claire zu erzählen; erblickte er doch in solch alter Bekanntschaft, die ihnen in der traurigen Lage, darin alle Franzosen sich nun einmal befanden, nur nützlich sein konnte, sozusagen eine Rechtfertigung seiner einstigen, von Claire scheelsüchtig betrachteten Fahrten nach Paris.

Als sie oben am Fenster standen, kam jäh um die Ecke der schönen, breiten Allee ein graugestrichenes Auto, graue Gestalten darin, bei der einfallenden Dämmerung kaum zu unterscheiden. Einer in grauem Umhang erhob sich. Der Posten vor dem Eingang unter dem Glasdach präsentierte. Drei andere Offiziere stiegen noch aus. Das Auto fuhr davon, auf dem Trittbrett Vizewachtmeister Fiedler, um den Weg zum Stall zu zeigen. In einer halben Minute war alles geschehen. Ein zweites und drittes Auto brachte noch mehr Offiziere. Schon vernahm man auf der Treppe Tritte und Stimmen, als gehöre das ganze Haus ihnen.

Und wieder in dem ewigen Schwanken dieser von der Welt völlig Abgeschlossenen wechselten die Stimmungen: trübe Verzweiflung kam über die drei Menschen. Während die Dämmerung immer tiefer niedersank, daß man bald nur noch Umrisse erkannte, getraute sich keiner Licht zu machen, so lähmend lag das Unglück des Feindes im Lande auf ihren armen Seelen. Sie bekamen keine Zeitung bis auf die paar deutschen Blätter, die sie durch Soldaten einmal erhalten hatten, oder Zeitschriften, darin sie Abbildungen sahen der Boches, wie sie kämpften und arbeiteten, wie sie zerschossene Forts erobert hatten und Gefangene gemacht. Waren es Franzosen, so saßen die drei beisammen und suchten mit dem Vergrößerungsglase, ob nicht etwa Bekannte darunter wären. Die deutschen Zeitungen mußte Lätitia ihnen übersetzen. Und dann schrien bei den Sieges-

meldungen Claire und ihr Vater höhnisch immer dazwischen „Pas vrai!“ (Es sei nicht wahr!) So wurde was die junge Frau etwa von ihrem Deutsch der Klosterzeit am Rhein vergessen hatte, wieder aufgefrischt. Ihr Wörterbuch besaß sie ja noch, das sie nachschlagen konnte, wo ihr etwas dunkel blieb.

Eines aber lastete schwerer noch auf ihnen: sie wußten nichts von ihren Verwandten und Freunden drüben in Frankreich. Am Hügel, darunter einer lag, dem man einst nahegestanden in diesem Leben, konnte man beten, hatte die Gewißheit, er war tot. Sie aber hier, seit Monaten völlig abgeschnitten von den Ihren, konnten nicht einmal ahnen: Lebten die Lieben da drüben noch? Zwei Männer der Familie standen jenseit der Gräben im französischen Heer: Jules, der Sohn erster Ehe des Herrn de Battaignies, und Lätitias Mann, der Capitaine Alfred Vison de Beaucourt. Seitdem die Deutschen vorgedrungen waren, fehlte jede Nachricht von den beiden.

Einmal hatte Lätitia gesagt: „Ich wollte, Jules und Alfred wären gefangen, daß man wenigstens durch die Deutschen etwas von ihnen hörte!“ Da war ihr Vater, der einstige Soldat, aufgesprungen: „Gefangen?!“ Er verbot der Tochter solche Gedanken, unwürdig ihrer Familie, ihres Volkes. Daß solches nicht aufkam, dafür mußte er sorgen, er mit stärkerem Herzen unter all diesen Frauen, mit denen der Krieg ihn allein gelassen hatte.

So saßen die drei hier, die tödliche Öde ihrer Tage nicht einmal vom Segen der Arbeit erhellt. Sollten sie den Garten schmücken für den Feind, die Felder bestellen zur Ernte den deutschen Heeren? Sollten sie Handarbeiten beginnen, gleichgültig, ewig unnütz, ein Werk, das der Krieg, dieser furchtbare Krieg morgen vielleicht schon unterbrach? Denn eben dieses war der Fluch ihrer Tage: die Ungewißheit, die lähmend auf allem lag, das man unternahm. Sie hemmte jedes Werk, weil der Zweifel tätige Hände zurückhielt: Kannst du es auch vollenden? Sie ließ Freude am Gedeihen nicht aufkommen, wühlte doch in jeder Seele die Frage: Wirst du auch fertig werden damit?

Die Frauen hatten versucht, für Arme und Kranke zu sorgen, aber ohne Ausweis durften sie nicht hinaus. Um den aber mochte der alte Herr die „Autorité allemande“ nicht bitten. Er als Franzose wollte vom Gegner nicht erflehen, was ihm nach „ewigen, unveräußerlichen Rechten“ zustand: die Freiheit.

Und welchen Bedürftigen hätten die Damen helfen können? Ralinghien lag abseits, die beiden Dörfer im Westen, den Gräben entgegen, befanden sich unter der lieben Bundesgenossen, der Engländer, ständigem Feuer.

Rundum hatten schon bei den ersten Ypernschlachten die Bewohner ihre Häuser verlassen oder waren von den Deutschen, zu eigener Sicherheit, gezwungen worden, sie zu räumen.

Und sollte man lesen den ganzen Tag? Ihre paar Bücher kannten sie längst auswendig. Sollten sie durch Lernen ihren Gesichtskreis erweitern, die Zeit erwürgen? Herr de Battaignies war über die Jahre hinaus, da ein Geist Neues ergreift, wenn der überhaupt je die Eignung dazu besessen.

(Fortsetzung folgt.)

In der alten Hauptstadt Litauens.

Von Wilhelm Conrad Gomoll. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Boedecker, Berlin.

Über Wilnas Mauern wehen nun schon länger als ein Jahr die deutschen Farben. Ruhig fließt der Gang der Geschäfte, Verkehr flutet über die Straßen, und wer, vom Bahnhof kommend, den ein reiches, reges Leben erfüllt, heute die Stadt betritt, erhält nicht den Eindruck, daß er sich im Operationsgebiet, ja nicht einmal übermäßig weit hinter der deutschen Kampffront des Ostens befindet. Wer mit offenen Augen durch Wilna geht, kann aber doch merken, daß er mit Schritt und Tritt die Erde fremden Landes unter seinen Füßen hat. Rußland ist es, ja, man möchte sagen das ausgesprochenste Halbasien, das der alten litauischen Hauptstadt das eigentliche Gepräge aufdrücken konnte. Man wandert über elendes Straßenpflaster, stolpert über Fahrdämme, deren spitze und runde Kopfsteine bunt durcheinandergewürfelt dem verwöhnten deutschen Fuß keine Freude geben. Über Bürgersteige stampft man vorwärts, neben denen sich die offenen Abwasserrinnen hinziehen, und wer nicht achtsam die Füße setzt, kommt in Gefahr zu stolpern, denn die Steige sind Wege aus morschen Brettern. Rußland, das nicht nur seine Städte aus Holz aufbaut, pflastert auch zum großen Teil seine Straßen mit dem Reichtum, den die Wälder dem Lande überall geben.

Wilna ist wie Lodz, ja wie zum größten Teil auch Warschau und die andern großen Städte in dem von uns besetzten Gebiet Litauens und Polens ein Reich der Gegensätze. Überall stößt Polentum und Judentum in scharfer Begrenzung aufeinander, während das litauische Element so gut wie ganz in der Masse des bewegten Lebens verschwand. In der Gestaltenfülle, die tagein, tagaus an den Augen kaleidoskopartig vorüberzieht, wird, was litauisch ist, nur still, fast bedeutungslos mit fortgetragen.

Man sieht überall Juden, die auch in Wilna die breite Masse des Mittelstandes und des Proletariats darstellen, die im lebhaften Getriebe ihrer unruhevollen Handelstätigkeit in schmutziger Kleidung über die Straßen hasten — eine Kleidung, die unsern Abscheu erregt, und aus der sie nur für die Stunden des

Schabbesfestes hinauszuschlüpfen scheinen — Juden! Auf der Hauptstraße, dem Georgsprospekt, findet man sie ebenso wie in der innern, engen Handelstadt, die sich um den großen Marktplatz, auf dem das Deutsche Theater steht, aufgebaut hat. Dort jedoch leben sie im Übergewicht. Das Gettoviertel schickt sie aus, es ist so, als ob sie von seinem Zentrum in die Stadt hineingestrahlt werden, die sie durchfluten und bis in die entlegensten Winkel mit ihren ebenso merkwürdigen, schmutzigen wie ehrbaren Gestalten erfüllen. Freilich, es ist nicht mehr der charaktervolle Typus des Ostjudentums, wie wir ihn in der Zeit des großen Vormarsches immer wieder in der kleinen polnischen Stadt fanden, die hinter unsere Linie gerückt wurde, es ist auch nicht der noch viel stärker ausgeprägte Typus Galiziens, der uns in Tausenden von Charakterköpfen während der Zeit der großen Offensive nach der Schlacht von Gorlice — Tarnow immer wieder begegnete. Alles ist in Wilna verwischter, fast möchte ich sagen charakterloser geworden, denn wenngleich man auch dort noch einem Patriarchen in Lumpenkleidern begegnen kann, dessen Kopf von langen Locken umwallt ist, dessen Gesicht von einem grauweißen Mosesbart umrahmt wird, so ist es doch nicht der rassige Menschenschlag, der uns zuvor in einer eindruckstarken, geradezu überlegenen Geschlossenheit der äußeren Erscheinung entgegenkam.

Wer in Wilna Männer des Ostjudentums sehen will, muß sich schon tief in die eng zusammengedrängte Gettostadt hineinwagen. Ganz gewiß, es ist ein Wagnis, diese Gassen zu betreten, sich durch die schmalen Häuserzeilen zwischen wimmelnden schmutzigen Menschenmassen hindurchzuwinden. Vor niederen Türen sitzen Männer und Frauen, Mädchen, junge Burschen und Kinder in fetzigen Kleidern, in Lumpenröcken, deren Berührung wahrlich nicht zu empfehlen ist. Nur wer die ersten Eindrücke zu überwinden vermag und vom Rand des Gettos tiefer gegen den Kern dieses Stadtteils vordringt, den die Synagoge, ein altehrwürdiges Gotteshaus, bildet, kann auf seine Kosten kommen. Er wird oft staunend stehenbleiben, irgendein sonderbares Bild in sich aufnehmen und damit einen Ausschnitt aus der uns so fremden, so fernstehenden Welt der russischen Städte, des Ostjudentumes, der Kulturlosigkeit Halbasiens erfassen. Verkommene Häuser, verwitterte Steinfassaden tragen über Höhlenöffnungen, die Ladeneingänge sind, Schilder mit den merkwürdigsten Aufschriften. Unserer deutschen Sprache geht es oft dabei sehr schlecht. So wie sie im Jargon, im „Jiddischen" — das nicht nur die Muttersprache all dieser Menschen, sondern eigentlich weit mehr eine über die ganze Welt verbreitete Nationalitätensprache des Ostjudentums ist — mißhandelt wird, ergeht es ihr auch auf den Reklameschildern, die überall an den Hausfronten kleben: sie, unser köstliches Gut, wird geschunden, als ob sie Raubrittern in die Hände gefallen sei.

Uns Westländer berühren die Bilder der Wilnaer Straßen heute nicht mehr so merkwürdig, weil, soweit es unsere Feldgrauen betrifft, die Augen im Verlauf der Kriegsjahre in Polen und Rußland schon zu viel davon gesehen haben. Nur einzelne Gruppen heben sich immer wieder aus der Masse heraus. Die Gestalten der Rabbiner sind es, die würdevoll durch die Menge schreiten, wenn sie zur Synagoge oder zu den Bethäusern gehen, oder Männer, die mit scharfen Blicken die Schätze der jüdischen Antiquare durchprüfen und die Zustände abseits vom Gassengewühl der Fleischmarkt- und Glasstraße, wo in Schmutzwinkeln sich zwischen engen Häusermauern Ladentüren öffnen, vor denen handeltreibende Frauen und Männer zwischen einem Wirrwarr von Kram auf Käufer warten. Dort heften sich die Blicke fest, um sich Ausschnitte aus diesen Lebensbezirken einzuprägen, und aus dem Erfassen des dort herrschenden kulturellen Tiefstandes erwächst das Erkennen der Werte, die im Vaterlande meist mit Selbstverständlichkeit entgegengenommen wurden.

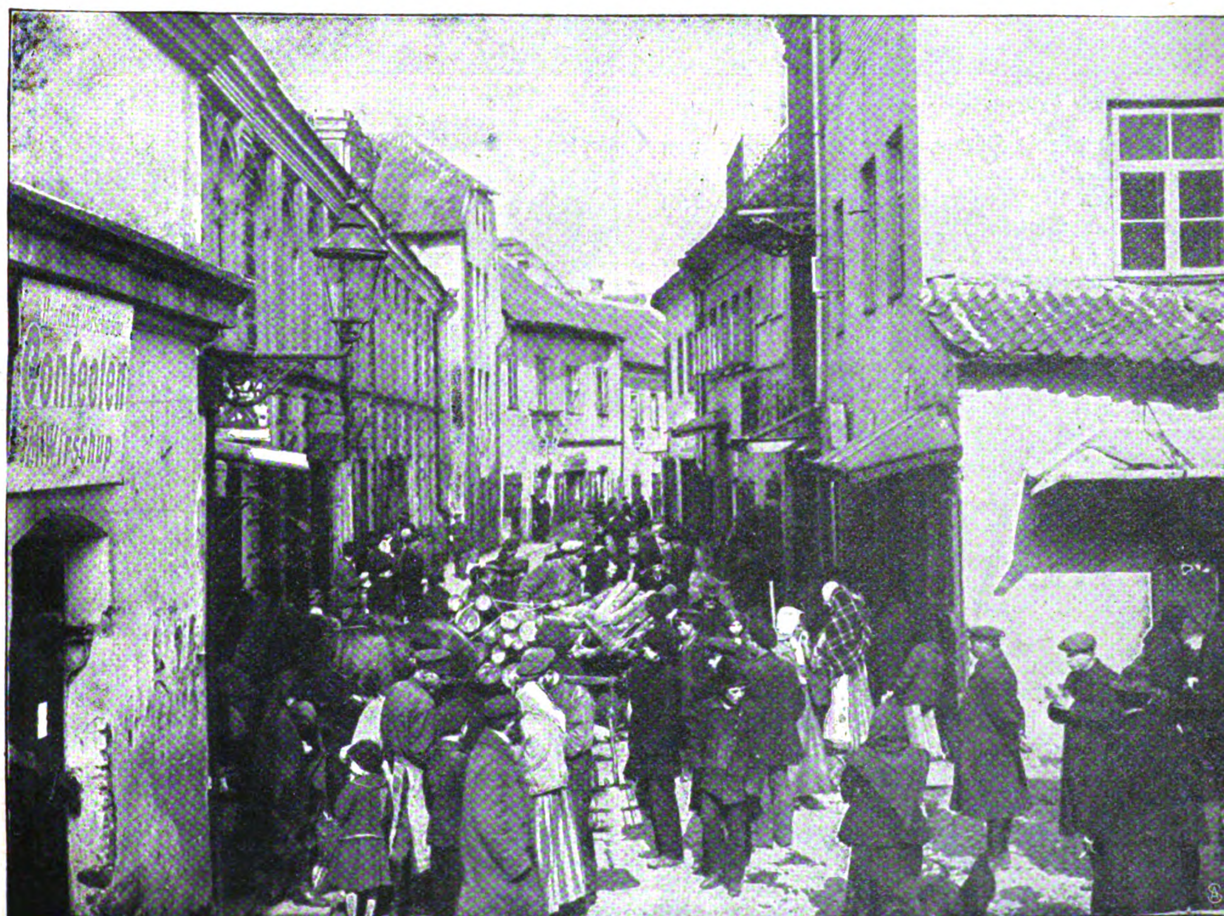
Aber diese jüdische Gettostadt allein ist nicht Wilna. Weniger lärmend drängt sich das Polentum und der Bestand der litauischen Volkselemente hervor, und was Wilna, die Stadt, wenn man so sagen will, schön macht, ist gerade ihr Besitz an christlichen Kirchen. Wohin man sieht, erhebt sich eines dieser Gotteshäuser, schöne barock gezierte Bauten mit massigen Türmen, mit vielen Türmchen, Giebeln und Dachreitern. Hohe Hallen öffnen sich dem Eintretenden, so daß das Auge durch stilldämmerige Räume schweifen kann, die Altäre abschließen, deren Schönheit in einzelnen Fällen in hohem Maße bestrickt. Am Ende der Georgstraße steht die alte Kathedrale des heiligen Stanislaus, deren älteste Teile aus dem 14. Jahrhundert stammen sollen. Sechs mächtige Säulen in dorischem Stil bilden den Portikus; im Giebelfeld ist plastisch das Opfer Noahs dargestellt, und die Statuen der heiligen Hellena und des heiligen Stanislaus und Wladimir schauen mächtig auf die Stadt herab. Die Kathedrale ist die Kirche der silbernen Standbilder der Könige und Königinnen, die einst über Polen geherrscht haben; sie umgeben das Grab, den Sarg des heiligen Kasimir, der dort in einer barocken Marmorkapelle, einem Ort der Anbetung, aufgestellt ist.

An diese Kirche knüpft die Geschichte Litauens an. Der Name des Großfürsten Witowd hängt mit ihr zusammen, und viele Grabmonumente von Mitgliedern alter berühmter litauischer und polnischer Familien weisen darauf hin, welche Bedeutung das Gotteshaus im Volke hat. Neben dieser Kathedrale gibt es dann aber noch ein hohes Heiligtum in Wilna: die Oßtra-Brama-Kapelle mit dem wundertätigen silbernen Bildnis der heiligen Mutter Gottes, vor der an den großen Festtagen des Jahres Tausende von Menschen die Knie beugen, vor der an jedem Tag auf der Gasse vor der Kirche die frommen Beter liegen und jeder Vorübergehende andachtsvoll den Kopf entblößt. Litauer, Pole, Russe, ja sogar der jüdische Kutscher, der durch den Torbogen der Kapelle vorüberfährt, zieht still den Hut vor diesem Heiligtum, und manchen unserer Feldgrauen sah ich mit der Feldmütze in der Hand in stillem Gebet mitten unter den Landeseinwohnern knien. Die heilige Madonna der Oßtra-Brama-Kapelle steht im Ansehen der schwarzen Madonna in Czenstochau gleich, und ich bekenne, daß in den Stunden der Andacht, wenn sich die Glasflügeltüren vor dem Heiligtum nach der Straße hin öffnen, wenn Kerzen das Bild umstrahlen und der Gesang der Gläubigen aus der Kapelle herausschallt, eine tief greifende Feierlichkeit auf die schmale Gasse hinausdringt.

Wilnas Kirchen! Wer ihre Schönheit im Stadtbilde recht genießen will, muß auf die Hügel gehen, die die Stadt umkränzen. Man steigt durch Grün hinauf auf den Schloßberg, zu den Resten von Gedimins Burg, wo jetzt vom Turme die schwarzweißrote Fahne mit einer wundervollen Majestät durch die Luft flattert. Von dort kann das Auge schweifen über schwarze,



Das Deutsche Theater in Wilna, das vor 105 Jahren schon von Napoleon besucht wurde.



Blick in die Fleischmarktgasse zu Wilna.



Typisches russisches Lohnfuhrwerk am Theaterplatz in Wilna

rostbraune und altrote Dächer, über ein Gewirr von Giebeln, das überkrönt wird von formenschönen Türmen. Unten zu Füßen liegt massig die Kathedrale mit dem davor stehenden Glockenturm und dahinter, in kurzen Spannen eng gestaffelt, all die anderen Gotteshäuser, über dreißig an der Zahl, die das Bild der Stadt ganz wunderbar beleben: Die Johanniskirche und der schöne gotische Bau von St. Annen, die Nikolaus- und Pretschistenskij-Kathedrale, die russische orthodoxe Romanow-Kirche mit goldenen Zwiebelkuppeln, die Kirchen des heiligen Bernhard und Franziskus. Gar mancher altgeschichtliche Name hängt mit diesen Bauten zusammen. Großfürst Wladislaw Jagiello, der 1368 König von Polen wurde, der 1387 das Christentum einführte, tat viel für die Stadt, die in den Zeiten des frühen Mittelalters ein Platz heidnischer Gottesverehrung gewesen ist, und die am Fuße des Hügels, auf dem Großfürst Gedimin von Litauen seine Burg erbaute, ein heiliges Feuer unterhalten hat.

Litauens Größe und Glanzzeit sind lange vorüber. Werden sie noch einmal neu erstehen? . . . Wilna, die alte Hauptstadt, hat sich ausgebaut, ist groß und weitläufig geworden. Gelegentlich sieht man in ihren Straßen junge Mädchen noch im Schmuck der sonntäglichen Volkstracht, in bunten, fußfreien Röckchen, mit dem gezierten Samtmieder und vielen farbigen Bändern von der Schulter hängend. Und litauische Handelsleute kommen aus den Dörfern in die Stadt, wandeln mit Kiepen auf dem Markt herum, nehmen sich schnurrig aus in den dicken Hammelpelzen, Schirmmützen und



Litauischer Bauer in den Straßen Wilnas.